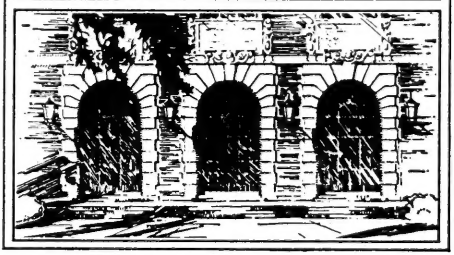
Ludwig Wolff

GESAMMELTE WERKE

I

LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS
AT URBANA-CHAMPAIGN

834W8325
I1925
v.1



3 Bde. Lpz. —

Ludwig Wolff

Werke

Ludwig Wolff

GESAMMELTE WERKE

ERSTER BAND

*

Die Spieler

*

Die Kwannon
von Okadera

VERLAG ULLSTEIN / BERLIN

Alle Rechte vorbehalten
Die Spieler: Copyright 1918 by Ullstein & Co., Berlin
Die Kwannon von Okadera: Copyright 1920 by Ullstein & Co., Berlin

834 W8325
I 1925
v. 1

Inhaltsverzeichnis

Erster Band

Die Spieler 1
Die Kwannon von Okadera 357

Zweiter Band

Der Sohn des Hannibal 555
Prinzessin Suwarin 733

Dritter Band

Dr. Bessels Verwandlung 955
Garragan 1209

Germ

Gesamt-Ausgaben

Goethe

Sämtliche Werke in 20 Bänden
Pandora-Ausgabe

Mit einem Vorspruch von Gerhart Hauptmann und Einleitungen von Dichtern der Gegenwart. Gesamteinleitung: Georg Simmel: Werte des Goetheschen Lebens. Einführungen zu den einzelnen Bänden: Cäsar Flaischlen: Zu Goethes Lyrik / Hugo von Hofmannsthal: Goethes Westöstlicher Diwan / Wilhelm von Scholz: Goethes Epen / Herbert Eulenberg: Goethes Jugenddramen / Paul Ernst: Von Goetz zur Iphigenie / Ernst Hardt: Die Dramen des reifen Goethe / Hugo von Hofmannsthal: Goethes Opern und Singspiele / Max Dessoir: Goethes Faust / Hermann Bahr: Goethes Jugendprosa / Jakob Wassermann: Goethes kleinere Erzählungen / Hermann Hesse: Wilhelm Meisters Lehrjahre / Bruno Wille: Wilhelm Meisters Wanderjahre / Wilhelm Hegeler: Goethes Dichtung und Wahrheit / Curt Noch: Der Weg zu den Tag- und Jahresheften / Karl Scheffler: Goethes Reise nach Italien / Martin Wackernagel: Goethes Künstlerbiographien / Paul Wiegler: Goethes Literaturkritik / Wilhelm Ostwald: Goethe und die Naturwissenschaft

Die dichterischen Werke
in Halbleinen 66 Mark, in Halbleder 90 Mark
Die biographischen, kritischen und naturwissenschaftlichen
Werke in Halbleinen 48 Mark, in Halbleder 64 Mark

*

Theodor Storm

Sämtliche Werke in 5 Bänden

Neue Ausgabe, herausgegeben von Paul Wiegler

Aus der beschaulichen Ruhe der weiten, norddeutschen Ebene steigen die Gestalten Theodor Storms mit ihren merkwürdigen, erschütternden Schicksalen, oft geheimnisvoll und schwer sich losringend aus ihrer Umgebung, oft von überquellendem, gesundem Lachen erfüllt. Mit tiefster Innigkeit gibt der Dichter in ihnen ein immer neues Bild von deutschem Wesen und deutscher Heimat. Eine Novelle von Theodor Storm ist in unserer schnell lebenden, gehetzten Zeit die schönste, genußreichste Erholung.

In Halbleinen 22,50 Mark, in Halbleder 30 Mark

Verlag Ullstein / Berlin

Die Spieler

Roman

von

Ludwig Wolff

Im Verlag Ullstein · Berlin

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.
Copyright 1918 by Ullstein & Co., Berlin.
Printed in Germany

I

Löcknitz hatte keine Spielmarken mehr vor sich liegen. Er griff gewohnheitsmäßig nach seiner Brieftasche und ließ die Hand auf halbem Weg wieder sinken. Er erinnerte sich, daß er kein Geld besaß. Der Bankhalter, ein dicker, schwitzender Rumäne, der bei irgendeiner Gelegenheit das linke Ohrläppchen eingebüßt hatte, rief mit heiserer Stimme: „Faites vos jeux!"

Löcknitz musterte mit einem schnellen, mißtrauischen Blick die Anwesenden, die im tadellosen Abendanzug ruhig und beherrscht um den Tisch herumsaßen, und machte ein hochmütiges Gesicht. Es war niemand da, dem er die Ehre erweisen wollte, ihm auszuhelfen. Er lehnte sich in seinem Sessel zurück, steckte die Daumen in die Westentaschen und fühlte etwas zwischen seinen Fingern knistern. Er zog den Schein aus der Tasche und betrachtete ihn mit Erstaunen. Es war eine englische Pfundnote. Wie kam dieses Geld zu ihm? Wie lange ruhte es schon unbeachtet in seiner Tasche?

Er hielt den Schein prüfend in der Hand und überlegte einige Sekunden, ehe er ihn, fast gegen seinen Willen, auf den Tisch warf.

Der dicke Rumäne rief: „Messieurs, le jeu est fait."

Die Bank gewann.

Löcknitz blickte seiner Pfundnote mit Bedauern nach. Ich hätte in den Klub Molière oder in die Rue Vivienne gehen sollen, dachte er und blieb zwecklos beim Tisch sitzen.

„Sie spielen nicht mehr?" fragte leise sein Nachbar, der junge Vicomte de Launay.

„Nein. Ich bin nicht in Form." Seit einer Woche verfolgte ihn das Pech. Er verlor unablässig. Beim Rennen und im Spiel. Heute war der Zusammenbruch.

Den nächsten Schlag verlor die Bank. Warum habe ich nicht eine halbe Minute gewartet? fragte sich Löcknitz vorwurfsvoll.

Sechsmal nacheinander verlor die Bank. Dem dicken Rumänen floß der Schweiß über die Stirn.

Löcknitz stand auf und ging langsam in das Nebenzimmer. Hier war es still und einsam. Man hörte nur gedämpft das Klappern der Spielmarken. Er setzte sich in einen bequemen Ledersessel und kreuzte die Beine. Ein alter Diener, der wie ein enterbter Marquis aussah, kam lautlos heran und fragte nach seinen Wünschen.

„Nein, danke. Aber wenn Sie mir ein Glas Eiswasser bringen wollen —"

Eine ausgezeichnete Livree, dachte er und blickte dem Diener nach. Schwarz mit silbernen Knöpfen. Merkwürdig war es immerhin, die preußischen Farben hier in einem Spielklub der Rue du Quatre-Septembre zu finden. Aber Geschmack hatten die Leute, das war nicht zu leugnen. Er zündete sich eine Zigarette an und betrachtete beifällig das Zimmer, in dem er saß.

Der Diener brachte das Wasser.

Was jetzt? fragte sich Löcknitz. Das Rennen ist verloren. Er war vollkommen niedergebrochen. Er besaß nicht das kleinste Stückchen Kupfer, Nickel, Silber oder Gold, das in irgendeinem Land als Geld betrachtet wurde.

Eine unwiderstehliche Lachlust überfiel ihn und schüttelte seine Schultern. Toll, einfach toll. Hier saß Albrecht von Löcknitz in der bitteren Fremde, im Herzen von Paris, ohne Freund, verlassen, zurückgeblieben, abgeschnitten, und hatte keinen Pfennig in der Tasche. Es war wirklich zum Totlachen. Aber schließlich mußte etwas geschehen. Mit dem Lachen allein kam man nicht weiter. Die Sache lag so, daß ihm mit ein paar hundert Franken nicht gedient war, denn die Pechsträhne konnte noch einige Tage andauern. Rätselhaft eigentlich, daß er sich mit zweitausend Mark fünf Jahre lang über Wasser gehalten hatte. So lange war es her, daß sie ihn aus Berlin fortgeschickt hatten. Und in diesen fünf Jahren hatte er eigentlich immer ganz anständig gelebt. Bis auf die allerletzten Wochen. Die waren bescheiden.

Wer konnte ihm mit einem größeren Betrag aushelfen? Er dachte eine Sekunde lang an seine harte Frau, die in Berlin ihr Geld hütete, aber den Triumph, daß er als Bittsteller zu ihr kam, gönnte er ihr nicht. Lieber verrecken. Sein ältester Bruder war ein armer Kerl, der auf der väterlichen Klitsche

in Kleinrüdde saß und mit Wind und Sonne um jede Mark rang. Sein jüngster Bruder, der im Auswärtigen Amt Berichte abschrieb und, gestützt auf die Mitgift seiner reichen Frau, in sittlicher Würde strahlte, kam nicht in Betracht. Niemand von der Berliner Bande kam in Betracht.

Vielleicht war Miersdorf noch in Paris. Er war dem alten Regimentskameraden in Maisons-Lafitte begegnet und hatte eine Nacht mit ihm durchgebummelt. Miersdorf würde helfen, ohne Vorwürfe und Sonntagspredigt.

Löcknitz sprang auf und sah auf die Uhr. Mitternacht vorbei. Er holte Stock und Überzieher aus der Garderobe und schritt die schöne, breite Treppe hinab. Der Türhüter fragte verbindlich: „Wünscht der Herr Baron ein Auto?"

„Nein, danke," antwortete Löcknitz und mußte wieder lachen.

Er ging eilig zum Opernplatz und bog in den Boulevard des Capucines ein. Die Nacht war schwül und bedrückend, obwohl man schon im September war. Dick und schwer stand die Luft. Um die Bogenlampen herum flimmerte der Staub. Die Bäume sahen welk und frühgealtert aus. Auf der Straße war noch wildes Leben. Die Zeitungsverkäufer heulten mit dem letzten Rest ihrer Stimme. Vor den Kaffeehäusern saßen viele Leute, bewegten gleich Puppen die Arme und hatten sich endlos zu erzählen. Wie in einem Vogelkäfig ist es, dachte Löcknitz und ließ das eintönige Plätschern des französischen Redestroms über seinem Kopf zusammenschlagen.

Wenn Miersdorf noch hier war, so mußte man ihn irgendwo zwischen Opernplatz und Madeleine finden. Weiter hinaus kam er nicht. Löcknitz ging in die Taverne Olympia und hielt Umschau. Kein Miersdorf. Löcknitz trat wieder auf die Straße und schritt langsamer als zuvor dahin. Eine matte Mutlosigkeit überfiel ihn. Er hatte einen Augenblick lang das Gefühl, als steckte eine Gräte in seinem Hals. Aber das kam wohl nur von der verdammten Luft her. Rätselhafte Gerüche krochen aus den Kellerluken hervor und vermischten sich mit den Benzindämpfen. Auf den Pferdeabfällen saßen mitternächtige Großstadtfliegen und nahmen nachher an den Kaffeehaustischen Platz. In Berlin ging hinter jedem Gaul ein Mann mit einem Besen einher. Die Kanäle hauchten Tod und Verderben aus. Unter der glänzenden Straße lagen wohl tote Ratten. Kein Zweifel, Paris stank. Paris glich einer wunderschönen Frau, deren Zähne vernachlässigt sind.

Alles Schwindel, sagte sich Löcknitz und lächelte überlegen. Wenn ich gewonnen hätte, würde mich nichts von alldem stören.

Weil ich die Stadt nicht erobern kann, mißfällt sie dem geschlagenen Mann.

Er kam bis zum Madeleine-Platz und trat bei Lucas le Grand ein. Auch hier war Miersdorf nicht. Der Mann war offenbar schon wieder in Berlin. Es gab noch Leute, die ruhig nach Berlin fahren konnten, wenn sie Paris satt hatten. Schließlich hinderte auch Löcknitz nichts, in die Heimat zurückzukehren. Er hatte nichts begangen, was ihn von Berlin ausschloß. Seine Hände waren rein. Die gute Familie wünschte ihn fernzuhalten; schön, das war aber auch alles. Er hatte keinen Grund, auf diese eigensüchtigen Wünsche Rücksicht zu nehmen. Er konnte allen Menschen frei ins Auge blicken. Es gab kein Hindernis, außer dem Reisegeld, das wohl irgendwie aufzutreiben sein würde. Wenn Miersdorf doch noch hier sein sollte — er beschloß, morgen in seinem Hotel nachzufragen —, so wollte er ihn um nichts anderes bitten als um eine Fahrkarte nach Berlin.

Mit diesen Gedanken ging Löcknitz im Kreis um die Madeleine-Kirche herum, wie ein Posten, der ein Pulvermagazin zu bewachen hat. Eine geheimnisvolle, unerklärliche Sehnsucht nach der Heimat hatte sich seit einer halben Stunde in seinem Gehirn festgesetzt. Man mußte irgendwo wurzeln und väterlichen Boden unter den Füßen haben. Man konnte nicht in der Luft baumeln und sein Leben lang den Weltbürger spielen, zumal wenn man auf Spiel und Wette angewiesen war. Als eine Torheit sondergleichen erschien es ihm, daß er sich damals von Berlin hatte wegjagen lassen. Schade um die fünf Jahre.

Er blieb vor dem Lavoisier-Denkmal stehen und betrachtete mit stumpfen Augen die Statue. „Katzenjammer, Monsieur," sagte er halblaut und lächelte höhnisch. Er wußte augenblicklich nicht, wer der Mann war, mit dem er sich über sein Heimweh unterhielt. Wie dumm, daß ihm die Sache mit Berlin erst heute nacht eingefallen war und nicht schon gestern abend oder heute früh. Da besaß er noch Geld genug, um mit Anstand abfahren zu können. Zu spät werden die Phryger klug. Er hätte sich am liebsten, wie er stand und ging, in Frack und Lack, in den Eisenbahnwagen gesetzt, aber jetzt fuhr kein Zug, und am Schalter mußte man bares Geld hinlegen.

Er bog in die Rue d'Anjou ein, in der das kleine Hotel stand, das er seit einiger Zeit aus Ersparnisrücksichten bewohnte. Wie haßte er dieses Haus! Hier wohnten neben dem

Rittmeister Albrecht von Löcknitz Clowns, Ringkämpfer, Jockeis ohne Erfolg, Tänzerinnen, wurmstichige Engländer, die dunkle Geschäfte betrieben, alleinstehende Frauen aus aller Herren Ländern und verwegene Abenteurer ohne Beruf und ohne Vaterland. Er wagte nicht, in diese bunte Herberge einzutreten, so sehr fürchtete er plötzlich den faden, süßen Geruch, der alle Gänge und Zimmer erfüllte, der Wäsche und Kleider durchdrang und nie mehr zu vertreiben war. Er ging unschlüssig vor dem Haus auf und ab und spann seine Gedanken weiter. Es handelte sich nur darum, die paar lächerlichen Franken für die Fahrkarte aufzutreiben; alles andere würde sich finden. Er kam freilich als Bettler vor die Tür seiner Frau. Er sah ihr stolzes, abweisendes Gesicht, die kühlen, grauen Augen, die schmalen Lippen, die nie lachten. Ach, warum konnte Agnes Löcknitz nicht lachen! Sein ganzes Leben wäre anders verlaufen, und auch das ihre. Er stünde jetzt nicht hier, in der Rue d'Anjou, vor einem schäbigen und verdächtigen Gasthof, der sein Heim war.

Ein Wagen rollte durch die Straße und hielt vor dem Hotel. Eine Dame, in großem Abendanzug, stieg aus, entlohnte den Kutscher und grüßte freundlich, als sie Löcknitz erkannte:

„Guten Abend, Herr Baron."

„Guten Abend, Frau Gräfin."

Sie trat zu ihm und reichte ihm die Hand. „Was machen Sie hier, lieber Baron? Spielen Sie Detektiv?" Ihr Mund verzog sich zu einem mühsamen Lächeln.

„Nein, Frau Gräfin, ich genieße die herrliche Nachtluft und fürchte mich vor meinem Zimmer."

Ihr Lächeln erlosch. Sie betrachtete voll Widerwillen das düstere Haus und zog den dünnen Abendmantel fester um ihren entblößten Hals, als fröstelte sie plötzlich. „Was wollen Sie sagen, lieber Freund! Ich wohne hier seit meiner Jugend und komme nie mehr heraus. Wenn ich besonderes Glück habe, wird es mir sogar vergönnt sein, auch hier zu sterben."

Sie schämte sich ihrer mutlosen Stimmung und schlug unvermittelt wieder einen heiteren Ton an. „Diese Hitze ist wirklich unerträglich. Man könnte glauben, im Juli und nicht im September zu sein. Ich bin leider zu früh nach Paris zurückgekehrt. Ich hätte noch am Meer bleiben sollen."

„Wo waren Sie, Gräfin?"

„In Dinard."

Dann standen sie eine Weile nebeneinander und wagten nicht, Abschied zu nehmen.

„Wir können schließlich nicht bis zum ersten Schnee hier stehen bleiben", sagte die Gräfin ein wenig spöttisch.

„Nein, das wird kaum möglich sein."

„Wollen Sie eine Tasse Tee bei mir trinken, lieber Baron? Ich möchte noch ein bißchen plaudern."

„Gern, Gräfin, aber es muß wohl nicht gerade Tee sein?"

Sie lächelte und zeigte ihre schönen, starken Zähne. „Nein, es muß nicht Tee sein. Das war nur so eine Redensart, wie sie in der guten Gesellschaft üblich ist, zu der wir doch gehören. Oder nicht?"

Sie traten in das Hotel.

Die Gräfin bewohnte zwei kleine Zimmer, von denen das eine als Salon, das andere als Schlafraum diente.

„Bitte, nehmen Sie Platz, lieber Baron, und entschuldigen Sie mich eine halbe Sekunde lang."

Löcknitz hatte seine Gangnachbarin zufällig kennen gelernt und einigemal belanglose Gespräche mit ihr geführt. Sie lebte still und bescheiden, empfing nie einen Besuch bei sich, blieb immer große Dame und hielt krampfhaft an ihrem Rang fest. Niemand wußte, was sie trieb und wovon sie lebte, aber jeder dachte sich seinen Teil. Sie war Schwedin und nannte sich Gräfin Söderblom. Vielleicht hieß sie wirklich so. Es gab Gräfinnen jeglicher Art. Und was gilt der Adel, wenn man in einem kleinen zweideutigen Hotel der Rue d'Anjou wohnen muß?

Löcknitz betrachtete ein Bild in silbernem Rahmen, das auf dem Schreibtisch stand. Es war ein wunderschönes junges Mädchen, das mit strahlenden Augen in die Welt sah. Unter dem Bild war zu lesen: „And forget me, for I can never be thine."

Die Gräfin kehrte zurück. Sie hatte ihr Gesicht frisch gepudert. „Ein schönes Kind, nicht wahr?" sagte sie freundlich.

„Entzückend", stimmte ihr Löcknitz begeistert zu.

„Denken Sie nur, das soll ich einmal gewesen sein, lieber Baron."

Er stellte das Bild verlegen zurück und wagte keine Antwort.

Die Gräfin näherte sich den Vierzig und führte einen verzweifelten Kampf gegen das Altwerden, der ohne Hoffnung war. Sie hatte müde Augen und einen welken Mund, nur ihr Haar, das wie eine goldbraune Krone leuchtete, war merkwürdig jung geblieben. „Darf ich Ihnen ein Gläschen Aquavit anbieten, lieber Freund, da Sie doch meinen Tee verschmäht haben?"

„Besten Dank, Gräfin. Alkohol ist manchmal ganz gut und erleichtert das ‚forget me'."

Er fühlte, daß er etwas Unpassendes gesagt hatte, und verbesserte sich: „Ein jeder trägt Dinge mit sich herum, die er gern vergessen möchte."

„Nichts läßt sich vergessen", antwortete sie sachlich und schenkte zwei Gläschen voll.

„Skal."

„Skal."

„Sie können ruhig rauchen, lieber Freund. Ich rauche auch."

Sie zündeten Zigaretten an und blickten den Rauchwölkchen nach.

Ein irrsinniger Gedanke hatte Löcknitz gepackt und ließ ihn nicht mehr los. Es handelte sich um die Fahrkarte nach Berlin. Er versuchte schamvoll, den lästigen Gedanken abzuschütteln, und mußte alle Kraft zusammennehmen, um ihn nicht zu Worten werden zu lassen. Es war ganz still in dem kleinen Zimmer. Von irgendwoher kam ein gedämpftes, lüsternes Frauenlachen.

„Wir wollten plaudern," meinte die Gräfin, „und nun sitzen wir hier wie zwei Trappisten."

„Was haben sich zwei kluge Menschen — gestatten Sie, daß ich mich auch dazu rechne — überhaupt zu sagen? Alles ist schon gesagt worden."

„Sie haben vollkommen recht, lieber Baron. Die meisten Worte sind so abgenützt und beschmutzt, daß man sich scheut, sie in den Mund zu nehmen."

„Wir greifen auch nach dem Geld, das durch hundert kranke oder unsaubere Hände gegangen ist."

Nach einer Weile sagte sie: „Man ist wie ein Uhrwerk, das aufgezogen wird und geht, ohne zu wissen, warum."

„Auch das ist schon gesagt worden, Gräfin. Ich glaube von Schopenhauer oder irgendeinem andern weisen Mann, der keine Sorgen gehabt hat."

Sie machte eine mutlose Gebärde. „Es ist offenbar wirklich so, daß Gespräche durchaus überflüssig sind. Also trinken wir noch ein Gläschen Aquavit. Skal."

Sie sanken wieder in ihr Schweigen zurück. Löcknitz konnte seine Blicke von dem Bild des schönen jungen Mädchens nicht abwenden, dessen Augen ihn verfolgten. Er verglich die Gräfin mit ihrem Jugendbild und hatte ein Gefühl unnützen Mitleids.

Die Turmuhren schlugen, nah und fern, dumpf und hell. Zwei Uhr. Es wäre Zeit, schlafen zu gehen. Morgen war ein

heißer Tag. Löcknitz hatte nicht die Kraft, aufzustehen und Gute Nacht zu sagen.

Eine Stimme, seltsam verdünnt und körperlos, drang plötzlich zu ihm. „Wissen Sie, lieber Baron, warum ich Sie eigentlich in meine fürstliche Wohnung gelockt habe?"

Er sah sie fragend an.

Ihre Stimme wurde hart und entschlossen, sprang gleichsam in eiskaltes Wasser. „Ich wollte Sie bitten, mir fünf Louis zu leihen. Ich bin augenblicklich in Verlegenheit."

Er begann, krampfhaft zu lachen. Es war vergebens, sich gegen diese unbezwingliche Lachlust zu wehren. „Verzeihen Sie meine Ungezogenheit, Gräfin", sagte er mühsam. „Es geht über meine Kraft. Wissen Sie, warum ich Ihrer freundlichen Einladung Folge geleistet habe?"

Sie saß regungslos da.

„Ich wollte Sie bitten, liebe Frau Gräfin, mir zehn Louis zu leihen."

Nun lachten sie beide. Wie Irrsinnige. Das junge Mädchen im Silberrahmen schien mitzulachen.

„Ach, wie gern hätte ich Ihnen geholfen, lieber Freund", sagte sie, mütterlich und gerührt.

„Nicht so gern wie ich Ihnen, Gräfin."

Sie stand auf und trat zum Fenster. Man konnte einen kleinen, schmutzigen Hof und ein Stückchen Himmel mit blassen, müden Sternen sehen. Sie kehrte zum Tisch zurück und sagte verzweifelt: „Wie traurig ist das alles!"

„Nein, Gräfin, lustig ist es, fabelhaft lustig. Wir werden immer lachen müssen, wenn wir uns später einmal an diesen schönen Abend erinnern."

„Später? Ich bin heute schon eine alte Frau."

„Ich bin auch kein Jüngling mehr. Ich trage dreiundvierzig Jahre auf dem Rücken, von denen fünf richtige Kriegsjahre waren."

Sie betrachtete ihn ungläubig. „Ich hätte Sie für einen Dreißiger gehalten."

„Sie sind zu nachsichtig, Gräfin", erwiderte er und küßte ihre Hand.

Sie raffte sich zusammen und sagte, fast heiter und liebenswürdig: „Es freut mich nur, lieber Baron, daß wir immerhin ein annähernd originelles Gespräch geführt haben."

„So daß wir jetzt beruhigt schlafen gehen können", ergänzte er. „Gute Nacht, Frau Gräfin."

„Gute Nacht, Herr Baron."

Er ging in sein Zimmer. Es roch nach Schminke, nach verbrannten Haaren und ranzigen Parfüms. Er riß wütend das geschlossene Fenster auf und schimpfte leise vor sich hin: „Die Brüder fürchten sich vor der Luft!“

Dann begann er sich langsam auszukleiden und ließ die Ereignisse des Tages vorbeiziehen. Morgen fahre ich nach Berlin. Übermorgen bin ich in Berlin. Allerdings, das Geld für die Fahrkarte? Ach Gott, das wird sich alles finden. Nur jetzt nicht denken. Schlafen! Schlafen! Er schüttelte die Sorgen wie lästige Fliegen ab und legte sich ins Bett.

Einen Augenblick lang sah er das schöne Mädchen wieder, das im Silberrahmen auf dem Schreibtisch der armen, alten Gräfin Söderblom stand. Wie junge Menschen es gab! Wenn man noch einmal so jung sein könnte! Es käme auf das gleiche heraus.

„And forget me“, murmelte er und schlief jählings ein.

II

Jemand klopfte an die Tür. Löcknitz fuhr auf und rief: „Herein! Die Tür ist nicht verschlossen!“

Ein Kellner trat ein, ein magerer Mensch mit frechen Augen und mit befleckter weißer Schürze.

„Was wünschen Sie?“

„Ein Brief ist für den Herrn gekommen.“

„Danke.“

„Und hier ist die Rechnung für den Herrn.“

„Schön. Legen Sie sie auf den Tisch.“

Der Kellner hielt das Papier zögernd in der Hand.

„Haben Sie noch irgendwelche Wünsche?“ fragte Löcknitz ungeduldig.

„Es ist in unserem Haus Brauch, daß die Rechnung jede Woche bezahlt wird, mein Herr“, antwortete der Jüngling hochmütig und schätzte in Gedanken den großen, gelben Lederkoffer ab, der in der Ecke stand.

„Was in Ihrer Herberge Brauch ist, ist mir vollkommen gleichgültig. Ich zahle, wenn es mir paßt. Verstanden? Und wenn Sie mich nochmals frühmorgens mit Ihrem dummen Wisch aufwecken, schieße ich. Merken Sie sich das gefälligst.“

Der Kellner legte die Rechnung auf den Tisch.

„Und jetzt verschwinden Sie, junger Mann, aber etwas plötzlich!"

Der freche Mensch zog sich vorsichtig zurück. Löcknitz überflog die Rechnung und hatte ein Gefühl des Unbehagens. Es war beschämend, daß er diese paar Franken nicht bezahlen konnte. Na, schlimmstenfalls schickte er das Geld aus Berlin. Plötzlich fiel ihm ein, daß dieser unverschämte Bengel jetzt wahrscheinlich zu der Gräfin Söderblom ging und die Bezahlung der Wochenrechnung verlangte. Deswegen hatte sie gestern um fünf Louis gebeten. Einem hilflosen, weiblichen Wesen gegenüber wird sich dieser Apache noch ganz anders aufführen als hier. Arme Frau! Er konnte ihr nicht helfen. Wie scheußlich war das alles!

Er betrachtete mißtrauisch den Brief, dessen Schriftzüge er nicht kannte. Wer schrieb ihm? Er riß den Umschlag auf und sah nach der Unterschrift. Nelly Hitchcock, die kleine Amerikanerin, die junge Dame mit den ungezählten Millionen.

„Ich bin morgen elf Uhr vormittags im Parc Monceau. Wenn es schön ist, bei Maupassant, wenn es regnet, im Museum Cernuschi. Kommen Sie, bitte. Nelly Hitchcock."

Er blickte zum Fenster hinaus. Ein silberblauer Himmel wölbte sich über Paris. Nelly hatte Glück, dachte er fröhlich. Es ist schön Wetter. Bei Regen hätte ich nicht zum Stelldichein kommen können, denn der Eintritt in das Museum Cernuschi kostete einen Frank. Wer besaß heutigentags einen überflüssigen Frank? Ja, er wollte in den Parc Monceau gehen. Er hatte Zeit genug. Sein Zug nach Berlin fuhr erst abends. Man durfte die kleine hübsche Nelly nicht kränken, denn sie liebte ihn ein bißchen, wie die Amerikanerinnen eben liebten: glühendkalt.

Er packte seinen Koffer und verschloß ihn. Wenn er genug Geld auftrieb, holte er ihn abends ab. Wenn nicht, dann ließ er ihn im Stich. Was lag an dem dummen Koffer? Morgen begann das neue Leben.

Mit dem Frühstück war es heute nichts. Er wollte das verdächtige Gesicht des ekelhaften Kellners nicht wieder sehen, aber wo stand geschrieben, daß man jeden Morgen frühstücken mußte? Er machte sich reisefertig, steckte in Voraussicht ungünstiger Ergebnisse Kamm und Zahnbürste in die Rocktasche und hielt eine letzte Umschau in dem vernachlässigten Zimmer mit den fleckigen Papiertapeten.

Bevor er den Gasthof verließ, beschloß er sich zu erkundigen, ob Miersdorf noch in Paris wäre. Er rief das prinzliche Hotel auf dem Vendômeplatz an, in dem der Freund abgestiegen war.

Nein, Graf Miersdorf war vorgestern abend nach Berlin gereist. „Vielen Dank, Schluß!" Eine Hoffnung war verschüttet. Schön, streichen und weitergehen.

Er trat auf die Straße und schritt auf den Boulevard Malesherbes zu. Er entschied sich, obwohl es noch nicht zehn Uhr war, nach dem Parc Monceau zu gehen und vorerst Nelly Hitchcock zu erledigen. Immer eins nach dem andern. Er hatte ein seltsames Gefühl der Leere und Körperlosigkeit, als er gemächlich über den Boulevard schlenderte. Es ging sich leicht, nur der Überzieher, den er für die Nachtfahrt mitgenommen hatte, war lästig. Denn daß er heut abend nach Berlin reiste, daran hielt er mit stählerner Energie fest. Nicht einen Tag länger durfte er zögern. Wie das gelobte Land, das die wunderbarsten Erfüllungen versprach, erschien ihm Berlin. Er besaß freilich die zweihundert Franken noch nicht, deren er bedurfte, um in das Land der Verheißung zu gelangen. Unter zweihundert Franken ging es nicht. Er begann zu rechnen. Die Fahrkarte, das Essen heut und morgen, und schließlich mußte er seiner Frau mindestens ein paar Blumen mitbringen, wenn er nach fünf Jahren heimkehrte. Zweihundert Franken waren unbedingt notwendig. Seinem ältesten Bruder Gerhard nach Kleinrüdde zu telegraphieren, ging nicht an. Erstens taten dem armen Kerl die paar Märker weh, zweitens käme das Geld zu spät an, und drittens stieß die Absendung der Depesche auf Schwierigkeiten, da er keinen Centime besaß. Man konnte sich auch an das Deutsche Konsulat oder noch besser an die Botschaft wenden. Dort saßen einige Herren, die ihn kannten. Ein guter Freund seines Bruders Kurt war auch da. Bei dem Gedanken an den Bittweg zur Botschaft begann er zu frösteln, obwohl es immer wärmer wurde. Nein! Niemals! Es gab Demütigungen, denen er nicht gewachsen war. Eher konnte man irgendeinen der feisten Bürger ansprechen, die aus ihren schönen, behaglichen Häusern heraustraten. Die Botschaft wurde gestrichen.

Nelly Hitchcock könnte ihm helfen. Eine kleine Anleihe würde ihre Liebe ein wenig abkühlen. Der Gedanke erschien ihm so komisch, daß er ganz vergnügt wurde. Nein, Miß Nelly, Sie haben nichts zu befürchten. Albrecht von Löcknitz sieht sich die Leute genau an, denen er die Ehre erweist, ihm helfen zu dürfen.

Er bog in den Boulevard Haußmann ein. Paris war doch eine unvergleichliche Stadt, dachte er ehrlich und stellte sein mißvergnügtes Urteil von gestern nacht richtig. Die Kanali-

sierung war freilich mangelhaft, aber in der heißen Jahreszeit mußte man ja nicht in Paris sitzen. Wenn man ein bißchen Kleingeld besaß, ließ es sich ganz gut hier leben. Immer kam es auf das Geld an, auf das verdammte, schöne Geld.

Ein wenig müde, erreichte er endlich den Parc Monceau, der kühl und morgenfrisch war. Der Rasen leuchtete noch grün, nur die Bäume standen herbstlich, mit goldenen Blättern, da. Er setzte sich auf eine Bank, in der Nähe des Maupassant-Denkmals, und legte den Hut neben sich. Die Sonne strahlte sanft und leidenschaftslos vom blaßblauen Himmel, den schneeweiße Federwölkchen durchpflügten. Wie im Frühling war es. Weich und zärtlich-mild strich die Luft um seine Stirn.

Wie seine Frau jetzt wohl aussah? Fünf Jahre lang hatte er von ihr kein Lebenszeichen erhalten, obwohl er ihr zu jedem Weihnachtsfest und zum Geburtstag ein paar Zeilen schickte. Das hatte er niemals versäumt, obwohl er keine Antwort bekam. Nur durch die spärlichen Briefe seines Bruders Gerhard erfuhr er, daß sie überhaupt noch lebte. Ein dumpfer Groll gegen seine strenge Frau stieg in ihm auf, die das Leben so schwer nahm. War es denn nötig, auseinanderzugehen? War keine Verständigung möglich? Konnte ihm nicht vergeben werden? Er war ein bißchen leichtsinnig gewesen, schön, er hatte gespielt und Pferde laufen lassen, ohne Glück, das war alles. Eine andere Frau hätte über seine Dummheit gelacht und ihn langsam zur Vernunft zurückgeführt. Agnes Löcknitz stellte ein Ultimatum, über das er aus reinem Widerspruchsgeist hinwegsprang. Nun saß sie in Berlin über ihrem geretteten Geld, eine besiegte Siegerin, während er auf einer Bank im Parc Monceau hockte und nicht wußte, woher er zweihundert Franken nehmen sollte. Aber allmählich lockerte sich sein Zorn und entschwebte zu den weißen Federwölkchen. Agnes Löcknitz hatte kein schönes Leben, obwohl sie Geldsorgen nicht kannte. Nein, wahrlich, auch sie war nicht zu beneiden. Er trug vielfache Schuld, wenn er der Wahrheit ins Auge blickte. Niemals hatte er sich bemüht, seine Frau zu verstehen, ihr näherzukommen und sich anzupassen. Er erinnerte sich der Hochzeitsreise. Sie wollten nach Italien und blieben in Bozen stecken. Sie konnten sich von diesem Flecken Erde nicht losreißen. Es war ein goldener Herbst, wie heute, nur reicher und gesättigter. Sie wohnten hoch über der Stadt, auf dem Guntschnaberg. Jeden Abend stand der Rosengarten in heißen Flammen. Eine herbe, verschlossene Schönheit, die sich zagend zu entfalten begann, war damals die junge Frau Agnes. Sie wollte einen

alten Adelssitz im Etschtal kaufen, um sich für immer dort anzusiedeln. Er widersprach und verhinderte den Plan. Seine Pferde lockten und riefen ihn. Es wäre besser gewesen, in Südtirol zu bleiben. Vorbei! Man konnte nichts ungeschehen machen. In dieser Stunde, vor dem Maupassant-Denkmal im Parc Monceau, empfand Löcknitz ein bedrückendes Schuldgefühl seiner Frau gegenüber. Er hatte fünf unwiederbringliche Frauenjahre zerstört.

Ein paar Kinder spielten Ball. Es waren feine, wohlbehütete Geschöpfe, die allzu gut erzogen waren und mit Zurückhaltung lachten. Ein vierzehnjähriges Mädchen, zierlich und blaß, saß auf einer Bank und las ernsthaft in einem Buch. Löcknitz betrachtete das Kind neugierig und mit leise aufsteigender Rührung. So ein Mädelchen besaß er ja auch. Wie dieses lesende kleine Fräulein hatte seine Grete ausgesehen, als er von Berlin weggegangen war. Nun ist sie eine erwachsene junge Dame, fiel ihm plötzlich ein. Wie lang waren fünf Jahre!

Er wagte nicht mehr, das lesende Kind anzuschauen, und zeichnete mit seinem Stock nachdenkliche Kreise in den Sand. Ein glühendrotes Blatt löste sich vom Baum und streifte im sachten Niedergleiten die Wange des stillen Zeichners.

„Sie träumen, Mr. Löcknitz", sagte eine junge, helle Stimme.

Er fuhr zusammen und antwortete mit einiger Verlegenheit:

„Verzeihen Sie, Miß Hitchcock. Sie haben vollkommen recht, mich auszulachen. Ich sitze hier wie der selige Cyrano, unter fallenden Blättern, und führe Hiebe gegen Gespenster."

„Oh, ich lache Sie nicht aus. Sie denken falsch. Ich weiß, daß die Deutschen immer träumen. Ich liebe das an den Deutschen."

Sie setzte sich neben ihn auf die Bank. „Wir wollen hier bleiben, Mr. Löcknitz, wenn es Ihnen recht ist."

„Wie Sie befehlen, Miß Hitchcock."

„Sie dürfen Nelly zu mir sagen", erwiderte sie lächelnd. „Hitchcock ist ein Namen für die Börse."

Er hatte plötzlich ein unklares Gefühl von Beschämung, daß er hier neben der jungen Amerikanerin saß, mit der ihn gar keine Beziehung verband.

„Warum haben Sie sich so lange Zeit nicht blicken lassen, Mr. Löcknitz?"

„Ich hatte viel zu tun."

„Oh, Sie machen Geschäfte? Das wird Pa freuen."

„Geschäfte kann man nicht gut sagen. Ich spiele."

„Auf der Börse. Oh, ich verstehe."

„Sie verstehen nicht, Miß Nelly", entgegnete er trotzig und verbissen. „Ich spiele mit Karten."

„Pa spielt auch Poker. Jeden Mittwoch und Freitag."

„Ich spiele jeden Tag und jede Nacht. Ich bin nur Spieler."

„Warum machen Sie sich so schlecht, Mr. Löcknitz?" fragte sie traurig.

„Ich spreche die Wahrheit, Miß Nelly."

Sie blickte ihn mit klaren, forschenden Augen an und sagte vorwurfsvoll: „In Ostende waren Sie viel netter zu mir."

Er gab keine Antwort und sah hilfesuchend zu dem lesenden Mädchen hinüber. Wie nutzlos war dieses Gespräch. Er hätte nicht herkommen sollen.

„Ich reise morgen nach Haus, Mr. Löcknitz", begann sie nach einer kleinen Pause mit zitternder Stimme.

„Oh, so bald?"

„Ja, wir müssen. Die Baumwolle ruft. Sie wissen ja, Pa macht Geschäfte mit Baumwolle."

„Sie erzählten mir davon."

„Interessieren Sie sich nicht für Baumwolle?"

„Wenig, wenn ich aufrichtig sein soll, Miß Nelly. Ich hatte übrigens noch keine Gelegenheit, mich mit der Sache zu befassen. Wahrscheinlich ist Baumwolle sehr interessant."

Ein Hoffnungsschimmer leuchtete in ihren Augen auf. „Pa sagt immer, es gebe nichts Interessanteres auf der Welt."

„Dann wird es wohl so sein, Miß Nelly."

Stille. Ein Ball rollte zu ihren Füßen. Löcknitz hob ihn auf und gab ihn einem kleinen Mädchen, das ihn dankend mit einem Knicks in Empfang nahm.

„Pa bittet Sie, heute mit uns im Astoria zu frühstücken."

Sein Magen begann gierig zu knurren. „Wie schade! Ich kann leider nicht. Ich habe eine wichtige Besprechung, von der vieles abhängt." Nein, es ging wirklich nicht. Er konnte in die allerpeinlichsten Verlegenheiten geraten, da er kein Geld besaß.

„Verschieben Sie die Unterredung", bat sie dringend. „Ich fahre morgen nach New Orleans."

„Es tut mir furchtbar leid, aber es ist unmöglich, Miß Nelly."

Ihre Lippen zuckten. „Ich bildete mir immer ein, daß Sie mit Pa sprechen wollten", sagte sie leise.

Sie konnte nicht deutlicher sein. Eine jähe Röte stieg in seine Stirn. Die Rettung, die Erlösung kam ihm hilfsbereit

entgegen. Er brauchte nur Ja zu ſagen, und die Welt gehörte ihm. Alle Tore ſtanden offen. New Orleans war eine Stadt, ſo gut wie jede andere. Romantiſche Erinnerungen flogen eine Sekunde lang durch ſein Hirn. Der Miſſiſſippi, die Flußpiraten, gelbes Fieber, die Alligatoren, Mark Twain, Baumwollfelder, ſchwarze Sklaven, Onkel Toms Hütte. Ein Bild fiel ihm ein, das er irgend einmal geſehen hatte. „Baumwollkomptoir in New Orleans", hieß es. Die Makler hatten den Hut auf dem Kopf. Ein Mann ſtand in Hemdärmeln da. Er ſah ihn ganz deutlich. Von wem war doch das Bild? Von Manet oder Degas oder ſo einem ähnlichen? Er überlegte angeſtrengt, wer der Maler jenes Bildes war. Degas war es, unbedingt. Mit Genugtuung ſtellte er es feſt.

„Warum antworten Sie nicht, Mr. Löcknitz?"

Narr, greif zu, rief eine Stimme, die mit ſeinem Magen im Einverſtändnis war. Ein Bettler weiſt keine Krone zurück. Wenn er jetzt nach Amerika ging, brach er alle Brücken ab, die zur Vergangenheit führten. Seine Leute mußten glauben, er wäre verdorben und geſtorben.

Das leſende kleine Mädchen klappte das Buch zu und blickte zu ihm hinüber. Es war ihm, als ſähe ihn ſeine Tochter Grete an, bittend und vorwurfsvoll. Was hilft mir eine Frau, die Millionen beſitzt? dachte er verzweifelt. Eine reiche Frau habe ich ſchon. Wird es in New Orleans anders ſein?

„Ich bin ein alter Mann, Miß Nelly", ſagte er bedrückt. Er hatte eine grenzenloſe Furcht, andern Leid zu bereiten, aber es war ſein bitteres Schickſal, allen Menſchen, mit denen er im Leben zuſammentraf, Wunden zu ſchlagen.

Miß Hitchcock ſtarrte zu Boden. Verſteinert und regungslos ſaß ſie da.

„Sie ſind ſo jung, Miß Nelly", tröſtete er. „Es gibt viel beſſere und würdigere Männer als ich."

„Ich will keinen würdigen Mann", erwiderte ſie, trotzig wie ein Kind, dem ein Spielzeug verweigert wird.

Er war vollkommen ratlos. „Verzeihen Sie mir, Miß Nelly."

Plötzlich ſtand ſie auf.

„Darf ich Sie bis zu Ihrem Hotel begleiten?"

Sie gab keine Antwort. Er ſchritt ſchweigend neben ihr. Sie ging zur Avenue Van Dyck, wo ihr Auto wartete. „Leben Sie wohl, Mr. Löcknitz", ſagte ſie und ſtieg in den Wagen. In ihren Augen glänzten Tränen.

„Wollen Sie mir nicht Ihre Hand zum Abſchied geben, Miß Nelly?" bat er demütig.

„Sie haben mir sehr weh getan."

„Ich, der keiner Fliege ein Leid zufügen kann", flüsterte er, wie zu sich selbst.

„Ich werde nie mehr lachen und mich über irgend etwas freuen können."

„Vergeben Sie mir, Miß Nelly."

Sie reichte ihm die Hand. „Leben Sie wohl, Mr. Löcknitz."

„Dank, vielen Dank", erwiderte er beglückt.

Der Wagen setzte sich in Bewegung. Löcknitz blickte ihm nach, bis er seinen Augen entschwand. Das hätte man sich ersparen können, dachte er seufzend und kehrte in den Parc Monceau zurück. Die Sache war übrigens noch glimpflich vorübergegangen. Alles geht vorüber.

Nun saß er neuerdings auf einer Bank und rauchte eine Zigarette nach der andern. Es schlug Mittag. Wo waren die zweihundert Franken? Heute vor einem Monat war er noch ein reicher Mann gewesen. Er sah sich auf dem Rennplatz von Deauville. Seine brave Stute La Giralda hatte ein schönes Rennen gewonnen. Wo war La Giralda? Er hatte beim Toto ziemlich hoch auf den Sieg seines Pferdes gewettet und über dreißigtausend Franken gewonnen. Er hörte noch das lockende Knistern der Banknoten. Es schien ihm, als wäre dies alles vor ungezählten Jahren gewesen und nicht vor vier Wochen. In seiner Siegerfreude hatte er damals der kleinen Huguette einen Ring gekauft. Für das Geld, das der Ring gekostet hatte, konnte man zehnmal von Paris nach Berlin reisen. Erste Klasse, Luxuszug.

Was wohl aus der kleinen Huguette geworden sein mag! Sie trat damals im Kasino von Deauville als Kabarettsängerin auf. Sie hatte sogar Talent. Löcknitz suchte in seiner Brieftasche die Adresse, die ihm die Künstlerin beim Abschied gegeben hatte. Er fand sie noch: Huguette de Troyes, 11 Place St. Georges. De Troyes, wiederholte er lächelnd. Adelig waren sie alle. Ein wahnwitziger Gedanke überfiel ihn: Ich werde Huguette aufsuchen. Ich werde sie um zehn Louis bitten. Sein Herz begann stärker zu schlagen, so sehr schämte er sich seines Gedankens, aber er sah keinen Ausweg, und nach Berlin mußte er. Mit Bedenken und zarten Empfindungen überwand man keine Schwierigkeiten. Der Weg zu der kleinen Kabarettkünstlerin war immer noch leichter als in die Rue de Lille zur Botschaft. Das korrekte Lächeln der vornehmen Herren war nicht zu ertragen. Er sah ihre mitleidige Höflichkeit. Er hörte ihre ironischen Gespräche, wenn er mit seinem erbettelten Almosen

die Tür hinter sich schloß. Nein, tausendmal lieber Huguette de Troyes.

Er sprang auf, um seinen Plan auszuführen. Man durfte nicht mehr säumen. Aber wo war diese Place St. Georges? Er blieb ratlos stehen und sah hilfesuchend um sich. Der Park war in der Mittagsstunde leer. Endlich entdeckte Löcknitz einen Hüter der Stadt.

„Bitte, mein Herr, können Sie mir sagen, wie ich von hier nach der Place St. Georges komme?"

„Das ist die einfachste Sache der Welt, mein Herr", erwiderte der Mann liebenswürdig. „Sie fahren von hier mit dem Métro bis zur Place Pigalle. Dort steigen Sie um und gelangen geradeswegs zur Place St. Georges."

Löcknitz mußte lächeln. Nur wohlhabende Leute konnten die Untergrundbahn benützen.

„Die Place St. Georges dürfte also in der Nähe der Trinitékirche sein?" fragte er, um sich über seinen Weg zu unterrichten.

„Jawohl, mein Herr, das heißt, Notre-Dame-de-Lorette liegt noch näher." Der wackere Mann mußte glauben, daß es sich um einen Kirchenbesuch handelte.

„Vielen Dank, mein Herr." Löcknitz setzte sich in Bewegung. Er wußte ungefähr, welchen Weg er einzuschlagen hatte. Es war ein langer bitterer Marsch in der Mittagsglut dieses sommerlichen Septembertages. Endlos dehnten sich die Straßen. Die Luft war dick und mit Benzindämpfen gesättigt. Manchmal drangen Speisegerüche aus den Häusern und zerrten an den Magennerven. Vielleicht war dieser ganze Marterweg vergeblich. Huguette konnte ihre Wohnung gewechselt haben. Sie war an diesem schönen Tag auch kaum zu Haus. Vielleicht war sie nicht allein? Vielleicht war sie schon gestorben? Was konnte nicht alles in diesen vier Wochen geschehen sein!

Schweißgebadet erreichte Löcknitz Notre-Dame-de-Lorette. Er erkundigte sich abermals nach seinem Ziel. Nun war es nicht mehr weit. Ein kleiner Platz öffnete sich. Alte Häuser ringsum. In der Mitte ein Denkmal. Löcknitz trat vor das Denkmal, um Atem zu schöpfen. Die Zunge klebte am Gaumen. Sein Herz schlug stark. Die Knie zitterten. Der Name Gavarni stand unter der Büste. Ach, das war der Zeichner! Ein hübscher Einfall, dem Mann hier in diesem Viertel, wo die Heldinnen seiner Blätter gehaust hatten, ein Denkmal zu setzen.

Und dort war das Haus Nr. 11, das Haus, das ihm Rettung bringen sollte. Löcknitz näherte sich ihm, zögernd und vorsichtig,

als drohten Fallen und Hinterhalte. Die Angst legte sich wie ein Stachelring um seinen Hals. In den Schläfen pochte die Scham. Ein alter Mann mit einem Sack auf dem Rücken blieb vor ihm stehen und schrie mit heiserer Stimme: „Habits! Habits!“ Löcknitz flüchtete in das Haus.

Gespräch mit dem Pförtner. Ja, Madame wohnte hier. Nein, sie wäre nicht ausgegangen. Dritter Stock links. Guten Tag, mein Herr.

Drei Treppen hoch. Den Eiffelturm zu besteigen, war ein Kinderspiel dagegen.

Löcknitz blieb vor einer Tür stehen, an der eine Karte mit dem Namen „Huguette de Troyes“ befestigt war. Er nahm den Hut ab und wischte den Schweiß von der Stirn. Es war so bitter schwer. Es ging fast über seine Kraft. Aber es half nichts. Die Zähne zusammenbeißen, Löcknitz! Man hat gute Tage gehabt und schlechte. Man muß alles bezahlen.

Er läutete. Ein blondes Dienstmädchen mit weißem Häubchen öffnete. Er wurde in ein kleines, zierliches Speisezimmer mit niederer Decke geführt. Der Tisch war gedeckt. In einem Körbchen lagen schneeweiße Brotschnitten.

Durch irgendeine Tür trat eine junge Dame. „Oh, Albert!“ Sie konnte den harten Namen Albrecht nicht aussprechen. Zwei weiße Arme lagen um seinen Hals. „Mein Gott! Wie ich mich freue!“ Sie nahm ihm Hut und Stock aus der Hand. Sie half ihm, den Überrock abzulegen. Er ließ, wie betäubt, alles mit sich geschehen.

Eine Flut von Fragen ergoß sich über ihn und erstickte jedes Wort in seinem Mund. „Du mußt mit mir frühstücken. Willst du?“ Er nickte ihr dankbar zu. Sein Magen brummte vor Vergnügen.

Sie schoß wie ein Wiesel durch das Zimmer, legte ein zweites Gedeck auf, gab dem Mädchen Befehle, brachte Blumen, verstreute sie über den Tisch und lachte und schwatzte unaufhörlich. Endlich kam die Suppe.

„Ich bin so glücklich, daß du hier bist“, rief Huguette entzückt und vergaß zu essen. „Bist du schon lange in Paris?“

„Erst seit ein paar Tagen.“ Wie gut war eine warme Suppe!

„Und wie geht es dir immer?“

„Bald so, bald so.“

„Was macht La Giralda?“

„Ich habe sie verkauft.“

„Oh, wie ſchade! Leicht mit zwei Längen gewonnen, war der Richterſpruch. Ich weiß es noch.“ Sie ſchenkte ihm weißen, duftenden Landwein ein.

„Deine Geſundheit, Huguette!“

„Und die deinige, Albert!“

„Wie geht es dir, Huguette?“

„Gut. Ausgezeichnet. Ich trete jetzt im Cabaret de la Lune-Rouſſe auf. Kennſt du es?“

„Nein, mein Kind.“

„Boulevard de Clichy, 36. Ich ſinge wunderſchöne neue Lieder. Du mußt hinkommen. Willſt du?“

„Natürlich, gern.“

„Heut abend?“

„Heut kann ich nicht, Huguette.“

Sie verzog ein wenig den Mund.

„Ich komme in den nächſten Tagen.“

Sie lachte ſchon wieder. „Gut. Du kommſt, wann du willſt. Ich habe einen Ekel von Direktor. Er war früher Lederhändler. Ißt du nichts mehr?“

„Danke, Huguette, es war ſehr gut und reichlich.“

„O du!“ Sie nahm ſeine Hand und küßte ſie.

„Willſt du eine Taſſe Kaffee?“

„Gern.“

„Adèle, eine Taſſe Kaffee für den Herrn!“

„Einen Kognak?“

„Immer.“

Plötzlich wurde ſie ganz ernſt. Sie betrachtete ihren Gaſt aufmerkſam und ſagte voll Mitgefühl: „Du ſiehſt ein wenig abgeſpannt aus. Haſt du Kummer, Albert?“

Sie machte es ihm leicht. Eine Welle von Dankbarkeit floß durch ſein Herz. „Ein wenig, Huguette.“

„Was iſt es denn? Du mußt es mir ſagen.“

„Ich habe in der letzten Zeit viel Pech im Spiel gehabt“, antwortete er ſtockend und blickte ſcheu auf den Tiſch.

Sie ſtreichelte ſeinen Kopf. „Ach, du Armer!“

„Ja, das bin ich.“ Er nahm alle Kraft zuſammen. „Das Geld, das ich heut erwartete, iſt noch nicht gekommen. Ich beſitze nicht einen Sou.“

Sie fragte ſchüchtern: „Darf ich dir aushelfen, Liebſter? Ich habe ſo viel Geld.“

„Ja, Huguette“, erwiderte er ſchamvoll mit gepreßter Stimme. „Ich wollte dich bitten, mir zehn Louis zu leihen.“

„Oh, wie gern!“ jauchzte sie und lief in das Nebenzimmer. Es gibt auch gütige Menschen auf der Welt, dachte Löcknitz gerührt. Man muß nur in das Viertel von Notre-Dame-de-Lorette gehen.

Huguette brachte eine Zigarrenschachtel. „Das ist meine Schatzkammer.“ In der Schachtel lagen einige Armbänder und ungefähr zweitausend Franken in lauter Goldstücken.

„Du bist so leichtsinnig, Huguette. Warum legst du das Geld nicht auf die Bank?“

„Die Bank ist mir nicht sicher genug.“

Er mußte lächeln. „Du bist so dumm, Huguette.“

„Gewiß, aber ich habe dich lieb.“ Das Wort tat ihm weh. Er hatte leere Hände und ein stummes Herz.

„Nimm, Liebster. Nimm, so viel du willst. Nimm das Ganze. Ich bin so stolz, daß ich dir helfen darf.“ Sein Blut schien zu erstarren. Es war so bitter schwer, von einem andern Menschen etwas anzunehmen.

Huguette schöpfte zwei Hände voll Goldstücke aus der Schachtel und bat: „Bitte, bediene dich.“

„Ich danke dir, Huguette. Du bist sehr gut. Ich brauche nur zehn Louis.“

„Das ist viel zu wenig.“

„Ich brauche nicht mehr“, erwiderte er, fast schroff, und runzelte die Stirn.

Sie zählte folgsam zehn Goldstücke auf den Tisch und trug die Schatzkammer in ihr Schlafzimmer zurück. Löcknitz nahm das Geld mit zitternden Fingern und steckte es in die Tasche. Nun war auch dieses Allerschwerste überstanden.

„Ich habe eine Bitte, Albert“, sagte Huguette, als sie zurückkam.

„Was willst du, mein Herz?“

„Es ist so schönes Wetter. Fahren wir aufs Land hinaus. Ich möchte Bäume und Wiesen sehen.“

„Gern.“

Sie tanzte vor Freude im Zimmer herum. „Oh, du bist so gut, Albert, wir fahren aufs Land. Ich werde sehr glücklich sein.“

„Wohin fahren wir, Huguette?“

Sie fragte vorsichtig: „Willst du nach Tremblay? Zum Rennen?“

„Nein. Kein Rennen.“

„Paßt dir Enghien?“

„Nicht besonders, Huguette.“ In Enghien war ein Spielsaal.

Sie dachte einen Augenblick nach. „Ich hab's. Wir fahren nach Compiègne."

„Wie kommſt du auf Compiègne?"

„Ich ſinge nämlich ein neues Lied, ‚Das Schloß von Compiègne'. Es iſt furchtbar ergreifend. Mir treten immer die Tränen in die Augen. Du wirſt es ja hören. Nun möchte ich gern das Schloß ſehen, über das ich jeden Abend weine."

„Alſo ſchön, Compiègne. Aber das iſt eine ganze Reiſe."

„Gar nicht, Liebſter. Wir fahren vom Nordbahnhof ungefähr eine Stunde."

„Ich muß ſpäteſtens um acht Uhr zurück ſein, Huguette."

„Wir ſind zurück. Entſchuldige mich einen Augenblick. Ich bin in fünf Minuten fertig."

Sie lief in ihr Schlafzimmer. Löcknitz hörte ſie ſingen: „Trois jeunes tambours revenaient de guerre." Er kam auch aus dem Krieg, wahrhaftig, aber nicht als junger Trommler, ſondern als geſchlagener Mann. Nein, es war nicht ſo ſchlimm, denn morgen abend war er in Berlin. Er hatte eine Schlacht verloren, aber er war nicht beſiegt. Noch lange nicht!

Er ſtand auf und ſtraffte ſeinen Körper. Der große Kampf begann erſt jetzt. Er trat zum Fenſter und blickte auf den kleinen Platz des heiligen Georg hinab. Die alten Häuſer entlang lief kühler Schatten. Über dem Denkmal, in der Mitte des Platzes lag heiße Mittagsſonne.

Gavarni ſchien zu lächeln.

III

Die Räder ſangen Heimkehrlieder. Unabläſſig klang ihre Melodie durch die nächtliche Stille. Wieſen und Wälder, Gehöfte und einſame Weiler huſchten geſpenſtiſch am Fenſter vorbei. Sanfte Schleier lagen über der Gegend. Ein blutroter Vollmond ſtand niedrig am Himmel.

Löcknitz ſaß allein in der Ecke ſeines Abteils und ließ die Augen ruhelos wandern. Sein Herz war ſchwer. Nun, da er der Heimat entgegenfuhr, ſtiegen ungekannte Gefahren auf und bedrohten ihn. Er fürchtete die kalten Augen ſeiner ſtolzen Frau und die ſpöttiſch-überlegenen Blicke ſeiner Sippſchaft. Wie der verlorene Sohn kehrte er nach Haus zurück. Ein Geſtrandeter, dem die Güte eines kleinen Mädchens die Heimkehr ermöglichte. Dieſe Reiſe, den bitterſten Demütigungen entgegen,

war ein Wahnsinn. Man hätte nach New Orleans fahren oder das Leben am grünen Tisch weiterführen müssen, solange es eben ging. Er konnte in dieser dunklen Stunde nicht verstehen, warum er seine Freiheit aufgegeben hatte. Der Gräfin Söderblom fiel es gewiß nicht ein, fahnenflüchtig zu werden. Auch auf sie wartete sicherlich irgendwo ein Haus, das die reuige Sünderin aufzunehmen bereit war, aber sie kroch nicht unter.

Der Zug schien immer rascher zu laufen, als hätte er Eile, die Heimat zu erreichen. Eine herzbeklemmende Angst überfiel Löcknitz. Er hätte am liebsten den rasenden Zug aufhalten und aussteigen mögen, um wieder in die Welt zu wandern.

Sein Blick fiel auf die Notbremse. Darunter stand: „Durch kräftiges Anziehen des Handgriffes kann das Anhalten des Zuges bewirkt werden." Mit betörender Gewalt lockte der Griff. „Von dieser Einrichtung ist indessen nur bei der allerdringendsten Notwendigkeit Gebrauch zu machen." Indessen: das war die Sprache der Heimat. Lag nicht die allerdringendste Notwendigkeit vor? Wer hatte darüber zu entscheiden? Wie einfach wäre das Leben mit Notbremse, dachte Löcknitz höhnisch. Für jeden Menschen kommt einmal die Stunde, da er die Notleine ziehen möchte, aber er wagt es nicht, oder es ist keine Leine da.

Auch er hielt den Zug nicht an. Das Schicksal konnte man doch nicht anhalten. Er legte sich auf die Bank und schloß die Augen. Nun sah er deutlich das väterliche Haus in Kleinrüdde. Ein schöner alter Kiefernwald war da. Es roch so gut darin, wenn die Sonne die Nadeln erwärmte. Er hörte den Vater lachen. Der hatte immer gelacht. Er war ein fröhlicher Mensch gewesen, der sich nicht unterkriegen ließ. Man darf sich nicht unterkriegen lassen, das war das ganze Geheimnis des Lebens. Und eine Tochter erwartete ihn auch in Berlin. Vielleicht hatte sie seine Hilfe nötig. Es war schon gut, daß er heimfuhr. Zug, eile dich!

Löcknitz schlief.

Deutsche Kommandoworte weckten ihn. Ein mürrischer, unfreundlicher Zollbeamter stand vor ihm. Löcknitz betrachtete ihn liebevoll. Der Mann sprach gutes, hartes Deutsch. Die Frage kam nochmals, schärfer und ungeduldiger.

Löcknitz lachte laut auf. Nein, er hatte nichts zu verzollen. „Ich reise nämlich nur mit Kamm und Zahnbürste, lieber Herr."

Der Zollwächter musterte ihn mißtrauisch und ging brummend hinaus. Nun fuhr man durch deutsche Lande. Die Streckenwärter standen strammer vor ihren Blockhäusern. Statt

der französischen Landstraßen liefen schnurgerade deutsche Chausseen durch die Felder. Windmühlen drehten gemächlich ihre Flügel. Der Himmel war höher. Und dann kam der Rhein.

Köln.

Ein junges Mädchen trat in das Abteil und fragte, ob ein Platz frei wäre. Löcknitz nickte mit dem Kopf und starrte das junge Geschöpf mit aufgerissenen Augen an. Alle Grenzen zwischen Traum und Wirklichkeit waren verwischt. Die neue Reisegefährtin glich vollkommen dem Bild im Silberrahmen, das er einst, vor vielen, vielen Jahren, auf dem Schreibtisch der Gräfin Söderblom in der Rue d'Anjou gesehen hatte. Löcknitz preßte seine Schläfen zusammen, als wollte er taumelnde Gedanken in Ordnung bringen. Können Bilder lebendig werden? Kann Jugend, verschüttet unter harten Jahren von Kummer und Entbehrungen, wieder auferstehen?

Das junge Mädchen ließ das Fenster herab. Eine alte Frau stand auf dem Bahnsteig und hielt mit hageren Fingern ihr Taschentuch umkrampft. Ihre Lippen zitterten, wie bei kleinen Kindern, die nicht wissen, ob sie im nächsten Augenblick weinen oder lachen werden. „Gib nur gut acht, Lisa", sagte die alte Stimme, die umzukippen drohte.

„Keine Angst, Mutter. Mir geschieht schon nichts."

„Und die vielen Taschendiebe auf den Bahnhöfen", jammerte die Mutter.

„Ich lasse mir nichts stehlen", antwortete die Tochter zuversichtlich.

Der Zug setzte sich langsam in Bewegung.

„Und schreib' bald." Die Tränen stürzten unaufhaltsam aus den Augen der alten Frau, während sie neben dem Zug einherlief und mit dem verweinten Taschentuch letzte Grüße winkte.

„Leb' wohl, Mutter."

Die junge Dame schloß das Fenster. Sie setzte sich nieder, nahm aus der Handtasche ein gelbes Büchlein und begann zu lesen. Löcknitz sah das Titelblatt. „Wie es euch gefällt." Sie las inbrünstig und in sich versunken. Ihre Lippen bewegten sich beim Lesen. Die Finger waren unruhig und ballten sich manchmal zur Faust. Löcknitz starrte die Leserin unablässig an, als erwartete er, die seltsame Erscheinung würde jetzt und jetzt ins Wesenlose verrinnen. Er studierte jeden Zug dieses Doppelgängergesichts und vergaß darüber Zweck und Ziel seiner Reise.

Einmal ſah die junge Dame von ihrem Buch auf und begegnete ſeinen verzweifelt fragenden Blicken. Sie hatte Haſelnußaugen, ſtellte Löcknitz feſt. Er verſuchte, ſeine Aufmerkſamkeit abzulenken, und betrachtete eine kurze Weile die Landſchaft, die am Fenſter vorbeiflog, aber ſeine Blicke liefen gleich wieder zu der Leſerin zurück. Die Sache mußte aufgeklärt werden. Er konnte unmöglich, dieſem jungen Mädchen gegenüber, bis Berlin reiſen und ſich den Kopf über dieſe unerhörte Ähnlichkeit zermartern.

„Verzeihen Sie, daß ich Sie ſtöre, mein Fräulein," begann er mit jähem Entſchluß, „und entſchuldigen Sie freundlichſt meine Ungezogenheit."

Sie ließ das Büchlein ſinken und ſah ihn erſtaunt an.

„Mein Name iſt von Löcknitz. Bitte, haben Sie die Güte, mir zu ſagen, ob Sie Söderblom heißen."

Sie lächelte und antwortete unbefangen: „Ich heiße Liſa Dierkher."

Er atmete befreit auf, als wäre eine ſchwere Laſt von ihm genommen worden. „Vielen Dank, mein Fräulein."

„Oh, bitte."

„Ich bin Ihnen Aufklärung über mein rätſelhaftes Betragen ſchuldig. Ich kenne ein Bild, dem Sie unglaublich ähnlich ſehen. Es ſtellt eine Gräfin Söderblom vor."

„Nein, ich bin keine Gräfin", rief ſie fröhlich und ſchien darüber nicht weiter enttäuſcht zu ſein. „Ich bin ein einfaches Kölner Mädchen, ohne Geld und ohne Adel."

„Aber Sie ſind jung, Fräulein Dierkher. Meine Freundin, die Gräfin Söderblom, deren Jugendbild Sie gleichen, muß Sie beneiden."

Sie ſchüttelte ungläubig den Kopf. „Jugend iſt ſo wenig, Herr von Löcknitz."

„Jugend iſt alles, Fräulein Dierkher."

Sie ſchwieg, obwohl ſie widerſprechen wollte.

„Reiſen Sie nach Berlin, Fräulein Dierkher?"

„Ja."

„Ihrer Frau Mutter fiel der Abſchied recht hart."

„Sie hat niemand als mich auf der Welt. Mein Vater iſt vor einigen Jahren geſtorben."

„Ach!"

„Er war Salzamtskontrolleur. Warum lächeln Sie, Herr von Löcknitz?"

„Verzeihen Sie, Fräulein. Ich wußte nicht, daß es ſo ein Amt wirklich gibt. Ich hielt es immer für einen Scherz."

„Sind Sie kein Deutscher?"

„Doch, Fräulein Dierkher, aber das Salzamt war für mich immer eine Behörde, bei der man aussichtslose Klagen anzubringen hatte."

Sie lachte auf. „Wie Sie sich die Welt vorstellen!"

„Verdreht, nicht wahr? Es ist einer meiner Hauptfehler."

„Was denn?"

Er machte ein sehr ernsthaftes Gesicht. „Ich habe von Natur aus einen von den Behörden nicht gebilligten, unrichtigen Blick für alle wesentlichen Dinge."

Sie sah ihn ein wenig unsicher an und fragte zögernd: „Was sind Sie denn, Herr von Löcknitz?"

Spieler, wollte er antworten, wie er es gestern Nelly Hitchcock gegenüber getan hatte, aber er bezwang sich. Er durfte das kleine Fräulein nicht erschrecken. „Ich war Offizier, Rittmeister. Jetzt bin ich a. D."

„Sie sind doch noch so jung, Herr von Löcknitz", erwiderte sie erstaunt.

„Der Augenschein täuscht, Fräulein Dierkher." Er nannte ihr sein Alter nicht.

Sie wußte nicht, ob das Gespräch jetzt zu Ende wäre oder nicht, und zögerte, in ihrem Büchlein weiterzulesen. Der Rittmeister schien in Gedanken versunken zu sein und starrte mit leeren Augen zum Fenster hinaus. Sie musterte ihn vorsichtig und konnte kein Bild von ihm gewinnen. Er erinnerte sie undeutlich an den Helden einer sentimentalen Komödie, in der sie einmal gespielt hatte. „Ein verarmter Edelmann" hieß das Stück. Aber das war sicherlich ein törichter Vergleich, denn dieser Mann sah sehr wohlhabend aus und vertrug kein Mitleid. Irgendein Kummer mußte ihn wohl auch bedrücken, denn wenn er nicht sprach, waren seine Augen verschleiert und arm.

„Die Sonne will heute gar nicht erscheinen", sagte der Rittmeister gleichgültig, nur um die Pause zu überbrücken.

„Sie wird schon kommen", antwortete das junge Mädchen zuversichtlich.

Er betrachtete zweifelnd den Himmel. „Ich will Ihnen glauben, Fräulein Dierkher."

„Vielen Dank, Herr von Löcknitz."

Er lachte ungeduldig. „Jetzt sprechen wir richtig vom Wetter. Ist das nicht traurig?"

Sie zuckte hilflos die Achseln. „Was hat ein Mensch dem andern zu sagen?"

„Oh, Sie sind nicht mehr so jung, wie Sie aussehen", entgegnete er erstaunt.

„Ich habe auch schon Erfahrungen."

„Und Sie lesen Shakespeare."

„Das ist ein Zufall."

„Ich liebe ‚Wie es euch gefällt' sehr."

„Haben Sie es schon auf dem Theater gesehen, Herr von Löcknitz?"

„Nein. Gott sei Dank, muß ich hinzufügen."

Sie fragte, ein wenig kleinlaut: „Sie mögen Theater nicht?"

„Nein", antwortete er schroff und runzelte die Stirn.

„Und darf ich wissen, warum nicht?"

„Das hängt mit meinem verbotenen Blick zusammen. Ich hasse das Theater, soweit es sich als moralische Besserungsanstalt aufspielt und vorgibt, die Dichter zu vermitteln. Der Dichter, der mir etwas zu sagen hat, muß sich an mich direkt wenden, ohne Vermittlung der Herren Schulze und Cohn. Theater ist Zwischenhandel. Und Zwischenhändler sind mir odiös. Wenn ich mir einen Platz kaufe, um den ‚Faust' zu hören, bekomme ich die Auffassungen des Regisseurs, des Dekorationsmalers, des Dramaturgen, des Beleuchters und der Schauspieler für mein schönes Geld vorgesetzt. Aber alle diese Herren interessieren mich nicht im mindesten. Ich will Goethe hören. Für den großen Regisseur würde ich keinen Groschen anlegen."

„Dann sind ja alle Schauspieler überflüssig", meinte sie bedrückt.

„Nein, durchaus nicht. Die Schauspielerei ist ein so ehrenwertes Handwerk wie jedes andere. Die Herrschaften müßten aber nur Stücke spielen, in denen sie mühelos die geistigen Fähigkeiten des Autors überholen. Darum ertrage ich für meinen Teil nur Possen und Operetten auf dem Theater. Von den Dichtern sollten die Komödianten und die andern Herren vom Theaterbetrieb die Hände lassen."

„Es wäre schrecklich, wenn Sie recht hätten, Herr von Löcknitz."

„Trösten Sie sich, Fräulein Dierkher, ich bin wahrscheinlich im Unrecht. Ich sagte Ihnen ja bereits, daß meine Augen falsch eingestellt sind. Infolgedessen leide ich Höllenqualen, wenn ich mir im Theater einen Dichter vermitteln lasse. Ich sehe, wie dem edlen Marquis Posa der Schweiß über seine dicke Nase läuft, während er Gedankenfreiheit verlangt. Ich sehe, wie König Philipp krampfhaft seinen Schnurrbart festhält, der

schlecht angeklebt ist. Ich sehe, wie Romeo, um sich einen kleinen Spaß zu leisten, die arme Julia in den Arm kneift. Und den Burschen, der den Hamlet mimt, habe ich vor drei Stunden auf dem Rennplatz gesehen. Ich weiß ganz genau, was er denkt, während er mechanisch ‚Sein oder Nichtsein' deklamiert. Warum habe ich nicht im letzten Rennen Blumensegen statt Einwandfrei gespielt? Das denkt der Dänenprinz. Und wie jammervoll ist die große Auferstehung am Schluß des Aktes. Die Toten ziehen sich die Dolche aus den Herzen und verbeugen sich grinsend. Uff, so viel habe ich schon lange nicht gesprochen. Verzeihen Sie, Fräulein Dierkher. Ich ereifere mich über Dinge, die mir gleichgültig sind, wie die Bewässerungsanlagen am Nil. Ich habe wahrlich andere Sorgen."

Sie saß in hilfloser Verlegenheit da und erklärte schüchtern: „Wenn Sie mir nicht gesagt hätten, daß Sie Offizier sind, Herr von Löcknitz, würde ich Sie für einen Theaterdirektor gehalten haben, der schlechte Geschäfte gemacht hat."

„Sie meinen es ja recht gut mit mir, Fräulein Dierkher", erwiderte er lachend.

„Es ist nur, weil Sie in diesen Theaterdingen so gut Bescheid wissen."

„Dazu gehört doch nicht viel, wenn man den schiefen Blick hat. Aber, Hand aufs Herz, habe ich nicht teilweise recht?"

Sie überlegte und sagte dann zögernd: „Ich weiß nicht, Herr von Löcknitz. So große Erfahrungen besitze ich doch noch nicht." Nach einer Weile fügte sie hinzu:

„Dennoch will mir scheinen, als ob Sie ungerecht gegen die armen Schauspieler wären. Sie haben nur Augen für die lächerlichen Äußerlichkeiten. Schauspielerei besteht nicht allein aus Perückentragen und Ableiern der Gedanken eines andern."

„Sondern?"

Sie suchte angestrengt nach einem Ausdruck. „Schauspielerei ist ein Sich-selbst-Verlieren."

„Ein Sich-selbst-Verlieren", wiederholte er nachdenklich. „Dann möchte ich gern ein großer Schauspieler sein, Fräulein Dierkher."

Er blickte wieder eine Zeitlang unbewegt zum Fenster hinaus. Der Himmel wurde lichter. Die Sonne kämpfte gegen die Wolken. „Sie sind eine gute Verteidigerin des Theaters", sagte er, als wollte er einen Gedankengang abschließen.

„Man muß jede Hoffnung verteidigen, Herr von Löcknitz."

„Wie darf ich das verstehen?"

„Ich bin auch eine Zwischenhändlerin, wie Sie uns zu nennen belieben, Herr von Löcknitz."

Er geriet in die peinlichste Verlegenheit. „Verzeihen Sie meine Ungeschicklichkeit, Fräulein Dierkher. Ich konnte ja nicht ahnen. Sie machen in keiner Weise den Eindruck einer Schauspielerin."

„Oh, bitte, Herr von Löcknitz, Sie müssen sich nicht entschuldigen. Ich habe nichts gegen Ihre Auffassung. Es kränkt mich nur, daß Ihnen die Zwischenhändler odiös sind."

„Das sind doch nur leere Worte, die Sie nicht ernst nehmen dürfen, Fräulein Dierkher", beteuerte er eifrig.

Sie lächelte und fragte fröhlich: „Sie haben also nichts gegen mich arme Schauspielerin?"

„Das fühlen Sie ja, Fräulein Dierkher", antwortete er herzlich. „Und wenn Sie mir beweisen wollen, daß Sie nicht mehr böse sind, so erzählen Sie mir von Ihrem Beruf."

„Ich bin noch nicht sicher, ob die Schauspielerei mein Beruf ist. Und zu erzählen gibt es auch nicht viel. Nach dem Tode meines Vaters mußte ich mir einen Broterwerb suchen. Ich habe etwas gelernt und hätte vielleicht als Gesellschafterin unterkommen können, aber davor graute mir. Man ist so abhängig, und es gibt unerträgliche Menschen, deren Launen man unterworfen ist. So ging ich zum Theater, weil es mir näher lag, nicht aus innerem Beruf. Sie sehen, ich bin aufrichtig, Herr von Löcknitz. Ich spielte einen Winter lang in Aachen und hatte ganz nette Erfolge. Ich sehe nämlich auf der Bühne sehr gut aus. So sagen wenigstens die Kunstverständigen."

Der Rittmeister lächelte zustimmend. „Was für Rollen spielen Sie, Fräulein Dierkher? Naive?"

„Nein, das Schmachten liegt mir nicht. Auch der unschuldige Augenaufschlag fehlt mir, so meinte der Direktor. Dazu gehört offenbar mehr Erfahrung, als ich besitze. Ich bin muntere Liebhaberin. Gräßlich, nicht? Ein junges Mädchen läuft jahrelang auf der Bühne herum und spielt unentwegt und immerzu muntere Liebhaberin."

„Es gibt Schlimmeres, Fräulein Dierkher."

„Ja, damit tröste ich mich auch. In Aachen entdeckte mich ein Berliner Theateragent und vermittelte mir eine Anstellung beim Goethetheater in Berlin. Ich habe ‚vermittelt' gesagt, Herr Rittmeister." Sie machte ein schalkhaftes Gesicht.

„In der Kunst wird immer vermittelt, Fräulein Dierkher, das geht nicht anders."

„Und nun fahre ich nach Berlin ins Goethetheater, um mein Talent zu zeigen. Kennen Sie das Goethetheater, Herr von Löcknitz?"

„Nein. Ich hatte keine Ahnung, daß es so etwas in Berlin gibt. Es ist offenbar eine neue Gründung." Er fügte entschuldigend hinzu: „Ich war einige Jahre von Berlin abwesend. Es kann ein ganz anständiges Theater sein, obwohl der Name bedenklich ist."

„Wieso denn?"

„Mit Dichtertheatern ist es immer eine mißliche Sache. Bei der Eröffnungsvorstellung wird ein Werk des betreffenden Dichters gespielt, und dann nie mehr. Es ist also leicht möglich, daß im Goethetheater Gesangsposſen gegeben werden."

„Sie können einem wirklich Mut machen, Herr von Löcknitz."

„Es ist doch vollkommen gleichgültig, was die Herrschaften spielen. Die Hauptsache ist, daß Sie Erfolg haben. Goethe dürfte Ihnen übrigens gar nicht liegen."

Sie blickte ihn getröstet an und sagte aufatmend: „Sie haben recht, Herr von Löcknitz."

Der Kellner des Speisewagens kam in das Abteil und lud zum Mittagessen ein. Der Rittmeister stand auf und fragte höflich: „Kommen Sie mit, Fräulein Dierkher?"

„Nein, Herr von Löcknitz. Meine Mutter hat mir so viel zum Essen eingepackt, als dauerte meine Reise acht Tage. Außerdem muß ich sparen. Sie wissen ja, daß ich keine geborene Gräfin Söderblom bin."

Löcknitz zauderte einen Augenblick und war nahe daran, auf das Essen im Speisewagen zu verzichten. Die Worte des jungen Mädchens trafen ihn wie ein Vorwurf. Er, der nur ein paar ausgeliehene Goldstücke im Sack trug, hatte mehr Ursache zu sparen als die Schauspielerin. „Schade", antwortete er und ging ohne Laune in den Speisewagen.

Während des Essens beschäftigte er sich unablässig mit seiner Reisegefährtin und vergaß vollkommen seine eigenen Schicksale. Wie sonderbare Spiele die Natur trieb! Sie gebar ein Wesen wieder, das schon einmal bestand. Sie handelte wie ein Bildhauer, der eine Figur, die in der Entwicklung seinem geistigen Bild nicht genügte, zerbrach und von neuem schuf. Es war leichtmöglich, daß die Natur immer so handelte. Sie ließ stets die gleichen Geschöpfe erstehen und wartete in nie versiegender Geduld, bis sich ihre Kinder zur harmonischen Vollkommenheit entwickelten. Niemals gab es neue Menschen, immer nur Wiedergeborene.

Nun beginne ich zu philosophieren, dachte er spöttisch, weil ich einem jungen Mädchen begegnet bin, das zufällig dem Jugendbild einer armen Abenteurerin ähnelt. Wahrscheinlich ist diese Ähnlichkeit gar nicht vorhanden. Photographien führen irre. Was geht mich im übrigen die ganze Geschichte an? Warum erfüllt und überwältigt mich jedes fremde Menschenschicksal? Das ist Schwäche und Wehleidigkeit. Man darf nicht jedem, der einem über den Weg läuft, die Hände entgegenstrecken. Ich muß mein eigenes verschüttetes Leben aus den Trümmern hervorsuchen. Und heut abend ist die Stunde der Rechenschaft. Ich werde vor meiner stolzen Frau, die so grausam makellos ist, erscheinen und gleich einem Angeklagten Ja und Nein sagen müssen.

Aber Seltsames geschah. Die drohende Stunde der Abrechnung schien in nebelhafte Ferne gerückt zu sein und versank, je näher sie kam. Klar und zwingend stand das Bild des jungen Mädchens da, von dessen Leben er heute morgen noch keine Ahnung gehabt hatte.

Er zahlte hastig, als triebe ihn eine Sehnsucht, und wechselte sein französisches Geld gegen deutsches ein. Er besaß, nachdem er seine Rechnung beglichen hatte, fünfundvierzig Mark. Wie der reiche Onkel aus Amerika kehrte er in die Heimat zurück.

Fräulein Dierkher lächelte ihm freundlich zu, als er wieder in das Abteil trat. „Gott sei Dank, das wäre auch überstanden", rief er fröhlich. „Darf ich eine Zigarette rauchen, Fräulein Dierkher?"

„Bitte, Herr Rittmeister."

Er dachte nach, wie er das Gespräch von vorhin wieder fortsetzen könnte. Sie blickte ihn aufmerksam an und sagte plötzlich freimütig: „Ich muß Ihnen ein recht einfältiges Geständnis machen, Herr von Löcknitz."

„Was ist es denn?"

„Als Sie jetzt eintraten, war es mir, als käme ein guter, alter Freund, den ich schon lange, lange kannte."

„Sie sind zu gütig, Fräulein Dierkher. Vielleicht gelingt es mir, mich als Ihren Freund zu bewähren."

Sie schüttelte ungläubig den Kopf. „Das sagt man so, während einer langweiligen Eisenbahnfahrt, ohne sich weiter Gedanken darüber zu machen."

„Wir wollen es abwarten, Fräulein Dierkher."

„Ich habe manchmal eine schreckliche Angst vor Berlin."

„Was fürchten Sie?"

„Alles und nichts. Ich kenne Berlin nicht und stehe ganz allein da. Das genügt wohl."

„Ja, es ist nicht leicht", antwortete er teilnahmsvoll „Wissen Sie schon, wo Sie wohnen wollen?"

„Die Wohnungsfrage ist erledigt Ich habe eine kleine Wohnung von einer Kollegin übernommen, die Berlin verläßt. In Charlottenburg, Giesebrechtstraße. Kennen Sie die Gegend, Herr von Löcknitz?"

„Ja, natürlich."

„Es sind zwei Zimmer mit Küche. Im Gartenhaus, vier Treppen hoch. Aber dafür ist die Wohnung sehr billig. Fünfundfünfzig Mark im Monat."

„Das ist allerdings nicht viel. Gestatten Sie mir eine Frage, Fräulein Dierkher?"

„Bitte, Herr Rittmeister."

„Welches Gehalt beziehen Sie vom Goethetheater?"

„Zweihundertunddvierzig Mark monatlich", erwiderte sie voll Stolz. Er konnte seine Enttäuschung nur mit Mühe verbergen.

„Es ist sehr viel, nicht wahr, Herr Rittmeister?"

„Ja, wie man es nimmt."

„Ich brauche gar nicht so viel", meinte sie zuversichtlich. „Ich kann mir sicherlich noch etwas ersparen."

„Und wie steht es mit den Kleidern?" fragte er zaghaft.

„Die Kostüme werden vom Theater geliefert."

„Auch für moderne Stücke?"

„Nein, die nicht."

„Aber wenn im Goethetheater vielleicht nur moderne Stücke gespielt werden?"

„Ja, das wäre schlimm." Sie biß in ihre Unterlippe und versank in Nachdenken.

„An den dummen Kleidern scheitern viele", sagte er leise.

Sie nickte ihm zu.

„Es kommt ganz darauf an," fuhr er fort, „ob Sie bereit sind, Opfer für Ihre Kunst zu bringen, Fräulein Dierkher."

Sie verstand genau, was er damit sagen wollte. „Für das Theater opfere ich mich nicht", antwortete sie fest entschlossen und ballte die Faust.

„Dann werden Sie es nicht leicht haben, Fräulein Dierkher."

Ihre Augen wurden plötzlich dunkel von Tränen. „Sie machen mir das Herz so schwer, Herr von Löcknitz."

Er ergriff ihre schmale, kindliche Hand und sagte voll Güte: „Wie soll ich mich als Freund bewähren, wenn ich nicht wagte, Ihnen die Wahrheit zu sagen?"

„Verzeihen Sie, Herr von Löcknitz", antwortete sie, von Schluchzen geschüttelt. „Ich bin recht dumm. Ich fühle genau, daß Sie es gut mit mir meinen." Sie machte ihre Hand frei und fuhr sich über die Augen. „Wir wollen uns nicht unterkriegen lassen, Herr Rittmeister", rief sie tapfer.

„Nein, das wollen wir nicht", entgegnete er und dachte zum erstenmal wieder an seinen eigenen Kampf.

„Sehen Sie, nun ist die Sonne doch gekommen."

„Aber nur, um gleich wieder unterzugehen."

Sie blickten zum Fenster hinaus und sprachen eine lange Weile nichts. Dann fiel die Dämmerung auf die Felder.

„In einer halben Stunde sind wir in Berlin, Fräulein Dierkher."

Sie stand auf und richtete ihr Gepäck her.

„Sie werden wohl auf dem Bahnhof erwartet, Fräulein Dierkher?"

„Ich denke, daß meine Kollegin noch in Berlin ist. Ich habe ihr meine Ankunft mitgeteilt."

„Wenn Ihre Freundin nicht da sein sollte, dann nehmen Sie eine Droschke und fahren geradeswegs in die Giesebrechtstraße."

„Jawohl, Herr Rittmeister", entgegnete sie gehorsam.

Geradlinige, häßliche Miethäuser tauchten auf. Aus hohen Schloten krochen schwarze Rauchwolken. An armseligen Fenstern flatterte bunte Wäsche. „Hier wohnt das Elend", flüsterte die junge Schauspielerin und erschauerte. Löcknitz gab keine Antwort. Ein Fieber brannte in seinen Schläfen.

Der Zug fuhr langsamer.

„Vergessen Sie mich nicht ganz", bat das junge Mädchen und blickte ihn hilfesuchend an. „Vielleicht brauche ich einmal Ihren Rat. Sie sind mein einziger Freund, Herr von Löcknitz."

Er verbeugte sich stumm. Seine Gedanken waren anderswo.

„Ich habe mir erlaubt, meine Adresse aufzuschreiben. Bitte, wenn Sie einmal eine freie Stunde haben, schenken Sie sie mir."

Er nahm den Zettel und steckte ihn in die Tasche. „Sie können auf mich rechnen, Fräulein Dierkher."

„Lassen Sie mich Ihnen noch danken für alles, was Sie mir gesagt haben, Herr Rittmeister."

„Nichts zu danken."

Der Zug glitt in die Halle.

„Leben Sie wohl, Fräulein Dierkher. Ich wünsche Ihnen — ach, beim Theater muß man ja Hals- und Beinbruch wünschen."

„Sie dürfen mir Glück wünschen, Herr von Löcknitz." Ihre Stimme zitterte.

„Also dann viel Glück, Fräulein Dierkher."

Sie reichte ihm die Hand zum Abschied. „Streichen Sie mich nicht völlig aus Ihrer Erinnerung."

„Gewiß nicht", antwortete er ungeduldig.

Er hatte Lisa Dierkher vergessen, nachdem er seine Hand aus der ihren gelöst hatte.

IV

Löcknitz stand auf dem Potsdamer Platz und ließ das brausende Leben an sich vorüberziehen. Wie ein Dörfler, der zum erstenmal in die Großstadt kam, nahm er den Höllenlärm der abendlichen Stunde in sich auf. Die Schutzleute bliesen, die Kraftwagenführer tuteten, die Untergrundbahnen donnerten unter seinen Füßen, die Flammenzeichen an den Dächern schrien zum dunklen Herbsthimmel, und die Zeitungsverkäufer brüllten wie Besessene. Löcknitz stand in sich versunken hinter den Blumenverkäuferinnen und betrachtete, wenn seine Augen müde wurden, aufmerksam die matten Rosen und späten Veilchen. Er belauschte die Unterhaltung der Weiber und wunderte sich, daß er ihre Sprache verstand. Wie verwurzelt blieb er wohl eine halbe Stunde in seiner Deckung, als scheuten seine Füße vor dem Weg, der ihnen drohte.

Endlich riß er sich mit Anstrengung von seinem Posten los und ging, langsam und bedächtig, zur Potsdamer Straße. Wie ein Traumwandler schritt er durch die Straße, die ihm fremd und doch so wohlbekannt erschien. Unverändert jung war die Straße geblieben. Und da war die Potsdamer Brücke. Er bog in die Königin-Augusta-Straße ein. Hier war es stiller und lichtloser. Das Wasser des Landwehrkanals floß ölig und glatt dahin. In der Hütte eines großen Kahns leuchtete ein armes Licht. Die Bäume am Ufer standen welk und gelb. Die Von-der-Heydt-Brücke. Rettungsringe, dem Schutz der Bürger empfohlen. Rettungsring und Notleine, dachte Löcknitz bitter. Wie treu hütete der Staat seine Schäflein. Weiter. Immer langsamer wurden seine Schritte, je näher er dem Haus seiner Frau kam. Manchmal blieb er stehen und starrte tiefsinnig ins Wasser. Wie eine holländische Gracht sah der Kanal aus. Irgendwo schlug eine

Uhr die siebente Stunde. Auf einer dunklen Bank saß ein Liebespaar.

Herkules-Ufer. Dort stand das Haus seiner Frau. Er bekam heftiges Herzklopfen. Er stellte sich in den Schatten eines Baumes und blickte zu den Fenstern hinauf. Zwei waren erleuchtet. In diesem Zimmer saß wohl Agnes Löcknitz. Ob sie es fühlte, daß unten auf der Straße ihr Mann wartete? Nein, sie konnte es nicht fühlen, denn er selber wußte nicht genau, ob er wirklich hier am Herkules-Ufer stand. Dies alles konnte auch ein dummer Traum sein. Gestern war er jedenfalls noch in Compiègne gewesen. Daran vermochte er sich deutlich zu erinnern.

Als er sein Heimweh um die Madeleine-Kirche herum spazierengeführt hatte, war ihm die Sache leichter erschienen, als sie sich jetzt erwies. Es war so bitter schwer, an diese Tür zu klopfen. Mitleidlos sind die Gerechten. Und wenn sie barmherzig sind, verwunden sie noch tiefer. Keine Brücken führen zu den kalten Makellosen. Er verließ den Schatten seines Baumes und setzte sich auf eine Bank, die von der Straßenlampe bestrahlt wurde. Wenn seine Frau das Fenster öffnete, mußte sie ihn erblicken. Er wußte: Niemals würde Agnes Löcknitz zur richtigen Stunde die Fenster öffnen. Was tat sie jetzt? Sie las oder stickte und betrauerte ihr einsames Leben, während er auf der Armesünderbank saß. Dann trat jemand in das Zimmer und bat verlegen um ein Obdach. Ein Bettler stand in der Tür. Löcknitz schloß krampfhaft die Augen, um dieses unerträgliche Bild nicht zu sehen. Eine wilde Sehnsucht nach dem verdächtigen kleinen Hotel in der Rue d'Anjou brannte in seinem Herzen. Wundervoll wäre es, wenn man jetzt die gute Gräfin Söderblom besuchen könnte. Leicht und ohne Mühe flösse heute das Gespräch. Man könnte auch schweigen, wenn man wollte. Sie verstand ihn. Sie war Leidensgefährtin. Es gab keine Vorwürfe und Bußübungen. Keiner maßte sich an, dem andern zu verzeihen.

Plötzlich fiel ihm ein, daß er seiner Frau Blumen bringen wollte. Mit leeren Händen wagte er nicht, ihr Haus zu betreten. Er sprang auf und ging den Weg zurück, den er gekommen war. Wie eine Erleichterung empfand er den Aufschub der Stunde der Rechenschaft. Sein Herz schlug ruhiger, je weiter er sich von dem Haus am Herkules-Ufer entfernte.

Er trat in einen Blumenladen in der Nähe der Potsdamer Brücke. Ein junges Mädchen begrüßte ihn. „Ach, bitte, Fräulein, geben Sie mir um fünf Mark Blumen."

„Was soll es sein, mein Herr?"

„Es ist mir gleichgültig." Fremd und durstig klang ihm seine Stimme.

„Dürfen es Rosen sein, mein Herr?" Er nickte mit dem Kopf. Eine bittere Verzweiflung hatte sich seiner bemächtigt. Seine Augen waren schwer von Schlaf und Müdigkeit. „Soll ich die Rosen mit Draht binden, mein Herr?"

„Nein, Fräulein, nicht binden und kein Draht." Warum sollte man den Blumen, die einer verbitterten Frau Freude machen wollten, Handschellen anlegen? Löcknitz zahlte und nahm vorsichtig die Blumen in die Hand.

„Guten Abend, mein Herr."

„Guten Abend." Er taumelte ein wenig, als er den Laden verließ. Die Rosen brannten wie Feuer in seinen Fingern. Als ginge er zu einem Begräbnis, so war es. Die Blumen waren dazu bestimmt, in ein offenes Grab zu fallen.

Er schlich wieder den Landwehrkanal entlang. In der Hütte des Kahns leuchtete noch immer das schwache Licht. Ein säuerlicher Apfelgeruch kam vom Wasser. Das Liebespaar war verschwunden und versunken, als wären niemals zwei heiße junge Leute hier am Ufer gesessen.

Wie zwei helle Augen blickten die Fenster, hinter denen Agnes Löcknitz atmete. Dem Rittmeister schnürte es den Hals zu. Er ließ sich auf einer Bank nieder und rang nach Fassung. Dünne Nebel stiegen vom Kanal auf. Nein, es war nicht möglich, jetzt vor der Frau zu erscheinen. Dazu bedurfte es ruhiger Nerven und kalten Blutes. In der heutigen Stimmung schlugen aus den ersten Worten helle Funken. Die Stunde, sich zu demütigen, war noch nicht gekommen. Zu tief saß der vergiftete Stachel in seinem Herzen. Man mußte zu Abend essen und sich ausschlafen. Der gestrige Tag in Paris und die lange Fahrt zitterten zu stark nach. Ein nüchterner, grauer Herbstmorgen war auch geeigneter zur Buße als der Abend, der die Grenzen verschiebt und ein falsches, romantisches Licht über die Dinge breitet.

Löcknitz stand jäh entschlossen auf und begann zurückzuwandern. Keinen Blick warf er mehr auf die erleuchteten Fenster des kleinen Hauses am Herkules-Ufer. Seine Lunge atmete freier und zuversichtlicher. Mit einemmal lachte er laut auf und schleuderte die Rosen in großem Bogen in den Kanal. Das Wasser antwortete mit einem leisen Plätschern. Nein, mit Blumen war nichts zu wollen. Hier wurde kein tränenseliges Melodram aufgeführt. Rosen um fünf Mark konnten nicht fünf

zerstörte Frauenjahre vergessen machen. Für jedes Jahr eine Mark. So billig war ein Menschenleben doch nicht.

Lärm kam näher, und weißes Licht blendete. Löcknitz stand wieder auf der Potsdamer Brücke. Wie ein gräßlicher Spuk lag die einsame Bank am düsteren Kanal hinter ihm zurück. Hier gab es wieder eilige und freundliche Menschen, mit denen man nichts zu tun hatte. Wenn man kein lebendes Wesen auf dieser Erde näher kannte, mußte man unbedingt ein gütiger Menschenfreund werden. Tröstlich und beruhigend schlug der Lärm der Straße über Löcknitz zusammen. Ein kleines Mädchen, das eine große Hutschachtel trug, ging vorüber und lächelte ihm zu. Nach ein paar Schritten wendete es sogar den Kopf. Der Rittmeister sah der Kleinen wohlwollend nach und sagte spöttisch: „And forget me."

Dann überlegte er unschlüssig, wo er zu Abend essen sollte. Vielleicht gab es irgendwo eine kleine, dämmerige Weinstube, die eine stille, einsame Ecke hatte. Noch besser wäre es, irgendeinen Gasthof aufzusuchen und ein Zimmer zu mieten. Die Müdigkeit wütete wie eine Vergiftung in seinem Körper.

„Ja, Donnerwetter, sind Sie es wirklich, Löcknitz?"

Der Rittmeister bemühte sich, das Gesicht des Mannes zu erkennen, der ihm die Hand entgegenstreckte.

„Lassen Sie sich auch wieder einmal in unserem Dorf sehen!" Der Fremde schüttelte ihm die Hand und freute sich. Sein mageres, braunes Gesicht lachte vor Vergnügen.

Der Rittmeister stammelte verlegen und überwältigt: „Ach, verzeihen Sie einen Augenblick. Ich bin noch nicht im Bild."

Der andere fragte besorgt: „Was ist Ihnen, Löcknitz? Fühlen Sie sich nicht wohl? Sie sehen furchtbar blaß aus."

„Danke, es ist nichts. Haben Sie nur noch eine halbe Minute Nachsicht mit mir." Plötzlich kehrte ihm die Erinnerung zurück. „Sie sind es, Klützow!" rief er glücklich und klammerte sich an seinen Arm. „Wie freue ich mich!"

„Na, hören Sie, Löcknitz, Sie können einem einen tüchtigen Schreck einjagen. Sie waren vollkommen geistesabwesend."

„Entschuldigen Sie, mein Lieber. Ich war augenblicklich ganz anderswo. Außerdem bin ich blödsinnig hungrig."

„Gottlob, jetzt sprechen Sie wieder vernünftig. Haben Sie heut abend etwas vor?"

„Nein."

„Wollen Sie mit mir essen?"

„Gern."

Klützow rief ein Auto heran. Sie stiegen ein und fuhren. „Darf ich reden, oder wollen Sie Ruhe haben?"

„Sprechen Sie immerzu, Klützow. Ich bin ja glücklich, daß ich Sie getroffen habe."

„Das hätte ich mir heute früh nicht träumen lassen, daß ich mit Ihnen zusammen sein werde. Sie waren ja mächtig lange weg."

„Über fünf Jahre."

„Nein! Fünf Jahre! Es ist nicht zu glauben. Außerdem sieht man es Ihnen nicht an. Sie sind noch immer berückend schön. Wie ein Sommermorgen."

Der Rittmeister lächelte trübselig. „Ach, Klützow, es wird ein Spätherbstmorgen sein."

Der andere ereiferte sich. „Nee, wirklich, Sie haben sich gar nicht verändert. Nur — du bist blaß, Lowise."

„Lassen Sie mich ein paar Gläser intus haben, dann kehrt die Farbe wieder."

„Rote Jacke und schwarze Ärmel."

„Wo sind die Zeiten, Klützow?"

„Kommen wieder, lieber Rittmeister. Alles kommt wieder."

Der Wagen hielt Unter den Linden. Nun saßen sie in einer Ecke der alten Weinstube, die voll von Erinnerungen an junge Tage war.

„Haben Sie besondere Wünsche, Löcknitz, oder darf ich bestellen?"

„Bitte, bestellen Sie, Klützow."

„Schön. Was wollen Sie trinken?"

„Einen leichten Mosel."

„Sehr gut."

Die Gläser klangen zusammen. „Ihr Wohl, Klützow!" Der Rittmeister begann zu essen, voll Hast und gierig. Die Nebel versanken, und in seine Augen kam ein helles Leuchten.

„So, Klützow, jetzt bin ich wieder Mensch. Es ist schandbar, daß man derart vom Magen abhängig ist. Nun erzählen Sie, ich komme von einem andern Stern."

„Wo soll ich beginnen, und was interessiert Sie? Sie haben sicherlich viel Merkwürdigeres erlebt als wir hier."

„Meine merkwürdigen Erlebnisse gebe ich billig ab."

„Sind Sie schon lange zurück?"

„Nein, gar nicht lange."

„Gedenken Sie, jetzt in Berlin zu bleiben, wenn ich fragen darf?"

„Ja, ich denke."

„Wo waren Sie denn die ganze Zeit?"

„Überall, wo Pferde laufen. Zuletzt in Paris. Weil wir gerade von Pferden sprechen, was macht Ihr Schlüsselbein?" Klützow brach mindestens einmal im Jahr sein Schlüsselbein.

„Danke der gütigen Nachfrage, es geht. Ich habe mir nämlich ein silbernes Schlüsselbein bauen lassen. Das verträgt 'nen Sturz."

Löcknitz lachte aus vollem Hals. Seit vielen Jahren hatte er nicht so herzlich gelacht. Er fühlte sich so wohl und behaglich wie ein gänzlich sorgenfreier, junger Mensch. „Was macht Ihr Stall, Klützow?"

„Gott, Stall ist ein wenig übertrieben. Ich besitze, wenn ich genau zähle, zwei bescheidene Pferdchen."

„Auf die Menge kommt es nicht an. Man kann ein einziges Pferd im Stall haben und damit das Derby gewinnen."

„So ehrgeizig bin ich nicht. Ich bin zufrieden, wenn ich den Hafer verdiene und ab und zu einen Pokal gewinne. Finden Sie nicht, daß es zu viele Pokale auf der Welt gibt?"

Wiederum lachte der Rittmeister.

„Man könnte doch auch einmal ein silbernes Rasierzeug oder einen Hühneraugenhobel gewinnen."

„Sie sind ja ein Umstürzler geworden, lieber Klützow."

„Trotzdem freue ich mich über jeden neuen Pokal. So ist der Mensch."

„Jetzt erzählen Sie mir von Ihren Pferden."

Klützow wurde sofort ernst und antwortete sachlich: „Der eine Gaul ist eine fünfjährige Stute, mit der nichts los ist. Eine faule, eigensinnige Bestie, die vor jedem Hindernis stehen bleibt. Sie besitzt sämtliche weibliche Untugenden, und kaufen will sie auch niemand. Der Hengst ist siebenjährig und springt tadellos. Sie werden ihn morgen sehen."

Löcknitz machte ein erstauntes Gesicht. „Morgen? Wieso?"

„Ich gehe morgen mit ihm los. In Hoppegarten. Sie werden doch da sein."

„Natürlich."

„Wenn ich mir nicht den Kragen breche, gewinne ich totsicher. Es ist eine gute Sache. Sie können eine Stange Gold wetten."

Vierzig Mark sind eine bescheidene Stange, dachte Löcknitz kummervoll. „Wie heißt Ihr Gaul, der morgen gewinnen will?"

„Wachtmeister von Galtee More aus der Berlinerin."

„Sehr anständige Familie", antwortete Löcknitz sachverständig.

Zwei Herren näherten sich dem Tisch und grüßten vorsichtig. „Nur immer 'ran, Kinder", rief Klützow fröhlich. „Ein seltener Gast ist hier." Die beiden Herren klemmten gleichzeitig die Eingläser in die Augen und starrten den Rittmeister an. Mit einemmal löste sich die Starrheit ihrer Mienen, und beide jubelten: „Löcknitz! Sind Sie es wirklich?"

Der Rittmeister schüttelte ihnen gerührt die Hände und erwiderte: „Ja, ich bin's, bin der Räuber Jaromir."

Twesten und Rastorf nahmen am Tisch Platz und überschütteten den Wiedergekehrten mit Fragen. Löcknitz saß da wie ein beschenktes Kind am Weihnachtsabend und wurde nicht müde, zu erzählen. Es schien ihm, als wäre er nur ein paar Wochen lang diesem Kreis ferngeblieben. Nun war er wieder daheim.

„Kinder, diesen glorreichen Abend müssen wir mit einer Bowle begießen", rief Rastorf entzückt.

Klützow erhob Einspruch. „Nee, Herrschaften, keine Bowle, wenn ich bitten darf. Ich muß morgen um mein Leben reiten."

Löcknitz stimmte ihm bei: „Klützow hat recht. Sieger müssen enthaltsam sein. Der Alkohol verdirbt die ruhige Hand."

„Na schön," meinte Twesten, „dann wollen wir morgen Wachtmeisters Sieg und Rittmeisters Wiederkehr gemeinsam feiern."

Rastorf hob drohend den Finger: „Gott sei Ihnen gnädig, Klützow, wenn Sie uns das Programm umwerfen."

„Wachtmeister wird gewinnen, aber die Siegesfeier müssen wir verschieben. Morgen sind wir doch bei Miersdorf geladen."

„Da feiern wir eben bei Miersdorf", entgegnete Twesten.

„Was ist denn los bei Miersdorf?" fragte der Rittmeister.

„Geburtstag mit großem Klimbim", erzählte Rastorf. „Sie müssen unbedingt mitkommen. Miersdorf liebt Sie, das wissen Sie ja."

„Ich bin nicht eingeladen."

„Das sind lächerliche Förmlichkeiten", behauptete Twesten. „Sie bedürfen doch keiner Einladung, Löcknitz. Übrigens wird Sie Miersdorf morgen in Hoppegarten sehen und nicht mehr loslassen."

Die Augen des Rittmeisters verschleierten sich. Sie sahen die beleuchteten Fenster des einsamen Hauses am Herkules-Ufer. Eine unglückliche Frau saß dort, während er fröhliche Pläne für den nächsten Tag schmiedete.

„Miersdorf erzählte uns übrigens, daß er Sie in Paris getroffen hätte", sagte Klützow.

„Ja, wir waren einen Abend zusammen." Löcknitz konnte sich von einer leichten Verlegenheit nicht frei machen. Wußten die Kameraden Näheres über sein Leben in den letzten fünf Jahren? Er schüttelte die peinigenden Gedanken ab. Wem es nicht paßte, der mußte mit ihm nicht verkehren. Er drängte niemand seine Gesellschaft auf. Kein Mensch hatte das Recht, über ihn Richter zu sein. „Kinder, ich bin für Veränderung", rief er und gewann seine Laune wieder. „Wir sitzen hier ein halbes Leben lang."

„Wollen die Herren bei mir Kaffee trinken?" fragte Klützow.

Sein Vorschlag wurde angenommen.

Sie traten auf die Straße und sogen gierig die kühle Nachtluft ein. „Ich denke, wir gehen", meinte Klützow.

„Natürlich", antwortete der Rittmeister und nahm Klützow unter den Arm. „Ihr wißt gar nicht, Kinder, was ihr hier für schöne Luft habt. Die beste Luft von der Welt. In Paris stinkt es."

„Na, na", zweifelte Rastorf.

„Es ist doch so, glauben Sie mir, ich habe Erfahrungen gesammelt. Überhaupt, es gibt nur eine Stadt, und die heißt Berlin. Ich habe gesprochen. Howgh!" Die Kameraden lachten.

„Wohnen Sie noch immer in der Bunsenstraße, Klützow?"

„Ja. Das haben Sie sich gemerkt, Löcknitz?"

„Ich habe ein fabelhaftes Gedächtnis für alle unwichtigen Dinge. Ich will damit natürlich nicht sagen, daß Ihre Wohnung unwichtig ist, lieber Klützow, aber ich meine so im allgemeinen."

„Ich verstehe schon."

Nun saß man in Klützows Stube. Pferdebilder hingen an der Wand neben Fechtmasken und gekreuzten Pallaschen. Auf allen Tischchen und Kästen standen gewonnene Pokale. Eine silberne Peitsche sah hochmütig auf das Becherzeug herab. „Wann haben Sie denn die silberne Peitsche gewonnen?" fragte Löcknitz.

„Voriges Jahr", antwortete der Hausherr. „Es war viel Dusel dabei."

„Man kann schon Schwein sagen", rief Twesten lachend.

„Ich gratuliere nachträglich", sagte der Rittmeister und versank in Nachdenken. Eine leise Sehnsucht, die nicht frei von Neid war, stieg in ihm auf. Wie lange war es her, daß er kein Rennpferd zwischen den Beinen gehabt hatte! Schmach und Schande. Der beste Rennreiter im Regiment verhockte die schönsten Jahre an grünen Allerweltstischen. Wer trug die Schuld?

Seine Frau. Sie hatte ihn vertrieben und außer Gefecht gesetzt. Und wenn sie fünf verlorene Jahre hinter sich hatte, so waren ihm ebenso viele unwiederbringliche Reiterjahre zerstört worden. Die Rechnung stand gleich. Er hatte es nicht notwendig, als demutsvoller Büßer heimzukehren. Auch er besaß Forderungen, die nicht beglichen worden waren. Aber wenn er noch einmal hochkam, ließ er sich nicht mehr so leicht aus dem Sattel werfen, das schwor er sich zu. Es war nur schwer, mit vierzig Mark in der Tasche ein neues Leben zu begründen. Er biß die Zähne aufeinander, daß sie laut knirschten.

„Wen zermalmen Sie denn, Löcknitz?" fragte Klützow und schleppte Schnäpse und Zigarrenschachteln herbei.

„Lästige Erinnerungen", antwortete der Rittmeister lachend und funkelte mit den Augen. „Jetzt bin ich wieder unbelastet."

„Ich wollte, mein Gut könnte dasselbe von sich behaupten", sagte Rastorf und rieb sich das Kinn. Der Bursche brachte den Kaffee.

„Was beginnen wir mit dem angebrochenen Abend?" fragte Twesten ungeduldig und zündete sich eine Zigarette an.

„Wir machen ein kleines, bescheidenes Spielchen", erwiderte Rastorf. „Da müssen Sie gar nicht erst fragen."

„Aber nicht zu lange, Kinder, wenn ich bitten darf", warf der Hausherr ein. „Ich muß ausschlafen."

Rastorf sah auf die Uhr. „Punkt Zwei ist Schluß."

„Abgemacht."

„Was spielt ihr denn immer in dem alten Berlin?" fragte Löcknitz neugierig.

„Wir sind konservativ und tempeln", antwortete Rastorf. „Es ist stumpfsinnig, aber es erfüllt seinen Zweck."

Twesten nahm das Wort. „Kennen Sie geistreichere Spiele, Löcknitz? Wir sind gelehrige Schüler."

„Was ist es mit Bac?"

„Das geht zu hoch und nimmt kein Ende", meinte Klützow.

„Und Poker?"

„Ich habe eine dunkle Ahnung davon", erklärte Rastorf. „Aber Klützow und Twesten kennen es nicht."

Twesten sagte lachend: „Ich denke, auch schwächere Köpfe werden dieses schöne Spiel begreifen. Immer los, Herr Lehrer."

Löcknitz ergriff die Karten. „Die Geschichte ist ganz einfach. In fünf Minuten könnt ihr pokern. Es gibt freilich Leute, die es in dreißig Jahren nicht erlernen, aber zu denen gehört ihr nicht. Also jeder bekommt fünf Karten, einzeln ausgeteilt. Jetzt müßt ihr euch nur die Reihenfolge der verschiedenen Wert-

gruppen merken. Poker ist nämlich ein Kastenspiel. Wahrscheinlich von irgendeinem verkommenen Obermandarinen erfunden. Eine Kaste steht im Rang immer höher als die andere. Es ist am besten, wenn ich euch die Rangliste aufschreibe. Schreibtafel her! Danke. Also: Ein Paar, zwei Paare, Drillinge ..."

Hier saß Albrecht Löcknitz am ersten Abend, den er nach fünf Jahren wieder in Berlin verbrachte, und lehrte Poker. Zuerst wurde um Streichhölzer gespielt. Nach einer Viertelstunde behaupteten alle, das Spiel zu kennen, und warfen Geld auf den Tisch. Der Lehrer bestand darauf, daß nur die allerkleinsten Einsätze gemacht würden.

„Seit wann sind Sie denn so zaghaft geworden, Löcknitz?" fragte Rastorf ungeduldig.

„Ich bin nicht zaghaft, ich will mir nur nicht die Unerfahrenheit jugendlicher Geschöpfe zunutze machen."

„Lächerlich! Das ist ein Glücksspiel wie jedes andere."

Der Rittmeister gewann ununterbrochen. Er schämte sich seines Glückes und konnte es nicht eindämmen. „Sie sind ja in fabelhafter Form", sagte Klützow bewundernd.

Löcknitz lächelte schwermütig. Obwohl nur um Groschen gespielt wurde, kam eine Mark nach der andern zu ihm. Die Mark verwandelten sich in Goldstücke, und um zwei Uhr lag ein blauer Schein vor ihm.

„Ich denke, wir machen Schluß", schlug der Rittmeister vor. „Es ist langweilig, wenn immer bloß einer gewinnt. Außerdem muß Klützow ausschlafen, sonst verliert er das Rennen."

Sie standen auf und nahmen Abschied. Als sie auf der Straße waren, hielt Rastorf ein vorbeifahrendes Auto an und fragte: „Dürfen wir Sie nach Hause bringen, Löcknitz?"

Eine heiße Röte stieg dem Rittmeister in die Wangen. „Danke vielmals, lieber Rastorf," antwortete er unsicher und verlegen, „ich gehe lieber ein Stückchen, ich muß mich auslüften."

„Dann auf Wiedersehen, morgen in Hoppegarten."

„Jawohl, in Hoppegarten. Auf Wiedersehen."

Der Wagen fuhr davon. Löcknitz stellte den Kragen seines Überrockes auf und ging langsam den Linden zu. Die Nacht war kalt und herbstlich. Nur wenige Sterne standen matt und glanzlos am Himmel. Die Straße war still. Die Schritte hallten.

„Dürfen wir Sie nach Haus bringen?" Nach Haus! Löcknitz lachte bitter auf. Er hatte kein Heim. Er war ein heimatloser Wanderer.

Unter den Linden blieb er unschlüssig stehen und überlegte. In ein anständiges Hotel zu gehen, war jetzt unmöglich. Man

würde einen Mann, der nur mit Kamm und Zahnbürste ausgerüstet war, gar nicht oder mit Mißtrauen aufnehmen. Aber irgendwo mußte man schlafen. Die Müdigkeit, die sich verkrochen hatte, kam wieder, stärker und eindringlicher. Wenn es Sommer wäre, könnte man sich auf eine Bank im Tiergarten legen. Es wäre einerlei.

Ob die Fenster in dem kleinen Haus am Herkules-Ufer noch beleuchtet waren? Eine quälende Neugier zog ihn hin, aber die Beine widersprachen. Was sollte er jetzt dort? Die Fenster waren stumm und dunkel. Agnes Löcknitz schlief längst den traumlosen Schlaf der Gerechten. So sagte er sich und glaubte nicht daran. In dieser Nacht konnte Agnes Löcknitz kein Auge schließen. Er fühlte es deutlich. Die Fenster waren sicherlich noch beleuchtet und blickten wie zwei helle Augen in die Nacht hinaus.

Löcknitz riß sich zusammen und wanderte gegen die Friedrichstraße zu. Hier war noch Lachen und Lärm und nie ermüdende Bewegung. Unaufhörlich floß ein Strom von Menschen durch die Straße. Was hatten all diese Leute, von denen die meisten ein Zimmer mit einem wartenden Bett besaßen, noch auf der Straße zu tun? fragte sich Löcknitz verwundert. In Paris schlief man zu dieser Stunde. Aber Berlin war jung und unverbraucht und hatte überschüssige Kräfte, die der kurze Tag nicht zu erschöpfen imstande war. Berlin war die Stadt der Schlaflosen.

Der Rittmeister trat ohne Willen in den Strom der Spaziergänger ein und ließ sich treiben. Es war tröstlich und beruhigend, mit der großen Masse zu marschieren. Alle quälenden Gedanken fielen ab und wurden von eiligen Füßen zerstampft.

Nach einer Weile trat Löcknitz aus dem Zug aus und machte halt. Er erinnerte sich, daß hier irgendwo das Dampfbad sein mußte, in dem er während seiner Reiterjahre manches Pfund zurückgelassen hatte, wenn es galt, ein bestimmtes Gewicht zu reiten. In diesem Bad, das auch nachts geöffnet war, konnte er schlafen. Das war die Erlösung.

Er fand das Haus und löste an der Kasse die Karte. Fünf Mark. Die Zahl fünf verfolgte ihn. Fünf Mark kosteten die Rosen, die im Landwehrkanal schwammen. Fünf Jahre hatte er in der Fremde verbracht, fünf Jahre lang saß seine Frau hinter den beleuchteten Fenstern am Herkules-Ufer.

Nach dem Bad führte ihn der Diener in den Ruhesaal und wies ihm ein Lager an. Ein mattes Dämmerlicht ließ alle Gegenstände undeutlich verschwimmen. „Wann soll ich Sie wecken?“ fragte der Diener flüsternd.

„Nie", antwortete der Rittmeister.

Der Mann lächelte und packte ihn sorgfältig ein. „Gute Nacht, mein Herr."

„Gute Nacht."

Es war ganz still, aber wenn man näher zuhörte, merkte man, daß der Saal von einer bebenden Unruhe durchzittert war. Vielfältige Geräusche summten durch den Raum.

Löcknitz richtete sich auf und blickte lauschend um sich. Rechts und links von ihm lagen Menschen, deren Gesichter er nicht unterscheiden konnte. Der Mann in der Ecke schnarchte fürchterlich. Ein anderer röchelte, als bekäme er nicht Luft genug. Viele stöhnten und warfen sich von einer Seite auf die andere. Was für Menschen waren das? Heimatlose oder Verzweifelte, Verbrecher oder Bummler? Warum schliefen sie nicht zu Haus? In einem schönen, weißen, einsamen Bett?

Wie in einem Gefängnis war es oder in einem Nachtasyl.

Der Rittmeister ließ seinen Kopf zurücksinken und schloß die Augen. Er war so müde, daß sich ihm der Schlaf nicht zu nähern wagte. Das Gehirn wollte seine Arbeit nicht einstellen. Hier liege ich in meiner ersten Berliner Nacht, dachte er voll Beschämung und ballte die Hände zu ohnmächtigen Fäusten. Die Bitterkeit kroch aus seinem Herzen bis in den Mund.

Irgendwo fiel ein Wassertropfen in regelmäßigen Zwischenräumen auf die Marmorfliesen.

V

Löcknitz öffnete vorsichtig die Augen und besann sich, wo er war. Der Saal war hell und still. Stiller als in der Nacht. Die stöhnenden und schweratmenden Schlafgenossen waren verschwunden, versprengt, in alle Winde gejagt. Nur ein alter, fetter Mann mit einer spiegelnden Glatze ruhte auf einem Lager und las die Zeitung.

Wie spät mochte es wohl sein?

Der Rittmeister stellte die Ereignisse des vorigen Abends zusammen und begann zu überlegen. Es war ganz gut möglich, daß Wachtmeister das Rennen gewann. Klützow schien seiner Sache sicher zu sein. Man durfte dem Glück nicht aus dem Weg gehen. Er erinnerte sich, daß er hundert Mark gewonnen hatte und nun hundertfünfunddreißig Mark besaß. Das Geld ließ

sich, wenn Wachtmeister siegte, verdoppeln oder verdreifachen. Vielleicht verließ ihn in Berlin das schnöde Pech, das ihm seit Wochen auf dem Hals saß. Freilich, es gab ein kleines Haus am Herkules-Ufer, aber wenn er Geld hatte, war eine Verständigung leichter möglich. Nur die Sinkenden sind verbittert und unversöhnlich. Auf einen Tag kam es nicht mehr an, wenn es galt, fünf Jahre zu überbrücken. Geld war immer Rückhalt und Stütze. Man mußte nicht um ein paar Mark bitten, wenn man sich Zigarren kaufen wollte. Lockend und verführerisch stand die Rennbahn vor seinen Augen, auf der er manchen Sieg erritten hatte. Flaggen winkten, und der grüne Rasen erdröhnte unter den Galoppsprüngen edler Pferde.

Ein Diener ging auf leisen Sohlen durch den Saal. „Wie spät ist es?"

„Zwölf Uhr vorüber, mein Herr."

Der Rittmeister warf die Decken ab. Er fühlte sich jung und ausgeruht. Ein sanftes Rennfieber zuckte in seinen Adern. Er kleidete sich sorgfältig an, frühstückte und fuhr nach Hoppegarten.

Während der Fahrt stiegen ihm leichte Bedenken auf. Es wäre peinlich, wenn er einem aus seiner Sippschaft draußen begegnete. Der Karren wäre verfahren. Kein Wort würde man ihm mehr glauben. Allerdings, die Möglichkeit einer Begegnung war gering, stand 3:1. Sein Bruder Gerhard rührte sich nicht weg von Kleinrüdde und war überhaupt niemals auf einem Rennplatz zu sehen. Kurt, der angehende Diplomat, saß im Amt und schrieb überflüssige Geheimakten ab. Armer Teufel! Der ältere Bruder seiner Frau hauste in Glindow und kam nur zum Quartalsbummel nach Berlin. Der jüngere Schwager aber stand bei der Garde und war möglicherweise heut in Hoppegarten. Er machte sich freilich nicht viel aus Pferden, denn er war ehrgeizig und liebäugelte mit dem Generalstab. Schließlich, 3:1 war eine annehmbare Wette.

Löcknitz stieg ohne Unruhe aus und wanderte gemächlich dem Rennplatz zu. Die Sonne schien, grün leuchtete der Rasen, und es war eine Lust zu leben. Er zog mit Behagen die milde Luft ein, die ein wenig nach Pferden roch. Er begegnete nicht vielen Leuten, denn es war noch früh und ein Wochentag. Er schlenderte gewohnheitsmäßig den Ställen zu und sah voll Interesse, wie die Pferde, die das erste Rennen bestritten, gestriegelt und auf den Glanz hergerichtet wurden.

Ein dicker, kleiner Mann trat aus einem Stallgebäude, betrachtete Löcknitz aufmerksam, erkannte ihn und ging mit eiligen

Schritten auf ihn los. Er trug einen sehr bunten, übermäßig großgewürfelten Anzug und sah aus wie der Schöpfungstraum eines Kubisten. Dies war der Trainer Fred Patterson aus Lexington, Kentucky, U.S.A. Er riß den Hut vom Kopf und rief entzückt: „Guten Tag, Herr Rittmeister, willkommen in Hoppegarten. Kennen Sie mich noch?"

Löcknitz reichte ihm die Hand und antwortete lächelnd: „Wer kann Sie vergessen, Mr. Patterson?"

Der Amerikaner strahlte über das ganze Gesicht. „Oh, freue mich, freue mich ungeheuer, daß Sie wieder da sind. Habe immer an Sie gedacht, jeden Tag."

„Nanu, jetzt übertreiben Sie, Mr. Patterson."

„Ist die Wahrheit, die blanke, ungedopte Wahrheit. Habe kein Glück mehr gehabt, seitdem Sie weg sind, Herr Rittmeister. Habe mich mit Mühe über Wasser gehalten. Ist in der Tat so. Habe keinen richtigen Patron mehr gefunden. Immer nur einzelne Pferde von Outsiders. Waren böse Zeiten."

„Auch für mich, lieber Patterson", sagte der Rittmeister nachdenklich.

„Aber jetzt ist alles wieder gut. Sie sind da und geben mir wieder Ihre Pferde in Training, ich hoffe so?"

Löcknitz lächelte trübselig. „Wo sind meine Pferde, lieber Patterson!"

„Gibt genug gute Pferde auf der Welt. Werden die besten kaufen. Werden zeigen, was Fred Patterson aus Lexington leisten kann, wenn er Rittmeister von Löcknitz zum Patron hat. Habe viel gelernt. Werden keine Dummheiten mehr machen, wie vor Jahren. Waren damals beide zu jung und zu leichtsinnig, ich bitte um Verzeihung. Ich denke so."

„Sie denken ganz richtig, aber das mit den Pferden ist ein schöner Traum."

Der Trainer fragte erschreckt: „Wieso? Haben Sie kein Vertrauen mehr zu mir, Herr Rittmeister?"

„Doch, doch, alles Vertrauen der Welt, mein lieber Patterson, aber ich habe kein Geld."

Patterson nahm die kalte Pfeife aus dem Mund und sagte mitleidig: „Oh, broken down!"

„Jawohl, unten durch."

Der Amerikaner schob die Unterlippe vor und schien angestrengt nachzudenken. „Ist nicht so schlimm, Herr Rittmeister, durchaus nicht schlimm. Kann geholfen werden."

„Wie denn, mein guter Patterson?"

„Das Gold liegt hier auf der Erde. Man muß sich nur bücken und aufheben."

Löcknitz zuckte die Achseln. Der Trainer kämpfte einen schweren Kampf mit sich und bemühte sich, seine Pfeife in Brand zu setzen. „Will Ihnen etwas sagen, Herr Rittmeister", murmelte er geheimnisvoll und führte ihn abseits. „Will Ihnen etwas sagen, was viel Gold wert ist."

„Ich bin begierig."

Patterson sah sich vorsichtig um. „Das vorletzte Rennen ist ein Trosthandikap. Zwölfhundert Meter. Vierzehn bis sechzehn Pferde starten. Mein Pferd gewinnt. Gewinnt, wie es will. Muß gewinnen."

Löcknitz zog das Programm aus der Tasche. „Wie heißt das Pferd?"

„Szeretlek."

„Was ist das für ein Name? Türkisch?"

„Kalkuliere, Ungarisch."

„Wem gehört der Gaul?"

„Einem ungarischen Edelmann, Graf Hajnal. Merkwürdiger Patron. Kümmert sich nicht um den Stall. Habe ihm geschrieben, daß wir heute gewinnen werden."

Löcknitz fragte voll Mißtrauen: „So sicher sind Sie Ihrer Sache?"

„Todsicher. Pferd ist hoch ausprobiert. Müßte mit zehn Pfund mehr im Sattel auch gewinnen. Können sich heute gesund machen, Herr Rittmeister. Wird sehr große Quote sein. Weiß niemand auf dem Platz von der Sache. Wird nur gewettet werden von mir, von meinem Futtermeister und von dem Jockei."

„Wer reitet den Gaul?"

„Lemke."

Löcknitz rief entsetzt: „O weh! Schon faul. Der Bruder gewinnt nur ein Rennen im Jahr."

„Stimmt. Hat heuer noch kein Rennen gewonnen. Kalkuliere, wird heute sein Rennen gewinnen."

„Na, hoffen wir", meinte Löcknitz ohne Zuversicht.

„Kann nur sagen, wetten Sie, Herr Rittmeister. Werden es bitter bereuen, wenn Sie mir nicht glauben."

Der Rittmeister blätterte in seinem Programm. „Gibt es heute noch eine gute Sache?"

Der Trainer zog die Mundwinkel herab. „Schwere Rennen, sehr schwere. Die Pferde laufen durcheinander. Im Herbst

gilt die Form nicht mehr. Jeder will den Winterhafer verdienen. Wette heute nichts außer Szeretlek."

„Herr von Klützow will mit Wachtmeister gewinnen. Was halten Sie davon, Patterson?"

„Kann gewinnen, in der Tat. Kann leicht gewinnen. Steht glorios im Gewicht. Aber Bajadere springt um Pfunde besser. Auf der Flachen ist Wachtmeister schneller. Weiß nicht, wer der bessere Reiter, Oberleutnant Hangelsberg oder Herr von Klützow. Werde nichts wetten außer Szeretlek."

Der Rittmeister reichte ihm die Hand. „Jedenfalls vielen Dank, lieber Patterson."

„Good bye, Herr Rittmeister."

Löcknitz schlenderte langsam und vorsichtig zu den Tribünen. Er begegnete vielen Bekannten. Alle grüßten herzlich, ohne die geringste Überraschung über seine Anwesenheit zu bezeigen. Mancher ging auf ihn zu und schüttelte ihm mit ungeheuchelter Freude die Hand. Sie taten alle so, als ob sie sein langes Fernsein gar nicht bemerkt hätten. Er wurde von allen Leuten seiner Gesellschaftskreise als voll und ebenbürtig wieder aufgenommen. Er mußte sich erst besinnen, daß er nichts verbrochen hatte, was imstande gewesen wäre, seine Ehre zu mindern. Die Spielerjahre hatten seinen Stolz gebeugt, vor allem die letzten Pariser Tage. Vielleicht war es auch das dunkle Gefühl, daß seine Frau ihn verachtete.

Immerhin, an diesem strahlenden Herbsttag in Hoppegarten hob sich sein Selbstgefühl. Wenn man auch noch Geld besäße, wäre das Leben ein wundervoller Siegertraum. Aber das Geld lag ja hier auf dem grünen Rasen. Es klapperte in den Wettmaschinen. Es galoppierte treulos und übermütig mit den schnellsten Pferdebeinen. Die ganze Stadt brachte mühsam erworbenes oder erschlichenes Geld her, um es dem klugen Gewinner in den Schoß zu schütten.

Die Pferde des ersten Rennens versammelten sich am Start.

„Was haben Sie gewettet, Löcknitz?" fragte Rastorf, der zu ihm getreten war.

„Nichts."

„Tun Sie Buße?"

„Nein, aber ich sehe unbekannte Pferde, neue Farben, fremde Reiter, was soll ich wetten?"

„Wetten Sie Ingeborg. Es ist sicheres Geld. Wenn Sie sich beeilen, kommen Sie noch zurecht."

Löcknitz zögerte, da er seine paar Mark nicht im ersten Rennen verpuffen wollte. Vielleicht gewann Patterson wirklich

mit seiner Szeretlek. „Nee, ich wette in diesem Rennen nicht, lieber Rastorf. Ich muß mich erst wieder an das Hoppegartener Klima gewöhnen."

„Wie Sie wollen, aber es wird Ihnen leid tun."

Ablauf. Ingeborg wurde mit einer halben Länge von Ladykiller geschlagen.

„Sie waren klug und weise", rief Rastorf ärgerlich und entfernte sich.

Löcknitz lächelte bescheiden. Er wußte, daß seine Weisheit auf Geldmangel zurückzuführen war. Er lehnte sich an die Bahnschranke und musterte aufmerksam die Renngäste. Von der Verwandtschaft war niemand zu sehen, auch der junge Gardeleutnant nicht. Löcknitz atmete erleichtert auf.

Miersdorf hatte ihn entdeckt und stelzte mit großen Schritten auf ihn zu. „Endlich finde ich Sie, Löcknitz", sagte er voll Freude. „Ich suchte Sie am ganzen Platz. Klützow erzählte mir, daß Sie hier wären. Schlagen Sie jetzt wieder bei uns Ihre Zelte auf? Haben Sie genug von Paris?"

„Mehr als genug. Ich habe die Nase voll."

„Paris ist nichts für unsereinen."

Der Rittmeister betrachtete den Freund mit seltsamen Gefühlen. Was hätte er darum gegeben, wenn er ihn in jener verzweifelten Pariser Nacht getroffen hätte! Nie war einer da, wenn man ihn in Todesangst rief.

„Sie sind natürlich heute mein Gast, lieber Löcknitz. Keine Widerrede. Eine kleine Festlichkeit zur Feier meines Geburtstages. Stumpfsinnig, ich weiß. Geburtstage sollte man in Sack und Asche in der Familiengruft feiern, aber wir werden die Welt nicht anders machen."

„Ich danke Ihnen vielmals, lieber Miersdorf, aber es geht nicht."

Miersdorf wurde ernstlich böse. „Das dürfen Sie nicht sagen, Löcknitz. Sie verderben mir die ganze Freude. Ich nehme gar keine Entschuldigung an."

„Sie werden müssen, lieber Freund. Es ist mir leider unmöglich."

„Unmöglich? Ne me dites jamais ce bête de mot. Es gibt kein Unmöglich."

„In diesem Fall doch. Ich habe nämlich keinen Frack. Mein Gepäck ist noch nicht hier."

Miersdorf begann zu lachen. „Und da sagen Sie gleich: unmöglich! Sie ziehen ganz einfach einen Frack von mir an, den besten und neuesten. Er wird Ihnen tadellos passen. Wir

haben ja die gleiche Gestalt. Ihr Kopf ist bezaubernder, ich weiß, aber der kommt dabei nicht in Frage."

Der Rittmeister wollte etwas entgegnen.

„Keine Widerrede, lieber Löcknitz. Sie fahren nach dem Rennen mit mir nach Haus. Sie bekommen ein fürstliches Fremdenzimmer und können sich einbilden, daheim zu sein. Darüber wollen wir kein Wort mehr verlieren. Und jetzt auf Wiedersehen! Ich muß meine alte Tante begrüßen. Alte Tanten auf dem Rennplatz gibt es nur in Berlin."

Löcknitz sah dem Freund nach, der auf die Tribünen zusteuerte. Man konnte seine Einladung nicht ablehnen, ohne ihn auf das heftigste zu erzürnen. Schließlich gab es bei ihm ein Nachtlager, so daß das Dampfsyhl entfiel.

Um nicht in die Versuchung zu geraten, im zweiten Rennen irgendein Pferd zu wetten, ging er langsam zum Sattelplatz. Man mußte sich erkundigen, wie Wachtmeister geschlafen und gefressen hatte. Der Gaul wurde von einem Stallburschen im Kreis herumgeführt und sah ausgezeichnet aus. Er hatte frische Augen und zeigte nicht die geringste Aufregung. Allerdings, um ehrlich zu sein, Bajadere, eine blendend schöne Stute, machte einen noch besseren Eindruck.

Klützow kam von der Wage, den Sattel in der Hand. „Also Sie bleiben dabei, lieber Klützow, Wachtmeister gewinnt?"

Der kleine Husar runzelte die Stirn. Sein Gesicht war gestrafft von Wille und Energie. „Wachtmeister gewinnt."

Von den Tribünen drang wildes Rufen und Schreien herüber. Das zweite Rennen war entschieden worden. Löcknitz hörte, wie Oberleutnant Hangelsberg zu Freunden sagte: „Bajadere wird gewinnen, wie sie will."

Klützow verzog keine Miene. Ein Glockenzeichen kam.

„Hals- und Beinbruch, lieber Klützow", wünschte Löcknitz und hatte mit einemmal alle Siegeszuversicht verloren.

„Vielen Dank", antwortete der Husar und stieg auf sein Pferd.

Der Rittmeister wanderte nachdenklich zum Schranken zurück, um den Probesprung zu beobachten. Bajadere flog wie ein Ball über die Hürde. Auch Wachtmeister sprang gut, es war nicht zu leugnen, aber langsamer und ohne Schwung. Löcknitz verließ seinen Platz und musterte die Kassen. In erster Linie wurde Bajadere gewettet. Wenn sie gewann, gab es höchstens sechzehn für zehn. An zweiter Stelle stand Wachtmeister. Ein wenig Geld lag auf Matterhorn, während die andern Pferde Außenseiter waren.

Löcknitz holte seinen Hundertmarkschein aus der Tasche und stand unschlüssig vor der Kasse. Wenn er seinem Gefühl folgte, mußte er Bajadere wetten. Aber es war sinnlos, hundert Mark, sein ganzes Vermögen, zu wagen, um sechzig Mark zu gewinnen. Außerdem erschien es ihm wie eine Treulosigkeit dem Freund gegenüber, auf das Pferd des Gegners zu wetten. Und Klützow hatte den unbeugsamen Siegerwillen, der nicht durch viele Pfunde ausgeglichen werden konnte.

Das Startzeichen ertönte.

Wie von einer unsichtbaren Macht geschoben, legte Löcknitz seinen blauen Schein hin und verlangte die Nummer, die Wachtmeister trug. Als er auf die Tribüne stieg, hatte er die bedrückende Empfindung, eine große Dummheit begangen zu haben. Wachtmeister würde verlieren, und er konnte Szeretlek nicht wetten, die sicherlich gewann.

Der erste Ablauf begann. Bajadere nahm die Spitze, gegen den Willen ihres Reiters, so schien es. Matterhorn war zweiter. Wachtmeister kam als letzter ab.

Löcknitz begann zu fiebern.

Bajadere wurde immer schneller. Matterhorn fiel zurück. An seine Stelle trat Torbole. Wachtmeister blieb letzter. Er verlor bei jedem Sprung.

Der Rittmeister krampfte, grimmig enttäuscht, die Hände zusammen. Schade um das Geld! Klützow hatte den Verstand verloren. Es war ein Wahnsinn, sein Pferd so weit zurückzunehmen. Auf Warten zu reiten, war sehr richtig, aber man blieb doch nicht gleich eine Viertelbahn zurück.

Ein wilder Aufschrei kam von den Tribünen. Ein Pferd war gestürzt. Wachtmeister? Nein. Bajadere? Unsinn! Torbole lag im Gras. Der Reiter hatte keinen Schaden genommen. Er stand schon wieder auf den Beinen.

Löcknitz atmete auf. Noch blieb ein letztes Fünkchen von Hoffnung in ihm. Die Hälfte der Fahrt war erledigt. Bajadere wurde ein wenig langsamer. Der Rittmeister fühlte es beinahe in allen seinen Gliedern. Aber jetzt mußte doch Klützow endlich das Rennen aufnehmen, Himmelkreuzdonnerwetter! Und wirklich, Wachtmeister begann aufzuholen. Es war, als bestände eine drahtlose Verbindung zwischen dem kleinen Husaren und dem fiebernden Rittmeister oben auf der Tribüne. Wachtmeister hatte Anschluß gefunden. Er erreichte den letzten. Er rückte vor. Er lag an dritter Stelle. Der letzte Sprung. Hopp! Nun überholte er Matterhorn, den zweiten. Sie bogen in die Gewinnseite. Bajadere führte mit drei klaren Längen. Hangels-

berg begann die Gefahr zu wittern und hob die Peitsche. Klützow beugte sich tief über den Hals seines Pferdes und rückte näher. Er ritt wahrhaftig um sein Leben. Bei der Distanz lagen die Pferde Gurt an Gurt. Wie Kleingewehrfeuer prasselten die Peitschenschläge.

„Bravo, Klützow!" schrie der Rittmeister mit heiserer Stimme und riß die Tribüne mit. „Klützow! Klützow!" antwortete donnernd das Echo.

Wie ein Zweigespann gingen Wachtmeister und Bajadere durch das Ziel. Wachtmeister schien um einen Kopf gewonnen zu haben, aber der Blick von der Tribüne täuschte. Im schlimmsten Fall gab es ein totes Rennen. Grabesstille und zitternde Erwartung. Tausende von Augen starrten verzaubert auf den Nummernapparat.

Endlich ging die Nummer hoch. Ein Schrei zerriß die Luft. Wachtmeister hatte gewonnen.

Löcknitz nahm den Hut ab und wischte sich den kalten Schweiß von der Stirn. Eine Sekunde lang war er blind. Fliegen tanzten vor seinen Augen. Dann schoß die Freude durch sein Herz und färbte sein Gesicht rot. Welch ein Glück, daß er nicht Bajadere gewettet hatte! Diese Enttäuschung hätte er nicht überwunden. Sein ganzes Leben wäre vielleicht anders verlaufen. Aber jetzt war das alte Glück wieder da, das Glück, das ihn wochenlang treulos verlassen hatte. Wie einen heißen, saugenden Kuß fühlte er es. Nun konnte ihm nichts geschehen. Er trug den Kopf höher und atmete frei.

Wachtmeister bezahlte zweiunddreißig für zehn. Löcknitz bekam dreihundertzwanzig Mark und lächelte wie ein beschenktes Kind. Die Scheine knisterten fröhlich und sangen Jubellieder.

Der Rittmeister setzte sich an ein Tischchen und bestellte eine Tasse Kaffee. Das Lächeln schwand nicht aus seinem Gesicht. Er hätte singen und tanzen mögen, so wunderschön war das Leben in dieser Stunde. Die ganze Welt hatte ein freundliches Aussehen. Der Himmel war blauer als sonstwo, und so hübsche Frauen gab es nur in Berlin.

Ein Mann strich um seinen Tisch, lüftete artig den Hut und fragte höhnisch: „Darf ich Ihnen Guten Tag sagen, Herr von Löcknitz?"

Der Rittmeister blickte verwundert auf und betrachtete den Fragenden. Dann erkannte er ihn. Es war der Leutnant Stöckel, der gewesene Leutnant Stöckel, der Mann mit der Bügelfalte ohne Hose. „Guten Tag, Herr Stöckel. Wie geht es immer?"

„Vielen Dank, Herr von Löcknitz, daß Sie mich zu erkennen geruhen."

Der Rittmeister fühlte schmerzlich, wie maßlos gereizt der arme Kerl war. Das heiße Mitleid stieg in ihm auf. „Sie sind so bitter, Herr Stöckel", sagte er schüchtern.

„Bitter ist gut, bitter ist sogar sehr gut. Gestatten Sie, daß ich an Ihrem Tisch eine Tasse Kaffee trinke? Sie müssen mit mir deswegen nicht sprechen. Kein Mensch kann Ihnen aus meiner Anwesenheit einen Vorwurf machen. Man weiß, daß ich lästig und aufdringlich bin."

„Bitte, nehmen Sie Platz, Herr Stöckel."

„Gottes Segen über Sie, verehrter Gönner!" rief er überschwenglich und setzte sich nieder. Dann stützte er das Kinn auf seinen Stock und starrte in die Luft.

„Ich dachte, Sie wären in Amerika, Herr Stöckel", begann Löcknitz, nur um zu zeigen, daß er einem Gespräch nicht ausweichen wollte.

Der Gewesene lachte grell auf. „Hei, Amerika! Das Land der Freiheit. Jawoll! Ein kotziges Land, um mich verständlich auszudrücken. Eine Strafkolonie, schätzbarster Herr von Löcknitz."

Ein Kellner brachte ihm den Kaffee. „Ja," fuhr er fort, „ich war drei Wochen drüben. Das heißt, ich saß solange in einem Saloon in der Vierzehnten Straße. Ein smarter Saloon, das muß ich sagen. Lauter feine Boys."

„Und dann?"

„Dann bin ich wieder zurück. Was soll unsereiner dort drüben anfangen? Portier werden oder Geschirrwascher? Nee, dafür ist Hermann Stöckel nicht zu haben."

Der Rittmeister begann zu frösteln. Es war ihm, als säße er seinem Spiegelbild gegenüber.

„Es ist ein verbrecherischer Unfug, lästige Verwandte abzuschieben, verehrter Herr von Löcknitz. Das sollte von Staats wegen verboten sein. Es gibt so viele Gesetze und Verordnungen, daß es auf einen Paragraphen mehr oder weniger nicht ankommt. Finden Sie nicht auch?" Löcknitz gab keine Antwort. Der Himmel schien sich verdunkelt zu haben. Alle Gesichter waren verzerrt, und die hübschen Frauen sahen welk und verfallen aus.

Stöckel zündete sich eine Zigarette an und sagte in höflichem Gesprächston: „Das war ein feiner Ritt von Klützow. Ich habe zwar Bajadere gewettet, aber trotzdem muß ich gestehen, daß der Junge tadellos geritten ist."

„Was haben Sie jetzt für einen Beruf, Herr Stöckel, wenn ich fragen darf?"

Die Antwort kam wieder höhnisch und erbittert. „Beruf? Ich höre immer Beruf. Ich spiele, verehrter Herr, und treibe dunkle Geschäfte. Ach, was für entsetzte Augen Sie machen!"

Der Rittmeister fühlte ein Würgen im Hals.

„Ich will mich nicht entschuldigen oder besser machen, es hat ja keinen Wert, aber ich habe wirklich vieles in allen möglichen Berufen versucht, nichts ist geglückt. Ich bin ausgeschlossen. Man erwidert meinen Gruß nicht, man reicht mir nicht die Hand, man sieht mich nicht, man weicht mir aus wie einem tollen Hund."

„Sie bilden sich das vielleicht nur ein", meinte der Rittmeister zaghaft.

„Um Himmels willen, nur keine Tröstungen, Herr von Löcknitz. Dann schon lieber einen ehrlichen Fußtritt. Ich bin Außenseiter geworden. Die Gesellschaft ist unbarmherzig streng gegen Leute, die kein Geld haben. Alles wird verziehen, nur Armut nicht. Ich wundere mich, daß die Herrschaften noch nicht meine Ausweisung vom Rennplatz bewirkt haben, denn ich störe hier."

Ein Glockenzeichen rief die Pferde des nächsten Rennens in die Bahn.

„Wetten Sie Titurel, Herr von Löcknitz. Eine gute Sache." Er rief den Kellner und bezahlte seinen Kaffee. „Heißen Dank für Ihre Gastfreundschaft, Herr von Löcknitz."

Der Rittmeister streckte ihm die Hand entgegen. Stöckel zwinkerte mit den Augen, als blendete ihn ein allzu grelles Licht, dann sagte er sanft und ohne Bitterkeit: „Sie dürfen nicht so leichtsinnig sein, Herr von Löcknitz. Ich nehme den Willen für die Tat. Sie machen sich unmöglich, und mir helfen Sie nicht mit Ihrem Händedruck. Es muß doch alles einen Zweck haben."

Der Rittmeister ließ mutlos seine Hand sinken.

„Wenn Sie aber durchaus den Wohltäter spielen wollen, so leihen Sie mir zehn Mark. Verzeihen Sie die alte, dumme Gewohnheit, ich sage noch immer leihen statt schenken. Ich kann ja doch nicht zurückzahlen."

Löcknitz griff in die Tasche und legte schamvoll ein Goldstück auf den Tisch. Stöckel nahm es gleichgültig und stand auf. „Nochmals meinen verbindlichsten Dank, Herr von Löcknitz." Er schwenkte den Hut bis zur Erde und ging leise pfeifend davon.

Der Rittmeister sah ihm nach wie einem Gespenst, das im hellen Sonnenlicht über den Rasen wandelte. Er hatte das

Gefühl, als wäre ein schwerer Hammer auf seinen Schädel niedergesaust.

Rastorf kam heran und sagte ernst: „Sie sind unvorsichtig, lieber Löcknitz, verzeihen Sie die Bemerkung. Der Mann ist unmöglich."

Der Rittmeister wollte die Partei des Ausgestoßenen ergreifen, aber er besann sich und antwortete verbindlich: „Ich war jahrelang fort, lieber Rastorf. Außerdem setzte sich Stöckel unaufgefordert an meinen Tisch." Er schämte sich, daß er den armen Teufel verleugnete, aber er stand allein gegen eine geschlossene Gruppe, die nicht zu durchbrechen war.

„Ich dachte es mir und wollte Sie warnen", meinte Rastorf.

Dann näherte sich auch Klützow, und Löcknitz beglückwünschte ihn. Klützow strahlte. „Es war der kürzeste Kopf der Welt", sagte er lachend. „Ich hätte eigentlich zwei Sekunden früher zu reiten anfangen müssen."

Man stand auf, um das vierte Rennen zu beobachten.

Titurel gewann. Löcknitz freute sich, daß sein Goldstück Stöckel Glück gebracht hatte.

Auch im nächsten Rennen wettete er nicht. Er hielt sein Geld für Szeretlek zusammen.

Fünfzehn Pferde wurden für das Trosthandikap gesattelt. Der Rittmeister betrachtete neugierig Szeretlek, die eine unscheinbare, aber drahtige Stute war. Patterson stand neben ihr, die kurze Pfeife zwischen den Zähnen, und sprach gleichmütig mit dem Jockei Lemke. Lemke hörte aufmerksam und bescheiden zu. Er hatte ein graues, glückloses Gesicht. Bescheidene Jockeis sind lebensgefährlich, dachte Löcknitz voll Besorgnis.

Bei den Kassen wurden alle Pferde durcheinander gewettet. Das meiste Geld kam auf Irrlicht und Einsiedler. Nur Szeretlek war vollkommen vernachlässigt. Kaum fünf Sätze zählte Löcknitz, während er seine drei blauen Scheine in der Hand hielt. Es war offenbar ein Wahnsinn, das ganze Geld auf diesen Außenseiter zu werfen. Patterson irrte sich, wenn er auch von seinem Sieg überzeugt war. Die Trainer der andern vierzehn Pferde waren ebenso gewiß, das Rennen zu gewinnen. Und dieser unglückliche Reiter! Es wäre klüger, nach Canossa zu gehen und Buße zu tun. Plötzlich entdeckte Löcknitz, daß Szeretlek die Nummer fünf trug. Nun war ihm der Weg vorgezeichnet. Dieser Wink des Schicksals war zu deutlich. Ohne Zögern wettete er seine dreihundert Mark auf Szeretlek. Er wußte, daß die ungarische Stute gewinnen würde.

Er verließ die Kassen und stieg, ruhig und gelassen, auf die Tribüne. Der Start dauerte eine halbe Stunde. Es schien unmöglich, die fünfzehn Pferde gleichzeitig abzulassen. Ein Gaul brach immer aus. Es war Szeretlek. Sie hatte während dieser Startversuche mindestens zweitausend Meter zurückgelegt. Das Rennen führte über zwölfhundert Meter. Wenn Szeretlek nur eine Fliegerin war, mußte sie schon todmüde sein. Löcknitz verlor nicht eine Sekunde lang seine Zuversicht.

Wiederum gingen die Bänder hoch. Wiederum brach Szeretlek vor. Vier Pferde blieben am Start stehen. Der Starter schien erkannt zu haben, daß alle Mühe vergeblich war, denn er rief die Pferde nicht zurück. Szeretlek stürmte in voller Fahrt davon. Als die andern Reiter merkten, daß der Start galt, machten sie sich an die Verfolgung der Führenden. Lemke arbeitete mit Peitsche und Sporen, als führte er den härtesten Endkampf durch, obwohl weit und breit kein Pferdekopf zu sehen war. Man konnte nicht länger daran zweifeln, daß Lemke ein genialer Jockei war.

Er gewann mit sechs Längen. Die Nummer fünf wurde aufgezogen. So einfach war manchmal das Leben.

Eine plötzliche Schwäche überfiel Löcknitz, daß er sich niedersetzen mußte. Er hielt seine Tickets in der Hand und verglich ihre Nummer immer wieder mit der Nummer, die oben auf dem Mast ausgesteckt war. Unverrückt und gleichmütig leuchtete die Fünf in den letzten Strahlen der untergehenden Sonne. Es kam kein Protest. Nun läutete auch die Glocke, daß das Rennen in Ordnung war. Auf der ganzen Welt schienen die Glocken zu läuten.

Der Rittmeister verließ die Tribüne und schritt langsam den Ställen zu. Er hatte das demütige Verlangen, Dank zu sagen. Patterson war nirgends zu sehen. Statt dessen entdeckte Löcknitz Szeretlek, die von einem kleinen Jungen in den Stall geführt wurde. Er erkannte sie sogleich. Sie schonte ein wenig auf dem linken Vorderfuß. Der Rittmeister rief den Burschen an: „Das ist Szeretlek, nicht wahr?"

„Jawohl, mein Herr."

Er griff in die Tasche und schenkte dem Stalljungen einen Taler. Der Kleine machte ein erstauntes Gesicht und dankte höflich. Löcknitz streichelte das Pferd und blickte ihm voll zärtlicher Dankbarkeit in die dunklen Augen. Wie traurig war es, daß man einem so wackeren Tier keine Freude machen konnte! Er legte seine Wange an den warmen Hals der Stute und hörte ihr Herz schlagen.

„Das Pferd muß bewegt werden", sagte der Stalljunge mit altklugem Sachverständnis und führte Szeretlek fort.

Der Rittmeister sah ihr eine ganze Weile nach und wanderte nachdenklich zum Totalisator. Ein Aufschrei des Erstaunens und des Neides lief ihm entgegen. Die Quote wurde bekannt. Szeretlek bezahlte siebenhundertfünfzig Mark für zehn.

Löcknitz stand da, wie eine Statue, und versuchte zu rechnen. „Lauter Schiebungen", meinte ein vorbeigehender Mann mit einem knallroten Gesicht zu seiner Frau, die dem Weinen nahe zu sein schien.

Endlich gelang es dem Rittmeister, die Summe zu errechnen. Er hatte zweiundzwanzigtausendfünfhundert Mark zu bekommen. Die Zahl war phantastisch und unwahrscheinlich. Ein Rechenfehler mußte vorliegen. Er begann seine Arbeit von neuem. Die Summe wurde nicht geringer. Es gab wahrhaftig noch Wunder und Zeichen, und das Geld lag hier auf der Erde.

Er ging zum Schalter und reichte seine Tickets ein. Der Beamte blickte ihn verwundert und prüfend an, gleichsam als wollte er sich das Gesicht dieses Glückspilzes für immer einprägen. „Sie müssen sich einen Augenblick gedulden, mein Herr", sagte er gönnerhaft und freundlich. „Ich habe nicht so viel Geld in der Kasse." Er kam nach einer Weile wieder und zählte zweiundzwanzig Tausendmarkscheine und fünf Hundertmarkscheine auf.

Der Rittmeister faltete die Scheine sorgfältig und barg sie in seiner Brieftasche. Der Beamte sah ihm mit gierigen, neiderfüllten Augen zu.

Erst nach und nach verwandelte sich bei Löcknitz das Bewußtsein, Geld zu besitzen, in hellen Jubel. Welch eine betörende Macht lag in diesen braunen, bedruckten Scheinen! Unabhängigkeit und trotzige Freiheit schenkten diese dummen Papiere. Die ganze Welt stand offen und wartete auf ihn. Man konnte nach Paris reisen und nach Los Angeles und nach Ceylon. Man konnte sogar nach dem Herkules-Ufer fahren, ungedemütigt und aufrecht, und eine Versöhnung anbahnen. Geld war Rückgrat und Wohlwollen und Friedfertigkeit. Man konnte Freuden bereiten und Gescheiterte beschenken. Wo war der Mann mit der Bügelfalte ohne Hose? Er wollte ihm hundert Mark oder zweihundert geben. Es kam nicht darauf an. Hermann Stöckel war nirgends zu sehen.

„Hallo, Löcknitz!" rief Miersdorf eifrig. „Wo stecken Sie denn? Ich dachte schon, Sie wären ausgekniffen."

Der Rittmeister lachte ohne ersichtlichen Grund.

„Kommen Sie, wir fahren nach Haus. Ich habe mein Auto hier. Keine Widerrede! Sie haben zwei Stunden Zeit, sich schön zu machen, was Sie gar nicht nötig haben. Menschenskind, wie stellen Sie es eigentlich an, daß Sie nicht älter werden? Es ist einfach rätselhaft und Zauberei."

Der Rittmeister lachte und lachte. Miersdorf führte ihn zum Wagen und bat ihn, einzusteigen. Sie rasten wie Besessene über die dämmernde Straße. Die Schnelligkeit und die peitschende Luft erzeugten in Löcknitz einen wilden, besinnungslosen Rausch, der stundenlang nachwirkte.

Er erinnerte sich später einmal, daß es ein lautes Fest in einer blumengeschmückten Halle gab. Viele lustige Menschen saßen um den Tisch herum und tranken ihm zu, aus schimmernden Pokalen. Schöne Mädchen und Frauen, Tänzerinnen und Sängerinnen, Leichtbeschwingte und Haltlose schenkten ihm Blumen und nackte, heiße Blicke.

Zigeuner spielten, richtige, braune Zigeuner aus der Theißebene, mit glühenden Augen. Sie spielten stürmische, hinreißende Liebeslieder, die wie Flammen loderten und das Herz verbrannten, und dann wieder bitter-traurige, langsam verströmende Melodien, daß man den Kopf auf den Tisch legen und immerzu weinen konnte.

Später wurde getanzt, und der Rittmeister Löcknitz war der unermüdlichste von allen. Er preßte die schönen Frauen an sein Herz und riß sie mit sich, bis sie glühten und keinen Atem mehr hatten. Die Musik und die Frauen, der Wein und die Blumen, aber vor allem das brennende Lustgefühl, kein Bettler mehr zu sein, stachelten seinen Freudenrausch zur Seligkeit und hoben ihn von der Erde auf. Und alles, alles verdankte er einem armen Tier, einem braven, guten Pferd, das Szeretlek hieß. Er konnte nicht einen Augenblick aufhören, daran zu denken.

Einmal brach er mitten im Tanz ab und führte seine Dame zu den Zigeunern. „Sag', lieber Freund," fragte er den Zimbalschläger und warf ihm ein Goldstück hin, „was heißt eigentlich Szeretlek?"

Der Zigeuner fing das Goldstück auf, ohne sein Spiel zu unterbrechen, und dankte unterwürfig: „Köszönöm, Nagyságosúr."

„Was heißt Szeretlek?"

Der Zimbalschläger grinste, blickte hilflos um sich und antwortete entschuldigend: „Nem tudok németül."

„Er nicht Deutsch verstehen, gnädiger Herr", erläuterte der Baßgeiger.

„Ich will wissen, was Szeretlek heißt", rief Löcknitz ungeduldig.

Alle Zigeuner lächelten und zeigten ihre weißen Zähne. Plötzlich ließen sie, auf einen Wink des Führers, ihren Walzer im Stich und glitten kunstvoll in eine süße, schwermütige Melodie hinüber. Der Primas aber trat ganz nahe an den Rittmeister heran und spielte ihm das heiße Lied ins Ohr.

„Ich liebe dich, heißt Szeretlek", flüsterte der junge Zigeuner, als gäbe er ein großes Geheimnis preis, und schloß sehnsüchtig die Augen.

VI

Der Regen klopfte an die Fenster, eintönig und unermüdlich. Sonst war es totenstill in dem Zimmer und im ganzen Haus.

Jetzt ist es Herbst, dachte Löcknitz und lauschte aufmerksam. Ein graues, nüchternes Licht war in dem Raum. Alle Farben waren tot und alle Geigen verstummt. Eine Uhr tickte, und der Regen rauschte.

Der Rittmeister nahm seine Brieftasche vom Nachtkästchen und öffnete sie. Dann holte er das Geld heraus und begann zu zählen. Er besaß über fünfunddreißigtausend Mark. Wie war das möglich, fragte er sich, grenzenlos verwundert. Szeretlek, nun ja, das waren aber erst zweiundzwanzigtausend Mark. Langsam kehrte ihm die Erinnerung zurück. In den Morgenstunden war gespielt worden. Wer an dem Spiel teilgenommen hatte, wußte er freilich nicht mehr. Er hatte ununterbrochen gewonnen. Daher kam das Geld.

Er steckte die Scheine wieder in die Tasche und dachte voll Genugtuung, daß er seine Schulden bezahlen konnte. Es waren schlimme Schulden, die einen in den Schmutz zogen. Man durfte einen schäbigen Gasthof in der Rue d'Anjou und ein kleines Mädchen vom Cabaret de la Lune-Rousse nicht zu Gläubigern haben.

Löcknitz sprang aus dem Bett und kleidete sich an. Es war schon elf Uhr, aber heute wurde es gar nicht Tag. An solchen Tagen zahlt man seine Schulden. Er schellte dem Diener. „Der Herr Graf schläft noch?"

„Jawohl, Herr Rittmeister."

„Bitte, sagen Sie dem Herrn Grafen, er möge entschuldigen, daß ich ohne Abschied weggehe, aber ich möchte ihn nicht wecken. Ich lasse herzlichst für die Gastfreundschaft danken."

„Sehr wohl. Darf ich dem Herrn Rittmeister das Frühstück bringen?"

„Ja, danke. Und dann besorgen Sie mir ein Auto."

„Sehr wohl, Herr Rittmeister."

Nach dem Frühstück zündete er sich eine Zigarette an und stieg in den Wagen. Sein Gesicht war düster und angespannt. Er fuhr zuerst zum nächsten Postamt.

Ohne zu überlegen, schickte er telegraphisch tausend Franken an Madame Huguette de Troyes, Paris, 11 Place Saint-Georges, und hundert Franken an das Hotel in der Rue d'Anjou. Die Schuld, die er dort nicht hatte bezahlen können, betrug nur sechzig Franken. Seine Hand zitterte, während er an diese Schmach dachte. Er bat, daß ihm seine Koffer sofort nach Berlin geschickt würden. Hoffentlich ließ sich der Apachenkellner durch das reichliche Trinkgeld bestimmen, die Sache zu besorgen.

Als Löcknitz im Begriff war, das Postgebäude zu verlassen, fiel ihm plötzlich die Gräfin Söderblom ein. Er hörte deutlich ihre mütterlich-besorgte Stimme: „Ach, wie gern hätte ich Ihnen geholfen, lieber Freund!" Die arme Frau! Man mußte ihr eine kleine Freude machen. Man mußte sie vor den Beschimpfungen des frechen, jungen Kellners schützen. Er kehrte zum Schalter zurück und schickte der Gräfin Söderblom tausend Franken. Als Absender gab er Fred Patterson an. Sie sollte nicht wissen, von wem sie beschenkt wurde. Es war ihm leicht ums Herz, nachdem er dieses Geld abgesendet hatte.

„Zum Herkules-Ufer!" sagte er dem Kutscher und stieg ein. Er wünschte, diese Fahrt dauerte viele, viele Stunden. Die Fenster waren vom Regen beschlagen. Die Menschen glitten wie Nebelschatten vorbei. Der Himmel hing verdrießlich bis zur Erde hinab. Es gab keine trostlosere Stunde.

Nun fuhren sie den Landwehrkanal entlang. Hier war er vor einer Ewigkeit in brennender Verzweiflung auf und ab gegangen. Dort stand die Bank der Qualen.

Der Wagen hielt. Löcknitz entlohnte den Kutscher. Alle Nerven begannen plötzlich zu zittern. Nie war ihm etwas einladender und ruhevoller erschienen als das kleine Zimmer in der Rue d'Anjou.

Er riß sich mit aller Macht zusammen und läutete. Ein junges Dienstmädchen öffnete und blickte ihn fragend an.

„Ist Frau von Löcknitz zu Haus?" Seine Stimme klang rauh und unfreundlich.

„Ich will mal nachsehen, mein Herr. Wen darf ich melden?" Die Antwort des Mädchens, das ihn nicht kannte, erbitterte ihn maßlos. Er sagte nichts, sondern ging an der verwunderten Dienerin vorbei, die ihm ängstlich folgte. Seine Schritte hallten unheimlich in dem kleinen Stiegenhaus. Es war nicht leicht, diese Stufen zu steigen. Das Herz versagte den Dienst. Im Halbstock mußte er Luft schöpfen. Hier stand eine Statue des alten Kaisers, mit einem Kranz von Glühlampen umgeben. Es war geschmacklos, aber der Graf Plagge-Glindow duldete nicht, daß daran irgend was geändert wurde. Nun war der alte Graf tot, aber der Lampenkranz leuchtete noch immer.

Im ersten Stockwerk machte Löcknitz nicht halt. Hier war der große Saal, der für Empfänge und Festlichkeiten diente. Wie sonderbar, daß hier einmal Feste gefeiert worden waren! An den Saal stießen drei kleine Zimmer, die er benutzt hatte. In diesen Räumen war Agnes wohl nicht zu finden.

Keuchend und ohne Atem erreichte Löcknitz das zweite Stockwerk. Im Vorzimmer stand der alte Martin, kurzsichtig und gichtisch, ein Familienerbstück. „Guten Tag, Martin", sagte der Rittmeister beklommen.

Der Diener erkannte ihn voll freudigem Schreck, stürzte auf ihn zu, ergriff seine Hand, küßte sie, ohne daß der Rittmeister es verhindern konnte, und stammelte verwirrt: „Ach, Herr Jesus! Der gnädige Herr!" Das Dienstmädchen riß den Mund auf.

„Wie geht's immer, Martin?" Der Alte vermochte nicht zu antworten und schüttelte nur den Kopf.

„Wo ist meine Frau, Martin?" Der Diener wies auf ein Zimmer.

„Ist sie allein?"

„Jawohl, gnädiger Herr." In den Augen des Rittmeisters brannten Schmerz und Reue. Er lehnte an einem Schrank und rang nach Fassung.

„Soll ich den gnädigen Herrn anmelden?" fragte der Diener flüsternd.

„Ist das nötig?"

„Es wäre besser, denke ich. Die gnädige Frau würde zu sehr erschrecken. Meinen Sie nicht, Herr Rittmeister?"

Löcknitz überlegte. Dann griff er hilfesuchend nach der Hand des Alten und sagte bedrückt: „Ach, Martin, es ist so schwer."

„Freilich ist es schwer, gnädiger Herr. Aber solange man lebt, läßt sich alles gutmachen. Nur den Toten kann man nichts mehr zurückgeben."

Löcknitz ließ die Hand des Dieners los. „Fragen Sie meine Frau, Martin, ob sie mich empfangen will", bat er demütig.

„Sehr wohl, gnädiger Herr." Der Alte schlich zur Tür, langsam und zögernd, so schien es, klopfte leise an, öffnete geräuschlos und verschwand.

In dem Vorzimmer war es fast dunkel und grabesstill. Aus dem Zimmer drang nicht ein Ton, kein Schrei und kein Aufschluchzen. Zäh und ohne Ende flossen die Sekunden dahin. Ein Fieber schüttelte Löcknitz. Er dachte: Ich zähle bis zwanzig; wenn Martin inzwischen nicht zurückkommt, fliehe ich. Nachdem er bis zwanzig gezählt hatte, zog er den Überrock aus.

Der Diener öffnete die Tür und sagte halblaut: „Die gnädige Frau läßt bitten."

Der Rittmeister setzte sich in Bewegung. Seine Beine waren wie gelähmt. Es war ein langer, beschwerlicher Marsch bis zu der Tür.

Als er das Zimmer betrat, stürzte ihm Kälte entgegen. Agnes Löcknitz stand hochaufgerichtet beim Fenster. Ihre Hand, die sich auf ein Tischchen stützte, zitterte. Der Rittmeister umfing die Gestalt mit einem Blick und entdeckte jeden kleinsten Zug in diesem Gesicht. Sie war immer noch eine stattliche und schöne Frau, ungebeugt und stolz. Sie sah in ihrem schmucklosen, dunklen Kleid wie eine Königin in der Verbannung aus. Es gibt keine vornehmere Frau auf der Welt, dachte Löcknitz verzagt. Ihre Wangen waren in diesen fünf Jahren schmäler und durchsichtiger geworden. An den Schläfen schimmerte ihr Haar grau. Dieses Grau erschütterte ihn am allermeisten. „Guten Tag, Agnes", sagte er mit einer dünnen, farblosen Stimme und blieb wie ein schüchterner Bettler bei der Tür stehen.

„Was führt dich her?" fragte sie gleichmütig und gelassen. Sie hatte ihre Stimme vollkommen in der Gewalt.

Ein kalter Schauer rann über seinen Rücken. Welch' eine Eisluft war hier! Er versuchte, ein paar Schritte näherzukommen, und streckte sehnsüchtig die Hand aus, um sie gleich wieder sinken zu lassen. Der Zwischenraum war viel zu groß. „Ich habe viel Unrecht an dir getan, liebe Agnes."

Ihre Lippen preßten sich fester aufeinander.

„Ich will mich bemühen, einiges gutzumachen", sagte er kleinlaut.

Ihre Hand zitterte stärker.

„Ich komme als Reuevoller zu dir zurück, Agnes."

Sie musterte ihn vom Kopf bis zu den Füßen und fragte sachlich: „Hast du Pech im Spiel gehabt?"

Er wurde blutrot, als hätte ihn ein Peitschenhieb getroffen, und gleich darauf aschgrau. Eine Welle von Zorn jagte durch sein Blut, die er jählings unterdrückte. Sie hatte natürlich recht. Wenn er Glück im Spiel gehabt hätte, säße er heute noch in Paris. „Ja," antwortete er freimütig, da er bereit war, Buße zu tun, „aber ich weiß jetzt, daß ich nicht deswegen zu dir zurückgekehrt bin."

„Du mußt verzeihen, wenn ich ein wenig ungläubig und mißtrauisch geworden bin. Ich habe einige Berechtigung dazu."

Er sah in ihr schmerzbeladenes Gesicht und hatte ein glühendes Erbarmen mit der Frau. „Kannst du nicht verzeihen, Agnes?" stammelte er hilfesuchend.

„Du hast also Pech im Spiel gehabt", fuhr sie unbeirrt fort. „Ich freue mich, daß du nicht heuchelst."

„Ich will mein Unrecht gutmachen, Agnes."

„Ich werde dir kein Geld geben. Darauf darfst du nicht rechnen. Mir liegt gar nichts an meinem Geld. Was soll es mir? Aber du bekommst es nicht. Du kannst also ruhig die Maske fallen lassen und offen mit mir sprechen."

„Ich habe keine Maske vor dem Gesicht," erwiderte er voll Bitterkeit, „und ich brauche dein Geld nicht."

„Ich dachte, du hättest Pech gehabt."

„Ich besitze genug Geld." Wieder begann der Zorn in ihm zu kochen.

„Ja, was suchst du dann hier?" fragte sie mit höhnischer Verwunderung.

„Ich will einen Halt haben, das ist alles. Ich habe dieses Hundebummelleben satt."

„Ach, wie romantisch!"

Sein Groll brach durch und überschwemmte alle Dämme. „Sprich nicht so zu mir, Agnes!"

„Wenn dir mein Ton nicht paßt, so brauchst du nur dieses Zimmer zu verlassen. Du bist ein freier Mann."

„Ich will Frieden und Versöhnung, aber du höhnst!"

Sie löste ihre Hand von dem Tischchen und trat einen Schritt näher. „Was verlangst du eigentlich? Soll ich dir um den Hals fallen, soll ich dir die Hände küssen, soll ich Freudentränen

vergießen, weil du geruhst, nach fünf Jahren wieder einmal nach Haus zu kommen? Hältst du mich für ganz schwachsinnig?"

„Ich will ja gutmachen, Agnes."

„Was willst du gutmachen?"

„Alles."

„Kannst du mir diese fünf Jahre zurückgeben? Und meine zerstörte Jugend?"

Er schwieg und starrte auf ihre grauen Schläfen.

„Nein, mein Lieber, mit Worten ist nichts getan. Mein Herz ist verbittert und zertreten worden, es glaubt dir nicht mehr."

„Kannst du nicht verzeihen, Agnes?" bat er demütig.

„Ein Mensch hat kein Recht, zu verzeihen. Gott verzeiht."

„Gott! Gott!" rief er hilflos und drehte das Wort nach allen Richtungen. „Was tue ich mit Gott?"

Sie wendete den Kopf zur Seite und blickte zum Fenster hinaus. Der Regen strömte, und die Welt war grau.

Er tastete nach ihrer Hand, die sie zurückzog, und flüsterte sehnsüchtig: „Laß uns Frieden machen, Agnes."

„Ich mag keinen faulen Frieden."

„Agnes!"

„Ich kenne dich. Nächste Woche vielleicht fällt es dir wieder ein, davonzugehen und ein paar Jahre lang wegzubleiben. Mir läge nichts daran, verstehe mich recht, aber ich will mir die Enttäuschung über meine dumme Vertrauensseligkeit ersparen."

Nun steht sie wieder wie eine beleidigte Äbtissin da, dachte er erbittert. „Sei nicht so unmenschlich, Agnes!"

„Du hast mein Leben vernichtet."

„Und du das meine!"

„Ich?!"

„Ja, du, du! Ihr habt mich aus dem Haus vertrieben, du und deine Sippschaft. Was habe ich denn so Großes verbrochen? Ich war jung und leichtsinnig, ich habe Pferde laufen lassen und mein Geld verspielt. Das heißt, dein Geld, du mußt gar nicht lächeln, ich bin aufrichtig. Was kannst du mir noch vorwerfen? Daß ich lustig war und fröhliche Gesellschaft liebte und mich meines Lebens freute? Ich trage keine Schuld, daß du nicht lachen kannst."

„Und damit habe ich dein Leben vernichtet?" fragte sie gelassen.

„Jawohl, meine Liebe. Du hast mich gezwungen, meinen Beruf aufzugeben, du hast mich gezwungen, in die Welt hinaus-

zulaufen und fünf Jahre lang ein schmähliches Spielerleben zu führen."

„Du irrst, nicht ich habe dich gezwungen."

„Wer sonst?"

„Deine eigenen Fehler haben dich von hier vertrieben."

„Meine Fehler?"

„Du hast keinen sittlichen Halt. Du gibst jeder Regung nach. Du bist charakterlos. Du hast kein Gefühl dafür, was du deinem Namen schuldig bist, was du mir und deinem Kind schuldig bist."

„Du hast es doch schriftlich", höhnte er. „Du hast dir ja einen Wechsel über das Geld ausstellen lassen, das ich dir schulde."

„Ich spreche von sittlichen Forderungen, und du meinst immer nur Geld. Wir reden verschiedene Sprachen."

„Du predigst wie ein Missionar zu Zulukaffern."

„Für dich ist das ganze Leben ein fröhliches Preisreiten."

„Gott sei gedankt!" rief er trotzig.

„Für mich ist es ein Dienen und Gehorchen."

„Das ist mir zu hoch, liebe Agnes. Da kann ich nicht mit. Du hättest zweihundert Jahre früher leben müssen. Du wärest sicher heiliggesprochen worden."

„Dein Spott trifft mich nicht."

„Und deine Makellosigkeit macht keinen Eindruck auf mich. Du stehst nicht höher als ich. Das Nicht-lachen-Können ist kein so überragender Vorzug, wie du anzunehmen scheinst. Weil sich keine Versuchung an dein kaltes Herz herangewagt hat, bist du ohne Fehler."

„Ich habe auch Fehler, Löcknitz."

„Wie gnädig! Ach, mich fröstelt vor deiner Unfehlbarkeit."

Er trat hart an sie heran und fragte drohend: „Woher weißt du, daß du im Recht bist und ich im Unrecht? Sag' es mir doch."

Ihre Augen füllten sich langsam mit Traurigkeit. Ein leiser Schmerz griff an sein Herz und verjagte den Groll. Er wich einen Schritt zurück und sagte mit Bedauern: „Ich kam, um Frieden zu machen, aber du weist meine Hand zurück. Nun stehen wir hier und zerfleischen uns."

Ein Zittern lief durch ihren Körper. „Bist du deines Lebens noch nicht müde, Löcknitz?" fragte sie leise.

Er runzelte die Stirn und antwortete düster: „Nein, so nicht, wie du meinst. Ich freue mich meines Lebens, und du predigst Dienen und Gehorchen, Entsagung und Tod. Ich kann nicht die Augen verdrehen und Halleluja singen. Ich kann einfach nicht, verstehst du, es ist mir nicht gegeben. Ich kann aus meiner Haut nicht heraus."

Sie senkte den Kopf und seufzte.

„Du seufzst über das verlorene Schäflein, nicht wahr? Du bist ja deiner so sicher! Es fällt dir gar nicht ein, mir näherzukommen, denn deine Güte ist Unduldsamkeit."

„Ich bin nicht unduldsam, Löcknitz. Ich bin nur unglücklich."

„Warum hilfst du mir nicht? Ein jeder Mensch soll dem andern helfen."

„Ich will dir ja helfen."

„Ich nenne es nicht Hilfe, wenn du mich zwingen willst, deinen Weg zu gehen. Laß mich meinen Weg gehen."

„Wohin führt dein Weg?"

„Zu demselben Ziel wie der deine. Wenn wir sterben, gehen wir einen Weg."

Sie setzte sich nieder und blickte starr vor sich hin. Nach einer Weile fragte sie, gefaßt und gleichmütig: „Du willst jetzt in Berlin bleiben?"

„Jawohl, falls du und die Grafen Plagge-Glindow nichts dagegen haben."

„Und was gedenkst du zu beginnen?"

„Das weiß ich noch nicht. Ich will mich irgendwie betätigen, Geld verdienen, arbeiten."

„Arbeiten?"

„Du fragst wie ein Revierinspektor, der Aufenthaltsbewilligung erteilen soll."

„Ich frage nur, welcher Art deine Arbeit sein wird."

„Darüber kann ich mit dem besten Willen jetzt keine bindende Auskunft geben."

„Vielleicht kann ich sie dir geben. Du wirst dein Leben dort wieder aufnehmen, wo du es vor fünf Jahren abgebrochen hast."

„Sehr richtig. Du bist von einer bewundernswerten Hellsichtigkeit. Da ich vom Maschinenbau und von der Weberei nichts verstehe, werde ich wahrscheinlich Pferdehändler werden."

Sie stand auf. „Muß das sein, Löcknitz?"

„Soll ich als dein Pensionär und Rentenempfänger hier leben? Wie stellst du dir das vor?"

„Ich stelle mir gar nichts vor. Ich höre dir zu."

„Ich denke, du hast jetzt genug Erfreuliches von mir gehört. Es ist Zeit, daß wir zu einem Schluß kommen."

Er ging mit großen Schritten durch das Zimmer. Sie blickte ihm nach und schwieg.

„Nun, was beschließt du? Nimmst du mich in deinem Haus auf?"

„Ich kann dir jetzt keine endgültige Antwort geben."

„Warum nicht?"

„Ich muß mich beraten und alles überlegen."

„Was gibt es zu beraten und zu überlegen? Laß dein Herz sprechen."

„Mein Herz schweigt, Löcknitz."

Sein Gesicht verzerrte sich. „Du erlaubst, daß ich eine Zigarette rauche? Meine Nerven versagen mir den Gehorsam."

Sie nickte. „Du bist eine unruhige Seele, Löcknitz. Du wirst mir den Frieden nehmen, den ich so schwer erkämpft habe."

Er lachte auf. „Sei unbesorgt, ich nehme dir nichts."

Er rauchte hastig und überlegte. Dann sagte er, ganz ruhig und ohne Zorn: „Ich will mich hier nicht aufdrängen, liebe Agnes, da ich sehe, wie sehr sich dein sittliches Empfinden gegen mich sträubt. Ich kann dir nicht einmal unrecht geben. Ich habe diese Stunde ehrlich verdient. Ich habe schlecht an dir gehandelt. Und da dir meine Reue nichts gilt, hast du von deinem Standpunkt vollkommen recht. Es gibt vielleicht auch andere Standpunkte, aber darüber wollen wir uns nicht weiter unterhalten."

Er machte eine Pause und zerdrückte seine Zigarette. „Ich will dir einen Vorschlag machen, der dir zweifellos behagen wird. Du schickst mich weg, schön —"

„Ich schicke dich nicht weg."

„Also sagen wir, du nimmst mich nicht auf, es kommt wirklich nicht auf die Worte an. Gut, ich füge mich. Ich kann und mag dich nicht zu einer ehelichen Gemeinschaft zwingen, die dir Widerwillen einflößt. Es ständen mir wahrscheinlich einige Rechte zu, aber ich kenne die Gesetze nicht, und ich verzichte auf ihre Wohltaten. Dies kann dir einen neuerlichen Beweis meiner Charakterlosigkeit geben."

Sie atmete schwer und sagte zögernd: „Ich verstehe nicht, wo du hinauswillst."

„Die Sache wird dir gleich klar sein. Da wir nicht in Frieden miteinander leben können, so scheiden wir wenigstens in Frieden."

„Wie meinst du das?"

„Ich meine, daß wir auch das letzte äußere Band zerschneiden sollen. Es hat keinen Zweck, als Ehegatten in der Welt herumzulaufen, wenn wir durch nichts miteinander verbunden sind. Wir geben uns die Freiheit wieder. Du bist noch immer eine stattliche und schöne Frau. Vielleicht kannst du in einer andern Ehe das Leid vergessen, das ich über dich gebracht habe."

Sie errötete und wehrte ängstlich ab:

„Laß mich aus dem Spiel!"

„Und ich kann tun und laſſen, was mir beliebt, ohne jemanden zu betrüben. Ich kann Pferde laufen laſſen, ich kann ſpielen, wenn ich dazu Luſt habe, ich kann Kaufmann werden, und kein gräflicher Oberlehrer darf mir etwas übelnehmen oder verbieten. Du ſiehſt, die Vorteile ſind auf beiden Seiten."

Sie wurde ſehr blaß und antwortete mit leidenſchaftlicher Stimme: „Ich werde zu dieſer Eheſcheidung meine Einwilligung nicht geben."

„Warum nicht?" fragte er erſtaunt.

„Weil — weil — —"

„Nun?"

„Weil ich kein Recht habe, meine Tochter ihres Vaters zu berauben."

Er wich zurück, als hätte er einen Schlag gegen die Bruſt erhalten, und verſank in Nachdenken. Er hatte in dieſer Stunde ganz vergeſſen, daß ein Kind zwiſchen ihnen ſtand.

Agnes hatte ihre Faſſung wiedergewonnen und ſagte gleichmütig: „Sobald Margarete verheiratet iſt, will ich der Scheidung, an der dir ja ſehr viel zu liegen ſcheint, keine Hinderniſſe in den Weg legen. So lange mußt du dich gedulden."

Er ſetzte ſich in die Sofaecke und blickte ſtarr in die Luft. Es war totenſtill in dem grauen Zimmer.

„Wo iſt Grete? Darf ich ſie ſehen?"

„Sie iſt zu Beſuch bei meinem Bruder in Glindow."

„Schade, ich hätte das Kind gern geſehen."

„Sie kommt übermorgen zurück."

Er machte eine verzweifelte Gebärde: „Das hilft mir nichts. Wo werde ich übermorgen ſein!"

„Haſt du denn ſolche Eile?"

„Durchaus nicht, aber ich kann nicht in Berlin bleiben und im Hotel wohnen. Alſo werde ich wegfahren."

„Du kannſt ja vorläufig hierbleiben. Ich biete dir Gaſtfreundſchaft."

„Gaſtfreundſchaft?"

„Das iſt mehr, als du verlangen kannſt. Da du zu ungeduldig biſt, um abzuwarten, was ich überlegen und beſchließen will, ſo vergibſt du dir nichts, wenn du deiner Tochter zuliebe zwei Tage hier bleibſt."

Er erhob ſich ſchwerfällig und antwortete müde: „Schön, ich füge mich. Du haſt alle Trümpfe in der Hand. Ich bin geſchlagen." Dann trat er zum Fenſter und ſah auf den Kanal, der mit Nebeln überdeckt war. „Ein ſcheußliches Wetter", meinte er in leichtem Geſprächston. „Es iſt kalt in den Zimmern."

„Ich werde heizen lassen."

„Hast du noch Wünsche oder Befehle für mich?"

„Nein."

Sie läutete. Der alte Martin erschien. „Gnädige Frau?"

Agnes Löcknitz holte tief Atem und befahl mit ruhiger Stimme: „Bitte, Martin, führen Sie den Herrn Rittmeister in das Gastzimmer."

VII

Lisa Dierkher fuhr in die Stadt, um den Theateragenten aufzusuchen. Sie hatte versprochen, zu ihm zu kommen, bevor sie sich im Theater vorstellte. Er wollte ihr wichtige und nützliche Winke geben.

Nach einigem Suchen fand sie das Haus in der Taubenstraße, in dem der Agent wohnte. Im Hauseingang befand sich zwischen vielen andern Blechschildern eine kleine Tafel, auf der zu lesen war: Waldemar Klärer, Theateragentur. Der Teufel mochte wissen, wieso der Mann auf den Namen Waldemar verfallen war. Das Haus war wüst und schmutzig. Die Treppe knarrte, als wollte sie jeden Augenblick zusammenbrechen.

Die Kanzlei des Herrn Klärer war im zweiten Stockwerk. An die Tür waren zwei Verordnungen genagelt: „Nicht anklopfen!" „Schuhe reinigen!" Lisa Dierkher putzte gehorsam die Schuhe ab und öffnete die Tür, ohne anzuklopfen. Sie trat in ein düsteres Vorzimmer, das notdürftig von einer kläglichen Gasflamme erhellt wurde. Die Luft war heiß und dick.

Die Schauspielerin blieb ratlos bei der Tür stehen und betrachtete furchtsam den unheimlichen Raum, der vor Schmutz starrte. An der einen Wand befand sich ein Riesenschrank, vernachlässigt und mit Staub bedeckt. In einer Ecke stand ein kleiner Schreibtisch auf drei Beinen. Von der Decke hingen Spinnfäden herab. Die andere Wand entlang zog sich eine endlose Bank. Das Wartezimmer des Wohlfahrtsausschusses zur Zeit der Revolution hatte sicherlich einen freundlicheren Eindruck gemacht als der Empfangsraum des Herrn Waldemar Klärer.

Als sich ihr Auge an das Dämmerlicht gewöhnt hatte, entdeckte Fräulein Dierkher zwei Menschen, die im Schatten auf der Bank saßen. Es waren ein Mann und eine Frau. „Ach, verzeihen Sie, können Sie mir sagen, ob Herr Klärer zu sprechen ist?"

Der Mann antwortete mit einer tiefen, rollenden Stimme, die den Fußboden erzittern machte: „Klärer ist besetzt. Sie müssen warten, mein wertes Fräulein."

„Danke vielmals." Sie betrachtete den Mann, der zu frieren schien. Er trug einen schwarzen Gehrock, der bis zum Hals hinauf zugeknöpft war. Sein Gesicht war glatt rasiert und von unzähligen Furchen zerrissen. Schlechte Schminke, dachte Fräulein Dierkher sachverständig. Sein eisengraues Haar stand wie eine Bürste auf dem Kopf.

„Wollen Sie nicht auf der Anklagebank Platz nehmen, mein wertes Fräulein?"

„Danke."

Sie setzte sich neben den alten Komödianten. Er hatte die Beine gekreuzt und bemühte sich, einen flotten Eindruck zu machen. Die Frau saß zusammengeknickt und stützte ihre Hände auf einen großen Regenschirm. Sie trug eine kümmerliche Spitzenmantille und einen gelben Strohhut mit einer wallenden blauen Straußfeder. „Der Bandit läßt uns lange warten", grollte der Mann mit der tiefen Stimme. „Sind Sie bestellt, mein wertes Fräulein?"

„Nein."

„Gestatten Sie, daß ich mich Ihnen vorstelle. Theodor Höß."

Er wiederholte voll Bedeutsamkeit: „Theodor Höß."

„Sehr erfreut. Lisa Dierkher."

Er musterte sie und fragte nachdenkend: „Kennen wir uns nicht von Leitmeritz?"

„Ich war noch nie in Leitmeritz."

„Dann verwechsle ich Sie. Wo waren Sie, wenn ich fragen darf?"

„In Aachen."

„Aachen, so, so. Zu Aachen in seiner Kaiserpracht —"

Die Frau sah auf seine Lippen und sagte leise: „Sei doch still."

„Aber mich kennen Sie, mein liebes Fräulein?"

„Ich habe leider noch nicht das Vergnügen gehabt."

„Mag sein, aber den Namen werden Sie doch schon gehört haben."

„Nein", antwortete Fräulein Dierkher kleinlaut.

„Sie wissen nicht, wer Theodor Höß ist? Haha, Sie scherzen, mein edles Fräulein."

Welch' ein armer Narr, dachte sie mitleidig und schwieg.

„Aber den Namen Adolf Sonnenthal werden Sie doch wohl schon gehört haben?" fragte er mit Bitterkeit.

„Allerdings, Herr Höß."

„Dann geht die Uhr recht. Theodor Höß war fünfzehn Jahre lang der Partner Sonnenthals, falls Sie jemand fragen sollte, mein liebes Fräulein. Jawohl. Ich war am Burgtheater. Laube hatte mich entdeckt. Wissen Sie, wer Laube war?"

„Natürlich."

„Nein, Sie können es nicht wissen. Laube war im Schlaf mehr als alle die großen Regisseure, die heute Berlin unsicher machen. Sie dürfen es mir glauben. Ich bin ein bescheidener Mann, ein kleiner Helfer der Kunst, aber nie werde ich vergessen, was Laube, der große Laube, einmal zu mir gesagt hat. ‚Höß,' hat er gesagt, ‚Sie sind der beste Dienerspieler des deutschen Theaters.' Na, wie gefällt Ihnen das?"

„Sie können stolz darauf sein, Herr Höß."

„Ja, das ist das Wort. Stolz! Es ist auch mein Unglück. Ich bin zu stolz für dieses schäbige Geschlecht der Schauspielbeamten. Es gab Rollen, die Sonnenthal ohne mich nicht spielte. Da war zum Beispiel der ‚Marquis von Villemer'. Ein gutes Stück, das muß ich sagen. Wenn ich die Tür öffnete —" Er stand auf und zeigte es. „Sehen Sie, so, und meldete: ‚Der Herr Marquis von Villemer', da hielt das ganze Haus den Atem an."

Die Frau in der Spitzenmantille bat leise: „Bleib doch sitzen, Höß."

„Einmal wurde ‚Fédora' abgesetzt, weil ich mich krank gemeldet hatte. Sonnenthal, der den Loris Ipanoff gab, weigerte sich, ohne mich zu spielen. Ja, das waren Zeiten! Aber was ist Ruhm?" Er nahm wieder Platz und sagte trübselig: „Jetzt kann Theodor Höß auch nicht das kleinste Engagement finden."

Ein heißes Mitgefühl erfüllte Fräulein Dierkhers Herz. „Wie ist das möglich?" fragte sie bedrückt.

„Ach Gott, ich bin den Hunden nicht elegant genug. Meine Garderobe ist ein wenig mangelhaft. Daran stoßen sich alle. Wenn ich einen anständigen Rock hätte, würde ich Père noble spielen und zweihundert Mark Gage verlangen. Aber so —" Er machte eine müde Handbewegung. „Haben Sie schon Engagement, Fräulein Dierkher?"

„Ja, im Goethetheater."

„Eine Schmiere", sagte er verächtlich.

Sie schwiegen eine Weile. Es war still wie in einer Gruft. Nur die kleine Gasflamme zischte.

„Legen Sie ein gutes Wort für uns bei Klärer ein", bat Theodor Höß demütig. „Wir hungern." Fräulein Dierkher war dem Weinen nahe und nickte zustimmend.

„Verzeihen Sie, daß ich Ihnen die Dame noch nicht vorgestellt habe. Fräulein Menglod Müller, meine Frau.“ Er schrie seiner Lebensgefährtin ins Ohr: „Fräulein Dierkher vom Goethetheater.“

„Sie ist schwerhörig“, sagte er entschuldigend.

Fräulein Menglod Müller neigte den Kopf und lispelte freundlich: „Sehr erfreut.“

„Sie wundern sich über den Namen Menglod“, meinte Theodor Höß. „Es ist ein seltener und sehr schöner Name. Sie wissen nicht, wer Menglod war?“

„Nein, Herr Höß“, antwortete Lisa voll Kummer.

„Menglod ist die Sonnenjungfrau, von der die Edda singt“, erklärte Höß mit stolzer Genugtuung. „Sie schlief auf einem flammenumloderten Berg, vom Riesen Windkald bewacht, bis Swipdag kam und die sonnige Maid gewann. Ja, so war Menglod.“

Menglod Müller, die Sonnenjungfrau, saß regungslos da, über ihren Schirm gebückt, und starrte mit fiebernden Augen auf die Tür, die in das Zimmer des Agenten führte.

„Meine Frau war eine berühmte Soubrette“, fuhr Theodor Höß fort. „So was gibt es heute gar nicht mehr, das darf ich wohl sagen. Sie können sich nicht vorstellen, Fräulein Dierkher, wie entzückend sie war. Talent bis in die Fußspitzen. Wenn sie auftrat, war es, als käme der Frühling auf die Bühne. Wie sie tanzte! Und wie sie sang! Sie hatte die süßeste Stimme, die ich je gehört habe. Und ich habe viele Stimmen gehört, mein liebes Fräulein, das dürfen Sie mir glauben. In Budapest, damals gab es noch deutsche Theater in Budapest, kreierte sie die Mamsell Nitouche. Kennen Sie ‚Mamsell Nitouche‘?“

Lisa Dierkher schüttelte den Kopf.

„Was war das für ein Erfolg! Die Leute rasten. Das Lied ‚Babette und der Kadett‘ mußte Menglod Müller fünfmal wiederholen. Fünfmal! So wahr ich hier sitze. Der junge Graf Erdélyi erschoß sich am Tag nach der Premiere, weil meine Frau ihn nicht erhörte.“

Fräulein Dierkher betrachtete unablässig die alte Frau und konnte sich der Tränen nicht erwehren. „Genug, Herr Höß“, bat sie schluchzend und hob beschwörend die Hand.

Höß war von dem Erfolg seiner Erzählung befriedigt und schwieg eine kurze Weile. „Sehen Sie, mein liebes Kind, das war einmal“, begann er von neuem, nachdem die junge Schauspielerin zu weinen aufgehört hatte. „Und jetzt haben wir nichts zu fressen. So ist das Leben.“

„Ich werde mit Klärer reden", sagte Fräulein Dierkher tröstend.

„Es wird wenig helfen", antwortete er düster.

„Vielleicht ist im Goethetheater eine kleine Stelle frei, Herr Höß."

„Wir würden Ihnen zu ewigem Dank verpflichtet sein."

„Wollen Sie mir Ihre Adresse geben?" fragte Fräulein Dierkher herzlich.

Er geriet in Verlegenheit.

„Ja, sehr gern, mein Fräulein. Wir wohnen in einem bescheidenen Viertel, wie Sie sich denken können. Brunnenstraße 118, drei Treppen hoch bei Frau Persicke. Es ist nicht weit vom Bahnhof Gesundbrunnen."

Fräulein Dierkher schrieb die Adresse auf. „Besten Dank, Herr Höß. Hoffentlich kann ich Ihnen bald eine gute Nachricht geben."

„Mit der Adresse ist das nur so eine eigene Sache. Ich weiß nicht, wie lange wir noch bei Frau Persicke werden wohnen können. Na, man wird ja sehen."

Er verstummte ängstlich, denn die Tür öffnete sich. Klärer geleitete eine seidenrauschende Dame durch das Vorzimmer. Sie lachte unnatürlich und zeigte ein wunderbar gearbeitetes Gebiß. Eine Wolke von Wohlgerüchen schwamm hinter ihr einher. „Ich rechne bestimmt auf Sie", flötete sie mit einer auffallend jugendlichen Stimme. „Auf Wiedersehen, lieber Klärer." Der große, feiste Agent verbeugte sich tief und antwortete unterwürfig: „Auf Wiedersehen, gnädige Frau."

Nachdem er die Tür hinter der vornehmen Dame geschlossen hatte, richtete er sich auf und fuhr wütend den alten Komödianten an: „Was wollen Sie denn schon wieder hier? Hab' ich Ihnen nicht verboten, im Vorzimmer herumzulungern? Das ist doch wirklich unerhört!"

„Ich wollte mich nur erkundigen", stammelte Höß beschämt und verwirrt.

„Ach was, erkundigen! Hab' ich Ihnen nicht gesagt, daß ich Ihnen schreiben werde, wenn sich etwas findet? Hab' ich Ihnen das gesagt oder nicht?"

„Sie haben es gesagt", bestätigte der alte Schauspieler mit Tränen in der Stimme. „Ich wollte mich nur in Erinnerung bringen, Herr Klärer."

„Erinnerung! Erinnerung!" schnaubte der Agent. „Ich habe an sonst nichts zu denken als an Sie. Mein ganzes Geschäft heißt Theodor Höß." In diesem Augenblick erkannte er Fräulein

Dierkher, und sein Gesicht verzog sich zu einem widerlich süßen Grinsen. „Guten Tag, Fräulein Dierkher", sagte er liebenswürdig und reichte ihr die Hand. „Bitte, gehen Sie nur weiter."

Die Schauspielerin rührte sich nicht vom Fleck.

„Sobald ich etwas für Sie habe, schreibe ich Ihnen. Mehr kann ich nicht tun", behauptete der Agent in einem milderen Ton und wendete sich zum Gehen.

„Vergessen Sie uns nicht, Herr Klärer", bat der Komödiant, und seine Lippen zitterten. „Wir haben nichts zu essen."

„Wenden Sie sich an den Bühnenverein. Ich kann hier keine Kollekte für Sie machen."

Fräulein Menglod Müller begann bitterlich zu weinen.

„Ja, es ist schwer mit so alten Leuten", sagte Herr Klärer, unangenehm berührt, zu der jungen Schauspielerin. „Sie zerbrechen einem das Herz, aber wer kann allen Menschen helfen?"

Fräulein Dierkher gab keine Antwort. Sie nahm aus ihrem Geldtäschchen einen Taler und steckte ihn schüchtern der alten Schauspielerin zu. Menglod Müller, für die ein ungarischer Magnat sein Leben hingegeben hatte, neigte sich über die Hand des jungen Mädchens, um sie zu küssen.

Waldemar Klärer flüsterte mißbilligend: „Sie sollten das nicht tun, Fräulein Dierkher. Man erzieht auf diese Weise die Leute zu Bettlern."

Die junge Schauspielerin schluckte schwer und biß die Zähne zusammen.

„Also auf Wiedersehen, lieber Höß", sagte der Agent salbungsvoll. „Sie hören bald von mir."

Dann geleitete er Fräulein Dierkher auf sein Zimmer. Es war ein schöner, heller Raum, mit dicken, kostbaren Teppichen belegt und sehr geschmackvoll eingerichtet. Der gute Eindruck wurde nur durch das Übermaß von Photographien beeinträchtigt, die die Wände bedeckten. Hundert grinsende Schauspielergesichter lächelten unterwürfig und zuvorkommend. Unter jedem Bild war eine demutsvolle Widmung zu lesen. Die Büsten Goethes, Schillers, Shakespeares und Lessings standen auf feierlichen Postamenten. Sie standen bescheiden und zurückhaltend da, ganz dem Willen Waldemar Klärers unterworfen, und wagten nicht zu lächeln.

„Also, was gibt es Neues, mein liebes Kind?" begann der Agent sehr süßlich und einschmeichelnd. Seine Stimme schien dick mit Schmalz belegt zu sein. „Wann sind Sie angekommen? Wie gefällt es Ihnen in Berlin? Wollen Sie eine Zigarette

rauchen?" Er sprach in einem Zug, ohne eine Antwort abzuwarten. Er speichelte beim Reden, und Fräulein Dierkher trocknete vorsichtig ihr Gesicht ab. „Sie sehen übrigens famos aus. Wie der Frühling oder wie ein Pfirsich. Wo beziehen Sie Ihren Teint?" Er lachte herzlich und anhaltend. Seine schlaffen Wangen überzogen sich mit einer heißen Röte, während er der jungen Schauspielerin mit zitternden Fingern das Gesicht abtätschelte. Lisa Dierkher würgte den bitteren Ekel hinab und hielt ruhig stand. Sie wußte, daß sie nicht zimperlich sein durfte. „Alles echt", meckerte Klärer und rang nach Atem. „Sie werden Ihren Weg machen, liebes Kind. Da ist mir gar nicht bange. Sie müssen nur klug sein. Hehe! Sie verstehen mich schon. Erst das Bankkonto, dann das Gefühl."

Lisa blickte geistesabwesend in die Ecke, wo Goethe stand. „Goethe dürfte Ihnen übrigens gar nicht liegen", hatte der Rittmeister Löcknitz gesagt. Wenn er sie hier sähe, müßte er sie tief verachten. Aber er wußte ja von dem übelriechenden Zwischenhandel, der Theater heißt.

„Darf ich Ihnen ein Gläschen Kognak anbieten, liebes Kind?"

„Nein, vielen Dank. Sie wollten mir einige nützliche Winke geben, Herr Klärer."

„Was brauchen Sie Winke? Wenn Sie mit dem Gesicht, unberufen, winken, tanzt das ganze Theater nach Ihrem Willen."

„Es wäre vielleicht dennoch vorteilhaft, einiges über die Zustände beim Goethetheater zu erfahren", meinte sie freundlich und zwang sich zu einer lächelnden Grimasse.

Klärer wackelte schadenfroh mit dem Kopf. „Zustand von Zuständen! Ein Schweinestall! Was soll ich Ihnen mehr erzählen?" In Aachen hatte er das Theater in den Himmel erhoben. Das Burgtheater war eine Schmiere dagegen.

„Wie ist Herr Direktor Schönlanck?" fragte sie zaghaft.

„Gott! Wie soll er sein?" lachte der Agent herzlich. „Ein Schieber ist er und ein Idiot dazu. Außerdem trägt er seidene Strümpfe. Da haben Sie den ganzen Direktor Schönlanck. Wenn Sie mit ihm gut auskommen wollen, erwähnen Sie niemals den Namen Goethe vor ihm. Das verträgt er nicht."

„Er ist doch Direktor des Goethetheaters?"

„Nu, eben deswegen."

„Wird denn im Goethetheater nicht Goethe gespielt?"

Herr Klärer bekam einen wilden Lachkrampf. „Gott soll schützen! Paul Schönlanck und Goethe! Sehen Se, die passen

zusammen! Schönlanck hat einmal ein gutes Wort gesagt, durch das er berühmt geworden ist. Er hat früher einen Dramaturgen gehabt, einen meschuggenen Fisch, der Tag und Nacht Kunst verlangt hat. Einmal ist dem guten Schönlanck die Geduld gerissen und er hat den Dramaturgen angeschrien: ‚Was heißt Kunst? Kunst ist, keine Pleite zu machen!' Und dann hat er den Kunstvertreter aus dem Theater hinausgeworfen."

Lisa Dierkher hörte aufmerksam zu und ließ sich ihre bittere Enttäuschung nicht merken. Jedes Wort, das der Rittmeister Löcknitz gesagt hatte, erfüllte sich in grauenhafter Wirklichkeit. „Sagen Sie, Herr Klärer, was wird eigentlich im Goethetheater gespielt?"

Er rückte näher an sie heran, so daß seine Knie die ihren berühren konnten. „Feine französische Lustspiele mit viel Spitzenwäsche, mein liebes Kind. Alle aus dem Verlag Zepernick. Der junge Dr. Zepernick ist Dramaturg im Goethetheater. Mit dem müssen Sie sich vertragen."

Die junge Schauspielerin dachte, daß es am klügsten wäre, diesen verlockenden Musentempel im Stich zu lassen und nach Haus zu fahren. Wie sollte sie mit zweihundertvierzig Mark ihr Auskommen finden, wenn nur feine französische Lustspiele mit Spitzenwäsche gegeben wurden? „Mit wem muß ich mich noch vertragen?" fragte sie, ein wenig höhnisch.

„Mit Lotte Küppers. Sie ist die ganze Macherin im Theater. Spielt, was gut und teuer ist. Talent hat sie nicht, aber sie ist fabelhaft an- und ausgezogen. Kunststück, wenn man die Geliebte von Fritz Dunkelbaum ist. Kennen Sie Fritz Dunkelbaum?"

„Ich habe nicht das Vergnügen", antwortete Lisa mit gepreßter Stimme.

„Erste Nummer in Berlin. Schwerreich, man schätzt ihn auf zwanzig Millionen, ein wilder Spieler, aber er gewinnt immer, ein fabelhafter Kerl. Ja, Glück muß man haben wie die Küppers. Angefangen hat sie im Metropoltheater als Chormädel. Jetzt hat sie zwei Autos und eine Villa im Grunewald. Fragen Sie mich, auf was hinauf! Mir gesagt, was Sie ihr vorgeben können." Er betrachtete ihre Gestalt mit lüsternen Augen.

Sie stand auf und reichte dem Agenten die Hand. „Vielen Dank für Ihre Aufklärungen. Ich weiß jetzt, woran ich bin."

„Sie wollen schon weggehen?" fragte Klärer enttäuscht und hielt ihre Hand fest.

„Ich muß doch ins Theater."

„Ach so, das stimmt. Aber hören Sie zu, liebes Kind, abends sind Sie doch frei. Wollen Sie mit mir Abendbrot essen? Schlicht und einfach?"

.Fräulein Dierkher hätte ihm am liebsten in das feiste Gesicht geschlagen, aber sie beherrschte sich und antwortete mit einem freundlichen Lächeln: „Heute bin ich leider nicht frei, lieber Herr Klärer." Er blickte sie so drohend und gehässig an, daß sie hinzufügte: „Ich rufe Sie mal in den nächsten Tagen an."

Seine unheilverkündenden Mienen glätteten sich. „Nu schön. Ich sehe, Sie sind ein vernünftiges Mädel. Sie werden Ihren Weg machen." Er strich nochmals über ihre Wangen und entließ sie gnädig.

Lisa Dierkher stand auf der dunklen, knarrenden Treppe und rieb krampfhaft ihr Gesicht ab. Der Ekel trieb ihr Tränen in die Augen. Man müßte nach Haus fahren, dachte sie kummervoll, und sich in die Ecke der Dachkammer setzen und viele Tage lang keinen Menschen um sich sehen. Aber als sie auf die Straße trat und unwillkürlich von dem wilden Hasten mitgerissen wurde, löste sich ihre Verzagtheit. Man durfte die Flinte nicht sofort ins Korn werfen. Niemand hatte es leicht. Jedes dieser gehetzten Menschengesichter trug die Merkmale der Entbehrung, des Kampfes, der Sorge und der Demütigung. Warum empörte sie sich gegen all die Gemeinheit, die sie während ihrer kurzen Theaterlaufbahn zur Genüge kennen gelernt hatte? Die Herren Kunstpächter schätzten nur ihren Körper ab. Sie war Sklavin und Ware. Wenn die Kritiker huldvoll lobten, schrieben sie: Fräulein Dierkher sah bildhübsch aus. Sie vermochte daran nichts zu ändern, aber es war doch nicht unmöglich, mitten im Schmutz rein zu bleiben. Man mußte es wenigstens versuchen. Zeit zur Flucht blieb immer noch, denn sie war entschlossen, sich nicht für die edle Kunst des Theaters zu opfern. Das hatte sie sich und dem Rittmeister Löcknitz versprochen. Sie verspürte jählings eine heiße Sehnsucht nach ihrem Reisegefährten, der so gütig und liebevoll mit ihr geredet hatte. Was gäbe sie darum, wenn sie jetzt seine Stimme hören und sein verwegenes Gesicht sehen könnte. Das Theater und ihr Kummer, alles, alles verblaßte und wurde unwichtig. Aber wo war jetzt der Rittmeister Löcknitz? Er dachte kaum mehr an das kleine Mädel, das mit ihm von Köln nach Berlin gereist war.

Man darf sich nicht unterkriegen lassen, sagte sich Lisa Dierkher tapfer und stieg in die Straßenbahn, um nach dem Goethetheater zu fahren.

Es war ein schöner, stolzer Bau mit griechischem Giebel und mit einer Vorhalle, die von schlanken, dorischen Marmorsäulen getragen wurde. „Goethetheater" stand mit goldenen Lettern auf der Stirn des Hauses. Aber auf den Theaterzetteln, die das lichte Gebäude befleckten, war zu lesen: „Poupette kann nicht Nein sagen", Schwank in drei Akten von Maurice Soulié und Pierre Véber. Für die deutsche Bühne bearbeitet von August Zepernick.

Lisa Dierkher studierte den Zettel und lächelte höhnisch. „Poupette — Fräulein Küppers" — Natürlich, sie besaß zwei Autos und eine Villa und Herrn Dunkelbaum dazu. Na schön!

Dann ging sie in die Theaterkanzlei und wünschte den Herrn Direktor zu sprechen. Der Herr Direktor war auf der Probe. Man wies sie an Dr. Zepernick, den Dramaturgen.

Ein alter Theaterdiener sagte vertraulich: „Kommen Sie mit, Fräuleinchen", und geleitete sie eine Treppe höher in ein geräumiges Vorzimmer, das mit Bücherschränken angefüllt war. Links führte eine Tür, an der ein großes Messingschild den Namen „Dr. Zepernick" trug, in das Dramaturgenzimmer. Eine andere Tür mit dem Schild „Direktor Schönlanck" führte in das Allerheiligste des Theaterbeherrschers. „Gehen Sie nur ruhig rein, Fräuleinchen", meinte der Diener und empfahl sich. Lisa Dierkher klopfte an und trat ein, nachdem sie durch ein dünnes, heiseres „Herein!" ermutigt worden war.

Herr Dr. August Zepernick war ein würdevoller junger Mann mit einem grasgrünen Gesicht, dem eine mächtige Hornbrille Erhabenheit und Ewigkeitswert zu verleihen bemüht war. Er rauchte eine Zigarette und las mit feierlicher Hingebung in einer Sportzeitung, die über den zahlreichen Manuskripten ausgebreitet lag.

Dr. Zepernick hob seinen müden Blick — dieser müde Blick war in ganz Berlin berühmt — und fragte, unwillig über die Störung seines Studiums: „Sie wünschen?"

„Mein Name ist Lisa Dierkher. Ich bin hierhergeschickt worden, um mich vorzustellen."

Er sah sie genauer an, und seine Müdigkeit wich einem angeregten Interesse. „Ach, Sie sind Fräulein Dierkher aus Aachen. Sehr erfreut. Dr. Zepernick. Bitte, nehmen Sie doch Platz. Nicht?"

„Danke, Herr Doktor."

„Sie sind muntere Liebhaberin? Nicht?"

Sie nickte.

„Diese Fachbezeichnungen sind zu blödsinnig", erklärte er mit Tiefsinn. „Was heißt munter und was heißt Liebhaberin? Aber wir beide werden die Welt nicht anders machen. Nicht?"

Das ewige Nicht ging ihr stark auf die Nerven. „Ist der Herr Direktor jetzt nicht zu sprechen?"

„Wir wollen mal fragen, nicht?" Er drückte auf einen Klingelknopf, und der alte Diener erschien. „Schwabel, sagen Sie dem Direktor, Fräulein Dierkher aus Aachen sei hier. Ich lasse fragen, ob sie warten oder an einem andern Tag kommen soll. Nicht?"

„Jawohl, Herr Doktor."

Der Dramaturg faltete die Sportzeitung zusammen und steckte sie in die Tasche. „Sie sind durch Klärer engagiert worden, Fräulein Dierkher, nicht?"

„Jawohl, Herr Doktor."

„Hüten Sie sich vor Klärer, liebes Fräulein. Er ist ein unsauberer Geselle. Ich rate Ihnen gut."

„Vielen Dank", antwortete sie spöttisch.

„Überhaupt, seien Sie mißtrauisch, liebes Kind. Gegen jedermann."

„Auch gegen Sie, Herr Doktor?"

„Natürlich! Das ist doch ganz klar. Nicht? Sie werden eines Tages ganz von selbst herausfinden, wo Sie Freunde haben. August Zepernick wird immer auf Ihrer Seite stehen, das verspreche ich Ihnen. Nur dürfen Sie mir heute noch kein Wort glauben."

Der jungen Schauspielerin wirbelte es im Kopf, so verdreht und gewunden war dies alles.

„Als Sie hier zur Tür hereinkamen," sagte der Dramaturg und blickte über seine Hornbrille hinweg, „da wußte ich, daß wir beide zusammengehörten, daß wir Weggenossen und Gefährten wären. Es war ein ganz großer Augenblick in meinem Leben. Aber ich beschwöre Sie, glauben Sie mir kein Wort."

Du kannst mir gestohlen werden, mein Lieber, dachte Lisa Dierkher fröhlich und lächelte in sich hinein.

Der Theaterdiener kam zurück. „Der Herr Direktor läßt sagen, Fräulein Dierkher soll sich heut um fünf Uhr vorstellen."

Dr. Zepernick runzelte die Stirn: „Es ist gut. Sie können gehen, Schwabel."

„Sie sollen aber pünktlich sein, Fräuleinchen, hat der Herr Direktor gesagt", erklärte Schwabel mit strenger Amtsmiene und ging zur Tür hinaus.

„Das ist schlimm, das ist sehr schlimm, mein liebes Kind", meinte der Dramaturg düster, und sein Gesicht wurde noch mehliger.

„Warum denn, Herr Doktor?" fragte sie ahnungslos.

„Warum? Warum? Ha!" Er lachte, wie die Hölle lacht. „Gehen Sie niemals um fünf Uhr nachmittags zum Direktor. Das ist lebensgefährlich. Ich rate Ihnen gut."

„Aber wenn der Direktor befiehlt?"

„Dann gehen Sie erst recht nicht. Sie müssen sich gar nicht vor ihm fürchten, solange Sie mich zum Freund haben. Herr Schönlanck ist der Niemand hier im Haus. Wenn ich meinem Vater ein Wort sage, fliegt der Kerl raus. Ich bin hier der Herr, verstehen Sie?"

Fräulein Dierkher lächelte. „Soll ich Ihnen das glauben oder nicht? Wie raten Sie mir, Herr Doktor?"

„Das dürfen Sie mir glauben", entschied Dr. Zepernick mit Feierlichkeit.

„Aber heute muß ich ja doch um fünf Uhr erscheinen."

„Ja, das ist nicht zu umgehen. Aber heute haben Sie nichts zu befürchten. Ich werde Ihren Schutzengel spielen. Nicht?"

Lisa Dierkher vermochte den jungen Mann und seine Hilfe nicht ernst zu nehmen, aber sie wollte es sich unnötigerweise mit der Firma Zepernick und Sohn nicht verderben. „Schönen Dank, Herr Doktor. Ich werde immer Ihre Schuldnerin bleiben." Sie stand auf, um zu gehen.

„Ja, wir beide verstehen uns, nicht? Wir wollen zusammenhalten gegen dieses Gesindel. Aber es würde mich furchtbar interessieren, zu erfahren, wie der heutige Besuch ausgefallen ist. Wollen Sie mir nicht Bescheid sagen, Fräulein Dierkher?"

„Ich kann Ihnen ja schreiben, Herr Doktor."

„Ich mache Ihnen einen besseren Vorschlag, liebe Freundin. Wollen Sie mit mir Abendbrot essen? In einer ruhigen Ecke, still und bescheiden, nicht?"

Ach, jetzt kam endlich der Pferdefuß. Es war zu lustig. Das junge Mädchen machte ein bekümmertes Gesicht. „Schade, schade, bester Herr Doktor. Heute geht es leider nicht. Ich habe den Abend schon vergeben."

Ein welkes, enttäuschtes Lächeln spielte um seine dünnen Lippen.

„Ich wäre so gern gekommen", beteuerte Fräulein Dierkher. „Es tut mir wirklich aufrichtig leid. Aber ich rufe Sie mal in den nächsten Tagen an, nicht?"

Sein müder Blick hellte sich wieder auf. „Na schön, ich rechne darauf. Und vergessen Sie nie, daß ich Ihr einziger Freund in diesem Haus bin."

„Ich werde es nie vergessen, Herr Doktor. Auf Wiedersehen."

„Auf baldiges Wiedersehen, liebste Freundin."

Als Fräulein Dierkher diesmal auf die Straße trat, lachte sie aus vollem Herzen. Da war ja eine nette Bande beisammen in dem schönen Haus, auf dessen Stirn in goldschimmernden Buchstaben „Goethetheater" stand. Man durfte dies alles wirklich nicht tragisch nehmen. Man mußte lachen, lachen!

Sie ging ganz vergnügt ihres Weges und freute sich des schönen Tages. Die Sonne schien, und der Himmel glänzte wie matte, blaue Seide. Es war fein, so spazierenzulaufen und alle Gefahren zu vergessen, die ihr junges Leben bedrohten. Jetzt müßte nur noch der Rittmeister Löcknitz daherkommen und sie begrüßen und ein Stück begleiten. Das wäre doch gar nicht so unmöglich.

Aber der Rittmeister Löcknitz ging andere Wege, und Lisa Dierkher verspürte Hunger. Sie setzte sich in das Vorgärtchen einer Konditorei und trank eine Tasse Kaffee und aß ein Stückchen Kuchen dazu. Man mußte sparen. Aber dieses karge Mittagsmahl war wahrhaftig kein Opfer, und es gab viel, viel Schlimmeres auf der Welt. Sie sah den alten Theodor Höß und Fräulein Menglod Müller in dem dunklen Vorzimmer des Agenten auf der Bank sitzen, hoffnungslos und vom Hunger gedemütigt. Nein, das Theater war kein verlockender Beruf. Beschmutzte Jugend und würdeloses Alter. Das war die Erfüllung. Dafür brachten Tausende von Irregeleiteten maßlose Opfer. Aber sie würde nicht zu ihnen gehören, das stand fest. Lieber fremde Wäsche waschen und den Fußboden scheuern.

So dachte Lisa Dierkher, während sie in dem Vorgärtchen saß und die Zeit an sich vorbeiziehen ließ. Die Herbstsonne versank, und der Himmel verschleierte sich. Auf den Straßen lagen schon die ersten Schatten der Dämmerung, als sich die junge Schauspielerin erhob, um ins Theater zurückzugehen. Sie schritt widerwillig und müde dahin, bereit, beim ersten Ruf den unnützen Gang zu unterlassen. Sie fühlte deutlich, daß Direktor Schönlanck der schwierigste und gefährlichste Gegner war, aber niemand rief und niemand versperrte ihr den Weg.

Da war auch schon das Goethetheater. Der griechische Giebel schwamm im violetten Abendlicht. Das ganze Gebäude lag

still und verlassen da. In der Kanzlei war kein Mensch außer dem alten Theaterdiener, der nur sie zu erwarten schien. „Da sind Sie ja, Fräuleinchen", meinte er befriedigt und geleitete sie wiederum eine Treppe höher in das Vorzimmer, das zum Direktor führte.

Es war so unheimlich still, daß Lisa Dierkher das helle Pochen ihres Herzens hören konnte. Eine dumpfe Angst schnürte ihr die Kehle zu. „Gehen Sie nur rein, Fräuleinchen", sagte der alte Schwabel leise, und es schien ihr, als zitterte irgendein Mitleid durch seine Worte. Mit einemmal war der Diener verschwunden, und die junge Schauspielerin stand allein in dem halberleuchteten Vorzimmer. Ein paar Minuten lang stand sie regungslos und überlegte, was sie tun sollte. Die dumme Angst war wohl grundlos. Was konnte ihr denn geschehen? Mitten in Berlin, behütet von Gesetzen und Verordnungen? Außerdem ging unten vor dem Theater ein Schutzmann auf und ab. Sie gewann ihre Tapferkeit wieder und klopfte entschlossen an die Tür. Eine Stimme, die aus weiter Ferne zu kommen schien, rief: „Herein!"

Lisa Dierkher trat mit festen Schritten in das Zimmer und grüßte unbefangen: „Guten Abend, Herr Direktor. Sie haben mich für diese Stunde herbestellt."

Herr Schönlanck saß hinter einem mächtigen Schreibtisch und blickte flüchtig von seiner Arbeit auf. „Ach, Fräulein Dierkher, nicht wahr? Guten Abend. Bitte, setzen Sie sich und entschuldigen Sie mich einen Augenblick. Ich bin sofort fertig." Er wies ihr einen Stuhl neben dem Schreibtisch an.

Während der Direktor weiterschrieb und sie nicht zu beachten schien, musterte sie aufmerksam das Zimmer. Die roten Samtvorhänge vor den Fenstern waren dicht zugezogen, und die Tür war gepolstert. Eine schwüle, mit Wohlgerüchen gesättigte Luft herrschte in dem Raum, der in mattes, rötliches Licht getaucht war. Dann betrachtete Fräulein Dierkher kühl und gelassen den Direktor. Er hatte einen schönen, regelmäßigen Friseurkopf, zweifellos, und trug ein Einglas, das in dem Augenwinkel festgelötet zu sein schien. Das Gesicht machte einen harmlosen und vertrauenerweckenden Eindruck, aber die Hände waren gemein und verrieten schmutzige Geheimnisse. An dem kurzen Mittelfinger steckte ein übergroßer Brillantring, der mit den glänzend polierten Nägeln erfolgreich wetteiferte. Hinter dem Rücken des Direktors hing an der Wand ein großer Theaterzettel im Goldrahmen. Eröffnungsvorstellung des Goethetheaters stand darauf. „Iphigenie auf Tauris." Lisa Dierkher

lächelte überlegen. Das war wohl ein Druckfehler. Es mußte heißen: „Iphigenie kann nicht Nein sagen."

Herr Schönlanck hatte seine dringende Arbeit beendigt und sagte zuvorkommend: „So, mein Fräulein, jetzt stehe ich zu Ihren Diensten. Rauchen Sie?"

„Nein, danke, Herr Direktor."

Er zündete sich sehr umständlich eine Zigarette an, rückte seinen Sessel vom Schreibtisch weg, zog bedächtig die Hosen hinauf, um die Bügelfalten zu schonen, und kreuzte Bein über Bein. Dann streichelte er liebevoll seine Strümpfe und betrachtete sie mit Zärtlichkeit. Lisa Dierkher sah ihm aufmerksam zu. Der Mann trug wahrhaftig Seidenstrümpfe. Waldemar Klärer hatte die Wahrheit gesprochen. Es waren wunderbare, dunkelrote Strümpfe mit schwarzen Zwickeln. Fräulein Dierkher empfand das unwiderstehliche Verlangen, dem Direktor des Goethetheaters zu sagen: „Haben Sie aber schöne Strümpfe!"

Sie bezwang sich und wartete geduldig, bis der Gewaltige das Gespräch eröffnen würde. Er erhob endlich seinen Blick von den Strümpfen und betrachtete die junge Schauspielerin mit prüfenden Augen, die sie zu entkleiden schienen. Lisa Dierkher runzelte die Stirn und sah starr in das angespannte Gesicht ihres Gegenübers. Unten steht ein großer, starker Schutzmann, dachte sie immerzu.

Der Direktor hatte seine Musterung beendet. „Tja, Sie sehen famos aus, mein liebes Fräulein. Klärer hat nicht zuviel erzählt. Bitte, wollen Sie mal freundlichst aufstehen und bis zur Tür gehen."

„Wozu?" fragte sie widerwillig und ballte die Fäuste.

„Ich möchte gern sehen, ob Sie gehen können."

Sie erhob sich und marschierte zur Tür und wieder zurück. Herr Schönlanck verfolgte ihre Bewegungen mit angeregtem Interesse. „Ausgezeichnet, meine Liebe", rief er anerkennend. „Sie haben Talent."

„Woher wissen Sie das?"

„Weil Sie gehen können, mein Fräulein", antwortete er mit freundlicher Nachsicht. „Wer so gehen kann wie Sie, hat Talent. Verlassen Sie sich auf mich. Bitte, nehmen Sie wieder Platz." Sie setzte sich.

„Ich habe große Pläne mit Ihnen, mein schönes Fräulein." Er wartete auf irgendeine Frage, die nicht kam. „Ich will Sie gegen Fräulein Küppers ausspielen", sagte er langsam und mit Nachdruck. „Die Dame wird mir zu etepetete. In meinem

Theater dulde ich keine Starwirtschaft. Hier gibt es nur einen Herrn, und der Herr bin ich."

Was ist mit Dr. Zepernick? wollte sie fragen und lächelte innerlich über diese drollige Affenkomödie.

„Wenn Sie nur die Hälfte von dem halten, was Sie versprechen, so werden Sie bei mir eine ganz große Stellung haben."

„Ich werde immer ein dankbares Mitglied Ihres Theaters sein, Herr Direktor."

„Ich hoffe es", entgegnete er und grinste zweideutig. Dann holte er ein Manuskript heran und blätterte darin angelegentlich. „Wissen Sie, was das ist, mein liebes Fräulein?"

„Nein, Herr Direktor."

„Das ist der große Schlager der diesjährigen Spielzeit", erklärte er geheimnisvoll. „Geht totsicher zweihundertmal. Das Stück heißt — Sie müssen mir Ihr Ehrenwort geben, daß kein Sterbenswort über diese Unterredung in die Öffentlichkeit kommt."

Er nahm ihre Hand und drückte sie. Das ist kein Ehrenwort, dachte die Schauspielerin belustigt und zog wieder ihre Hand zurück. „Das Stück heißt: ‚Das Mädchen für alles' von Marcel Fardeau. Ein tadelloser Titel. Was?" Sein Lachen war wie das Bellen eines Hundes. „Der Titel ist von mir. Alle Titel sind übrigens von mir. Dr. Zepernick ist ja ein sehr talentvoller Mensch, aber er findet keine Titel. In dem ‚Mädchen für alles' ist eine Frauenrolle —" Er spitzte den Mund und küßte die Luft. „Eine Bombenrolle, die Rolle aller Rollen! Fräulein Küppers ist natürlich fest davon überzeugt, daß sie diese Rolle spielen wird. Ich denke aber nicht daran. Ich kann mit dem Frauenzimmer nicht spielen. Die männliche Hauptrolle spiele nämlich ich. Das ist ein Pariser Handlungsreisender, ein famoser Kerl. Na, Sie werden ja sehen. Da gibt es eine Szene im zweiten Akt, die ist das überhaupt Beste, was Marcel Fardeau geschrieben hat. Wir wollen sie übrigens gleich mal probieren." Er suchte mit zitternden Fingern die Szene im Manuskript.

„Muß das jetzt sein, Herr Direktor?" fragte das junge Mädchen beunruhigt.

„Jawohl, mein liebes Fräulein. Ich will doch sehen, ob Sie sich für diese Rolle eignen."

„Davon könnten Sie sich ja bei der ersten Probe überzeugen, Herr Direktor."

„Könnte ich, natürlich. Aber ich möchte Ihnen doch nicht gern vor allen Mitgliedern die Rolle abnehmen, falls Sie ihr nicht gewachsen wären."

Lisa Dierkher saß ratlos da und überlegte, was sie tun sollte. Wenn sie sich jetzt ohne ersichtlichen Grund weigerte, die Szene zu probieren, hatte sie alles verloren. Herr Direktor Schönlanck hatte sich bisher durchaus einwandfrei benommen. Er war vielleicht ein harmloser und ungefährlicher Mensch. Es gab so viele Verleumdungen beim Theater.

„So, da haben wir die Szene!" rief der Direktor fröhlich. „Bitte, ziehen Sie Ihre Jacke aus und legen Sie den Hut ab."

„Wozu?" fragte sie mißtrauisch.

„Gott! Sind Sie komisch!" lachte er gutmütig. „Wir wollen doch probieren. Oder haben Sie Angst, daß ich Sie auffesse?"

„Oh, ich kenne Angst nicht, Herr Direktor." Sie nahm kurz entschlossen den Hut ab.

„Sie haben prachtvolles Haar", erklärte der Direktor sachverständig und stand auf. Seine Augen wurden trüb und flackerten.

Nein, ich werde jetzt nicht probieren, sagte sich Lisa Dierkher, als sie diese Augen erblickte. Bevor sie ihren Entschluß aussprechen konnte, läutete das Telephon.

Direktor Schönlanck ging zum Schreibtisch zurück und ergriff den Hörer. „Hier Direktor Schönlanck. Wer dort? Wie? Ach, Herr Zepernick! Guten Abend. Wie geht es immer?" Eine tiefe Falte, die von der Nase zum Mund lief, grub sich plötzlich in sein Gesicht. „Muß das ausgerechnet jetzt sein?" fragte er ärgerlich. „Hat die Sache nicht bis morgen Zeit? Wie? Na schön, ich erwarte Sie, Herr Zepernick. Auf Wiedersehen!" Er legte den Hörer nieder und sagte mit verbissener Wut: „Mit der Probe ist es heute nichts, liebes Fräulein. Mein Sozius hat sich zu einer wichtigen Besprechung angemeldet. Es ist zu blödsinnig."

„Schade", antwortete die junge Schauspielerin und vermochte kaum ihre heiße Freude zu verbergen. Der Herr Dr. Zepernick hatte sich wahrhaftig als Helfer in der Not bewährt. Es war, als hätte er nur das Stichwort abgewartet, um seinen Vater im richtigen Augenblick ans Telephon zu schicken. Aber sie fühlte deutlich, daß dies gehässige Eifersucht und nicht helfende Freundschaft war.

„Ja, es ist wirklich schade", meinte der Direktor und biß an seiner Unterlippe. „Gerade jetzt muß der alte Esel kommen.

Aber halt, ich habe eine Idee! Wollen Sie heute mit mir Abendbrot essen, liebes Fräulein?"

Eine unbändige Lachlust überfiel Lisa Dierkher. Das war jetzt das dritte Abendbrot, das ihr winkte. Man mußte in Berlin wahrlich nicht verhungern. Sie machte ein scheinheiliges Gesicht und erwiderte voll Teilnahme: „Das tut mir aber schrecklich leid, Herr Direktor. Es geht heute nicht. Ich wäre so gern gekommen, aber ich habe mich bereits für den Abend verabredet."

„So, mit wem denn, wenn ich fragen darf?"

Ein ausgezeichneter Gedanke fuhr ihr durch den Kopf. „Mit meinem Freund, Herr Direktor."

Der Zorn verschwand aus seinem Gesicht. „Der Freund geht vor, das ist selbstverständlich. Darf man wissen, wer dieser glückliche Freund ist?"

„Er ist Rittmeister, Herr Direktor." Sie fühlte deutlich, wie eine heiße Röte in ihre Wangen stieg.

„Ist er eifersüchtig?" fragte der Direktor des Goethetheaters voll Interesse.

„Furchtbar!"

„Da muß das kleine Fräulein hübsch schlau sein."

„Ist es auch", lachte Lisa Dierkher und setzte sich den Hut auf. Dann machte sie einen zierlichen Knicks und verabschiedete sich.

Der Direktor begleitete sie bis zur Tür und sagte wohlwollend: „Sie sind ein ganz patentes Mädel! Auf baldiges Wiedersehen!"

Als Fräulein Dierkher auf der Straße stand, atmete sie die herbe Abendluft mit durstigen Zügen ein. Der Schutzmann marschierte noch immer vor dem Theater auf und ab. Sie betrachtete ihn fast mit Zärtlichkeit. Er hatte ein strenges, aber doch gutmütiges Gesicht.

Das junge Mädchen ging langsam nach Haus. Nun war auch dieser Tag vorbeigezogen, der nichts als Enttäuschungen gebracht hatte. Im Goethetheater gab es für sie keine Zukunft, das war klar. Die schöne Rolle in dem entzückenden Lustspiel „Das Mädchen für alles" würde sie nie spielen. Wohin wird mich mein Weg führen? fragte sie sich in plötzlich aufsteigender Angst und erschauerte vor ihrer hilflosen Einsamkeit.

Aber ihre Verzagtheit löste sich, als sie ihre kleine Wohnung betreten hatte. Hier war es friedlich und still. Hier erschien nichts so schlimm wie unter den fremden Menschen auf der Straße. Sie gewann allmählich eine Zuversicht wieder, die

durch nichts begründet war. Man darf sich nicht unterkriegen lassen. Herr Waldemar Klärer und Dr. Zepernick und Direktor Schönlanck waren eigentlich komische Figuren, mit denen man schon fertig werden konnte. Wenn einem der Rittmeister Löcknitz zur Seite stünde, ging es gewiß leicht und einfach.

In dieser abendlichen Stunde fühlte die junge Schauspielerin mit schmerzender Deutlichkeit, daß der Rittmeister Löcknitz ihre ganze Hoffnung war. Aber konnte und durfte sie ihn zur Hilfe rufen, wenn er nicht aus freien Stücken den Weg zu ihr fand? Dunkel und wirr war die Zukunft. Man mußte still warten und dem Schicksal frei ins Auge blicken.

Lisa Dierkher setzte sich nachdenklich zum Tisch und aß ihr einsames Abendbrot.

VIII

Löcknitz stand am Fenster und blickte tiefsinnig auf die Straße. Es war ein trüber Tag mit rastlos ziehenden Wolken. Das Wasser des Kanals schlich träg dahin und führte welke Blätter mit sich. Es gab Bäume am Ufer, die schon kahle Zweige hatten und zu frösteln schienen. Im Zimmer war es warm und behaglich. Schöne, alte Möbel waren da und eine sanft singende Uhr und ein dicker Teppich, und an den Wänden freundliche Bilder vom Frühling, Herbst und Winter.

Der Rittmeister marschierte ruhelos vom Fenster zur Tür und wieder zurück. Nun war er seit vierundzwanzig Stunden daheim, aber es schien ihm, als hätte er diese Räume überhaupt nie verlassen. Im ganzen Haus herrschte eine klösterliche Ruhe, die schwer zu ertragen war. Niemand lachte, keine Stimme schrie, und die Türen schlossen sich geräuschlos. Aber drüben, auf dem Schöneberger Ufer, sausten die Autos dahin, und ihre Hupen jauchzten vor Lebenslust. Seine Frau hatte von Löcknitz seit ihrer Unterredung nicht mehr zu Gesicht bekommen. Sie ließ sich gestern abend und heute mittag entschuldigen. Er fragte nicht, ob sie verreist oder wodurch sie verhindert war. Er saß allein bei Tisch und hatte das eisige Gefühl der Fremdheit. Man lebte hier wie in einer gut geführten, vornehmen Pension, die augenblicklich nur ihn als Gast hatte.

Nein, das war kein Heim und nicht einmal eine Pension, das war ein Gefängnis. Er preßte seine Stirn an die Fensterscheibe und zitterte vor Ungeduld. Wem halfen die sauber geputzten Vorhänge und der blank gebohnte Fußboden und die

zierlichen gestickten Deckchen und diese ganze stubenwarme Behaglichkeit? Er hatte die Leute beneidet, die ein Zimmer mit einem Bett ihr eigen nannten, und nun besaß er dies alles und fühlte, daß es nichts bedeutete. Man konnte in einem staubigen Pariser Hotelzimmer hausen oder in einem Dampfbad schlafen oder auf einer nächtlichen Landstraße wandern und war doch nicht einsamer als in diesem stummen Haus der Entsagung. Aber man mußte ja nicht Tag und Nacht in diesem Käfig eingeschlossen bleiben. Man konnte ihm wenigstens für Stunden entfliehen. Die ganze Stadt zitterte in rastloser Bewegung oder Lebensunruhe. Nur hier, in diesen Zimmern, war Tod und Stille.

Löcknitz beschloß, auszugehen. Es war wohl nicht nötig, um Urlaub zu bitten, meinte er höhnisch, zumal da die Frau des Hauses abwesend war. Während er überlegte und seiner selbst nicht sicher wurde, vernahm er plötzlich draußen im Stiegenhaus Schritte, junge, ungeduldige, beschwingte Schritte, die näher kamen. Der Rittmeister lauschte angespannt. Wer ging so laut und unbekümmert durch dieses Haus des Schweigens? Die Schritte machten halt vor seiner Tür. Er hörte deutlich ein tiefes Atemholen. Dann klopfte es, stark und hell.

„Herein!"

„Vater!" Wie ein Frühlingssturm fuhr das junge Mädchen in das Zimmer und warf jubelnd die Arme um den Hals des Rittmeisters, der still hielt, in seliger Erstarrung, und einen Regen von Küssen über sich ergehen ließ. Er vermochte ihr Gesicht noch nicht zu sehen, er fühlte nur die Wärme ihres jungen Körpers und das Beben ihres erregten Herzens.

„Ach Vater! Lieber, liebster Vater, ich bin so selig, daß du wieder hier bist!"

Er stand da wie in einem schweren, süßen Traum und konnte nicht verstehen, was ihm widerfuhr. Es gab wirklich einen Menschen auf Gottes Erde, dem seine Heimkehr Glück und Seligkeit bedeutete. Ein heißes Brennen kam in seine Augen. Er strich mit zärtlichen, zaghaften Fingern über das Haar seines Kindes und fand kein Wort, das sein Gefühl ausdrücken konnte.

„Wenn du wüßtest, wie glücklich ich bin, daß du wieder hier bist, Vater. Ich hatte so schreckliche Sehnsucht nach dir." Nun mußte sie weinen.

Er stammelte schüchtern und leise: „Grete! Liebste Grete!"

„Nun darfst du mich nicht mehr verlassen, Vater. Nie mehr, Vater!" Dann gab sie ihn frei und betrachtete ihn mit liebevoller Aufmerksamkeit. „Du hast dich gar nicht verändert, Vater.

Du bleibst immer jung. Ich bin so stolz auf dich. Du bist der schönste und liebste Mensch auf der Welt!"

Er wurde ganz verlegen und sagte bedrückt: „Du dummes Mädel!"

Das war nun seine Tochter. Ein Kind hatte er zurückgelassen, und dieses erwachsene, holde Geschöpf fand er wieder. Er prüfte das geliebte Gesicht und fand keinen Zug, der an seine Frau und an die Plagge-Glindows erinnerte. Mit bittersüßer Deutlichkeit erkannte er den leichtsinnigen Mund und die verwegenen Augen, die väterliches Erbteil waren. Das ist wahrhaftig meine Tochter, dachte er beglückt und kummervoll zugleich, denn er ahnte ferne Gefahren, die dieses Kind bedrohten.

„Du hast dich aber mächtig verändert. Du bist ja ein großes Fräulein geworden."

„Du warst fünf Jahre lang fort, Vater", antwortete sie leise und blickte starr in die Luft. Wie ein Vorwurf klang es, und Löcknitz schämte sich vor seiner Tochter. „Ich wartete Tag und Nacht auf dich, immer, immer!" Sie seufzte tief auf. „Aber jetzt bist du hier, und nun ist alles gut."

Sie saßen nebeneinander und hielten sich bei den Händen.

„Und wie ist es dir gegangen, Grete? Was hast du getrieben?"

„Ach Gott, ich habe immerzu büffeln müssen, lauter dummes Zeug. Einfach scheußlich!"

„Na, du gefällst mir!"

„Aber es ist doch wahr, Vater. Was geht das mich an, was die persischen und ägyptischen Könige vor fünftausend Jahren getrieben haben? Und in welchem Jahr irgendein Italiener seine berühmte Madonna gemalt hat, interessiert mich gar nicht. Und was für Wetter war, als Goethe ‚Über allen Gipfeln' dichtete, ist mir auch ganz gleichgültig."

Der Rittmeister mußte laut auflachen.

„Es ist doch so, Vater. Zum Glück durfte ich reiten lernen, das war fein. Mutter war natürlich sehr dagegen, aber ich setzte es durch."

Sie schwieg und schien über irgend etwas, das mit diesem Reitunterricht zusammenhing, nachzudenken. „Wirst du wieder einen Rennstall haben, Vater?"

„Ich fürchte, nein, Grete."

„Ach, ich freute mich schon so darauf. Du hättest mich gewiß zu den Morgengalopps mitgenommen, nicht wahr? Warum magst du denn keinen Rennstall mehr?"

„Ich habe kein Geld."

Sie sah ihn erstaunt an. „Wir sind doch reich?"

„Davon weiß ich ja gar nichts", lachte er fröhlich.

Sie stimmte in seine Heiterkeit nicht ein und runzelte die Stirn. „Mutter hat doch jedenfalls viel Geld."

„Ja, Mutter schon," gab er zu, „aber ich nicht."

„Das verstehe ich nun gar nicht."

Er zog sie an sich heran und küßte ihre Augen. „Zerbrich dir bloß darüber nicht den Kopf."

„Ach, wie schwer dies alles ist!"

Er wagte nicht, zu widersprechen.

„Was wirst du nun beginnen, wenn du kein Geld hast?"

„Ich werde Streichhölzer verkaufen", scherzte er.

„Bitte, sprich nicht so, Vater", bat sie und hatte die Augen voll Tränen. „Ich habe solche Sorge um dich. Wenn ich viel Geld hätte, ich gäbe dir alles."

Der Rittmeister saß mit stillem Gesicht da und hatte ein Gefühl von Beschämung.

„Du wirst mich nicht mehr verlassen, Vater, nicht wahr? Du mußt bei mir bleiben, sonst — sonst — —" Sie beendete den Satz nicht, sondern sprang auf und trat zum Fenster. Hilflos und sehnsüchtig, wie ein Vogel im Käfig, starrte sie hinaus. Eine jähe Angst überfiel Löcknitz, als er seine Tochter am Fenster stehen sah. So hatte er vor einer Stunde die Stirn an die Scheibe gepreßt. Er wußte genau, wie das war.

„Was hast du denn, Grete?" fragte er bekümmert und trat zu ihr.

„Es ist so schrecklich in diesem Haus", sagte sie leidenschaftlich und klammerte sich an seinen Arm.

„Ja, wieso denn, Kind?"

„Ich weiß es selber nicht, Vater, aber alles ist hier ohne Freude und ohne Leben. Niemand lacht, niemand singt, man geht auf den Fußspitzen und schweigt."

„Warum lachst und singst du nicht?"

Sie zog die Mundwinkel herab. „Wer kann hier lachen?"

„Das begreife ich nicht", meinte er kleinlaut und ohne Überzeugung. „Wer hindert dich, fröhlich zu sein? Ist Mutter nicht gut zu dir?"

„O doch, ganz gewiß", antwortete sie eifrig. „Sie hat mich sehr lieb und ich sie auch."

„Nun also. Hält sie dich zu streng?"

„Nein, Vater, im Gegenteil, sie läßt mir volle Freiheit."

„Ja, Kind, was willst du noch mehr?"

Sie preßte die Lippen aufeinander und blickte starr in die Luft. Wie zwei Gefangene standen Vater und Tochter, Arm in Arm, beim Fenster und betrachteten den grauen Herbsthimmel.

„Oft und oft wollte ich von hier weglaufen und zu dir fahren, Vater. Aber es ist nie etwas daraus geworden, denn ich besaß kein Geld und wußte auch nicht genau, wo du warst."

„Da hört man ja schöne Geschichten! Hast du gar nicht bedacht, welchen Kummer du deiner Mutter bereitet hättest?"

Sie schüttelte den Kopf. „Nein, Vater."

„Wo bleibt deine Liebe?"

„Ich will dir etwas sagen, Vater. Es ist sehr schlimm, und du darfst nicht böse werden. Ich habe Mutter gewiß von Herzen lieb, aber manchmal ist sie mir ganz fremd, so, als hätte ich gar nichts mit ihr gemein. Ich weiß nicht, woran das liegt, aber es ist doch so. In solchen Stunden wollte ich immer davonlaufen und zu dir fahren."

Löcknitz machte sich frei und trat in das Zimmer zurück. Er war tieferschüttert und wollte seine Bewegung verbergen. Er wußte, wie fremd und kalt seine Frau sein konnte. Man kam ihr entgegen mit übervollem Herzen, und sie stand da wie eine gestrenge Äbtissin. Es war ihr nicht gegeben, Liebe zu zeigen und Wärme zu verbreiten. Vielleicht trug er die Schuld, daß dieses Frauenherz erstarrt war und sich verschlossen hatte. Und daß nun auch sein Kind darunter litt, war schrecklicher als alles.

„Bist du mir böse, Vater?" Sie nahm seine Hand und küßte sie.

„Nein, gewiß nicht, Kindchen. Es ist nur bitter traurig, daß du so von deiner Mutter sprichst." Er sah plötzlich ganz fahl und elend aus.

„Es ist nicht meine Schuld", rief sie erregt und ließ seine Hand los. „Ich kann nichts dafür. Du wirst mir natürlich nicht recht geben."

„Aber, Grete!"

„Ich hoffte, daß du mir helfen würdest. Nun merke ich, daß es nicht so ist. Niemand kann mir helfen."

Mit schmerzlicher Bewunderung sah er in ihr junges, trotziges Gesicht, das von den zornblitzenden Stahlaugen überstrahlt wurde. Wahrhaftig, es war sein wildes und ungestümes Blut, das durch ihre Adern jagte. „Ich will dir gern helfen, Grete", sagte er freundlich und schuldbewußt. „Ich weiß nur nicht, was du eigentlich von mir erhofft hast. Du wolltest von hier weglaufen und zu mir kommen. Nun bin ich ja da. Du darfst

mir glauben, daß ich nur um deinetwillen nach Haus gekommen bin."

Ihr zorniges Gesicht wurde jählings weich und hingebend. „Verzeih mir, Vater."

Er nahm sie in seinen Arm und wiegte sie wie ein kleines, unruhiges Kind, das nicht besänftigt werden kann. „Nun mußt du aber Vertrauen zu mir haben, damit ich dir helfen kann. Was soll ich für dich tun?"

Sie richtete sich auf und dachte angestrengt nach. Sie durfte nichts überstürzen. Alle Wünsche und Hoffnungen konnten nicht auf einmal erfüllt werden, das sah sie ein. Man mußte langsam Stein auf Stein setzen. „Das Schlimmste ist Barsbotter, Vater."

„Wer ist Barsbotter?" fragte er verwundert.

„Du kennst Pastor Barsbotter nicht?"

„Nein."

„Er ist Mutters bester Freund geworden, seitdem du weg bist. Er kommt sehr oft zu uns, und Mutter verehrt ihn. Er hat einen rätselhaften Einfluß auf sie. Ich glaube, daß sie ihm gegenüber keinen eigenen Willen mehr hat."

„Es wird wohl nicht ganz so arg sein, Kindchen", sagte er lächelnd, da er diese Geschichte nicht allzu ernst nehmen konnte. Agnes Löcknitz war nicht die Frau, die ihren Willen aufgab und sich einem Pastor unterordnete. Allerdings, so sprach eine andere Stimme, in fünf Jahren kann sich manches verändern.

„Es ist doch so, Vater", antwortete sie und knirschte mit den Zähnen. „Barsbotter ist hier Herr im Haus."

„So laß ihn doch! Stört er dich?"

Sie sprang auf und lief wild durch das Zimmer. „Ob er mich stört? Er vergiftet jede Minute meines Lebens, er ist wie ein böser Traum, er treibt mich in den Tod!"

„Ja, wieso denn, Kind?"

„Er will mich zur Frau. Mutter ist auch dafür. Aber ich heirate ihn nie, nie, nie! Eher gehe ich ins Wasser."

Eine heiße Röte stieg dem Rittmeister in die Stirn. „Niemand wird dich zwingen, Grete. Du kannst ganz ruhig sein."

Sie schlang ihre Arme um seinen Hals und jauchzte: „Du wirst mir helfen, Vater. Ich wußte es ja. O wie glücklich bin ich, daß du wieder hier bist. Nun muß ich diesen gräßlichen Menschen nicht heiraten. Du wirst es nie zugeben, Vater, nicht wahr?"

„Nie", rief er voll Wut und ballte die Faust. „Nie, solange ich lebe. Ich will mir mal diesen Herrn Barsbotter vornehmen.

Was glaubt der Mensch eigentlich! Es ist unerhört. Meine Tochter wird nicht gezwungen. Du kannst heiraten, wen du willst."

„Sag' das noch mal, Vater", bat sie und lachte vor Glück.

„Du kannst heiraten, wen du willst," wiederholte er großartig, „und dem Herrn Pastor Barsbotter werden wir ein wenig die Hölle heiß machen."

„Es wird nicht so leicht sein, wie du es dir vorstellst", meinte sie nachdenklich. „Die Mutter hält zu ihm."

„Und ich zu dir. Glaubst du nicht, daß wir beide stärker sind?"

„Ich hoffe es, Vater", antwortete sie demütig.

Es klopfte an der Tür. Der alte Martin trat ein.

„Nanu, Martin, was ist denn los? Sie machen ja ein ganz verzwicktes Gesicht."

Der Diener veränderte seine Miene nicht und antwortete übelgelaunt: „Die gnädige Frau läßt den Herrn Rittmeister zu sich bitten."

„Schön, ich komme sofort."

Der Alte wollte reden, aber er bezwang sich und schlich zur Tür hinaus.

„Was ist ihm denn über die Leber gekrochen?" fragte Löcknitz lächelnd.

„Ich weiß es, Vater."

„Nun?"

Sie überlegte eine Weile. „Es ist besser, ich sage es dir, sonst gehst du unvorbereitet in die Falle."

„In die Falle?"

„Mutter ist nämlich nicht allein", flüsterte sie vorsichtig. „Onkel Plagge ist auch hier. Sie hat ihn geholt. Deswegen bin auch ich schon heute zurück."

Seine Stirn verdüsterte sich. „Was will der hier?"

„Und die Garde ist auch hier", fuhr sie hastig fort. „Vertreten durch Onkel Fritz. Und dein Bruder Kurt kommt ebenfalls."

Die Adern an seinen Schläfen schwollen an. „Also die ganze Blase? Familienrat? Gerichtssitzung?"

Sie nickte.

„Aber Onkel Gerhard ist nicht hier?"

„Nein, Vater."

„Das dachte ich mir. Einen anständigen Menschen haben wir doch in der Familie."

„Aber Pastor Barsbotter dürfte hier sein, Vater", meinte sie kleinlaut.

Der Rittmeister begann mit langen, festen Marschschritten durch das Zimmer zu laufen. Sein Gesicht war von Wut verzerrt. „Ich pfeife der Bande was! Die Herrschaften können warten, bis sie schwarz werden. Komm, Gretel, wir gehen spazieren."

„Das hilft doch nichts, Vater."

Er blieb vor ihr stehen und legte seine Hand auf ihre Schultern. „Dann fahren wir eben einfach davon. Nach Paris oder sonst wohin. Du bist doch meine Tochter. Hast du keinen Mut?"

„Mut habe ich genug, Vater, aber dies ist nicht der richtige Weg. Wer davonläuft, setzt sich ins Unrecht. Wir müssen für unser gutes Recht kämpfen und nicht die Flucht ergreifen."

Löcknitz ließ seinen Arm sinken und starrte ins Leere. Er schämte sich wiederum vor seiner kleinen, tapferen Tochter, weil er nie einen andern Ausweg als die Flucht fand. Und dennoch gab es keine andere Rettung, das fühlte er mit herzbeklemmender Bitterkeit, wenn er überlegte, daß auf der Gegenseite alle Vorteile vereinigt waren: die Macht, das Gesetz, die schönen Gebärden der guten Sitte und die verknöcherten Ansprüche des alten Namens. Es war ein hoffnungsloser Kampf, der verloren wurde, noch ehe er begonnen hatte. „Was soll ich tun?" fragte er ratlos.

„Du mußt zu den Leuten hineingehen, Vater, und darfst dich nicht unterkriegen lassen, nicht von ihnen und nicht von deinem Zorn. Und wenn sie recht feierlich und würdig tun, dann lache ihnen ins Gesicht. Das vertragen sie am allerwenigsten. Und wenn es ganz schlimm wird, dann denke an mich, Vater. Du bist meine einzige Hoffnung. Wenn du mich verläßt, bin ich verloren und muß den Pastor Barsbotter heiraten."

„Sei ganz ruhig", erwiderte er zähneknirschend. „Den Pastor mußt du nicht heiraten. Darauf gebe ich dir mein Wort."

„Dank, Vater, vielen Dank." Sie bemühte sich, zuversichtlich zu sein, aber ihr Herz war schwer.

IX

Der alte Martin stand vor der Tür und erwartete seinen Herrn. „Wo ist meine Frau?" fragte Löcknitz und zitterte vor Kampflust, wie ein Vollblut beim Start.

„Im Saal, Herr Rittmeister."

„Ist die ganze Gesellschaft schon drinnen?"

„Jawohl, Herr Rittmeister."

„Na, denn los!" Er riß sich zusammen und öffnete kurz entschlossen die Tür, die in den Saal führte. Er spielte den überraschten, als er die Menschen sah, und rief fröhlich: „Oh, welch' ein Fest! Wohl mir zu Ehren? Vielen Dank, liebe Agnes. Guten Tag, ihr Herren."

Die Männer verneigten sich stumm, nur Graf Plagge-Glindow sagte freundlich und gutmütig: „Tag, Löcknitz. Wie geht es?"

„Tadellos, lieber Ulrich. Danke der Nachfrage." Der Rittmeister wendete sich an seinen Bruder: „Du bist auch hier? Sehr nett von dir. Hast du dich heute so bald vom Amt losmachen können?"

„Wie du siehst, lieber Albrecht."

„Ich möchte nur nicht, daß ich irgendwie die Schuld trage, wenn infolge deiner Abwesenheit eine europäische Verwicklung entsteht."

„Es ist wirklich nicht der Augenblick, Scherze zu machen, mein Lieber", erwiderte der Bruder würdevoll.

„Findest du? Mir erscheint dieser Augenblick zu nichts anderem geeignet."

Agnes Löcknitz nahm das Wort: „Du erlaubst, daß ich dir Herrn Pastor Barsbotter vorstelle."

Der Rittmeister betrachtete den Mann mit großer Aufmerksamkeit. Es war ein schlanker, aufrechter Mensch mit einem scharfgeschnittenen Schauspielerkopf, dessen Augen sich klein und demütig machen und dann wieder hart und zäh blicken konnten. Das ist kein schwacher Gegner, dachte Löcknitz und murmelte ein hochmütiges: „Sehr erfreut."

Die Herren standen ein wenig ratlos und unschlüssig herum. Ein graues, unfreundliches Herbstlicht war in dem düstern Saal und ließ die Gesichter fahl erscheinen. Nur Graf Ulrich Plagge hatte seine feine Rotsponfarbe bewahrt.

„Wollen die Herrschaften nicht Platz nehmen?" fragte Löcknitz verbindlich und benahm sich als Hausherr. „Was trinken die Herren?"

„Wir danken", erwiderte der Gardeleutnant und machte seine Lippen schmal.

„Na schön, aber setzen darfst du dich immerhin, oder mußt du strammstehen?"

„Du übernimmst wohl den Vorsitz, Ulrich", sagte Agnes Löcknitz zu ihrem Bruder.

„Vorsitz, Vorsitz", brummte Graf Plagge. „Hab' dich doch nicht so, Agnes."

Der Rittmeister lachte laut auf. „Ach, hier soll wohl Kriegsrat gehalten werden? Und ich werde wahrscheinlich am Marterpfahl sterben müssen? Herrschaften, die Sache gefällt mir."

Seine Frau wies auf einen Stuhl. „Bitte, nimm Platz."

„Vielen Dank, liebe Agnes. Aber bevor ich mich setze, sei mir eine Frage gestattet: Was will der Medizinmann unter den Häuptlingen?"

Pastor Barsbotter lächelte zuvorkommend. Agnes Löcknitz antwortete sehr bestimmt: „Herr Pastor Barsbotter ist mein geistlicher Berater."

Der Rittmeister verzog den Mund und meinte spöttisch: „Ich bin eigentlich gegen die diplomatischen Vertreter Gottes auf Erden. Gott führt seine Geschäfte selber."

„Ich muß doch bitten", erklärte Agnes abwehrend.

„Schön, schön. Wenn es sich in dieser so überaus feierlichen Sitzung um dein Seelenheil handeln sollte, so habe ich gegen die Anwesenheit deines geistlichen Beraters natürlich nichts einzuwenden."

„Ich bin nur auf den besonderen Wunsch der Hausfrau hier, Herr Rittmeister", sagte der Pastor mit sanfter Stimme.

„Sie brauchen sich nicht zu entschuldigen, Herr Barsbotter. Ich erlaubte mir eine Frage und bekam Aufklärung. Sie genießen den Schutz des Gastrechtes, das auch wir Wilden nie verletzen."

Ein ungemütliches Schweigen entstand, das niemand zu unterbrechen wagte. Endlich sagte Löcknitz voll Hohn: „Bei solchen Häuptlingsberatungen will niemand zuerst das Wort ergreifen. Das kenne ich von den Sioux-Indianern her. Wollen meine Brüder die Pfeife des Friedens mit mir rauchen?"

„Tja, rauchen können wir immerhin," meinte Graf Ulrich Plagge, „wenn Agnes nichts dagegen hat."

Agnes nickte zustimmend mit dem Kopf. Die Herren zündeten sich umständlich ihre Zigarren an. Der Pastor rauchte nicht, obwohl ihm diese Enthaltsamkeit kaum zu ertragende Qualen bereitete.

Löcknitz saß dem großen Fenster gegenüber und blickte sehnsüchtig ins Freie. Ein feiner Regen rieselte nieder, und die Welt war grau, doch das Leben fieberte draußen und lockte und rief. Er aber war in einem starren, glanzlosen Saal eingesperrt und mußte die lächerliche Feierlichkeit dieses Familienrates über sich ergehen lassen. Er spielte wahrhaftig eine klägliche

Rolle, die seiner unwürdig war. Es läge ihm näher, aufzustehen, den Herrschaften „Prost Neujahr“ zuzurufen und seine Straße zu wandern. Aber alle Wege waren versperrt, denn jetzt handelte es sich um das Glück seiner Tochter, das er zu schützen hatte.

Graf Ulrich Plagge räusperte sich und begann mit deutlichem Unbehagen: „Wir sind hier auf den Wunsch deiner Frau versammelt, lieber Löcknitz, und möchten gern Näheres über deine Absichten und Ziele erfahren. Ich bin überzeugt, daß du unsern Wunsch verstehen und ohne weiteres erfüllen wirst.“

„Du sprichst großartig, lieber Ulrich“, sagte der Rittmeister voll Anerkennung.

Sein Schwager wehrte bescheiden ab. „Vor allem, lieber Löcknitz: Gedenkst du jetzt in Berlin zu bleiben?“

„Jawohl.“

Kurt Löcknitz, aus dem Auswärtigen Amt, seufzte tief auf. Die Augen des Pastors Barsbotter blickten hart und zäh. Agnes schluckte schwer.

„Was willst du hier anfangen, wenn du mir die Frage gestattest?“

„Arbeiten.“

„Das ist ein Wort, das aus deinem Mund ein wenig überraschend klingt.“

„Ich kann dir nicht widersprechen.“

„Willst du uns auch über deine Arbeitspläne Auskunft geben?“

„Gewiß, mit Vergnügen.“

„Wir sind sehr neugierig, lieber Löcknitz.“

„Das merke ich ohne weiteres. Einen endgültigen Entschluß über meine künftige Tätigkeit habe ich übrigens noch nicht gefaßt. Ich weiß vorläufig nur, daß ich arbeiten will.“

„Irgendein bestimmtes Arbeitsgebiet muß dir aber wohl schon vorschweben?“

„Natürlich, zumal dieses Gebiet äußerst klein und beschränkt ist, da ich geringe positive Kenntnisse besitze und eigentlich nur von Pferden etwas verstehe.“

„Deine Arbeit dürfte also im Besuch von Rennen bestehen“, sagte Kurt Löcknitz mit wutzitternder Stimme.

„Zum Teil gewiß, Bruderherz. Es können nicht alle Leute von Adel Diplomaten werden. Auch der Pferdehandel ist kein übles Geschäft und nährt seinen Mann.“

„Wir wollen doch ernsthaft bleiben“, meinte Ulrich Plagge.

„Mir ist wahrlich nicht zum Lachen, lieber Ulrich, das darfst du mir glatt glauben. Ich denke ernstlich daran, Pferdehändler zu werden."

Kurt Löcknitz sprang in die Höhe und schrie: „Du gehörst ja ins Irrenhaus!"

Der Gardeleutnant machte so entsetzte Augen, daß sein Einglas auf den Tisch fiel.

„Ruhe, meine Herren", bat Graf Plagge. „So kommen wir nicht weiter. Man muß auch einen Spaß verstehen."

„Hältst du den Beruf eines Pferdehändlers für einen Spaß?"

„Jetzt höre mal endlich mit deinem Pferdehändler auf, Löcknitz."

„Ich beginne ja erst. Es ist doch hoffentlich keine Schande, Geschäftsmann zu sein, auch wenn man unglücklicherweise ein von vor dem Namen hat? Darf ein Mann von altem Adel seinen Lebensunterhalt nur überlieferten Vorrechten und staatlichem Zollschutz verdanken?"

„Du hast sehr nette und freisinnige Anschauungen", erwiderte sein Schwager. „Die hat man übrigens immer, wenn das Geld ausgegangen ist. Du kennst mich, ich bin kein Übelnehmer und Spielverderber, aber Haltung muß sein, verstehste?"

„Man kann auch Pferdehändler mit Haltung sein."

Pastor Barsbotter meinte sanft und verbindlich: „Es dürfte sich wohl unschwer eine standesgemäßere Beschäftigung finden lassen."

Dem Rittmeister stieg das Blut zu Kopf. „Gehört dies in den Bereich des Seelenheils meiner Frau, Herr Pastor?"

„Zum Teil gewiß."

„Ich bedauere, dies nicht finden zu können, und muß daher Ihre Teilnahme an dieser lieblichen Unterhaltung entschieden ablehnen."

Der Pastor zuckte die Achseln und suchte den Blick der Hausfrau, der starr und stumm auf ihrem Mann ruhte.

Graf Plagge erklärte, immer ruhig und gemütlich: „Also die Geschichte mit dem Pferdehandel schlage dir aus dem Kopf, lieber Freund. Das geht natürlich nicht. Wir können dir überhaupt keine Tätigkeit gestatten, die sich mit Pferden beschäftigt."

„Ich darf mir also auch keinen Rennstall halten?"

„Nee, lieber Löcknitz, mit diesen Scherzen ist es vorbei."

Der Rittmeister lachte. Es klang zornig und unnatürlich. „Ja, Kinder, glaubt ihr wirklich, daß ich mir diese ebenso dumme wie unverschämte Bevormundung gefallen lassen werde?"

„Du wirst wohl müssen, mein Bester."

„Müssen?!"

„Natürlich. Du hast wohl vergessen, daß ein Schuldschein von dir über einen nicht unbeträchtlichen Betrag vorhanden ist. Wenn wir dieses Geld einklagen, können wir jedes deiner Geschäfte, das uns nicht paßt, sperren."

„Das ist Erpressung!"

„Ich nenne es Notwehr."

Der Rittmeister ließ seine Augen über die Tischrunde wandern. Agnes Löcknitz konnte diesen Blick nicht ertragen. Es war Torheit und Verblendung gewesen, einen Familienrat zu berufen. Man durfte den Mann, den man gewinnen wollte, nicht beleidigen lassen.

„Pfui Teufel", sagte Löcknitz, gleichgültig und müde, und stand auf. Es war vollkommen zwecklos, mit diesen Menschen weiter zu verhandeln. Fremd und fern erschienen sie ihm, und keine Brücken führten zu ihnen. „Was habe ich hier noch zu tun?" fragte er sich und schritt langsam zur Tür. Dann kehrte er um und setzte sich wieder zum Tisch. Es war ihm eingefallen, daß er kein Recht besaß, davonzulaufen. Er hatte eine Tochter. „Also, was beschließt der hohe Rat? Ihr werdet mir doch sicherlich irgendwelche Vorschläge zu machen haben." Er zündete sich eine Zigarette an und blickte gleichmütig über die Köpfe der Anwesenden hinweg.

„Es sind zwei Vorschläge da", begann Graf Ulrich Plagge. „Ich und die andern Herren am Tisch —"

Löcknitz unterbrach ihn. „Mit Ausnahme des Herrn Pastors, selbstverständlich."

„Also wir sind der Meinung, daß Deutschland und besonders Berlin nicht der richtige Boden für dich ist. Du bist ein großzügiger Mensch, der sich in unsere kleinlichen und durch vielerlei Pflichten beschränkten Verhältnisse nicht fügen kann. Das soll weiter kein Vorwurf sein, ich stelle nur fest. Wie denkst du über Amerika?"

Löcknitz lächelte, ohne eine Antwort zu geben. „Wir bewilligen dir freie Überfahrt erster Klasse —"

„Warum nicht Zwischendeck? Das hat doch mehr Stil."

„Erster Klasse," fuhr Plagge unbeirrt fort, „und stellen dir diesen Scheck zur Verfügung."

Er holte aus seiner Brieftasche den Scheck hervor und reichte ihn seinem Schwager. Der Rittmeister nahm das Papier und betrachtete es mit Neugierde. Es waren sechstausend Mark. „Wer hat dieses viele Geld gespendet?"

„Graf Plagge und ich", antwortete sein Bruder mit Genugtuung.

„Und ist auch meine Frau mit dieser Abschiebung nach Amerika einverstanden?"

„Nein", rief Agnes Löcknitz hastig und wurde noch blässer.

Der Rittmeister zerriß den Scheck mit liebevoller Gründlichkeit und warf die Papierfetzen in den Aschenbecher. „Die Sache mit Amerika ist nicht zu machen, lieber Schwager und liebes Bruderherz. Ich habe ein Haar drin gefunden. Ich hätte vor ganz kurzer Zeit unter viel vorteilhafteren Bedingungen, als ihr sie mir bietet, nach den Staaten gehen können und habe abgelehnt."

Er sah Nelly Hitchcock im Parc Monceau vor dem Maupassant-Denkmal neben sich auf der Bank sitzen und hörte ihre verliebte Stimme wieder. Was für wundervolle Herbsttage es damals noch gab. Man hätte ruhig nach New Orleans fahren sollen. Es wäre klüger gewesen, als hier in eisiger Leichenluft zu sitzen und sich von diesen Hunden beschimpfen zu lassen. Er mußte die ganze Willenskraft zusammennehmen, um über seinen weißglühenden Zorn Herr zu bleiben.

„Amerika schlagt euch gefälligst aus dem Kopf. Ich bin kein Defraudant und Wechselfälscher, der um die Ecke geht. Ich war ein wenig leichtsinnig und habe immer Pech und Gegenwind gehabt, das war mein ganzes Verbrechen. Und zu dumm und zu vornehm war ich allezeit, denn ein anderer hätte diesen Schuldschein, mit dem ihr mir jetzt die Kehle zuschnürt, niemals ausgestellt. Das hätte dir, mein lieber Kurt, nie passieren können."

„Gewiß nicht", erklärte der Bruder feierlich.

„Weil du eben einen günstigeren Ehevertrag abgeschlossen hast. Aber diese Sache ist nunmehr erledigt und kann nicht geändert werden."

Ein schwaches Lächeln spielte um die dünnen Lippen des Pastors Barsbotter. Der Rittmeister haßte dieses Schauspielergesicht so inbrünstig, daß sein Speichel im Mund bitter wurde. Wenn dieser Mann nicht wäre, gäbe es diese Stunde der Demütigung nicht. „Wie lautet euer zweiter Vorschlag?" fragte er widerwillig.

„Der zweite Vorschlag geht von deiner Frau aus", entgegnete der Schwager. „Agnes wünscht, daß du hierbleibst."

Löcknitz blickte zu seiner Frau hinüber. Sie hatte die Augen gesenkt und atmete schwer. Die grauen Haarsträhnen an den

Schläfen erschütterten sein Herz. Wozu bedurfte es dieser aufreizenden Gerichtssitzung? Wenn sie allein miteinander abgerechnet hätten, wäre vielleicht eine Verständigung möglich gewesen.

„Ich bin gegen diesen Vorschlag," erklärte Plagge, „aber schließlich muß Agnes wissen, was sie tut."

„Amerika wäre das einzig Richtige gewesen", meinte Kurt Löcknitz seufzend.

„Schweig'!" schrie der Rittmeister fassungslos. „Schweig', oder ich vergesse mich!"

Die Dämmerung kam durch die Fenster und breitete dünne Schleier über den Saal. Graf Plagge sah auf die Uhr und fragte geschäftsmäßig: „Wie stellst du dich zu dem Vorschlag deiner Frau?"

„Ich müßte doch vorher etwas Näheres darüber erfahren, bevor ich antworten kann. Agnes wünscht, daß ich hier bleibe. Sehr schön. Mehr will ich ja auch nicht. Unter welchen Bedingungen darf ich hierbleiben?"

„Es sind Wünsche, keine Bedingungen", sagte Agnes schüchtern.

„Diese Bedingungen oder Wünsche", erklärte Plagge, „sind so geringfügig und selbstverständlich, daß man darüber gar keine Worte verlieren müßte."

„Wir können später mal darüber reden", rief Agnes hastig. Sie erkannte mit Entsetzen, daß sie einen falschen Weg gegangen war.

„Ich möchte wissen, woran ich bin. Welches sind die selbstverständlichen Bedingungen?"

„Deine Frau wünscht, daß du vorläufig keine Geschäfte unternimmst und dich mit dem ruhigen Leben eines Familienvaters begnügst."

Löcknitz schüttelte den Kopf. „Ich kann mich noch nicht an den warmen Herd setzen und Pfeife rauchen. Das ist mir nicht gegeben."

„Das verlangt auch kein Mensch von dir."

„Doch, gerade das verlangt ihr! Ich kann nicht als Rentenempfänger und gerettetes Schäflein hier rumlaufen, ich kann nicht den abgeklärten, weisen Mann spielen, ich vertrage den Zwang nicht."

„Du bist eben ein wenig aus dem sittlichen Gleichgewicht gekommen, lieber Freund", behauptete Plagge. „Es wird dir gar nicht schaden, zur Selbstbeherrschung erzogen zu werden."

Der Rittmeister lachte heiser und krampfhaft. Es klang wie ein wildes Schluchzen. „Ich soll also mein neues Leben als Fürsorgezögling beginnen? Wenn ich mal ausgehe, bekomme ich einen Erlaubnisschein, und wenn ich die Hausordnung dieses christlichen Hospizes übertrete, wird mir das Rauchen verboten, und wenn ich eine Andacht versäume, wird mir der Wein entzogen, und —"

Seine Frau unterbrach ihn: „Warum übertreibst du, Löcknitz? Du weißt genau, daß dies alles nicht wahr ist. Es wird kein großes Opfer von dir verlangt. Wir werden jede mögliche Rücksicht nehmen."

„Rücksicht? Ich kann mir ein Bild davon machen. Wenn ihr nur das allergeringste Maß von Rücksicht auf mein Empfinden gehabt hättet, würdet ihr mir die demütigende Anwesenheit dieses fremden Herrn erspart haben. Aber genug! Schluß! Ich nehme die selbstverständlichen Bedingungen meiner Frau nicht an. Ich lasse mich nicht erziehen und behalte mir meine Handlungsfreiheit vor."

„Du kannst dir die Sache noch überlegen und beschlafen", meinte Graf Plagge gleichmütig. „Du mußt nicht sofort alle Brücken abbrechen."

„Ich habe nichts zu überlegen und zu beschlafen. Ich schäme mich, daß ich euch so lange angehört habe."

„Na, wie du glaubst, lieber Löcknitz. Wenn du Kampf willst, kannst du auch Kampf haben."

„Ja, Kampf!" rief der Rittmeister und klammerte sich gleichsam an das Wort. „Kampf bis zum letzten Atemzug, und wenn ich hinterm Zaun verrecke!"

Er sprang auf und ging bis zum Fenster. Sein Blut fieberte in den Adern, und sein Körper zitterte vor Erregung. Er hätte besinnungslos toben oder gleich einem kleinen Jungen heulen mögen. Wie ein gehetztes Tier kam er sich vor, hinter dem die Spürhunde her waren. Stacheldrähte umgaben ihn. Alles war verboten. Jeden Schritt bedrohten Warnungstafeln: Achtung! Vorsicht! Halt! Kein Durchgang! Er rüttelte an den Fensterläden, als wären sie schwere Eisengitter, und war daran, alle Selbstbeherrschung zu verlieren. Da hörte er plötzlich eine bittende Mädchenstimme, die von weither zu kommen schien. Er wurde mit einem Schlag ruhig und nüchtern. Er hatte eine Verpflichtung übernommen, die er erfüllen mußte. Wenn irgend etwas im Leben für ihn Wert hatte, so war es das Glück seiner Tochter. Ihr Vertrauen durfte nicht enttäuscht werden, und wenn darüber sein eigenes Schicksal in Stücke brach.

Er verließ das Fenster und ging mit schweren Schritten zum Tisch zurück. „Das sind so Redensarten," sagte er mit Anstrengung, „vom Kampf und vom letzten Atemzug und vom hinterm Zaun verrecken. Übles Theater! Ich kann gar nicht kämpfen, denn mir sind die Hände gebunden, nicht durch euren famosen Schuldschein, sondern —" Er zögerte einen Augenblick.

„Sondern?" fragte Agnes Löcknitz so leise, daß es kaum zu hören war.

„Sondern weil ich meine väterlichen Rechte noch nicht aufgeben will."

„Na, Gott sei Dank, daß du endlich Vernunft annimmst", rief Graf Plagge befriedigt. „Man läßt so ein schönes, warmes Nest nicht leicht im Stich, nicht wahr, mein Junge?"

„Es handelt sich nicht um das schöne, warme Nest. Du mißverstehst mich vollkommen", erwiderte der Rittmeister bitter. „Mir geht es um meine Tochter, sonst säße ich schon lange nicht mehr hier. Ich würde lieber heute als morgen alle Bande, die mich noch mit der Familie Plagge-Glindow verbinden, lösen und möchte dann keinem der Herren raten, mir in den Weg zu laufen, mit und ohne Schuldschein!"

„Ach bitte, lieber Löcknitz, nur keine Drohungen."

„Ich drohe nicht, ich verspreche nur. Aber jetzt wollen wir vorläufig zum Schluß kommen. Darf ich meinen Vorschlag machen?"

„Du darfst", antwortete Agnes Löcknitz.

Er blickte ihr hart in die Augen, und sie hielt seinen Blick aus. „Willst du mir für die nächste Zeit in deinem Haus Gastfreundschaft gewähren? Unverbindlich und ohne Zwang? Ich darf kommen und gehen, tun und lassen, was ich will. Wenn ich mich unpassend benehme, hast du natürlich das Recht, mich ohne weitere Kündigung vor die Tür zu setzen. Ich bitte dich um deine Gastfreundschaft, weil ich in der Nähe meiner Tochter bleiben möchte. Das ist alles."

„Du kannst ruhig in meinem Haus bleiben", sagte sie kalt und gleichgültig. Es lag ein Ton in ihrer Stimme, der ihn maßlos erbitterte und zum Widerstand reizte.

„Ich kann aber deine Gastfreundschaft nur annehmen," entgegnete er voll Gier, sie zu verletzen, „wenn du mir gestattest, den Aufenthalt in deinem Haus zu bezahlen. Ich muß das Gefühl der Unabhängigkeit haben, sonst könnte ich hier nicht atmen. Ich werde zwanzig Mark pro Tag bezahlen, wenn du mir diese Erlaubnis gewährst."

War das nun eine Heldentat? Nein, es war kleinlich und armſelig. Warum mußte er ſeine Frau demütigen? Hatte ſie nicht fünf Jahre lang auf ihn gewartet? War ihr Haar an den Schläfen nicht grau geworden? Hatte er in der bitteren Fremde nicht unbezwingliche Sehnſucht nach ihr verſpürt? Und ihre Gegenwart verwandelte alles in Trotz und Auflehnung? Es war ihm, als müßte er die Hände ausſtrecken und rufen: „Ihr habt mich jetzt genug gequält und mit Füßen getreten, wir wollen Frieden machen.“ Aber er erkannte voll Traurigkeit ſeine Ohnmacht, ſich dieſen Menſchen verſtändlich zu machen.

Der Leutnant ſagte empört: „Das darfſt du dir nicht bieten laſſen, Agnes. Du betreibſt hier kein Penſionat.“ Graf Plagge zuckte die Achſeln. Der Paſtor mahlte mit den Kiefern und hielt einen milden Schimmer in ſeinen Augen feſt. Kurt Löcknitz erklärte mit Überzeugung: „Er iſt nicht zurechnungsfähig!“ Agnes wehrte dies alles mit einer ſtillen Handbewegung ab. „Du kannſt ruhig bezahlen, Löcknitz, wenn es dir Freude macht“, ſagte ſie nachgiebig und müde.

Nun war es faſt dunkel im Saal. Man konnte die Geſichter kaum mehr unterſcheiden. Niemand ſprach, und allen ſchien es, als wäre dieſe Stunde ein Hinabgleiten in Nacht und Tiefe.

Dann erhob ſich der Rittmeiſter und verzog den Mund zu einem mühſamen Lächeln: „So, nun ſind wir wohl fertig miteinander, und ich will dieſes gemütliche Beiſammenſein nicht länger ſtören. Geſegnete Mahlzeit, meine Herren.“

Er ging ſteil und aufrecht aus dem Zimmer, aber ſein Herz zuckte wie in einem Krampf.

X

Grete Löcknitz und Graf Hajnal ſchritten in der ſchmalen Allee am Schöneberger Ufer langſam auf und ab. Es war ein düſterer Spätnachmittag, und der dicke, weiße Nebel, der wie Watte um ſie lag, ſchloß ſie von der Welt ab.

„Ich habe bei meinem Vater nichts erreichen können“, ſagte Hajnal. Sein ſchmales, junges Geſicht zitterte vor Erregung.

„Was hat dein Vater gegen mich einzuwenden?“ fragte Grete Löcknitz hochmütig.

Er griff leidenſchaftlich nach ihrer Hand. „Gegen dich? Nichts. Wie könnte er!“

„Also gegen meine Familie? Sind wir ihm nicht adelig genug? Was will der gute Mann eigentlich?"

„Es handelt sich um deinen Vater", sagte er kleinlaut.

Sie senkte den Kopf und schwieg.

„Er hat so schlimme Dinge über deinen Vater erfahren."

Sie stellte sich sofort auf die Seite ihres Vaters und fragte kampflustig: „Was können das für schlimme Dinge sein?"

„Er mußte als Offizier quittieren."

„Das ist eine unverschämte Lüge. Er hat freiwillig den Dienst verlassen, das weiß ich genau."

„Du darfst mir nicht böse sein, Grete, ich wiederhole nur, was mein Vater gesagt hat."

„Du hättest einen Wehrlosen nicht beleidigen lassen dürfen."

„Ich kenne deinen Vater nicht und weiß nichts von ihm."

Sie begann rascher zu gehen, als wollte sie davonlaufen. Plötzlich blieb sie stehen und fragte mit zuckenden Lippen: „Was gibt es sonst noch gegen meinen Vater einzuwenden?"

„Lassen wir es sein, Grete. Es hat doch keinen Zweck."

„Ich will alles wissen, Dénes."

Er hob beschwörend die Hand. „Ich bitte dich, Liebste!"

„Wenn du mir nicht alles sagst, ist es aus zwischen uns."

Hajnal runzelte die Stirn und antwortete mit harter Stimme: „Bitte, du kannst alles wissen. Dein Vater ist vor fünf Jahren aus Berlin geflüchtet. Er lebt seither vom Spiel, man weiß nicht, wo."

„Das ist alles?"

„Meinem Vater ist es genug."

„Und dir?"

„Ich will über niemand Richter sein. Ich liebe dich und nicht deinen Vater."

„Wenn du ihn kenntest, müßtest du ihn lieben. Er ist der beste und edelste Mensch."

Er nickte höflich.

„Wir sind ihm zu großem Dank verpflichtet."

„Wieso?"

„Das werde ich dir später erzählen. Also, dein Herr Vater gestattet dir nicht, mich zu heiraten?"

„Es war ganz vergeblich, ihn umzustimmen."

„Ist er noch hier?"

„Er ist gestern abend abgereist."

„Das ist schade, sehr schade. Und was geschieht jetzt?"

„Ich weiß es noch nicht. Wir sind im Zorn auseinander."

„Warum?"

„Er verlangte, daß ich sofort Berlin verlasse und meine Studien in Budapest fortsetze. Ich weigerte mich."

„Kann er dich zwingen?"

„Ich bin von ihm abhängig. Er hat mir jede Unterstützung entzogen, solange ich hier bliebe. Ich werde es nicht leicht haben."

„Warum bist du nicht mit ihm gefahren?" kam es von ihren jähzornigen Lippen. „Ich halte dich nicht. Du brauchst mir keine Opfer zu bringen."

„Du sollst nicht so zu mir sprechen", entgegnete er ruhig und blickte starr in den Nebel. „Ich liebe dich, du bist mein ganzes Leben, also kann von Opfern keine Rede sein."

„Verzeih, Dénes", flüsterte sie zärtlich und hatte die Stimme voll Tränen. „Ich bin so unglücklich."

„Wir dürfen den Mut nicht sinken lassen, Liebste."

„Wovon willst du leben, wenn dir dein Vater kein Geld mehr gibt?"

„Ich werde arbeiten und selber mein Brot verdienen. Vorläufig muß ich mein Pferd verkaufen."

„Szeretlek?"

„Ja, es bleibt mir nichts übrig."

„Es ist so schrecklich, ein Pferd, das man gern hat, zu verkaufen."

„Man muß oft mehr verkaufen als Pferde."

Sie gingen eine Weile schweigend nebeneinander. Die Bogenlampen flammten auf und leuchteten wie gelbe Monde durch den Nebel.

„Siehst du einen Ausweg, Dénes?"

Er sagte zögernd und vorsichtig: „Wir könnten nach England fahren und uns dort trauen lassen."

„Nee, mein Lieber, das hat Grete Löcknitz nicht notwendig."

„Weißt du etwas Besseres?"

„Wir werden deinen alten Herrn zwingen, meinem Vater Abbitte zu leisten."

Er schüttelte ungläubig den Kopf. „Wie sollte das wohl möglich sein?"

„Meinem Vater ist bitteres Unrecht geschehen."

„Das mag wohl sein, aber wo ist dein Vater?"

Sie begann vergnügt zu lachen und wies über den Kanal auf das Herkules-Ufer. „Dort drüben!"

Er blieb verwundert stehen und fragte hastig: „Was sagst du?"

„Daß mein Vater, der sich als wilder Abenteurer in der Welt herumtreiben soll, drüben in unserem Haus am Herkules-Ufer sitzt."

Sein Gesicht rötete sich vor Freude. „Das ist ja ein großes Glück. Nun kann alles gut werden. Wie lange ist dein Vater schon hier?"

„Seit einigen Tagen."

„Bleibt er jetzt hier?"

„Ich hoffe", antwortete sie, ein wenig zögernd. „Wir sind ihm großen Dank schuldig, Dénes. Er hilft mir, er tut alles für mich. Ich muß Pastor Varsbotter nicht heiraten. Er hat mir seine Hand darauf gegeben. Ist er nicht der beste und edelste Mensch?"

„Das ist er", bestätigte Hajnal mit Überzeugung.

„Ich liebe niemand so sehr wie meinen Vater", erklärte sie schwärmerisch und blickte nach dem Haus am Herkules-Ufer.

„Auch nicht mich?" fragte er vorsichtig und spürte eine leise Eifersucht.

„Das ist doch etwas ganz anderes", sagte sie verlegen und strich über seine Hand.

„Hast du deinem Vater gestanden, daß wir uns lieben?"

„Nein, noch nicht. Ich freue mich, daß ich es nicht getan habe."

„Warum?"

„Weil es ihn verletzt und beleidigt hätte, wenn er erfahren müßte, daß dein Vater gegen ihn Einwendungen erhebt. Das darf nicht sein, Dénes, hörst du. Ich lasse meinen Vater nicht beleidigen, von niemand. Lieber verzichte ich auf mein Glück."

Hajnal schwieg. Er hatte in diesem Augenblick das dunkle Gefühl, daß er vorgezeichnete, unwiderrufliche Wege ging, und daß sein Schicksal fertig und unabänderlich hinter ihm stand.

„Das Wichtigste ist vorläufig, daß ich Varsbotter nicht heiraten muß. Weißt du, was mein Vater gesagt hat? Du kannst heiraten, wen du willst, hat er gesagt. Zweimal hat er es gesagt!"

Hajnal vermochte sich darüber nicht so zu freuen, wie es nötig gewesen wäre. Düster und bedrohlich lag immer noch die Zukunft vor ihnen. „Was wird denn jetzt dein Vater in Berlin treiben?" fragte er, nicht ohne Besorgnis.

„Ich weiß es nicht", erwiderte sie kleinlaut. Sie dachte mit einem Erschauern an die Antwort, die der Vater ihr auf eine ähnliche Frage gegeben hatte. „Streichhölzer verkaufen", hatte er gesagt und dabei gelacht. Sie konnte keinem Menschen, auch

ihrem Geliebten nicht, eingestehen, welche Angst sie um ihren lieben, schönen Vater hatte.

„Dein Vater hielt früher einmal einen Rennstall. Wahrscheinlich wird er sich wieder dem Pferdesport zuwenden."

„Nein, das will er nicht."

„Warum nicht?"

„Er hat kein Geld", flüsterte sie schamvoll. Sie griff wieder nach seiner Hand und hielt sie fest. „Ach, Dénes, es ist so traurig."

„Wir dürfen nicht den Mut verlieren", tröstete er und war seiner selbst nicht sicher.

Bei der Corneliusbrücke kehrten sie um und wanderten den Weg zurück.

„Was heißt das, Dénes: jemand lebt vom Spiel?" fragte Grete Löcknitz nach einem langen Schweigen.

„Wenn jemand nur spielt, um zu gewinnen."

„Und die andern spielen nur, um zu verlieren?"

„Nein, das nicht."

„Ist das Gewinnen unehrenhaft? Oder glaubst du" — sie wagte kaum das Schreckliche auszusprechen — „glaubst du, daß mein Vater falsch spielt?"

„Um Himmels willen, was fällt dir bloß ein!"

„So erkläre mir doch, mit welchem Recht dein Vater so geringschätzig über meinen Vater sprechen darf."

„Er hält ihn für einen Berufsspieler."

„Was ist ein Berufsspieler?"

„Ein Mann, der keinen andern Beruf als das Spiel hat."

„Wenn also jemand nebenbei Kohlengrubenbesitzer oder Mitglied des Reichstags ist und sonst genau so wie mein Vater spielt, dann ist er ein vollkommener Ehrenmann?"

Hajnal nickte mit dem Kopf.

„Aber das ist doch dumm, Dénes, bodenlos dumm!"

„Wir können die Welt nicht anders machen."

„Ach, die Welt! Was geht uns die Welt an! Daß dein Vater so rückständige Ansichten hat, das ist das Traurige. Wenn er nur zehn Minuten lang mit meinem Vater sprechen würde, müßte er sich seiner Bedenken schämen."

„Es hängt jetzt alles davon ab, was dein Vater zu tun gedenkt", erklärte Hajnal und blickte voll Sorge nach dem Herkules-Ufer hinüber.

„Wir müssen dem Vater helfen, Dénes", bat Grete in Herzensangst. „Unser Glück hängt davon ab. Er darf nicht

wieder in die Welt hinauslaufen. Er soll groß und reich dastehen. Und wenn er Lust zu spielen hat, darf kein Mensch auf Gottes Erden die Nase rümpfen. Du mußt ihm helfen, Dénes!"

„Ja, das will ich gern tun", antwortete Hajnal kleinmütig und ohne Zuversicht. Wie sollte er helfen, der selber schwach und hilflos war? Eine allzu schwere Last wurde auf seine schmalen, jungen Schultern gelegt.

„Nun muß ich nach Haus", sagte Grete, als sie die Herkules-Brücke erreicht hatten.

„Wann sehen wir uns wieder?" fragte er beklommen und zitterte vor dem Alleinbleiben.

„Übermorgen, um fünf Uhr."

„Wie schrecklich lange ist das!"

„Wir müssen für jede Stunde dankbar sein."

Er biß die Zähne zusammen, daß sie knirschten.

„Ich habe dich sehr lieb, Dénes. Leb' wohl."

Sie hielten sich bei den Händen und konnten nicht voneinander lassen. So standen sie an der Brücke, in sich versunken und im seligsten Leid.

Der Nebel hatte sich allgemach in ein dünnes Gerieſel aufgelöst. Ohne Stern und ohne Himmel war die Welt.

XI

Löcknitz fuhr nach Kleinrüdde, um seinen Bruder Gerhard zu besuchen. Wie ein tiefes Aufatmen, wie eine Reise in die grenzenloseste Freiheit erschien es ihm, als er im Zug saß und die letzten Häuser Berlins hinter sich ließ. Wie lange war es her, daß er diese Strecke nicht befahren hatte! Gut sieben oder acht Jahre konnten seit dem letzten Mal vergangen sein, aber trotzdem war nichts fremd und unvertraut geworden.

Er blickte zum Fenster hinaus und betrachtete mit seltsamer Zärtlichkeit das Land, das so karg und dürftig, schmucklos und ohne Reiz im matten Glanz der Spätherbstsonne dalag und bescheiden lächelte. Gelbe Sandfelder wechselten mit dunklen, aufgebrochenen Äckern ab, zwischendurch floß ein dünner Bach oder ein Kanal, und immer wieder kamen schwarze Kiefernwälder an den Bahndamm heran, um sich ernst und schweigsam zu entfernen. Ein hoher, blaßblauer Himmel hielt die unermeßliche Ebene zärtlich umfangen, die nirgends zu endigen

schien. Eine wundervolle, einförmige Melodie sang dieses flache Land, das den Augen keine Grenzen setzte.

Und dann kam die engere Heimat, die Uckermark. Die Uckerseen leuchteten auf, friedlich und geruhsam. In der Ferne erschienen die beiden Türme der gotischen Marienkirche von Prenzlau.

In Prenzlau mußte Löcknitz den Zug verlassen und in die Kleinbahn umsteigen, die nach Kleinrüdde führte. Es war ein drolliges Bähnlein, das sich Zeit ließ und unglaublich viel Dampf und Lärm entwickelte. Es versäumte keine Gelegenheit, stehenzubleiben und ein bißchen zu schwatzen und alle Neuigkeiten der Gegend begierig aufzufangen. Aber wenn die Lokomotive schließlich doch Abschied nehmen mußte, seufzte sie herzbrechend und verdunkelte die Sonne mit ihrem Qualm.

Die Station Kleinrüdde war nicht viel mehr als ein Wächterhäuschen. Außer Löcknitz stieg hier niemand aus. Die kleine Bahn hielt sich nur eine Minute auf und dampfte hochmütig davon. Ein einziger älterer Mann besorgte den ganzen Dienst auf der Station. Er grüßte den Rittmeister freundlich, aber immerhin zurückhaltend, und ließ an der strengen Auffassung seiner Beamtenwürde keinen Zweifel, indem er die abgegebene Fahrkarte einer sorgsamen Prüfung unterzog.

Eine Fahrgelegenheit nach Kleinrüdde war nicht da. Nachdem sich der Stationsvorsteher in seine Hütte zurückgezogen hatte, war weit und breit kein lebendes Wesen zu erblicken. Löcknitz zündete eine Zigarre an und machte sich auf den Weg. Es ging sich gut auf der schönen, einsamen Straße, die in das Vaterhaus führte. Ebereschen standen am Wegrand und trugen rotglühende Fruchtbüschel. Manchmal fielen die roten Beeren langsam zu Boden, und dann sah es aus, als blutete der Baum. Die Stille ringsum war tief und überwältigend. Selbst die Krähen saßen stumm auf den Feldern und blickten neugierig nach dem Wanderer.

Jetzt lief der Weg durch den hochstämmigen Kiefernwald, der Kleinrüdde von der Welt abschloß. Steif und feierlich standen die Bäume da. Die Luft roch nach Herbst. Löcknitz begann unwillkürlich rascher zu gehen, als er väterlichen Boden unter sich fühlte. Stimmen aus der Jugend riefen ihm zu und jagten sein Blut schneller durch die Adern. Er hatte den Waldrand erreicht und erblickte das alte Haus, das breit und behäbig dalag. Es war ein einstöckiges, steil gegiebeltes Gebäude, an dessen grauen Wänden Rosensträuche emporkletterten. Jetzt freilich blühten keine Rosen mehr, aber aus dem Kamin stieg heller Rauch und winkte dem Heimkehrenden fröhlich zu.

Ein Mann kam von den Ställen her und schritt langsam dem Haus zu. Er war groß und stattlich, obwohl er den Kopf ein wenig gebeugt hielt. Löcknitz erkannte seinen Bruder und rief freudig: „Hallo, Gerhard!“

Der Mann blieb verwundert stehen, hielt schützend die Hand vor die Augen, denn die Abendsonne blendete, und entdeckte endlich den Rufer. „Ja, Menschenskind, bist du es wirklich?“

„Wirklich und wahrhaftig“, antwortete Löcknitz, ganz atemlos vom Laufen. „Guten Tag, Gerhard.“ Er nahm seine Hand und wollte sie nicht mehr loslassen.

„Willkommen in der Heimat! Ich freue mich, daß du hier bist, Albrecht. Ich freue mich sehr.“ Mehr konnte er nicht sagen, denn er war ein spröder und schamhafter Mensch.

Löcknitz betrachtete den Bruder, der nun einen grauen Bart und ein altes Gesicht hatte, und es schien ihm plötzlich, als stünde er nicht vor seinem Bruder, sondern vor dem Vater. In einer unbezwinglichen Regung schlang er plötzlich die Arme um den Hals des Bruders und küßte ihn herzlich auf den Mund. „So, den Kuß habe ich dir geben müssen. Jetzt ist mir leichter.“

„Ach du!“ lachte der Bruder und war ein wenig verlegen. „Wie geht es, Alterchen?“

„Du lieber Gott, man muß sich rackern und schinden, und dann langt es nicht. Aber ich freue mich, daß du hier bist. Wann bist du zurückgekommen?“

„Vor einer Woche ungefähr.“

„Ich hatte so 'ne Ahnung, daß du wieder im Land wärest. Ich erhielt nämlich von Agnes eine sehr feierliche Einladung zu einer wichtigen Beratung.“

„Warum bist du nicht gekommen? Es kann dir leid tun, es war wundervoll.“

„Ich habe keine Zeit für solchen Schnickschnack. Aber jetzt laß dich mal ansehen, Junge. Du wirst nicht älter. Wie stellst du das an?“

„Jeder hat seine eigene Art zu altern“, antwortete Löcknitz und lächelte schwermütig.

„Na, da hast du dir eine ganz feine Art ausgesucht. Ich werde grau und schäbig.“

Sie setzten sich auf eine breite, grüne Bank, die vor dem Haus stand. „Es ist so schön und still hier“, sagte Löcknitz. „Nirgends auf der Welt ist es so schön.“

„Ja, still ist es schon“, bestätigte der Bruder. „Still und leer. Alle haben das Nest verlassen.“

„Und wie ſteht es mit deiner Frau?“ fragte Löcknitz zart und vorſichtig.

„Immer gleich. Es wird nicht ſchlimmer, aber auch nicht beſſer.“

„Was ſagen die Ärzte?“

„Sie können nicht helfen. Es iſt ein Jammer, Albrecht.“ Er riß ſich zuſammen und meinte herzlich: „Aber du biſt doch nicht hierher gekommen, um dir die Klagelieder des Hauſes Löcknitz anzuhören. Du wirſt dein eigenes Teil zu tragen haben, denke ich. Erzähle mir, wie es dir ergangen iſt, und was du für Pläne haſt.“

„Das iſt eine lange Geſchichte, Bruderherz, die man nur bei einer Flaſche Rotſpon loslaſſen kann.“

Gerhard Löcknitz ſprang auf und griff ſich an die Stirn. „Natürlich, du mußt ja Hunger haben. Verzeih! Ich habe es ganz verlernt, Gäſte zu empfangen.“

„Mit dem Hunger iſt es nicht weit her, aber ich möchte Alwine begrüßen.“

Sie ſtanden auf und gingen in das Haus hinein.

Das Zimmer der Kranken lag im erſten Stock.

„Ich will vorangehen“, ſagte der Bruder und öffnete vorſichtig die Tür. „Du kriegſt Beſuch, Alwine.“

„Wer iſt es denn?“

„Nu rate mal.“

„Wie ſoll ich es erraten, Gerhard?“ Ihre Stimme war welk und grau.

Löcknitz trat vor und begrüßte die Schwägerin. „Ich bin es, Alwine. Guten Abend.“

„Ach, Albrecht! Das iſt nett, daß du zu uns kommſt. Ich freue mich.“

„Aber nicht zu ſehr, Alwine“, bat ihr Mann. „Du weißt, wie dir das ſchadet.“

Sie preßte die Hand gegen ihr Herz und antwortete leiſe: „Ich will mich nur ein ganz kleines bißchen freuen. Setze dich an mein Bett, Albrecht. Wie geht es dir immer? Erzähle.“

Er begann zu erzählen, und Alwine mußte oft lachen, denn es waren lauter fröhliche und heitere Dinge, von denen Löcknitz zu berichten hatte.

„Bitte, Gerhard, ſieh doch mal zu, daß Albrecht was Anſtändiges zum Abendbrot kriegt.“

„Ja, das will ich, aber du mußt hübſch ruhig bleiben, Alwine.“

Sie lächelte ihm zu, bis er das Zimmer verlassen hatte. Dann verzerrte sich dieses Lächeln zu einer wilden Schmerzgrimasse. „Das Traurigste ist, daß ich nicht sterben kann", sagte sie voll Bitterkeit und blickte starr in die Luft. „Da liege ich nun, Jahr um Jahr, und bin zu nichts nütze und allen im Weg."

„Aber, Alwine!"

„Laß nur, Albrecht. Du mußt mich nicht trösten. Ich weiß genau, wie es ist. Ich weiß auch, wie schwer dir ums Herz ist, obwohl du mir lauter fröhliche Geschichten erzählst. Deine Augen verraten dich."

Er senkte den Kopf und wußte nichts zu sagen.

„Ich frage mich oft, warum Gott mich so hart gestraft hat. Ich hätte alles, alles stumm und ohne Klagen ertragen, wenn er mir dieses Lebendigbegrabensein erlassen hätte. Warum darf ich nicht sterben? Jeden Tag, jede Stunde sinken junge und starke Menschen ins Grab, nur ich lebe und lebe."

Sein Herz war erschüttert.

„Ich liege hier und kann mich nicht rühren und darf mich nicht auflehnen und muß schweigen und die ergebene Dulderin spielen. Aber wenn ich dann endlich, endlich gestorben bin, dann erwarten mich die Freuden des Paradieses. Sagt der Pastor." Sie lachte schrill auf. „Ach, Albrecht, wie dumm und unglücklich sind die Menschen!"

Die letzten Strahlen der Abendsonne, die über den herbstlichen Wäldern unterging, fielen auf das welke Gesicht der Kranken und breiteten eine milde Traurigkeit darüber. „Hab' Dank dafür, Albrecht, daß du mich mit billigen Trostworten verschonst." Sie griff nach seiner Hand und hielt sie fest. So blieben sie und schwiegen, bis die letzte Röte vom Himmel verschwunden war.

Dann kam Gerhard und sagte: „Nun können wir essen gehen."

„Wir wollen doch Alwine nicht allein lassen", entgegnete der Bruder.

„Sie muß Ruhe haben."

„Ich muß Ruhe haben", wiederholte die Frau und blickte starr zur Decke. „Auf Wiedersehen morgen."

Löcknitz stand auf. „Auf Wiedersehen, Alwine. Schlafe gut."

„Vielen Dank."

Sie verließen das Zimmer, leise und auf den Fußspitzen, als läge eine Leiche im Haus.

In dem großen Eßzimmer, das wie eine Försterstube aussah, war nichts verändert. Alles stand da wie zu Vaters Zeiten. Der alte Jagdhund knurrte, als Albrecht eintrat, und begann freudig mit dem Schweif zu wedeln, nachdem er den Gast berochen hatte. In dem Kamin brannte ein helles Holzfeuer. Löcknitz ging in einer wunderlichen Ergriffenheit in diesem Zimmer herum und betrachtete die vielen Geweihe, die die Wände schmückten, und die alten Gewehre, die im Schrank lehnten. Er stand eine ganze Weile vor dem Bild des Vaters, dessen fröhliches Gesicht ihm freundlich zulächelte. Er konnte sich seinen Vater ohne dieses Lachen gar nicht vorstellen. Das ganze Zimmer schien noch heute davon erfüllt zu sein, obwohl die Löcknitze inzwischen das Lachen verlernt hatten.

Auch das zweite Bild, dessen er sich aus der Kinderzeit erinnerte, hing noch an der Wand. Es war eine verblaßte, von Fliegen beschmutzte Abbildung des Lübeckschen Totentanzes. Noch immer fragte das Wiegenkind den Gevatter Tod:

„O dot, wo schall ick dat verstan?
Ick schall danssen unde kan nich ghan."

Das Mädchen trug das Abendbrot auf. Die Brüder setzten sich zu Tisch und begannen schweigend zu essen. Der Rittmeister hatte seinen Hunger verloren und vergaß oft auf halbem Weg, den Bissen zum Mund zu führen, so sehr war er in Erinnerungen versunken, die in allen Ecken dieser Stube standen.

„Sitzest du hier, auch wenn du allein bist?"

„Natürlich", antwortete Gerhard. „Es gibt immer eine Menge zu rechnen und zu schreiben. Man spürt das Alleinsein gar nicht."

„Aber es ist so schrecklich still."

„Ja, still ist es schon." Man hörte nichts als das Knistern des Holzfeuers und die alte Uhr, die bei jedem Pendelschlag schnarchte.

„In diesem Zimmer ist viel gelacht worden", meinte Löcknitz nachdenklich.

„Ja, das war einmal", sagte der Bruder und blickte flüchtig, mit einem ganz leisen Vorwurf, zu dem Bild des Vaters auf, der mit fröhlichen Augen seine Söhne grüßte. „Vorbei. Es ist mal so, mal so. Sollst leben, Albrecht." Sie stießen mit den Gläsern zusammen.

„Der Wein ist gut", erklärte der Rittmeister sachverständig und schmeckte mit der Zunge nach.

„Das ist noch ein schäbiger Rest von Vaters Zeiten her. Die Herrlichkeit ist bald vorbei. Mir reicht es nicht zum Wein."

„Steht es so schlimm, Gerhard?"

„Noch schlimmer." Er fuhr mit der Hand über die Stirn, als könnte er düstere Gedanken wegstreichen. „Aber du wolltest mir von dir erzählen, Albrecht."

„Ja, das will ich."

Gerhard stellte eine Kiste Zigarren vor den Bruder und rief das Mädchen, das den Tisch abräumte. „So, nun kannst du beginnen."

Löcknitz fing an, zuerst gleichmütig und stockend, dann immer erregter und leidenschaftlicher. Er trank auch allzu hastig seinen Wein. Als er von den Beschlüssen des Familienrats berichtete, kochte der alte Zorn in seinen Adern. „Ja, mein Lieber, so erbärmlich ist diese Bande. Pfui Teufel!"

Der Bruder antwortete ruhig und gelassen: „Sie verstehen dich nicht. Das ist alles. Für sie bist du das verlorene Schäflein, das gerettet werden oder untergehen muß."

„Du gibst ihnen recht?" fuhr der Rittmeister auf.

„Ich gebe ihnen nicht recht, ich suche sie nur zu begreifen. Du bist ein Mensch ohne Hemmungen, und ich bewundere dich eigentlich, wenn dir daran etwas liegt. Es wäre sogar jammerschade, wenn nicht manchmal Menschen wie du in unserer Mitte lebten. Du hast mit dem Leben immer bloß gespielt, und das geht offenbar nicht. Das Leben ist bitterernst und versteht keinen Spaß. Darum bist du für die Leute, unter denen du leben willst, eine Gefahr, die abgewehrt werden muß."

„Ich bin ganz ungefährlich, denn ich will nichts von der Sippschaft. Man soll mich nur ruhig und ungestört mein Leben leben lassen."

„Dazu müßtest du materiell unabhängig sein, und das bist du nicht. Wenn du auch heute die Taschen voll Geld hättest, so könntest du morgen wieder auf dem Pflaster liegen."

Löcknitz schüttelte den Kopf. „Darauf kommt es hier nicht an, Gerhard. Den Leuten geht es um den Namen, den ich trage. Der einzelne mag verderben, wenn nur der Name im hellen Glanz erstrahlt."

„Das wäre immerhin kein unedler Standpunkt."

„Ja, das sagst du so, weil du aus deinem kleinen Reich nicht herausgekommen bist. Aber glaube mir, Gerhard, die Welt ist nicht mehr so, wie sie sich in den Köpfen der Grafen Plagge-Glindow abspiegelt. Draußen wird man demütig und

lernt Bescheidenheit. So ein kleiner preußischer Edelmann ist nicht der Mittelpunkt der Welt. Die Zeiten sind vorüber. Es gibt da draußen Menschen, auf die es gar keinen Eindruck macht, daß man von ist und aus der Uckermark."

„Man darf den väterlichen Boden nicht unter den Füßen verlieren."

„Gewiß, du hast recht. Auch ich bin von der Weltbürgerei nicht allzusehr überzeugt. Aber meinst du nicht, daß es unserem eigenen Land nützen würde, wenn nur der Mann und nicht der Name etwas gälte?"

„Wäre dir damit geholfen?" fragte der Bruder leise.

Ein spöttisches Lächeln zuckte um die Lippen des Rittmeisters. „Du willst damit sagen, daß ich bei einer solchen Neuordnung nichts zu gewinnen hätte, weil ich ein nutzloses und unfruchtbares Leben führe. Das Traurige ist, daß ich meine Minderwertigkeit nicht zu erkennen vermag. Ich komme mir nicht weniger wichtig vor als der Pastor, der mit der Seele meiner Frau Geschäfte macht, oder als der sittlich-starke Graf Plagge-Glindow, der nur quartalsweise nach Berlin bummeln fährt. Ich bin für die Menschheit ebenso wertvoll oder ebenso gleichgültig wie Hunderte von Politikern, die irgendeine Fahne hochhalten, oder Tausende von Rechtsanwälten, die mit Paragraphen jonglieren, oder Hunderttausende von flinken Händlern, die Lebensmittel künstlich verteuern. Die Herrschaften sind nur feierlicher und bessere Heldendarsteller als ich. Das ist der ganze Unterschied."

„Aber die Leute haben einen Beruf", warf der Bruder ein.

„Natürlich! Die Leute haben einen Beruf! Alle, alle sind berufen, die Menschheit glücklich zu machen und vorwärtszubringen. Nur ich habe keinen Beruf. Ich bin Spieler. Schluß. Punktum. Streusand darauf. Man hat mir die Marke ‚Spieler' aufgeklebt, und damit laufe ich herum, ich kann machen, was ich will."

„Bist du es etwa nicht?"

„Ja, aber ich frage dich: Wer ist kein Spieler? Wenn heute jemand einen Waggon Weizen, der vielleicht gar nicht vorhanden ist, um zehntausend Mark kauft und morgen um fünfzehntausend verkauft, so ist er ein ehrenwerter Steuerzahler und eine Stütze des Staates. Wenn jemand tausend Aktien kauft, weil er von irgendeiner Schiebung Wind bekommen hat, und sie in der nächsten Woche mit doppeltem Gewinn abgibt, so ist er ein genialer Kerl, vor dem die Leute ehrfürchtig den Hut abnehmen. Aber wenn ich hundert Mark auf Rot setze,

weil ich mir einbilde, gerade jetzt habe die Stunde für Rot geschlagen, so bin ich ein verächtlicher Spieler. Was für ein dummer Pharisäerschwindel ist das alles!"

„Da hilft nun alles Reden nichts", sagte Gerhard bedächtig. „Du bist mal aus dem Gleis. Man kann nicht leben, als ob man allein in der Welt stände. Man muß immer klein beigeben, gutwillig oder gezwungen. Man muß dienen, lieber Albrecht."

„Ach, höre mir mit diesen Sprüchen auf", rief Löcknitz unwillig. „Wir sind ein Volk von Dienern geworden."

„Das klingt sehr großartig, aber ich frage dich: Wer dient nicht? Ich diene diesem Stück Erde, das unser Haus trägt, und wenn du dieses Dienertum verächtlich findest, dann tust du mir leid. Man muß seine Pflicht tun, so oder so. Darüber kommen wir nicht hinweg."

„Tja, Pflicht", wiederholte der Rittmeister und kostete gleichsam das Wort aus. „Eine schöne Sache, gewiß, Bruderherz. Preußische Ehrensache, sozusagen. Ich habe schon das Gefühl dafür, ganz bestimmt. Aber die Pflicht ist in mir, sie darf mir nicht von außen befohlen werden, denn dann bocke ich."

Er sah in die Luft und schien über irgend etwas ernstlich nachzudenken. „Ich muß dir ein schmachvolles Geständnis ablegen, Gerhard. Ich bin nicht mal ein richtiger Spieler. Die Karten langweilen mich. Mir fehlt die blinde Leidenschaft. Ich spiele nur, wenn ich muß. Ich spiele, wie ein anderer Mahnbriefe schreibt oder Heringe verkauft."

„Das ist kaum eine Entschuldigung für dich", sagte der Bruder zögernd.

„Ich will mich auch gar nicht entschuldigen. Ich stelle nur fest. Meine einzige Leidenschaft sind Pferde, aber da bindet mir diese Gesellschaft Hände und Füße." Er warf die Zigarre in den Aschenbecher und erhob sich. Er machte ein paar Schritte durch das Zimmer und blieb einen Augenblick vor dem Lübecker Totentanz stehen. „Ick schall danssen unde kan nich ghan", rief er schmerzlich und setzte sich aufseufzend wieder nieder.

Gerhard schenkte Wein in die Gläser und sprach nichts.

„Du hast das bessere Teil erwählt", begann der Rittmeister nach einer Weile. „Du sitzest hier in Frieden und Stille und läßt Gott einen guten Mann sein. Unser alter Wald schließt dich gegen die ganze dumme Welt ab."

Der Bruder verzog den Mund, als hätte er etwas sehr Bitteres auf der Zunge. „Das mit dem Wald ist besonders zutreffend, lieber Albrecht."

„Ist es vielleicht nicht so?"

„Nein, mein Bester, es ist nicht so." Er schrie es fast heraus. Löcknitz sah ihn voll Verwunderung an. „Ich sitze hier nicht in Frieden und Stille, sondern in Kummer und Sorgen. Und der Wald — der Wald wird nächste Woche geschlagen."

„Nein!"

„Doch. Es muß sein."

„Ja, warum um Himmels willen?"

„Ich habe keinen andern Ausweg. Das Jahr war schlecht. Die Kinder kosteten eine Menge Geld. Nun muß ich die Hypothekenzinsen zahlen und habe keine hundert Mark im Haus."

Ein heißes Mitleiden ließ das Herz des Rittmeisters schneller schlagen. Es erschien ihm unerträglich, daß dieser fleißige und anspruchslose Mann, der sein Bruder war, in solchen Nöten war. „Um welche Summe handelt es sich?" fragte er leise.

„Willst du sie für mich bezahlen?"

„Wenn ich es könnte, von Herzen gern."

Ein wenig besänftigt, antwortete Gerhard: „Es handelt sich um neuntausend Mark."

„Um wieviel?" fragte der Rittmeister, der schlecht verstanden zu haben glaubte.

„Um neuntausend Mark."

Löcknitz begann stürmisch zu lachen. Er konnte sich gar nicht beruhigen.

„Ich weiß wirklich nicht, was es da zu lachen gibt", brummte der Bruder.

„Aber ich! Ich dachte, weiß Gott, wieviel Geld du brauchtest. Und jetzt dreht sich die Sache um neun armselige Tausender. Und da will der Mensch unseren schönen Wald schlagen! Das ist doch wirklich zum Totlachen!"

„Ich kann leider beim besten Willen in deine Heiterkeit nicht miteinstimmen."

„Du kannst, Bruderherz. Mein Wort darauf. Du kannst." Er zog ein Bündel Banknoten aus der Tasche und begann Geld auf den Tisch zu zählen. „Reichen zehntausend Mark?"

Gerhard blickte starr und geistesabwesend auf den Bruder und fragte voll Besorgnis: „Menschenskind, woher hast du das viele Geld?"

„Es ist nicht gestohlen, sei beruhigt!"

„Und dieses Vermögen trägst du so in der Tasche rum? Warum legst du es nicht auf die Bank?"

„Bis ich zur Bank komme, ist kein Geld mehr da", rief der Rittmeister leichtsinnig. „Reichen zehntausend Mark? Du kannst auch mehr kriegen."

„Du willst mir das Geld wirklich leihen?" fragte der Bruder unsicher. Seine Stimme zitterte.

„Natürlich will ich. Was fragst du da noch! Sind zehntausend genug?"

„Reichlich."

Löcknitz legte das Geld vor den Bruder und schob den Rest, zusammengeknäuelt, in seine eigene Tasche. Gerhard starrte die Banknoten wie ein Träumender an und sagte nach einer Weile: „Ich weiß aber nicht, wann ich dir das Geld zurückgeben kann."

„Das ist gar nicht nötig. Die Freude, dir helfen zu können, ist mir mehr als die paar Märker."

„Aber du wirst das Geld eines Tages brauchen, Albrecht. Ich kann es mir nicht schenken lassen. Wir müssen unbedingt eine Form der Rückzahlung vereinbaren."

„Sei doch nicht so kleinlich, Gerhard. Was liegt an den paar Papierwischen!"

„Ordnung muß sein. Sonst nehme ich das Geld nicht."

Der Rittmeister dachte eine Weile nach. „Ich schlage dir folgendes Geschäft vor. Diese zehntausend Mark sollen für mich sozusagen eine Altersversorgung sein. Du gibst mir dafür Kost und Quartier, wenn ich mal an deine Tür klopfe. Du zahlst in naturalibus zurück. Einverstanden?"

„Das ist ein schlechtes Geschäft, Albrecht. Du findest hier immer deinen Platz, ohne eine Mark zu bezahlen."

„Ich habe schon schlechtere Geschäfte gemacht, weiß Gott. Aber jetzt Schluß damit. Lasse noch eine Flasche Rotspon auffahren und gib Frieden."

Gerhard raffte langsam die Scheine zusammen und legte sie in die Schreibtischlade, die er sorgfältig versperrte. „Ich will dir nur eine Bestätigung schreiben."

„Wozu denn?"

„Ich kann heute nacht sterben."

Der Rittmeister zuckte die Achseln und ließ den Bruder gewähren. Gerhard schrieb lange, denn er setzte einen ganzen Vertrag auf. Als er endlich mit seiner Arbeit fertig war, reichte er Löcknitz den Bogen Papier. „Ich denke, so wird es recht sein."

„Natürlich", lachte der Rittmeister und steckte den Brief ungelesen in die Tasche.

Gerhard nahm die Hand des Bruders und drückte sie, daß die Gelenke krachten. „Hab Dank, Albrecht. Das werde ich dir nie vergessen.“ Er wollte noch mehr sagen, aber die Stimme verweigerte ihm den Dienst.

„Das ist doch nicht der Rede wert“, entgegnete Löcknitz verlegen. „Wenn wir beide nicht zusammenhalten sollten, wer denn?“

Die frische Flasche wurde geöffnet. Der Rittmeister schenkte ein und rief fröhlich: „Unser alter Wald soll leben!“

Sie leerten die Gläser bis zum letzten Tropfen. Dann saßen sie eine Weile schweigend da und blickten den Rauchwolken nach. Die Uhr schnarchte, und der alte Jagdhund seufzte im Halbschlaf. Endlich fragte Gerhard vorsichtig: „Was wirst du nun eigentlich beginnen, Albrecht?“

„Ja, siehst du, es ist nicht leicht, ein Programm aufzustellen. Es kommt ja doch immer anders. Aber wenn ich schon irgend was sagen soll — ich habe Pläne mit Kleinrüdde.“

„Mit Kleinrüdde?“

„Jawohl. Ich möchte gern Pferde züchten. Das ist ein Geschäft, das Geld einträgt und mir viel Freude macht. Es ist sogar ein Beruf. Du hast hier auf Kleinrüdde ausgezeichnetes Weideland, das ich von dir pachten würde.“

„Ja“, antwortete der Bruder einsilbig.

„Ich möchte Pferde nach meinen Ideen züchten. Bisher wurden die Tiere ziemlich wahllos zusammengeführt. Man schickte die Stuten einfach zu irgendeinem berühmten Zuchthengst, der gerade in der Mode war und eine unverschämt hohe Mitgift verlangte. Aber ich kann mir nicht denken, daß solche Vernunftehen und Geldheiraten sehr vorteilhaft sind. Ich stelle mir vor, daß auch zwischen Tieren Liebe oder Zuneigung möglich ist, die veredelnd auf die Rasse wirkt.“

Gerhard lächelte. „Ich sehe schon fürchterliche Liebesdramen, die sich in der Pferdewelt abspielen werden.“

„Du lachst darüber, aber die Sache ist vielleicht gar nicht so dumm. Man müßte einen Versuch machen.“

„Woher willst du das Geld nehmen, das die Anlage eines solchen Gestüts verlangt?“

„Ich würde ganz klein beginnen. Ställe sind da. Das Weideland wirst du mir brüderlich billig überlassen. Mit fünfzigtausend Mark könnte man das Gestüt Kleinrüdde begründen.“

„Fünfzigtausend Mark sind viel Geld.“

„Man braucht nicht mal so viel. Ich fange mit zwei Pferden an.“ Er reckte die Arme und rief sehnsüchtig: „Donnerwetter! Das wäre noch ein Lebensziel!“

Gerhard sprach kein Wort. „Du scheinst von meinem Plan nicht sehr entzückt zu sein?“

„Doch, Albrecht. Ich fürchte nur, daß diese Pläne Pläne bleiben werden.“

„Warum?“

„Das Geld fehlt dir und vor allem — du darfst nicht böse werden — die Ausdauer.“

Der Rittmeister dachte nach. „Die Ausdauer? Nein, da bist du im Irrtum. Wenn mich eine Sache interessiert, habe ich Ausdauer genug. Daran liegt es nicht. Wenn mir etwas fehlt, so ist es das Glück. Wir Löcknitze haben kein Glück, Gerhard.“

„Glück ist eine Ausrede.“

„Dann sagen wir Erfolg statt Glück. Die Menschen, die heute Erfolg haben, sehen anders aus als wir. Trotzdem möchte ich nicht mit ihnen tauschen. Es geht auch so ganz gut. Unser Herrgott ist ein duldsamer und langmütiger Mann, der nicht so bald was krumm nimmt. Er läßt mich armen Sünder ruhig schlafen und quält mich nicht mit Gewissensbissen.“

„Da hast du es leicht“, meinte der Bruder bedächtig.

„Ich tue auch keinem Menschen etwas zuleide, denn ich möchte nicht, daß jemand um meinetwillen weint.“

„Und deine Frau?“

Löcknitz sah seinen Bruder überrascht und verwundert an.

„Wie kommst du darauf?“

„Es liegt doch nahe.“

Der Rittmeister stand auf und ging langsam zum Fenster. Der Mond stieg gemächlich über dem dunklen Wald auf. „Du irrst“, sagte er nach einer Weile sehr bestimmt. „Agnes weint nicht. Wenigstens nicht um meinetwillen. Sie hat einen kräftigen geistlichen Beistand.“

XII

Fred Patterson aus Lexington, Kentucky, U. S. A., rief den Rittmeister zum Fernsprecher. Er erkundigte sich zuerst angelegentlich nach seinem Befinden und bat ihn, wenn es ihm irgendwie möglich wäre, nach Hoppegarten zu kommen. Es handle sich um eine sehr wichtige Sache, die für den Herrn Rittmeister von größter Bedeutung sei. Näheres könne er nur mündlich mitteilen.

Löcknitz stand unschlüssig da, den Hörer am Ohr, und lauschte der Stimme, die ihn lockte und rief. Seine Frau war im Nebenzimmer und sprach leise mit dem alten Martin. Sie redeten über die Bestellung von Holz und Kohle. Der Rittmeister verstand jedes Wort. Es wäre am besten, meinte Fred Patterson, wenn Herr von Löcknitz noch heute hinauskäme. Man dürfe die günstige Gelegenheit nicht verpassen.

„Für die Öfen in den Zimmern des Herrn Rittmeisters bestellen Sie Salonkohle", sagte Agnes mit gedämpfter Stimme. „Sehr wohl, gnädige Frau", antwortete der Diener. Was hilft mir die Salonkohle? dachte Löcknitz befangen und lächelte bitter. Der Herd wurde warm gehalten, aber die Herzen blieben kalt. Und zu Weihnachten gab es gestickte Pantoffeln und ein kostbares Gebetbuch.

„Na schön, Mr. Patterson, ich komme heute nachmittag hinaus."

„Allright, Herr Rittmeister."

Löcknitz wußte ganz genau, warum ihn der Trainer nach Hoppegarten rief, aber er konnte der Lockung nicht widerstehen, wie sehr auch seine Vernunft dagegen ankämpfte. Er saß zerstreut beim Mittagstisch und fühlte das leise Rennfieber, das ihn immer überfiel, wenn er zum Rennen fahren sollte und den Anfang zu versäumen fürchtete.

„Schmeckt es dir heute nicht?" fragte Frau Agnes, kühl besorgt wie eine Pensionsinhaberin, die einen wertvollen Gast nicht zu verlieren wünscht.

„Doch", antwortete der Rittmeister gequält und blickte, gegen seinen Willen, auf die Wanduhr. Es wäre fein, wenn er den Dreiuhrzug erreichte, dachte er ungeduldig. Die Tage waren schon kurz, und es wurde früh dunkel. Endlich stand der schwarze Kaffee auf dem Tisch. Löcknitz trank die Tasse hastig aus, sagte: „Mahlzeit" und verließ das Zimmer. Frau Agnes blickte ihre Tochter verwundert an, aber sie sprach kein Wort.

Der Rittmeister erreichte den Dreiuhrzug und freute sich darüber, als wäre ihm etwas Großes gelungen. Der menschenleere Bahnhof in Hoppegarten brachte es ihm erst zum Bewußtsein, daß heute kein Renntag war. Er schritt langsam vom Bahnhof zu den Ställen. Ein paar Pferdejungen gingen den gleichen Weg. Die Sonne stand noch am Himmel, blaß und verschleiert, aber ein scharfer Wind kam von Norden. Die Wiesen waren braungrün und vom Nachtfrost verbrannt. Herbst, dachte Löcknitz und verspürte eine seltsame Mutlosigkeit. Es hatte

wohl nicht viel Wert, hier herumzulaufen und alten Hoffnungen nachzujagen. Die guten Tage waren vorüber. Nun wartete der Winter vor der Tür.

Aber plötzlich trug der Wind den beizenden Pferdegeruch von den Ställen her und vertrieb alle schwermütigen Gedanken. Und da kam ihm auch schon Mr. Patterson entgegen, in seinem übermäßig groß gewürfelten Anzug, einen dicken Schal um den Hals, die Shagpfeife im Mund. „Guten Tag, Herr Rittmeister. Freue mich, daß Sie gekommen sind."

„Guten Tag, Mr. Patterson. Was für einen Gaul wollen Sie mir denn anhängen?"

Der Amerikaner lachte. „Woher wissen Sie, Herr Rittmeister?"

„Na, das zu erraten, war wohl kein Kunststück."

Der Trainer sah sich gewohnheitsmäßig um, ob kein Lauscher seine kostbaren Worte vernähme, und flüsterte geheimnisvoll: „Es ist ein Gelegenheitskauf, der nicht so bald wiederkehrt. In der Tat."

„Ich bin sehr gegen Gelegenheitskäufe, lieber Patterson."

Der Amerikaner schüttelte mißbilligend den Kopf. „Sagen Sie das nicht, Herr Rittmeister. Das Pferd ist gut. Wenn Sie es nicht kaufen, kaufe ich es."

„Na, wir wollen mal sehen. Was für ein Wundergaul ist es?"

„Sie kennen ihn. Haben auch eine Stange Gold über ihn gewonnen, ich hoffe so."

„Szeretlek?" fragte Löcknitz neugierig und fühlte ein Prickeln in den Fingern.

„Yes", sagte der Trainer zurückhaltend und beschloß, den Preis um fünfhundert Mark zu erhöhen.

Der Rittmeister wußte in diesem Augenblick, daß er die Stute kaufen würde. Er war diesem Tier zur Dankbarkeit verpflichtet, mehr als irgendeinem andern atmenden Wesen. Ohne Szeretlek stände heute der Wald in Kleinrüdde nicht mehr. „Halten Sie wirklich etwas von dem Gaul?"

„Sehr viel, Herr Rittmeister. Die Abstammung ist glorios. Von Bona Vista aus der Meglehet."

„Wie alt?"

„Vierjährig."

„Wem gehört das Pferd?"

„Dem Grafen Hajnal."

„Ach ja, Sie sagten es mir schon einmal. Warum verkauft der Graf das Pferd?"

Der Trainer zuckte die Achseln. „Weiß ich nicht. Habe Auftrag, Szeretlek zur Auktion zu stellen oder freihändig zu verkaufen."

Löcknitz stand unschlüssig da und zündete sich eine Zigarre an, um die Nerven zu beruhigen. Eine Stimme riet ihm, das Pferd nicht zu kaufen. Er sah Schwierigkeiten und Kämpfe voraus. Wenn die Sippschaft von dem Kauf erfuhr, war der Teufel los. Es war besser, zum Bahnhof zu gehen und nach Haus zu fahren. Die Öfen in seinen Zimmern wurden mit Salonkohle geheizt. Wenn er Frieden wollte, mußte er auf Szeretlek verzichten. Aber eine andere Stimme, die lauter und eindringlicher war, sagte: „Verzichten ist feig und gemein."

„Wollen Sie den Gaul ansehen, Herr Rittmeister?"

„Ansehen kostet nichts."

Der Trainer ging langsam in den Stall. Nach einer Weile führte ein Junge die Stute heraus. Als Löcknitz das Tier sah, fühlte er seine Widerstandskraft erlahmen. Sein Herz begann schneller zu schlagen. Szeretlek blickte ihn an, als erkannte sie ihn. Ihre dunklen, klugen Augen waren wie Menschenaugen. Patterson sang ein neues Loblied auf das Tier. Er zwang den Rittmeister die Fesseln zu prüfen. „Alles rein und klar", triumphierte er.

Der Junge führte das Pferd im engen Kreis um die beiden Männer herum. „Was soll die Stute kosten?" fragte Löcknitz unsicher.

Patterson überlegte eine Sekunde lang. „Fünftausend, Herr Rittmeister."

Löcknitz berechnete blitzschnell, wie groß noch sein Vermögen war. Er konnte das Pferd ohne Schwierigkeit kaufen. Es blieben ihm dann immer noch fast achtzehntausend Mark.

„Fünftausend Mark! Das ist ein Geschenk, Herr Rittmeister", erklärte der Trainer mit Überzeugung. „Wenn ich die Stute zur Auktion stelle, bekomme ich leicht zehntausend."

Löcknitz sträubte sich noch, aber er wußte genau, daß er sich mit allen Einwänden nur selber belog. „Was soll ich mit einem Flachrennpferd, Patterson? Ich brauche Hindernispferde. Ich will doch selber reiten."

„Szeretlek springt wie eine Katze. Sie hat großes Talent."

„Woher wissen Sie das?"

„Ich habe ihr ein paar Lektionen gegeben."

Der Rittmeister machte ein zweifelndes Gesicht.

„Oh, Sie glauben mir nicht. Überzeugen Sie sich doch selber. Die Übungsbahn ist offen." Bevor Löcknitz erwidern konnte,

gab der Trainer dem Stalljungen den Auftrag, das Pferd zu satteln.

Und wieder mahnte die Stimme, flehend und angstvoll. Es war unklug, den Gaul zu kaufen. Es war das Dümmste, was man tun konnte. Aber da stand schon Szeretlek gesattelt und spitzte neugierig die Ohren.

Der Rittmeister zog schweigend seinen Überrock aus und gab seinen Hut dem Trainer. Dann setzte er die Kappe des Stalljungen auf und schwang sich in den Sattel. „Wollen Sie eine Peitsche, Herr Rittmeister?" fragte Patterson. Löcknitz schüttelte unwillig den Kopf. Er ritt nie mit Peitsche. Er war ja kein Viehtreiber. Wozu hatte man Schenkel?

Szeretlek stürmte sofort im Galopp davon. Sie schien ein wenig nervös und aufgeregt zu sein. Löcknitz zügelte ihren heißen Eifer und steuerte sie in die Bahn. Wie lange war es her, daß er keinen warmen, zuckenden Pferdeleib zwischen den Schenkeln gehabt hatte! Wie war es möglich, daß man diese Seligkeit vergessen konnte? Der Mann, der hier durch die Dämmerung galoppierte, war ein ganz anderer als der Bewohner der Pension am Herkules-Ufer. Alle Sorgen und Bedenken waren weggewischt. Die alte Tapferkeit kehrte wieder und das verschwundene Selbstvertrauen und die verlorene Sicherheit. Warum schätzte er sich so gering ein? Er konnte doch reiten. Er war ein Künstler, wenn er im Sattel saß. Nicht fünfzig Männer gab es im weiten Deutschen Reich, die ihm gleichkamen. War das nichts? Andere Leute predigten oder handelten mit Grundstücken, andere Leute bemalten Leinwand oder bekritzelten Schreibpapier, andere Leute zogen sich schwarz an, hielten das Maul und wurden verdienstvolle Beamte. Er konnte reiten. War seine Kunst wertloser oder unedler als die der andern? Der kalte Nordwind brauste ihm entgegen und stach mit spitzen Nadeln in sein glühendes Gesicht.

Patterson hatte mit Hilfe des Stallbuben eine Hürde aufgerichtet. Es war vorsichtigerweise eine schwache, niedrige Hürde. Szeretlek sprang ein halbes Meter zu hoch. Sie hatte Springtalent, ohne Zweifel. Löcknitz stieg aus dem Sattel und klopfte die Stute zärtlich ab. „Ich kaufe den Gaul, Patterson." Die mahnende Stimme schwieg, und jeder Einwand fiel zusammen. Und wenn es tausendmal unvernünftig war — nur die Feiglinge sind klug.

„Ich wußte es, Herr Rittmeister", antwortete der Trainer zufrieden. „Sie werden viel Freude an dem Tier haben."

„Ich hoffe es.“ Er blickte dem Pferd nach, das in den Stall geführt wurde.

Patterſon begleitete den Rittmeiſter zum Bahnhof. Es war faſt dunkel geworden, und das einſame, ſtille Land machte einen troſtloſen Eindruck.

„Springen Sie die Stute fleißig ein, ſolange es das Wetter erlaubt.“

„Jawohl, Herr Rittmeiſter.“

„Vielleicht können wir ſie ſchon im Frühling in Karlshorſt ſtarten.“

„Sicherlich, Herr Rittmeiſter.“

Bevor er in den Zug ſtieg, ſagte Löcknitz: „Ich möchte nicht, daß über meinen Kauf jetzt etwas geſprochen wird. Sie verſtehen mich, Patterſon.“

„Ich verſtehe, in der Tat. Good bye, Herr Rittmeiſter.“

„Auf Wiederſehen, Patterſon.“

Der Rittmeiſter lehnte ſich behaglich in die Ecke zurück und war mit ſich ſehr zufrieden. Nun beſaß er wieder ein Pferd. Nun fing das Leben von neuem an. Wenn er jetzt keinen Erfolg hatte, war alles verſpielt. Aber er würde Erfolg haben, er fühlte es mit allen Nerven.

Er ſtieg auf dem Bahnhof Friedrichſtraße aus und beſchloß, zu Fuß nach Haus zu gehen. Er freute ſich des ſtrahlenden Lichterglanzes, des Lärms und der Bewegung. Er kam ſich wie verwandelt vor ſeit dem Galopp in Hoppegarten. Eine unverdiente Gnade war es, daß er durch dieſe brauſende Straße gehen durfte, geſund und ſtark und ungealtert.

Unter den Linden begegnete er Miersdorf, der ihn anhielt und freudig begrüßte. „Ja, Menſchenskind, wo ſtecken Sie denn? Wir dachten, Sie ſäßen ſchon längſt wieder in Paris.“

„Fällt mir nicht ein. Berlin iſt viel ſchöner.“

„Das ſage ich auch. Aber warum ſieht man Sie nicht?“

„Ich ſpiele Familie.“

„Eiweih!“ ſagte Miersdorf und kraute ſich hinterm Ohr. „Das ſind ſchlimme Alterserſcheinungen.“

„Es iſt nur eine vorübergehende Ruhepauſe“, lachte Löcknitz und dachte an ſein Pferd. „Nach der Pauſe wird weitergetanzt.“

„Um Sie iſt mir nicht bange, Löcknitz. Sie werden nicht hinterm Ofen ſterben.“

„Gott ſoll mich bewahren! Dann ſchon lieber den Hals gebrochen“, rief der Rittmeiſter fröhlich.

„Der Effekt iſt ſchließlich der gleiche. Haben Sie jetzt etwas vor? Wollen wir zuſammen eine Taſſe Tee trinken?“

„Nee, heute nicht", wehrte der Rittmeister ab. „Ich muß nach Haus."

„Dann will ich Sie nicht aufhalten, aber lassen Sie sich doch bald wieder sehen, Löcknitz. Wir könnten mal einen kleinen Bummel machen wie in der guten alten Zeit."

„Ich rufe Sie an, Miersdorf."

„Na schön. Aber Wort halten!"

Nachdem Löcknitz sich von seinem Freund verabschiedet hatte, rief er ein Auto heran und fuhr nach Haus. Er hatte das Gefühl, etwas Wichtiges zu versäumen.

Das Haus am Herkules-Ufer lag still und unbeleuchtet da. Man sparte wohl Licht. Als er langsam die Stiege hinaufging, fiel ihm das Schweigen wie eine Beklemmung aufs Herz. Hier wehte Eisluft. Hier konnte man nicht lachen. Seine Tochter hatte recht.

„Guten Abend, Herr Rittmeister", grüßte der alte Martin freundlich und nahm ihm den Überrock ab.

„Wo ist meine Frau, Martin?"

„Ausgegangen, Herr Rittmeister."

„Ist Fräulein Grete zu Haus?"

„Nein, Herr Rittmeister."

Löcknitz lächelte gedankenlos und ging in sein Zimmer. Er schämte sich der Eile, mit der er nach Haus gestrebt hatte. Man hätte ruhig zu Fuß gehen können. Man hätte sogar heut abend mit Miersdorf bummeln gehen können, statt hier im dunklen Zimmer zu sitzen. Kein Mensch fragte nach ihm. Es war ganz unnötig, Stubenarrest zu halten.

Die klösterliche Stille dieses Hauses lähmte seine Tatkraft und Entschlußfähigkeit. Alle Ziele erschienen hier unwichtig und ohne Bedeutung. Man wurde bequem und müde. Zum Schluß saß man im Lehnstuhl beim Ofen und wärmte sich. Das war dann das friedliche Alter. „Himmelherrgott!" rief er entsetzt, als sähe er Gespenster, und reckte die Arme. Und sprang auf und lief durch das Zimmer. Und machte Licht und öffnete alle Fenster. Und trank durstig den fernen Lärm.

Der Diener klopfte an und trat ein.

„Was gibt es denn?"

„Das Essen ist angerichtet, Herr Rittmeister."

„Ach so, das Essen." Er konnte sich gar nicht zurechtfinden. Es waren wohl Stunden vergangen, seitdem er sein Zimmer betreten hatte. Kümmerliche, blasse Stunden, die niemandem etwas bedeuteten.

„Ich komme schon, Martin."

Grete Löcknitz saß allein beim Tisch und wartete auf ihren Vater. Sie war ganz in sich versunken und dachte an Hajnal. Jedes Wort, das sie nachmittags gesprochen hatten, fiel ihr wieder ein. Sie war unzufrieden mit sich. Es schien ihr, als wäre sie nicht lieb genug zu ihm gewesen. Sie konnte ihm nie so recht zeigen, wie sehr sie ihn liebte. Immer war eine stachlige Sprödigkeit da, die das Gefühl verhüllte. Aber Hajnal wußte wohl, wie heiß sie ihn liebte. Ihr Herz begann laut zu schlagen. Immer, wenn sie von ihm Abschied genommen hatte, wuchs ihre Sehnsucht ins Grenzenlose. Warum konnte er nicht hier an diesem Tisch sitzen? Welch ein unausdenkbares Glück wäre es, jetzt sein blasses, stolzes Gesicht zu sehen und seine helle Stimme zu hören! Sie stützte ihren Kopf auf die Hand und blickte finster vor sich hin. Das Leben war zu ungerecht. Was man nicht mit Gewalt an sich riß, ging verloren. Zu denen, die ruhig und ergeben dasaßen, kam das Glück nie. Wenn Hajnal sie nochmals rief, dann wollte sie mit ihm gehen, wohin er sie auch führte, bis ans Ende der Welt.

„Guten Abend, Grete."

Sie schrak auf und ging dem Rittmeister entgegen. „Guten Abend, Vater."

„Wir sind allein?"

„Wir sind allein." Wenn Hajnal hier säße, wäre man nicht allein, dachte sie voll Zorn.

„Weißt du vielleicht, wo die Mutter ist?"

„Ich vermute, daß sie bei der Gräfin Garsedow ist. Heut ist doch Mittwoch."

„Ja."

„Dann ist sie bei der Garsedow."

„Warum bist du nicht auch dort?"

„Ich? Nee, das fällt mir doch nicht im Schlaf ein!"

„Was geschieht denn bei der Garsedow?"

Grete verzog spöttisch die Lippen. „Es wird in Wohltätigkeit gemacht, unter Leitung des Herrn Pastors Barsbotter. Und Lotte Garsedow muß dazu Harmonium spielen."

Löcknitz lächelte unwillkürlich. „Das kann ja recht stimmungsvoll sein."

„Na und ob! Wie im Kientopp ist es, wenn der Klavierspieler zum Harmonium übergeht."

Der alte Martin trug das Essen auf.

Wie merkwürdig, dachte Löcknitz, daß Agnes an diesem Treiben Gefallen fand. Er ahnte dunkel, daß dies alles Ersatz und Betäubung sein mußte.

„Und du bist gar nicht für Wohltätigkeit?"

Sie schüttelte den Kopf und antwortete ernsthaft: „Nee, Vater. Mit Wohltaten kann man die Armut nicht aus der Welt schaffen."

Der Rittmeister aß schweigend und blickte nicht von seinem Teller auf. Sie hat recht, überlegte er. Man kann die Welt auch nicht durch Liebe erlösen. „Ich glaube, Pastor Barsbotter kommt jetzt seltener zu uns ins Haus", sagte er nach einer Weile.

„Er hat ein Haar in der Suppe gefunden."

„Das Haar bin ich?"

Sie wurde mit einemmal ganz fröhlich. „Das Haar bist du, Vater", rief sie lachend. „Herr Barsbotter scheint mich endgültig aufgegeben zu haben."

Das war eine angenehme Botschaft für Löcknitz. Nun hatte er die Hände frei und mußte sich nicht mehr demütigen lassen. Gottes Segen über Herrn Barsbotter! „Woraus schließt du das?"

„Das merkt man doch, Vater. Früher war er süß und ölig zu mir, jetzt ist er höflich und ironisch. Fein, sage ich dir. Außerdem höre ich, daß er sich um Lotte Garsedow bewirbt, aber da wird er kein Glück haben. Lotte Garsedow spielt zwar Harmonium, aber den Pastor nimmt sie noch lange nicht. Ich kenne sie. Sie ist mehr für die Garde."

Der Rittmeister sagte verweisend: „Aber, Grete, wie sprichst du!"

„Mach' doch bloß kein ernstes Gesicht, Vater. Das ist zu komisch!" rief sie lachend und küßte ihn auf die Wange.

Nein, zum väterlichen Erzieher eignete er sich nicht, das fühlte er selber. Der Schulmeisterton lag ihm nicht. Und er stimmte vergnügt in die Fröhlichkeit seiner Tochter ein. Der alte Diener, der den Tisch abdeckte, blickte verwundert auf die beiden lachenden Gesichter und freute sich. Es war lange her, daß man in diesem Zimmer gelacht hatte. Warum mußte gerade heute die gnädige Frau abwesend sein! Es ist zu schade, dachte der Alte, als er die Tür hinter sich schloß.

„Wie herrlich, daß du zurückgekommen bist, Vater", sagte Grete Löcknitz voll Innigkeit. „Ohne dich wäre ich verloren gewesen. Vor dir zittern sie alle, wenn sie auch noch so hoch die Köpfe tragen."

„Bilde dir nur das nicht ein, du dummes Mädel! Ich bin wehrlos und ohne Macht. Kein Mensch zittert vor mir."

„Es ist doch so, Vater", behauptete sie hartnäckig. „Sie fürchten dich."

Löcknitz wurde plötzlich von dem unbezwingbaren Verlangen ergriffen, seiner Tochter von dem Pferd zu erzählen, das er gekauft hatte. Es war ihm, als müßte er die gute Meinung, die sie von seiner Tatkraft hatte, rechtfertigen. „Ich will dir etwas erzählen, Grete, was dir Freude machen wird", sagte er flüsternd, und seine Augen leuchteten vor Stolz. „Aber es muß Geheimnis bleiben. Kein Mensch darf vorläufig etwas davon erfahren."

„Ich kann schweigen, Vater."

„Ich habe heute ein Pferd gekauft."

„Oh, fein!" jauchzte sie und griff nach seiner Hand. „Jetzt wirst du wieder einen Rennstall haben, nicht wahr?"

„Es ist ja nur ein Pferd", erwiderte er bescheiden.

„Du mußt noch mehr kaufen, Vater."

Er lächelte. „Das geht nicht so rasch, Grete."

Sie wurde plötzlich nachdenklich und fragte zögernd: „Woher hattest du das Geld, um das Pferd zu kaufen?"

„Ich hatte mir ein wenig Geld erspart", log er und wich ihrem Blick aus.

„Was für ein Pferd ist es, Vater? Erzähle mir!"

„Es ist eine vierjährige Stute von guter Abstammung. Sie wird dir gefallen. Sie ist wunderschön", sagte er begeistert.

Gretes Augen lachten vor Glück. Nun lag die Zukunft da wie eine sonnige Frühlingswiese. Ihr Vater mußte keine Streichhölzer verkaufen — nie vermochte sie dieses schreckliche Wort zu vergessen —, er besaß einen Rennstall. Gegen einen Rennstallbesitzer konnte der Vater des Geliebten keine Einwendungen erheben. Alle Hindernisse waren aus dem Weg geräumt. Wie würde sich Hajnal freuen! Es war ihr, als müßte sie davonlaufen und ihm die freudige Nachricht überbringen. Er sollte keine einzige bange Nacht mehr haben. „Wie heißt das Pferd?" fragte sie, und ihre Stimme sang vor Seligkeit.

„Szeretlek", antwortete der Rittmeister.

Ihr Herzschlag setzte aus. „Szeretlek?" stammelte sie. Ihr Vater hatte das Pferd des Geliebten gekauft? Mußte das nicht ein glückliches Vorzeichen sein? Der Gaul kam nicht in fremde Hände. Er blieb bei ihnen und hielt die Treue.

„Jawohl, Szeretlek", wiederholte Löcknitz. „Das ist ein ungarisches Wort und heißt so viel wie: Ich liebe dich."

Ich weiß, wollte sie sagen, aber sie bezwang sich. Noch mußte sie schweigen.

„Szeretlek wird dir Glück bringen", flüsterte sie zuversichtlich und neigte sich über die Hand des Vaters, um ihr glühendes Gesicht zu verbergen.

XIII

Am nächsten Morgen brachte der Diener dem Rittmeister einen Brief.

„Für mich?“ fragte Löcknitz verwundert und nahm das Schreiben zögernd in die Hand. Es war der erste Brief, den er erhielt, seitdem er wieder im Haus seiner Frau wohnte. Wer konnte ihm schreiben? Die Handschrift auf dem Umschlag war ihm unbekannt. Er riß den Brief auf und las:

„Sehr geehrter Herr von Löcknitz!

Ich weiß nicht, ob Sie sich noch Ihrer Reisegefährtin von Köln nach Berlin erinnern. Es war eine kleine Schauspielerin, der Sie viele kluge Worte sagten. Ich hatte inzwischen Gelegenheit, mich von der Wahrheit Ihrer Worte zu überzeugen. Sie hatten vollkommen recht: Das Theater ist ein schmieriger Zwischenhandel.

Aber ich will Sie durch keinen allzu langen Brief ermüden. Ich brauche Ihren Rat, Herr von Löcknitz. Schenken Sie mir eine halbe Stunde. Ich bin jeden Nachmittag zu Haus.

Verzeihen Sie meine Aufdringlichkeit und bedenken Sie, bevor Sie diesen ungewöhnlichen Schritt eines jungen Mädchens verurteilen, daß ich allein und wehrlos dastehe.

Ich verbleibe mit besten Grüßen

Ihre ergebene Lisa Dierkher.“

Ach Gott, das war ja das kleine Fräulein, das in Köln eingestiegen war, als er von Paris nach Berlin flüchtete. Er hatte die junge Schauspielerin vollkommen vergessen, aber jetzt wurde die Erinnerung mit einem Schlag lebendig. Er sah die alte Frau wieder, die neben dem Zug einherlief und mit dem verweinten Taschentuch letzte Grüße winkte. Er sah ganz deutlich das gelbe Büchlein, in dem das Mädchen las. „Wie es euch gefällt“ war es. Er erinnerte sich, wie ihn die Ähnlichkeit dieses Mädchengesichts mit dem Bild im Silberrahmen gequält hatte, das auf dem Schreibtisch der Gräfin Söderblom in der Rue d'Anjou stand. Wo war die Gräfin Söderblom? Wo lag die Rue d'Anjou? Ein halbes Menschenleben war seitdem vergangen.

Er las den Brief noch einmal und hatte eine Sekunde lang unwürdige Gedanken, deren er sich schämte. Nein, das Mädchen wollte nichts als seinen Rat. So schrieb keine Komödiantin, die

eine Beziehung ſuchte. Er ſah ſie in der Ecke des Wagens ſitzen, die Augen von Tränen verdunkelt, als er ihr mit ſeinen bitteren und ſchonungsloſen Worten das Herz ſchwer machte. Sie hatte wunderſchöne Haſelnußaugen und war ſo rührend jung. Der Rittmeiſter geriet ins Träumen und hatte eine ſchwermütige Sehnſucht nach der Jugend. Er hätte ſich wirklich ein wenig um das kleine Fräulein kümmern können. Mit klugen Sprüchen während einer Eiſenbahnfahrt war es nicht getan. Wenn man jemandem einen Glauben nahm, mußte man dafür Erſatz bieten. Nun rief ſie ihn, enttäuſcht und verbittert, und erbat ſeinen Rat, den er ihr ſchuldig war.

Noch einmal las er ihren Brief und betrachtete aufmerkſam die Schrift. Es waren weiche, weibliche Buchſtaben, die ein wenig hilflos und mit ſchiefgeneigten Köpfen daſtanden. Ich komme, Fräulein Dierkher, ſagte er zu ſich und lächelte. Wie eine große Freude, die auf ihn wartete, erſchien ihm dieſer Beſuch.

Um vier Uhr nachmittags ſtand er in der Gieſebrechtſtraße vor dem Haus, in dem das kleine Fräulein wohnte, Gartenhaus, vier Treppen hoch, wiederholte er ſich, als er durch den ſchmalen Hof ſchritt, der düſter und ohne Licht war. Es war eine enge, gewundene Treppe, die ſteil in die Höhe führte. Obwohl der Rittmeiſter ganz langſam hinaufſtieg, verlor er bald den Atem. Das Herz war nicht mehr jung genug, um vier Treppen hinauf zu laufen. Das Herz war bequem und müde geworden. Vieler ſchmaler Treppen erinnerte ſich Löcknitz, die ihn in die Höhe geführt hatten. Das letztemal zu Madame Huguette de Troyes, auf der Place St. Georges. Immer war die Luft ſo dumpf und abgeſperrt geweſen. Immer endigte der vornehme Laufteppich im erſten Stock. Immer knarrte und ächzte die Holzſtiege.

Endlich war die Tür erreicht, an der eine Karte mit dem Namen „Liſa Dierkher" befeſtigt war. Der Rittmeiſter wartete ein wenig, um ſein Herz zur Ruhe kommen zu laſſen. Es ſah ſo dumm aus, wenn man atemlos in eine Wohnung trat. Gedämpft und leiſe drang Klavierſpiel durch die Tür. Das kleine Fräulein ſpielt Klavier, dachte Löcknitz. Dann begann eine Stimme zu ſingen. Es war eine junge und herbe Stimme. Sie ſang eine ſanfte Melodie, die traurig und hoffnungsfroh zugleich war. Der Rittmeiſter lauſchte, ganz verloren, und wurde von der Innigkeit des Liedes ſeltſam ergriffen. Er wagte nicht, den Geſang zu unterbrechen, der ihm wie eine unverhoffte Begrüßung entgegenſtrömte.

Das Lied schloß mit verhauchenden Akkorden. Löcknitz drückte den Klingelknopf. Eilige Schritte kamen näher. „Guten Tag, Fräulein Dierkher."

„Oh, Herr von Löcknitz! Sie sind wirklich gekommen. Wie freue ich mich!" Eine zarte Röte flog über ihr Gesicht.

Sie standen in dem kleinen Vorzimmer und waren ein wenig befangen.

„Sie müssen verzeihen, Fräulein Dierkher, daß ich nicht früher gekommen bin, ich hatte leider wenig Zeit."

„Aber jetzt sind Sie da. Seien Sie herzlich willkommen." Sie reichte ihm ihre Hand, die er eine Sekunde lang festhielt. In diesem Augenblick war es der jungen Schauspielerin, als verlöre sie sich. Wie ein Schweben oder Taumeln durch die Luft erschien es ihr. „Bitte, kommen Sie weiter, Herr Rittmeister", bat sie, und ihre Stimme zitterte ein wenig.

Löcknitz trat zögernd und vorsichtig in das Zimmer. Er fühlte eine lächerliche Schüchternheit, die jedes Wort und jede Bewegung lähmte. Wie ein Kadett, der ein erstes Abenteuer erlebte, kam er sich vor. „Wie hübsch Sie es hier haben", sagte er und hielt sich an einer Sessellehne an, als bedürfte er einer Stütze.

Es war ein ganz einfaches und schmuckloses Zimmer, das trotz der dürftigen Ausstattung einen gemütlichen Eindruck machte. Ein kleiner grüner Kachelofen stand in der Ecke und strahlte Wärme aus. Dann war ein Schreibtisch da, auf dessen oberem Bord die roten Bände einer billigen Bücherſammlung aufgestellt waren. Ferner gab es ein Pianino mit zwei Vasen, in denen halb verwelkte Blumen steckten. Ich hätte ein paar Rosen mitbringen können, dachte der Rittmeister, während er alle Möbel mit der Gründlichkeit eines Gerichtsvollziehers betrachtete.

„Wollen Sie nicht Platz nehmen, Herr von Löcknitz?"

„Danke sehr."

Nun saß er und wußte nichts zu sagen. Es war wunderschön, still dazusitzen und dieses liebe Mädchengesicht anzusehen. Die Schauspielerin erschien ihm viel hübscher als damals während der Bahnfahrt. Sie hatte ein kleines Muttermal auf der linken Wange, das wie ein Schönheitspflästerchen aussah.

„Sie müssen entschuldigen, Herr von Löcknitz, daß ich Sie zu mir gebeten habe. Ich weiß, daß das unschicklich ist."

Er machte eine abwehrende Bewegung.

„Aber ich konnte doch nicht gut verlangen, daß Sie mich im Kaffeehaus oder bei irgendeiner Normaluhr erwarten."

„Sie dürfen darüber kein Wort verlieren, Fräulein Dierkher. Wir sind keine kleinlichen Menschen. Und wie die andern Leute, die die Moral gepachtet haben, darüber denken, kann uns gleichgültig sein."

Sie atmete erleichtert auf. „Vielen Dank, Herr Rittmeister. Ich hoffte bestimmt, daß Sie so denken würden."

Er nickte ihr freundlich zu und lächelte. Wie wunderbar ein junges Mädchen ist, dachte er, während sie sprach.

„Wollen Sie eine Tasse Tee mit mir trinken, Herr von Löcknitz?"

„Machen Sie sich doch keine Mühe."

„Es macht mir Freude. Bitte, bitte."

„Dann nehme ich mit Dank an, Fräulein Dierkher."

„Sie müssen mich aber zwei Minuten lang entschuldigen. Sie können inzwischen eine Zigarette rauchen." Sie brachte ihm einen Aschenbecher und Streichhölzer.

„Vielen Dank."

„Ich bin gleich wieder da."

Er sah ihr nach, als sie zur Tür hinausging, und bewunderte ihren unbewußten, federleichten Gang.

Er hielt die Zigarette in der Hand und vergaß, sie anzuzünden. Es war so rein und friedlich in dieser Stube. Daheim war die Stille klösterliche Starrheit, hier war sie schweigendes Glück. Er erhob sich und trat zum Fenster. Man sah auf keinen besonnten Platz hinab, auf dem das Denkmal Gavarnis stand. Man sah dicke Nebel und schmutzige Rauchfahnen und Stadtbahnzüge, die langsam in den Bahnhof Charlottenburg einfuhren. Man hörte das Pfeifen der Lokomotiven und das Kreischen der Bremsen. Bunte Lichter leuchteten auf, verschwanden und kehrten wieder. Löcknitz verließ das Fenster. Er konnte keine Züge sehen, ohne daß die Sehnsucht nach der Ferne an seinem Herzen fraß.

Auf dem Pianino war ein Notenblatt aufgeschlagen. „Solveig-Songen" las der Rittmeister. Das war offenbar das Lied, dem er auf dem Hausflur gelauscht hatte. Dann ging er zum Schreibtisch, besah die Büchertitel und entdeckte eine rosa Muschel, die als Briefbeschwerer diente.

Fräulein Dierkher kam herein und trug eine Platte, auf der das Teegeschirr stand. „Das ist schnell gegangen, nicht? Drei Minuten. Oh, Sie bewundern meine Schätze." Sie lachte hell auf. Der Rittmeister hielt die Muschel in der Hand. „Legen Sie die Muschel ans Ohr."

Löcknitz gehorchte.

„Fein, was?"

„Großartig", bestätigte der Rittmeister.

Sie sagte, und ihr Gesicht wurde langsam ernst: „Manchmal, wenn es mir zu einsam ist, lege ich die Muschel an mein Ohr. Dann kann ich mir das Meer vorstellen."

„Sie haben das Meer noch nicht gesehen?"

„Nein." Sie stand nachdenklich da und betrachtete die Muschel. Dann besann sie sich und bat freundlich: „Wollen wir Tee trinken, Herr von Löcknitz?"

Er setzte sich zum Tisch.

„Nehmen Sie Zitrone?"

„Ja, bitte."

„Sie hätten wohl Rum lieber. Aber ich habe keinen."

Er lächelte nur und konnte kein Auge von ihrer biegsamen, gertenschlanken Jugend lassen.

„Es wird schon dunkel. Ich werde Licht machen."

„Ach bitte, warten Sie noch ein bißchen, Fräulein Dierkher. Es ist so hübsch schummrig."

„Ich sitze auch gern im Dunkel beim Fenster und sehe den Eisenbahnzügen nach."

„Haben Sie Heimweh?"

„O nein. Ganz im Gegenteil. Ich bin sehr gern in Berlin."

„Sie haben doch nichts von Berlin, wenn Sie immer allein im dunklen Zimmer sitzen."

„Doch. Übrigens komme ich auch manchmal in die Stadt."

„Haben Sie Freunde oder Freundinnen gefunden?"

Sie schüttelte den Kopf. „Nein."

„Und die Kollegen vom Theater?"

„Mit denen verkehre ich nicht", antwortete sie und machte ein hochmütiges Gesicht. Er fühlte ihre Bitterkeit und trank schweigend den Tee.

„Bitte, rauchen Sie, Herr von Löcknitz."

„Danke."

„Ich bin so glücklich, daß Sie hier sind", sagte Lisa voll leidenschaftlicher Dankbarkeit. „Ich habe niemand, mit dem ich sprechen könnte."

„Wie ist es mit dem Theater?" fragte er zögernd.

„Es ist alles so, wie Sie vorausgesagt haben", antwortete sie empört. „Nein, es ist noch schlimmer, noch viel schlimmer."

„Erzählen Sie mir, Fräulein Dierkher."

„Ja. Deswegen habe ich Sie zu mir gebeten. Sie sollen mir raten."

„Gern, Fräulein Dierkher."

„Aber ich muß Licht machen, sonst sehe ich Gespenster.“ Sie stand auf und knipste das Licht an.

Dann begann sie zu erzählen. Sie erzählte von ihrem ersten Besuch bei dem Theateragenten Waldemar Klärer. Sie erzählte von Theodor Höß, dem besten Dienerspieler des Deutschen Theaters, und von Menglod Müller, für die ungarische Magnaten in den Tod gegangen waren. Sie berichtete von dem Dramaturgen Dr. August Zepernick und von dem Direktor Schönlanck. Und im Goethetheater würden nur „feine“ französische Lustspiele gespielt. Und Fräulein Lotte Küppers wäre Alleinherrscherin im Theater. „Ich habe mir alle zu Feinden gemacht, weil ich ihr schlichtes Abendbrot ausgeschlagen habe.“

„Gesindel!“ sagte der Rittmeister erregt und ballte die Hände.

„Als Antrittsrolle wurde mir ein Stubenmädchen in dem Werk ‚Poupette kann nicht Nein sagen‘ zugeteilt. Das war die Rache des Direktors. Fräulein Küppers brachte mir kein Stichwort, so daß ich aus dem Stegreif spielen mußte.“

„Was hat denn Fräulein Küppers gegen Sie?“ fragte Löcknitz. „Der haben Sie doch kein Abendbrot ausgeschlagen.“

„Ich weiß nicht“, erwiderte Lisa und wurde ein wenig verlegen. „Vielleicht fürchtete sie eine Konkurrenz.“

Fräulein Dierkher sprach nicht die volle Wahrheit. Der Groll des Fräulein Küppers hatte andere und tiefere Wurzeln. Fritz Dunkelbaum war von einer jähen Leidenschaft für Lisa Dierkher ergriffen worden, die er eines Tages zufällig erblickt hatte, als er seine Freundin von der Probe abholte. Seine Leidenschaft wurde um so heftiger, je zurückhaltender und ablehnender Lisa Dierkher sich verhielt. Er schickte ihr täglich Blumen in die Garderobe, die sie achtlos verwelken ließ. Er schrieb flehende und ungeduldige Briefe, die sie nicht beantwortete. Er machte die abenteuerlichsten Versprechungen und löste schließlich seine Beziehungen zu Fräulein Küppers. Lisa ging an diesen Ereignissen mit tiefster Gleichgültigkeit vorüber und spielte gelassen ihre Stubenmädchenrolle, obwohl ihr Fritz Dunkelbaum das ganze Goethetheater zu Füßen legen wollte. Aber dieses Ziel war keines Kampfes und keines Opfers wert. Was half es ihr, wenn sie auf Dunkelbaums Befehl die Hauptrolle in irgendeinem französischen Schwank spielen durfte, da sie doch nicht das Geld besaß, um die kostspieligen Kleider zu bezahlen?

„Vor einigen Tagen ließ mich der Direktor in die Kanzlei kommen“, fuhr Lisa fort, „und teilte mir sehr förmlich mit, daß er zu seinem großen Bedauern gezwungen wäre, von dem

Kündigungsparagraphen Gebrauch zu machen. Ich hätte die Erwartungen, die auf mich gesetzt worden wären, nicht erfüllt. Auch meine Provinzmanieren und Kleider eigneten sich nicht für ein weltstädtisches Unternehmen vom Rang des Goethetheaters."

„Unerhört!" rief Löcknitz entrüstet. „Warum haben Sie sich den Kündigungsparagraphen nicht streichen lassen?"

„Der Agent behauptete, das wäre nur eine Formsache, die sich bei einer Anfängerin nicht vermeiden lasse."

„Was haben Sie dem Direktor geantwortet?"

„Gar nichts. Ich habe ihm spöttisch ins Gesicht gelacht und bin ohne Gruß hinausgegangen."

„Das ist wenigstens etwas", meinte der Rittmeister befriedigt.

„Was sollte ich anderes tun? Mit diesem edlen Kunstpächter ist kein anständiges Wort zu reden. Er erwartete offenbar, daß ich bitten und weinen würde, und war von meinem Benehmen sehr enttäuscht. Aber das Beste kommt noch. Am nächsten Tag bat mich der Rendant des Theaters zu sich in die Kanzlei und erklärte mir teilnahmsvoll, mein Schicksal wäre ihm sehr zu Herzen gegangen. Er hätte alles mögliche versucht, um den Direktor umzustimmen. Leider vergeblich. Das einzige, was er durchzusetzen sich vermäße, wäre ein Aufrechterhalten des Vertrages bei geminderten Bezügen."

„Wie erbärmlich!"

„Ja, das ist es. Wie Sie sich vielleicht erinnern, Herr Rittmeister, wurden mir zweihundertvierzig Mark monatlich zugesagt. Wenn ich mich mit einhundertfünfzig Mark begnüge, darf ich Mitglied des Goethetheaters bleiben."

„Was haben Sie dem Kerl auf seine Zumutung geantwortet?"

„Ich habe mir Bedenkzeit erbeten."

Der Rittmeister runzelte die Stirn, als wäre er mit dieser Lösung durchaus unzufrieden. „Was gedenken Sie nun zu tun, Fräulein Dierkher?"

„Ich weiß es nicht", erwiderte sie leise und hob ihre schmalen Schultern hoch. „Ich wollte Ihren Rat hören, Herr von Löcknitz. Deswegen schrieb ich Ihnen."

Er sprang auf und begann mit langen, festen Schritten durch das Zimmer zu marschieren. „Mein Rat ist, daß Sie dem Goethetheater mitsamt seinem Direktor und Dramaturgen und Rendanten einen Fußtritt geben sollen, mein liebes Fräulein Dierkher."

„Das wäre gewiß eine sehr hübsche Bewegung", meinte sie mit einem feinen Lächeln, „aber was habe ich schließlich davon?"

„Genugtuung, Fräulein Dierkher."

„Ein Rittmeister kann sich Genugtuung verschaffen, aber niemals ein armes Mädel beim Theater."

„Sie wollten doch dem Theater keine Opfer bringen", sagte er enttäuscht und vorwurfsvoll.

„Bringe ich auch nicht, Herr von Löcknitz. Ich kann mir aber andererseits den Luxus der Genugtuungen nicht leisten."

Er wurde ruhiger und setzte sich wieder nieder. „Da haben Sie freilich recht. Ich will immer mit dem Kopf durch die Wand. Das geht nicht. Ich spüre es am eigenen Leib. Ich bin ein schlechter Ratgeber, Fräulein Dierkher." Er überlegte und fragte nach einer Weile: „Haben Sie nicht versucht, bei einem andern Berliner Theater unterzukommen?"

„Gewiß. Ich bin von einem Agenten zum andern gelaufen. Es ist aussichtslos. Wir sind mitten in der Spielzeit."

„Vielleicht bekämen Sie in der Provinz leichter eine Anstellung."

„Das wäre möglich", sagte sie zögernd und erblaßte.

„Vielleicht ließe sich gar in Köln etwas finden. Das wäre der beste Ausweg, denke ich. Sie könnten bei Ihrer Mutter wohnen und ruhig abwarten."

„Und ruhig abwarten", wiederholte sie mechanisch und legte mutlos die Hände in den Schoß.

Nun merkte aber der Rittmeister doch, daß das kleine Fräulein von seinem Rat nicht allzusehr entzückt war. „Hält Sie irgend etwas in Berlin zurück?" fragte er behutsam.

Ihre Lider wurden schwer unter seinem Blick. In dieser Sekunde wurde ihr bewußt, warum sie sich an das Goethetheater klammerte. In dieser Sekunde begriff sie voll schmerzlichster Seligkeit, daß sie Löcknitz liebte, daß ihr Leben sich mit dem seinen verknüpft hatte, daß sie ihm auf Gnade und Ungnade ausgeliefert war.

Er wiederholte seine Frage noch vorsichtiger und zarter. „Ich möchte gern hier bleiben", antwortete sie zaghaft und schuldbewußt. Ihre Augen waren von Tränen verdunkelt.

Der Rittmeister fühlte eine rätselhafte Beklommenheit, als er in diese flehenden Augen blickte. Er wagte nicht, weiter in ihr Geheimnis zu dringen. Schließlich war es auch eine Grausamkeit, das Mädel nach Köln zurückzuschicken.

„Sie wollen also hierbleiben?"

Sie nickte mit dem Kopf und lächelte.

„Beim Goethetheater?"

„Ja."

„Aber, Kind, Sie können doch nicht von hundertfünfzig Mark leben!“ Wie ein besorgter Vater kam er sich vor.

„Doch, ich kann, Herr von Löcknitz.“

„Das verstehe ich nicht“, sagte er zweifelnd.

„Es geht ganz leicht. Wirklich.“

„Und die Kostüme?“

„Die könnte ich mir auch von der vollen Gage nicht kaufen.“

„Das stimmt.“

„Darum ist es ganz gleichgültig, ob ich zweihundertvierzig oder einhundertfünfzig Mark bekomme.“

„Sie rechnen gefährlich, Fräulein Dierkher.“

„Aber ehrlich, Herr von Löcknitz. Die Kleider werden mir übrigens nicht viel Sorge machen, denn im Goethetheater spiele ich doch nichts anderes als Stubenmädchen. Und Putzschürzchen besitze ich im Überfluß.“

„Und das soll Ihre Zukunft sein, Fräulein Dierkher?“ rief er unwillig.

„Gott! Zukunft“, antwortete sie und machte eine wegschiebende Bewegung. Wenn du nur manchmal wiederkommen und hier bei meinem Tisch sitzen wolltest, dachte sie, das wäre ein Stück Zukunft.

„Ich kann es wirklich nicht verantworten, daß Sie mit einhundertfünfzig Mark beim Goethetheater bleiben.“

„Sie tragen ja keine Verantwortung, Herr von Löcknitz.“

„Doch. Denn Sie haben mich um Rat gefragt.“

Er zündete eine frische Zigarette an und überlegte angestrengt. Es mußte einen Ausweg geben. „Die ganze Sache ließe sich leichter durchführen,“ begann er zögernd, „wenn Sie mir gestatteten, Ihnen, solange Sie keine bessere Anstellung haben, behilflich zu sein.“ Er geriet einigermaßen in Verlegenheit. „Ich habe gewiß kein Recht zu diesem Vorschlag, und ich will Sie damit auch nicht beleidigen, aber —“

„Sie beleidigen mich nicht“, unterbrach sie ihn und wurde sehr rot. „Ich weiß genau, wie Sie es meinen, Herr Rittmeister, und ich danke Ihnen für Ihre Freundesworte. Aber ich bedarf Ihrer Unterstützung nicht. Ich komme allein durch.“

„Und wenn Sie eines Tages eine Rolle erhielten, die neue Kleider erforderte?“

„Dann werde ich Ihre Hilfe annehmen, Herr von Löcknitz.“ Sie wußte genau, daß es im Goethetheater solche Überraschungen für sie nicht gab.

Er war mit dieser Lösung nicht ganz zufrieden. Er hätte gern sofort und mit vollen Händen geholfen. „Sie müssen mir

verſprechen, daß Sie ſich ohne kleinliche Bedenken an mich wenden werden, wenn Sie meiner bedürfen, Fräulein Dierkher. Wir wollen doch gute Freunde ſein."

„Das wollen wir", antwortete ſie und war ſeiner nicht ſicher. Wenn er dieſes Zimmer verließ, hatte er doch alles vergeſſen. Auch damals während der Eiſenbahnfahrt hatte er wie ein Freund geſprochen und war nicht wiedergekommen. „Und Sie verſprechen mir —"

Sie zögerte. Er drohte ſcherzend: „Sonſt bekommen Sie keine Erlaubnis, beim Goethetheater zu bleiben, Fräulein Dierkher."

„Es iſt ſo ſchwer", ſeufzte ſie und biß die Lippen zuſammen.

„Ich will Ihnen keine Geſchenke machen, liebes Fräulein. Das fällt mir nicht ein. Ich bin auch gar nicht in der Lage. Nur helfen möchte ich Ihnen, wenn es mal nicht weitergeht."

„Ich will nicht abhängig ſein", bat ſie angſtvoll und hatte wieder Tränen in den Augen.

„Das iſt doch keine Abhängigkeit. Denken Sie mal nach." Er griff nach ihrer Hand und wußte plötzlich nichts mehr zu ſagen. Es war ſo merkwürdig, eine kleine Mädchenhand feſtzuhalten. Wie ein zitternder Vogel erſchien ſie ihm. Und wieder war es der jungen Schauſpielerin, als verlöre ſie ſich ſelber. Jeder Widerſtand löſte ſich auf.

„Sie verſprechen mir, Fräulein Dierkher?"

„Ich verſpreche."

Er gab vorſichtig ihre heiße Hand frei und blickte zum Fenſter. Eine ſeltſame Befangenheit laſtete auf ihm. Er hörte das Pfeifen der Stadtbahnzüge und das Kreiſchen der Bremſen. Seine Augen kehrten zögernd vom Fenſter zu Liſa Dierkher zurück. Ein kommendes Glück lag auf ihrem Geſicht. Wie wunderbar jung ihre Lippen waren!

Löcknitz riß ſich zuſammen und brach das Schweigen, das drohend geworden war. „Sie ſpielen Klavier?"

„Ja, ein wenig."

„Sie ſingen auch?"

Sie nickte mit dem Kopf.

„Ich hörte Ihnen zu, als ich draußen auf dem Flur ſtand. Es war ein wunderſchönes Lied."

„Solveigs Lied von Grieg. Kannten Sie es nicht?"

„Nein."

Sie erklärte nachdenklich: „Dreißig Jahre lang ſingt Solveig, bis Peer als Greis heimkommt, um in ihren Armen zu ſterben."

„Ein bißchen lange", versuchte er zu scherzen. „Aber immerhin, es ist ein schönes Lied. Möchten Sie es nicht nochmals singen, Fräulein Dierkher?"

„Gern, Herr Rittmeister."

Er wurde still und weich, während sie sang. Wie eine Brücke lag die Melodie zwischen ihm und der Sängerin. Mich erwartet niemand, dachte er. Ich habe kein Heim, in das ich zurückkehren kann um zu sterben. Er schüttelte entschlossen seine Weichheit ab. Man durfte der Musik nicht nachgeben. Das Leben war hart und ließ sich nicht mit ein paar schwermütigen Liedern abtun. Eine verlogene und lächerliche Sache war es, wenn hier ein alter Spieler saß und sich von einer kleinen Schauspielerin mit Romantik füttern ließ. „Sehr schön", sagte er trocken. „Vielen Dank. Sie sollten Ihre Stimme ausbilden lassen."

„Wozu?"

„Wir sprechen noch darüber."

Sie schlug einige Akkorde an und suchte eine Melodie. „Sie mögen sentimentale Musik nicht?"

„Doch, aber nur, wenn ich sehr gut gelaunt bin."

Er hat Kummer und ist glücklos, fühlte sie und zwang sich zur Heiterkeit. „Dann muß ich Ihnen heut etwas Lustiges vorsingen."

„So war es nicht gemeint, Fräulein Dierkher."

Sie hatte die Melodie gefunden und begann einen dummen französischen Gassenhauer zu singen, der vollkommen sinnlos war. Es handelte sich um einen Neger aus Martinique, der sich nicht erst schwarz anziehen mußte, wenn er in die Oper gehen wollte. Der Rittmeister erkannte das Lied sofort wieder. Das hatte Fragson in der Abbaye de Thélème gesungen, oben auf dem Montmartre. Er sah den mageren Kerl deutlich vor sich. Er sah auch den Saal und glaubte die schwüle, von künstlichen Düften gesättigte Luft zu riechen. Es war eine schöne Zeit gewesen, trotz allem. Man atmete freier und leichter, auch wenn die Luft noch so verdorben war. Man wurde nicht von heroischen Gefühlen behelligt. Auf dem Montmartre liefen keine Solveigs herum, die geduldig dreißig Jahre lang warteten, bis es endlich ihrem Peer beliebte, nach Haus zu kommen. Gott sei Dank, das gab es dort oben nicht. Dort lachten sie und sangen ohne Respekt: à Martinique.

Dieses junge, entzückende Geschöpf mit der übermütigen Stupsnase und mit dem lockenden Schönheitspflästerchen auf der Wange sollte keine Solveiglieder singen. Das kleine Fräulein wartete nicht dreißig Jahre, Gott behüte, nicht dreißig Wochen

wartete es. Er ließ ſich nichts vormachen. Der Gaſſenhauer klang zu echt.

Der Rittmeiſter wurde ganz vergnügt und ſummte den Endreim des Liedes mit. Eine Welle von Leichtſinn ſchlug über ihm zuſammen. Er beugte ſich über die ſpielende Hand und küßte ſie leidenſchaftlich. Liſa hörte augenblicklich zu ſingen auf, als wäre ſie von einem elektriſchen Schlag berührt worden. Ihre Verwirrung war ſo groß, daß Löcknitz jäh ernüchtert wurde.

„Vielen Dank für das Lied", ſagte er verlegen. „Es war eine hübſche Erinnerung für mich."

Sie gab keine Antwort und blickte ihn prüfend an.

„Mir iſt um Ihre Zukunft nicht bange, Fräulein Dierkher", fuhr er fort, nur um kein Schweigen aufkommen zu laſſen. „Ich weiß jetzt, wohin Ihre Fähigkeiten Sie weiſen. Sie haben ein ausgeſprochenes Soubrettentalent."

„Glauben Sie?"

„Ich bin davon überzeugt."

Sie ſchüttelte den Kopf. „Ich bin es nicht, Herr von Löcknitz."

„Und warum nicht?"

„Weil mir die Ausdauer zum Schmutz fehlt, um eine große Künſtlerin zu werden. Mit mir iſt nichts zu wollen."

„Das dürfen Sie nicht ſagen", entgegnete er ſehr beſtimmt. „Sie müſſen den Verſuch wagen, bevor Sie verzichten. Ich will Ihnen zur Seite ſtehen, bis Sie Ihr Ziel erreicht haben."

„Wiſſen Sie denn, was mein Ziel iſt, Herr von Löcknitz?" fragte ſie leiſe.

„Was iſt Ihr Ziel?"

Sie zögerte einen Augenblick, bevor ſie antwortete: „Am liebſten möchte ich ein kleines Haus irgendwo am Rhein beſitzen und dazu ein paar Kinder, braune Buben und blonde Mädels."

„Bürgerin Dierkher, ich glaube Ihnen kein Wort", rief er lachend.

Sie ſtand auf und ging langſam durch das Zimmer. „Vielleicht haben Sie recht, Herr von Löcknitz. Wer kennt ſich ſelber? Und dann, was kann alles aus einer Frau gemacht werden!" Sie ſtand regungslos da, mit verſchlungenen Händen, und hatte einen feinen Leidenszug um den Mund, der gar nicht in dieſes junge Geſicht paßte.

Der Rittmeiſter ſah ſie überraſcht an und wurde ganz unſicher. Er hatte ſich von dem einfältigen, franzöſiſchen Liedchen irreführen laſſen. Eine bange Zärtlichkeit für dieſes arme, tapfere Geſchöpf preßte ihm das Herz zuſammen. „Ich muß

jetzt gehen, Fräulein Dierkher. Haben Sie Dank für den schönen Nachmittag."

„Oh, ich habe zu danken, Herr Rittmeister."

„Wissen Sie das so sicher, liebes Fräulein?" fragte er leise und blickte ihr in die Augen. Sie empfand seinen Blick im ganzen Körper und zitterte.

„Kommen Sie bald wieder, Herr von Löcknitz."

„Ich komme."

„Ich bin nachmittags stets zu Haus."

Er nahm Abschied von dieser stillen Stube, in der die große rosa Muschel auf dem Schreibtisch das Lauteste war, und trat in das schmale Vorzimmer. „Ich will in den nächsten Tagen mal ins Goethetheater gehen und Sie bewundern."

„Ach bitte, tun Sie das nicht, Herr von Löcknitz, ich spiele eine zu traurige Rolle."

„Das macht nichts. Ich muß Sie einmal auf der Bühne sehen."

„Wenn Sie müssen, dann sage ich nichts dagegen."

Der Rittmeister stand da, mit dem Hut in der Hand, und fand keinen Abgang. Es war gar nicht so leicht, von hier wegzugehen. Wunderliches begab sich in seinem Herzen. Wie in der Jugend war es, vor vielen, vielen Jahren, als er zum erstenmal liebte. Alter Narr, dachte er beschämt und machte sich mit Anstrengung von seiner Verzauberung frei. „Auf Wiedersehen, Fräulein Dierkher", sagte er hastig und drückte ihr die Hand.

„Kommen Sie wieder", bat sie und lächelte verlegen. Sie hatte Küsse auf den Lippen.

XIV

An diesem Abend saß der Rittmeister in einem unklaren Schuldbewußtsein bei Tisch. Er sprach ungewöhnlich viel, und die Tochter antwortete ihm zerstreut. Agnes Löcknitz schwieg. Er wollte sie zum Reden bringen und begann planlos zu erzählen, aber er traf wohl nicht den richtigen Ton. Sie sah ihn bloß verwundert an. Was sprach sie mit Pastor Barsbotter? Unablässig quälte ihn dieser Gedanke.

Nach dem Abendessen pflegte er sich in sein Zimmer zurückzuziehen. Heute folgte er seiner Frau in den Salon. „Darf ich hier eine Zigarre rauchen, Agnes?"

„Bitte", antwortete sie höflich und setzte sich zum Tisch. Dann holte sie aus einem Körbchen ihre Handarbeit hervor und fing zu sticken an.

„Ich habe ein wenig Kopfschmerzen und will mich zu Bett legen", erklärte Grete Löcknitz und sagte den Eltern gute Nacht.

Der Rittmeister verlor alle Sicherheit, als er sich mit seiner Frau allein befand. Er wollte ihr etwas Herzliches und Liebes sagen und fand nichts. Dieses starre, unergründliche Gesicht lähmte ihn. Die grauen Haarsträhnen an den Schläfen waren wie ein Vorwurf. „Strengt das Sticken nicht die Augen an?" fragte er zaghaft.

„Durchaus nicht."

Sie war immer noch eine schöne Frau von einer gewissen eckigen Eleganz. Sie hatte mädchenhafte Bewegungen und eine schlanke, unverbrauchte Gestalt. Und klare, herbe Luft war um sie. Er konnte auf der ganzen Welt keine stolzere Frau finden. Er nahm einen Anlauf und fragte voll Sehnsucht: „Willst du mir nicht etwas von dir erzählen, Agnes?"

„Was soll ich dir erzählen, Löcknitz? Wir haben so verschiedene Interessen."

Er beherrschte sich und hielt eine aufbrausende Antwort zurück. An ihren Interessen konnte er freilich nicht teilnehmen, darin hatte sie wohl recht, aber dies war die geringste Schuld, die er trug. Ihre Tugend erschien ihm kleinlich und ohne Wert. Wem half das Kniebeugen und Dienen? Sie unterstützte einige Arme, die ihr fremd und gleichgültig waren, und blieb hart ihrem Allernächsten gegenüber. Aber daß sie so geworden war, hatte er verschuldet. Darüber kam er nicht hinweg. Sie hatte allen Anspruch auf Nachsicht und Geduld.

Er sah sich hilfesuchend in dem Zimmer um und erblickte das Klavier. „Willst du nicht wieder einmal Klavier spielen, Agnes?" fragte er schüchtern.

„Das kannst du nicht von mir verlangen, Löcknitz."

„Ich verlange nicht, Agnes, ich bitte."

„Ich hasse Musik", erwiderte sie schroff.

So war es, wenn er seiner Frau näherkommen wollte. Er sog an seiner Zigarre und schwieg. In seinen Ohren klang Solveigs Lied. Er hörte es deutlich und lockend. Er sah auch die Sängerin. Mit Anstrengung wehrte er sich gegen das Bild und richtete seine Augen auf die Frau, die neben ihm am Tisch saß. Warum konnte dieser Mund nicht lächeln? Warum kam aus diesen Augen keine Träne? Er hatte eine zitternde Sehnsucht nach Tränen, die diese unerträgliche Starrheit auflösten. Aber er merkte, daß er Unmögliches verlangte. Diese Frau vermochte nicht zu lachen und nicht zu weinen, ihre Seele war allzu verbittert. Und er konnte ihr nicht helfen und keine

Brücke bauen. Sie begegnete jedem versöhnenden Wort mit schmerzlichem Mißtrauen. Es hatte keinen Zweck, hier zu sitzen und auf ein Wunder zu warten. Eine tödliche Qual war dieses eisige Schweigen, das ihm die Luft zum Atmen nahm. Alle Nerven zuckten in ihm und empörten sich gegen die Anspannung. Er wollte aufstehen und diesem Zimmer entfliehen und fand nicht die Kraft dazu. Es war, als fürchtete er diese schweigende Frau neben sich am Tisch, die er in der Ferne aus tiefstem Herzen liebte. Sie hatte alles Recht der Welt auf ihrer Seite, zweifellos, und er war ein erbärmlicher Schurke, der ihr Leben zerstört hatte, gewiß, aber warum nahm sie nicht die Hand, die sich ihr bettelnd entgegenstreckte? Ahnte sie nichts von der Seligkeit des Unrechtleidens?

Man durfte den Kampf nicht aufgeben. Die Flucht war kein Ausweg, denn dem Bild dieser einsamen, verlassenen Frau konnte man doch nicht entfliehen. Man mußte sich demütigen.

Was soll ich ihr sagen? dachte er verzweifelt und suchte nach einem Wort, um dieses Schweigen zu brechen, das ihm wie eine gräßliche, sich verblutende Wunde erschien. Er bewegte die Lippen und formte Sätze, die lautlos wieder versanken. Endlich fand er eine Frage, die ihm demütig und freundlich erschien: „Wunderst du dich nicht, Agnes, daß ich die vereinbarte Pension nicht bezahle?“

Sie hob den Kopf von der Arbeit und antwortete ruhig: „Ich denke, du wirst knapp mit Geld sein, Löcknitz.“

Es war ihm, als hätte er den Geschmack von Asche auf der Zunge. Sein Gesicht erstarrte. „Nein, das ist es nicht“, stammelte er nach einer Weile und zerbrach seine Zigarre zwischen den Fingern.

Agnes Löcknitz stellte keine Frage und arbeitete unbewegt weiter. Sie stickte Rosenknospen, die fröhlich und frühlingshaft waren. Der Rittmeister saß regungslos da und starrte in das Nichts. Man müßte die Sache ganz anders anpacken, überlegte er und schloß die Augen. Er müßte diese Frau an sich reißen und geradezu auf den Mund küssen. Was für ein Gesicht sie wohl machen würde! Dieser Gedanke erschien ihm so wahnwitzig, daß er laut auflachte.

„Worüber lachst du, Löcknitz?“

„Ich weine, Agnes, ich weine.“

„Warum weinst du?“

„Ich lache über mich, Agnes.“

Sie schüttelte den Kopf und meinte entschuldigend: „Gott hat dir einen leichten Sinn geschenkt, Löcknitz.“

„Ja, das hat er. Gelobt sei sein Name." Er stand jäh auf und ging zur Tür. „Gute Nacht, Agnes."

„Gute Nacht."

Er lief die Stiege hinab und trat in sein Zimmer. Die Luft war heiß und dumpf. Er riß das Fenster auf und atmete gierig die kalte Nachtluft ein. Sein Blut fieberte in Wut und Zorn. Was hatte dieses Leben für einen Zweck? Warum machte er kein Ende? Der letzte Strolch auf der Landstraße war besser daran als er.

Aber allmählich kühlte sein Zorn aus und wich einer nüchternen Stimmung. Es hatte keinen Zweck, sich etwas vorzulügen. Man ging nicht so leicht in den Tod. Nur Spieler werfen ihr Leben fort, wenn die Partie endgültig verloren ist. Er begriff mit einemmal gar nicht, warum er sich empört und aufgelehnt hatte. Was verlangte er eigentlich von seiner Frau? Sollte sie ihm demutsvoll die Hände küssen, weil er sich eines Abends gnädig herabgelassen hatte, ihr ein freundliches Wort zuzuwerfen? Sie waren beide zu rechthaberisch und zu eigensinnig, um nebeneinander zu marschieren. Da mußte eben jeder seinen eigenen Weg gehen. Vielleicht trafen ihre Wege einmal irgendwo und irgendwann zusammen. Dieses Schwanken zwischen Reueanfällen und Wutausbrüchen war jedenfalls unmöglich und entwürdigend.

Löcknitz schloß das Fenster und legte sich zu Bett. Er schlief sofort ein und konnte den ruhelosen Schritt seiner Frau nicht hören, die viele Stunden der Nacht in ihrem Zimmer durchwanderte.

Er bemerkte auch nicht am nächsten Tag, daß seine Frau sehr blaß war, daß ihre Augen noch härter blickten, daß die verbitterten Linien von der Nase zu den Mundwinkeln hinab sich vertieft hatten. Vielleicht wollte er dies alles nicht sehen, um seine mühsam erworbene Haltung nicht zu verlieren. Es war sein fester Entschluß, Gelegenheiten zu so qualvollen Stunden wie gestern abend nicht mehr herbeizuführen. Solange es ging, lebte man im Frieden nebeneinander. Und wenn es nicht mehr ging, verließ man mit herzlichem Dank das gastfreundliche Haus. Das war die einzige Lebensmöglichkeit, wenn man sich nicht gegenseitig zerfleischen und vernichten wollte.

Der Rittmeister war von seiner neuen Richtlinie so befriedigt, daß er in bester Laune mit seiner Tochter scherzte, die seine Heiterkeit mit einem kümmerlichen Lächeln erwiderte. Als das Mittagsmahl beendet war, sagte er sehr freundlich: „Du mußt

mich, bitte, heut abend entschuldigen, liebe Agnes, ich habe eine Verabredung."

„Du brauchst dich nicht zu entschuldigen, Löcknitz", antwortete sie höflich. „Du kannst tun und lassen, was du willst. So war ja wohl unsere Vereinbarung. Ich bin überdies heut abend auch nicht daheim." Jedes Wort, das sie sagte, drang wie ein Stachel in sein Fleisch. Was halfen alle Vorsätze, wenn ihm die geringste Entgegnung das Blut ins Gesicht trieb?

„Ich bitte um Verzeihung", erklärte er mit verbissener Liebenswürdigkeit. „Ich hielt es für meine Pflicht, meine Abwesenheit zu melden."

„Du hast keine Pflichten", erwiderte sie so höflich wie zuvor. „Wenn du ein übriges tun willst, so kannst du dein Fernbleiben Martin mitteilen, damit die Köchin Bescheid wisse. Mahlzeit!" Sie stand auf und ging aus dem Zimmer.

Der Rittmeister blickte ihr voll Haß nach und knirschte mit den Zähnen. Er überwand sich aber sogleich, weil er seiner Tochter nicht zeigen wollte, wie es um ihn stand. Sie saß neben ihm und hatte die Hände vor das Gesicht geschlagen. „Was hast du denn, Grete?" fragte er besorgt und zog behutsam ihre Hände weg. Ihre Augen standen voll Tränen.

„Sie meint es nicht so, Vater", schluchzte sie. „Sie meint es gewiß nicht so. Sie kann nur nicht anders."

„Ich weiß, Grete", tröstete er und streichelte ihre Hand.

„Du darfst ihr nicht böse sein, Vater."

„Ich bin ihr nicht böse."

„Wie schrecklich ist das alles", sagte sie leise und dachte an Hajnal. Dann kam der Diener herein, und sie erhob sich, trocknete verstohlen ihre Augen, küßte den Vater auf die Wange und lief hinaus.

Dem Rittmeister war elend zumut. Ohne Hoffnung und Trost stand die Zukunft da. Jeder Tag konnte neue Zusammenstöße bringen, die sich in keiner Weise voraussehen und vermeiden ließen. Er hätte nicht in dieses Haus zurückkehren dürfen, solange er noch sein eigenes Leben zu führen entschlossen war. Er ließ sich zerbrechen, aber nicht biegen. Es war nicht möglich, in dieser Luft der Entsagung und Freudlosigkeit zu atmen. Die ganze Welt erschien, von hier betrachtet, wie ein trübseliger Käfig, dem man nicht früh genug entfliehen konnte.

Den ganzen Tag hatte ihm das kurze Gespräch bei Tisch verdorben. Er hatte sich vorgenommen, Lisa Dierkher zu besuchen und dann zum Theater zu begleiten. Nun war ihm die Lust dazu gründlich vergangen. Er wollte seine üble Laune nicht in

die friedliche Wohnung der jungen Schauspielerin tragen. Es war am besten, wenn man in seinem Zimmer blieb und kein menschliches Gesicht sah. Er verzichtete auf die gnädige Erlaubnis des Ausgangs.

Aber als der Abend einbrach, trieb es ihn doch aus dem Haus. Er wanderte ziellos durch die Straßen und wußte nichts mit sich anzufangen. Er dachte einen Augenblick daran, Miersdorf oder Klützow aufzusuchen, aber er gab den Gedanken gleich wieder auf. Da kam doch nichts anderes heraus als ein Bummel oder eine öde Kartenpartie.

Plötzlich stand er, als hätte ihn ein unbewußter Wunsch hierhergeführt, vor dem Goethetheater. Er las den Theaterzettel. Zum 196. Mal: „Poupette kann nicht Nein sagen." Wie widerwärtig schon dieser Titel war! Man mußte vollgetrunken sein, um sich von dieser verheißungsvollen Ankündigung in den Musentempel locken zu lassen. Spärliche Besucher folgten an diesem nebelreichen Herbstabend der Einladung Poupettes. Sie schlichen heimlich und verstohlen herbei, mit hochgeschlagenen Rockkragen, als träten sie in ein übles Haus. Ein schmerzliches Schamgefühl hielt Löcknitz davon zurück, sich dieser kunsthungrigen Schar anzuschließen. Er starrte unschlüssig auf den Theaterzettel und entdeckte den Namen seiner jungen Freundin. „Coralie, Stubenmädchen — Lisa Dierkher." Er machte sich mit einem Ruck von allen Hemmungen frei und trat in den Vorraum des Theaters, geradeso als spränge er mit jähem Entschluß in eiskaltes Wasser.

Ein auffallend hübsches Mädchen saß an der Kasse. Direktor Schönlanck pflegte die Schönheit auf allen Gebieten seines Theaters.

„Ich möchte einen Orchesterplatz, wenn möglich Eckſitz."

Die reizende Kassiererin sagte allzu freundlich: „Bitte um Ihre Anweisung, mein Herr."

„Was für eine Anweisung?" fragte Löcknitz verwundert. Dann begriff er und mußte lächeln. Kein Mensch zahlte offenbar im Goethetheater den vollen Preis, wenn er nicht gerade stockfremd aus Samoa oder Tibet kam. „Verzeihen Sie, Fräulein, ist es vielleicht möglich, auch ohne Ermäßigung eine Karte zu bekommen? Ich möchte mich aber nicht gern als Hochstapler verdächtig machen."

Das schöne Mädchen war ein klein wenig in Verlegenheit geraten und betrachtete den seltsamen Theatergast voll Neugier. „Entschuldigen Sie die ungeschickte Frage, mein Herr. Es war nur die Macht der Gewohnheit."

„Na, das nächstemal bringe ich Ihnen eine Anweisung. Wo bekomme ich denn das Zeug?"

„Ach Gott, überall", antwortete die holde Fee. „In Ihrem Hotel, im Dampfbad, beim Zigarrenhändler, wo Sie wollen."

„Vielen Dank. Was bin ich schuldig?"

„Acht Mark zwanzig", flötete die Schönheit. „Wenn Sie eine Anweisung gehabt hätten, würden Sie bloß zwei Mark fünfzig zu bezahlen gehabt haben."

„Na, das nächstemal", tröstete er und ging sehr vergnügt von der Kasse weg.

So war das Goethetheater. — Ein feiner Betrieb, dachte der Rittmeister belustigt und trat erwartungsvoll in den Zuschauerraum. Es war ein schöner, ernster Saal, etwas zu herb vielleicht, aber immerhin würdig, Goethes Wort aufzunehmen. Er machte heute einen frostigen und ungemütlichen Eindruck, weil nur wenige Besucher dasaßen und halbe Beleuchtung eingeschaltet war. Man wollte sich offenbar wegen der paar Freibillettler in keine Unkosten stürzen.

Löcknitz blätterte in dem Programmbüchlein und versuchte, der Dunkelheit trotzend, darin zu lesen. Man sah die Bilder der beiden Franzosen, die „Poupette" geschaffen hatten, ferner den Direktor Schönlanck, der im Reitanzug abgebildet war und einem Stallmeister glich, und schließlich Fräulein Lotte Küppers, die ihre Zähne zeigte, als wollte sie ein Zahnputzmittel empfehlen. Man erfuhr, von welcher Firma die Teppiche und die Möbel und die Betten des zweiten Aktes hergestellt worden waren. Der Besucher des Goethetheaters erhielt außerdem Kenntnis davon, daß die Hüte, die Fräulein Küppers trug, Pariser Modelle waren und von Marthe Mullère, Leipziger Straße, geliefert wurden. Im Anzeigenteil fand man die Adresse zweier Damen, die sich außerordentlicher Erfolge in der Hand- und Fußpflege rühmten und ihre ersprießliche Tätigkeit in der Nähe des Theaters ausübten. Eine Miederfabrikantin pries ihre Erzeugnisse an und berief sich auf die tadellose Gestalt des Fräulein Küppers, die ihre vornehmste Kundin war. Eine Weinstube mit internationaler Damenbedienung brachte sich den verehrten Besuchern des Goethetheaters in Erinnerung. Der Besitzer der Engelapotheke empfahl seine kraftbildenden Pillen, die gesetzlich geschützt waren.

Es war schon acht Uhr durch, ohne daß Anstalten getroffen wurden, das fröhliche Spiel von Poupette beginnen zu lassen. Vielleicht wartete man auf Nachzügler, vielleicht hatte sich Fräulein Küppers verspätet. Der Rittmeister rieb sich die

Hände, die ganz ſtarr geworden waren, und betrachtete die dünn geſäten Theaterbeſucher.

Das Parkett ſah aus wie ein Acker, über den ein ſchweres Hagelwetter niedergegangen war. Einzelne Sitzreihen waren ganz leer, in den andern ſaßen zwei oder drei Perſonen. Die Galerie war gut gefüllt. Stimmengeräuſch und Lachen kamen manchmal herunter und verſuchten den eiſigen Saal zu erwärmen. Die Beſucher waren in Werktagskleidern und zeigten müde, verdroſſene Geſichter. Die meiſten laſen die Abendblätter und ſahen aus, als erwarteten ſie auf einer kleinen, wüſten Station die Ankunft ihres Zuges, der ſie von dieſer unwirtlichen Stätte wegbringen ſollte. Eine einzige Loge war beſetzt, von einem jungen Mann im Abendanzug und ſeiner großartig aufgetakelten Begleiterin. Sie hatte einen gemeinen Mund und zwinkerte vertraulich dem Rittmeiſter zu, den ſie ſofort richtig eingeſchätzt hatte. Ihr Kavalier, der in fortwährendem Kampf mit ſeinem Einglas lag, bemerkte nichts. Neben Löcknitz ſaß eine ältere Dame, die wie eine beſſere Grünkramhändlerin ausſah und aus einem bunt beſtickten Beutel Schokoladenſtangen hervorzog, an denen ſie ſehr geräuſchvoll lutſchte. Dem Rittmeiſter wurde ganz übel.

Endlich hörte man, nach Pariſer Vorbild, drei dumpfe Schläge, und der Vorhang ging hoch. Die Künſtler ſpielten, als wären ſie allein auf einer ſehr vergnügten Probe. Sie benahmen ſich wie Schulkinder, wenn der Herr Lehrer zur Tür hinausgegangen war. Der Lehrer war in dieſem Fall der Kritiker, für den man ſich ſonſt anſtrengte. Auf die Beſucher der 196. Vorſtellung Rückſicht zu nehmen, erſchien ihnen durchaus unnötig. Fräulein Küppers warf einen geringſchätzigen Blick in den Zuſchauerraum, machte eine halblaute Bemerkung zu ihrem Partner und gähnte. Sie ſprach ihre Sätze in einem unglaublichen Tempo und war kaum zu verſtehen. Als Direktor Schönlanck, der die Lebemannsrolle ſpielte, auftrat, wurde er von der Galerie mit Händeklatſchen begrüßt. Er dankte geſchmeichelt und ließ während der ganzen folgenden Liebesſzene kein Auge von dem Zuſchauerraum. Er machte den Eindruck, als zählte er die Beſucher, um die Kaſſiererin und den Rendanten zu kontrollieren. Der Komiker, ein langer, dürrer Menſch mit Rückenmärklerbewegungen, bemühte ſich, ſeine Mitſpieler zum Lachen zu bringen, was ihm nur bei Fräulein Küppers gelang. Sie mußte plötzlich ſo heftig lachen, daß die Szene unterbrochen wurde. Der Komiker begann eine lange

Geschichte zu erzählen, um die Pause zu überbrücken. Endlich hatte sich Fräulein Küppers wieder beruhigt. Man hörte sie deutlich zu dem Komiker sagen: „Hören Sie auf, Mensch, sonst gehe ich ab." — „Nanu, machen Sie mit mir keene Zicken, Poupette," erwiderte der alte französische Marquis, „wir wollten doch heut abend ins Grand Guignol gehen." Der Direktor stand während dieses Vorganges auf der Bühne und las einen Brief, in den er so vertieft war, daß er sein Stichwort verpaßte, obwohl die Souffleuse aus Leibeskräften brüllte. Fräulein Küppers rief: „Sie kommen, Direktorchen!" Herr Schönlanck steckte den Brief ein und sagte: „Ach, verzeihen Sie, Poupette, ich bin heute so zerstreut." — „Das merke ich, lieber Freund", antwortete Poupette. „Sie haben wohl schlechte Nachrichten erhalten?" Die Herrschaften spielten Stegreifkomödie und unterhielten sich dabei aufs beste.

Der Rittmeister dachte ergrimmt, daß diese Art zu spielen nicht nur eine Mißachtung der Zuhörer, sondern ein glatter Betrug wäre. Jeder anständige Geschäftsmann wäre verpflichtet, für acht Mark zwanzig die wertentsprechende Ware zu liefern, die Herren Schauspieler durften einem ungehindert das Geld aus der Tasche stehlen.

Als der Akt zu Ende war, rieselte von der Galerie dünner, schlecht bezahlter Beifall herab. Die Freibillettler saßen totenernst und feierlich gleich Buddhastatuen da. Sie rührten keine Hand. Die Schauspieler erschienen und verneigten sich dankend. Löcknitz war so empört, daß er zischte. Die Künstler hoben überrascht die Köpfe und spitzten die Ohren wie Militärpferde, die das Futtersignal hören. Sie konnten sich nicht erklären, wer sich bei der 196. Vorstellung die Mühe nahm, zu zischen, und zogen mit gekränkten Mienen von der Bühne ab. Das Zischen des Rittmeisters hatte den unerwarteten Erfolg, daß während des zweiten Aktes anständig gespielt wurde. Die Schauspieler trauten offenbar dem Frieden nicht.

Der zweite Akt zeigte geteilte Bühne und spielte in einem flotten Hotel. Die eine Hälfte der Bühne stellte ein üppiges Schlafzimmer vor, mit Betten von der Firma Herzig und Söhne, Berlin SO, die andere Hälfte einen Korridor mit vielen Türen. Das Schlafzimmer war, wie sich im Lauf der Handlung erwies, das reinste Zauberkabinett. Es gab bewegliche Schränke und versenkbare Diwans, der Kamin drehte sich um seine eigene Achse, in die Matratzen der Betten waren Grammophone eingebaut, die patriotische Lieder zu spielen begannen, sobald man

sich zur Ruhe legen wollte, und die Bilder an den Wänden verschoben sich bei den dramatischen Höhepunkten und ließen deutlich muntere französische Polizeikommissare erkennen, die mit der dreifarbigen Ehebruchsschärpe umgürtet waren.

Als Coralie, das Stubenmädchen, auftrat, begann des Rittmeisters Herz heftig zu schlagen. Lisa Dierkher sah so entzückend aus, daß er sie im ersten Augenblick nicht erkannte. Sie schien ihm völlig verändert, eine Fremde, die er jetzt zum erstenmal erblickte. Sie brachte so viel Jugend und Munterkeit auf die Bühne, daß der ganze Saal erwärmt wurde. Die Freibillettler tauten auf und begannen wohlwollend zu lächeln.

Löcknitz starrte verzaubert auf die Bühne und staunte das junge Mädchen wie ein Wunder an. Er hätte nie vermutet, daß in seiner kleinen Reisegefährtin so viel Talent steckte. Man konnte ein Pariser Stubenmädchen nicht besser darstellen. Sie hatte eine Art zu gehen, die Hände in den Taschen des Putzschürzchens vergraben, die einfach unübertrefflich war. Sie lief so quietschvergnügt und spielfreudig über die Bühne, um den unerhörten Anforderungen ihres Hotels zu genügen, daß sie ihre Mitspieler zur Lustigkeit mitriß. Sie konnte so herzlich und ungezwungen lachen, daß die vergrämtesten Gesichter davon einen Abglanz bekamen. Als sie nach einem längeren Auftritt mit dem Komiker, der ihr nachstellte, weil Poupette ihn im Stich gelassen hatte, von der Bühne lief, klatschten ein paar ältere Steuerbeamte im Zuschauerraum vor Vergnügen in die Hände.

Der Rittmeister konnte sich gar nicht zurechtfinden. Wie seltsam verwandelt seine kleine, hilflose Kameradin war, die ihn um Rat gebeten hatte! Dieses Stubenmädchen Coralie und das junge Geschöpf, das in seiner einsamen Wohnung Solveigs Lied sang, waren zwei gänzlich verschiedene Personen. Es gab wirklich eine Schauspielerei, die ein Sichselbstverlieren war. Der Akt schloß mit einer wilden Hetzjagd, die von Poupette angeführt und von dem Stubenmädchen Coralie beschlossen wurde. Die Zuschauer wieherten vor Kunstbegeisterung. Als sich der Vorhang senkte, klatschte das ganze Haus Beifall, und die Schauspieler verneigten sich beglückt. Lisa Dierkher blieb schüchtern im Hintergrund stehen und verschwand, als der Vorhang zum zweitenmal hochging.

Während der Pause knatterten die Papiere, in die die belegten Brötchen der Freibillettler eingeschlagen waren, gleich Maschinengewehrfeuer. Ein Schmatzen und Schlucken erhob sich wie in einer Stehbierhalle. Als die Grünkramhändlerin neben

Löcknitz ein gewaltiges Käsebrot aus ihrem buntgestickten Beutel hervorzauberte, flüchtete er entsetzt in die Vorhalle des Theaters und zündete sich eine Zigarette an.

Der dritte Akt spielte in der Junggesellenwohnung des Direktors. Da es dem Rittmeister unwahrscheinlich erschien, daß das Stubenmädchen Coralie hier etwas zu suchen hätte, stand er rasch entschlossen auf, um Lisa Dierkher nicht zu versäumen. Trat sie wider seine Vermutung dennoch in diesem Akt auf, so wartete er eben ein wenig länger. Als Löcknitz seinen Platz verließ, blickten ihm Fräulein Küppers und der Direktor, die auf der Bühne standen, beleidigt und verärgert nach.

Der Rittmeister stellte sich dem Bühnenausgang gegenüber auf und ließ keinen Blick von der Tür, durch die Lisa kommen mußte. Ein sehr auffallender Kraftwagen, der offenbar Fräulein Küppers gehörte, versperrte ihm ein wenig die Aussicht. Der Wagenlenker und der Pförtner des Theaters waren in ein angeregtes Gespräch vertieft.

Während dieser Minuten des Wartens überfiel den Rittmeister plötzlich ein wilder Schreck, der sein Herz stillstehen ließ. Wenn Lisa Dierkher an diesem Abend von irgend jemand anderem erwartet wurde? Das war ganz gut möglich. Er wußte ja nichts von ihr. Es gab vielleicht einen jungen Menschen, den sie liebte. Er war doch bloß ein älterer, freundlicher Herr, der Ratschläge erteilte. Er konnte nicht gut verlangen, daß ein so junges Geschöpf in Liebe zu ihm entbrenne.

Die Angst vor einer unerträglichen Enttäuschung wurde so groß, daß er überlegte, ob er fliehen oder bleiben sollte. Eine dumme, quälende Eifersucht ließ ihn nicht fortgehen. Er wollte Gewißheit haben. Man mußte der Wirklichkeit in die Augen blicken. Wenn ein anderer Mann da war, den Lisa liebte, dann blieb dem Rittmeister a. D. Zeit genug, sich zurückzuziehen und irgendwo unterzukriechen. Dann konnte man sich hinter den warmen Ofen setzen, Frieden mit Gott und der Welt schließen und Halleluja singen.

Löcknitz begann vor Aufregung zu fiebern. Es war ihm, als fiele in dieser Stunde die Entscheidung über sein Leben. In jedem Mann, der vorüberging, sah er den Nebenbuhler und folgte ihm mit haßerfüllten Blicken.

Endlich kam Lisa Dierkher aus dem Theater. Der Pförtner grüßte freundlich. Sie dankte. Löcknitz drückte sich in den Schatten eines dunklen Hauseinganges. Er wollte dem Schicksal nicht vorgreifen. Es hatte keinen Zweck, diesen einen Abend

zu erobern, um an zehntausend andern Abenden schmählich besiegt zu werden. Er stürzte nicht vor, um eine zärtliche Verabredung zu stören. Er war kein Spielverderber. Ein armer Teufel war er, der demütig darauf wartete, ob ihm das Leben gnädig einen Brocken Glück hinwarf.

Lisa Dierkher ging rasch, ohne über das Ziel nachzudenken, zur Haltestelle der Straßenbahn. Der Rittmeister schlich ihr vorsichtig nach. Kein Mann war weit und breit zu sehen, der mit der jungen Schauspielerin in Verbindung gesetzt werden konnte. Sie wurde von niemandem erwartet. Das war klar.

Ein jubelndes Dankgefühl stieg in dem Rittmeister auf. Es war ihm, als hätte er einen großen Sieg über unsichtbare und übermächtige Gegner errungen. Noch lag er nicht beim alten Eisen. Noch floß das Blut heiß durch seine Adern. Noch war das Leben gesegnet und voll Verheißungen. Er hob den Kopf in die Höhe und sah die Welt zu seinen Füßen. Wie ein Zwanzigjähriger schwenkte er den Hut und rief mit jubelnder Stimme: „Guten Abend, Fräulein Dierkher."

Sie schrak zusammen und wendete ihm ihr Gesicht zu. „Ach, Herr von Löcknitz! Guten Abend." Sie wurde ganz rot vor Freude. Es war kein Zweifel, sie wurde wahrhaftig rot. Sein Herz sah es und hämmerte in Seligkeit.

„Wie kommen denn Sie hierher?"

„Ich war doch im Theater, Fräulein Dierkher."

„Sie waren im Theater? Dann waren Sie auch der Mann, der gezischt hat?"

„Ich war so frei."

„Sie haben sehr recht gehabt, Herr Rittmeister. Es ist ein Skandal, wie die Leute spielen."

Ein Straßenbahnwagen hielt. „Was haben Sie vor, Fräulein Dierkher?"

„Ich will nach Haus fahren", antwortete sie, ein wenig verwundert.

„Natürlich, verzeihen Sie die dumme Frage. Ich freue mich so sehr, Sie getroffen zu haben."

Sie blickte ihn dankbar und glücklich an.

„Ich hoffte, daß wir noch ein wenig beisammen bleiben könnten. Haben Sie schon Abendbrot gegessen?"

„Ja, im Theater."

„Schade."

„Wenn ich nur eine Ahnung gehabt hätte, daß Sie mich heut' erwarteten. Ich bin auch gar nicht danach angezogen, um irgendwohin gehen zu können."

Die Vorstellung war zu Ende. Die ersten Leute kamen aus dem Theater.

„Ich mache Ihnen einen Vorschlag zur Güte, Herr Rittmeister. Wir gehen zu Fuß bis zu meinem Haus, wenn es Ihnen recht ist."

„Ausgezeichnet", rief er entzückt. „Wird Ihnen der Weg nicht zu weit sein?"

„O nein, ich laufe gern."

Unerklärlich jung kam er sich neben diesem jungen Mädchen vor, das an seiner Seite ging. Alle Drohungen der Zukunft lagen hinter rosigen Schleiern, nur das stürmische Glück dieser Stunde hatte Macht. „Wir dürfen nicht so rasch gehen," bat er, „sonst sind wir gleich bei Ihrem Haus."

Ich möchte mit dir gehen, solange du willst und wohin du willst, dachte sie sehnsüchtig und verlangsamte ihren Schritt.

Nun begann er von den Eindrücken des Theaterabends zu erzählen. „Sie haben viel Talent, Fräulein Dierkher, viel mehr, als ich hoffte."

„Ach Gott, diese kleine Rolle!"

„Ich weiß, was ich sage. Sie haben das Recht, beim Theater zu sein."

Was ist mir Theater? dachte sie ohne Freude.

„Sie haben eine große Zukunft, wenn Sie mir gestatten, Ihnen den Weg zu zeigen."

Sie gab keine Antwort.

„Ich will Sie nur ein kleines Stückchen begleiten", fügte er hinzu und wurde plötzlich ernst. „Wenn Sie den Weg nicht mehr verfehlen können, dürfen Sie mich ruhig verabschieden."

„Warum sollte ich Sie verabschieden?" fragte sie angstvoll.

„Es wäre ja immerhin möglich", meinte er und lächelte trüb.

„Das ist nicht möglich."

„Um so besser für mich, Fräulein Dierkher. Nun hören Sie mich an. Haben Sie Vertrauen zu mir?"

„Alles Vertrauen der Welt, Herr von Löcknitz."

„Vielen Dank. Das erste, was geschehen muß, ist, daß Ihre Stimme ausgebildet wird."

„Warum und wozu?"

„Sie sind die geborene Soubrette, auch wenn Sie Solveigs Lieder singen."

Sie lächelte. „Täuschen Sie sich nicht, Herr Rittmeister?"

„Nein", antwortete er sehr entschieden.

Ein heftiger Windstoß fuhr ihnen entgegen und hinderte sie am Sprechen. Es begann zu regnen. „Wie ärgerlich!“ rief Löcknitz und blickte drohend zum Himmel.

„Das bißchen Regen macht doch nichts“, behauptete das junge Mädchen.

„Wollen Sie nicht lieber fahren?“

„Nein, ich gehe sehr gern.“

Eine Welle von Dankbarkeit jagte durch sein Blut. Es gab noch Frauen, die mit ihm durch Wind und Regen gingen.

„Ja, also, die Stimme muß ausgebildet werden“, sagte er nach einer Weile. „Ich werde eine tüchtige Gesangsmeisterin suchen, die Sie unterrichten wird.“

Sie gab keine Antwort.

„Das bißchen, was Sie lernen müssen, haben Sie in ein paar Monaten heraus. Wie denken Sie darüber, Fräulein Dierkher?“

„Ich kann das nicht annehmen“, flüsterte sie verzweifelt und kämpfte mit dem Wind.

„Warum denn nicht?“

„Ich kann nicht“, wiederholte sie und blickte ihn flehend an.

„Ist es wegen des Geldes?“

Sie nickte mit dem Kopf.

„Das ist kleinlich, Fräulein Dierkher. Wir wollen doch gute Kameraden sein. Einer hilft dem andern. Heute leiste ich Ihnen einen Dienst, und später einmal kommt an Sie die Reihe. Sie dürfen ruhig meine Hilfe annehmen.“

„Es ist so schrecklich schwer, Herr von Löcknitz.“

„Das ist gar nicht schwer, wenn Sie zu mir Vertrauen haben. Ich mache Ihnen übrigens noch einen andern Vorschlag, der Ihre Bedenken zunichte machen wird. Ich leihe Ihnen die paar Märker, die der Unterricht kosten wird. Einverstanden? Wenn Sie dann eine große Künstlerin sind und fünfzigtausend Mark im Jahr verdienen, geben Sie mir das Geld mit vier Prozent Zinsen zurück. Ich nehme auch fünf Prozent, wenn Sie Wert darauf legen.“

Sie lächelte mühsam und wollte etwas entgegnen.

„Darüber ist gar kein Wort mehr zu verlieren, liebes Fräulein Dierkher. Die Sache ist abgemacht.“

„Woher wissen Sie denn, daß ich eine große Künstlerin werden will, Herr von Löcknitz?“

Er erinnerte sich, daß sie von einem kleinen Haus am Rhein gesprochen hatte, und fand keine Antwort. Woher nahm er das Recht, Vorsehung zu spielen? Ein dunkles Reuegefühl kam

über ihn und machte ihn unsicher. Er maßte sich an, fremden Leuten den richtigen Weg zu weisen und lief selber in die Irre. Es war eine allzu große Verantwortung, diesem vertrauensseligen Geschöpf ein Ziel zeigen zu wollen, das es gar nicht erstrebte. Er brachte niemandem Glück, das durfte er nicht vergessen. Es wäre seine Pflicht, beim Haustor Abschied zu nehmen und für immer aus dem Leben dieses jungen Menschenkindes zu verschwinden. Aber dies war ein Opfer, das über seine Kräfte ging. Er fühlte es genau. Eine unbezwingliche Sehnsucht zog ihn zu seiner Gefährtin. Ein letzter Hunger nach der Frau wollte gesättigt werden.

„Sind Sie mir böse, Herr von Löcknitz?"

Er erzitterte unter dem Blick dieser Augen, die sich ihm in demütiger Liebe ergaben. „Wie könnte ich Ihnen böse sein, Fräulein Dierkher!"

Nach einer Weile sagte sie: „Ich will auch gern Gesangunterricht nehmen."

„Es ist hoffentlich der richtige Weg", antwortete er bedrückt. „Ich will jedenfalls Ihr Bestes."

„Ich weiß es, Herr Rittmeister."

Dann schwiegen sie und beschleunigten unwillkürlich ihre Schritte, weil der Regen immer heftiger wurde. Es war ihnen, als müßten sie einer ungekannten Gefahr entlaufen und um jeden Preis eine schützende Unterkunft finden. Verwirrt und ratlos schritten sie durch die Nacht, wie zwei Heimatlose, die wandern und wandern und niemals ihr Ziel erreichen.

XV

Der Rittmeister Löcknitz wurde ein ruhiger und zufriedener Mann. Sein Leben in diesem Winter floß dahin wie ein gebändigter Strom, der durch Dämme und Sicherungen in seinen Schranken gehalten wird. Es gab keine Auseinandersetzungen zwischen ihm und seiner Frau, da er jedem Reibungspunkt mit indianerschlauer Geschicklichkeit auszuweichen verstand. Wenn trotz aller Vorsicht ein Streit über irgendein Geringfügiges zu entbrennen drohte, so löschte er den Brand im Entstehen. Er widersprach nicht, gab nach, verzichtete auf seine eigene Meinung, lächelte verbindlich, redete oder schwieg, wie es gerade der Augenblick erforderte. Er hätte dieses Spiel der Selbstbeherrschung nicht durchführen können, wenn er nicht von einer

seltsamen Gleichgültigkeit gegen seine Frau ergriffen worden wäre. Sie mochte beten oder unter Leitung des Herrn Barsbotter in Wohltätigkeit schwelgen, sie mochte streng oder freundlich sein, lachen oder weinen, was ging es ihn an? In wenigen Monaten, wenn die erste grüne Grasnarbe auf den Wiesen lag, war doch alles zu Ende. Agnes Löcknitz und die gräfliche Familie Plagge-Glindow würden niemals erlauben, daß er sich Pferde hielt und Rennen ritt. In diesem Punkte gab es keine Verständigung. So begnügte sich der Rittmeister damit, während dieses Winters einen scheinheiligen Friedenszustand aufrechtzuerhalten, um Kräfte für den bevorstehenden Kampf zu sammeln. Er irrte aber darin, wenn er glaubte, seine Frau durch unbegreifliches Nachgeben und wohlwollende Milde täuschen zu können. Sie traute dieser verlogenen Ruhe nicht. Je friedlicher und sanftmütiger er wurde, desto heftiger war ihr Mißtrauen. Sie ahnte eine dunkle Gefahr, von deren Art sie sich noch kein Bild machen konnte.

Der Rittmeister führte ein musterhaftes und vorbildliches Staatsbürgerdasein. Er fehlte bei keiner Mahlzeit und ging abends niemals aus. Er mied seine Freunde, um Versuchungen zu entgehen, und berührte keine Karte. Trotzdem merkte er mit einiger Unruhe, daß sein Geld zusammenschmolz. Szeretlek fraß mehr, als ihr zuträglich sein konnte, und die Gesangsmeisterin — es war ihm gelungen, eine Lehrerin zu finden, die wirklich eine Ahnung von Stimmbildung hatte — ließ sich ihre Kunst tüchtig bezahlen.

Löcknitz begann zu rechnen und wurde haushälterisch wie ein besonnener Familienvater. Er trug sein Geld nicht mehr zerknüllt in der Brusttasche, sondern legte es auf die Bank und erwarb ein Scheckbuch. Sein Vermögen mußte so lange reichen, bis es Szeretlek beliebte, ihr Rennen zu gewinnen. Und wenn sie gewann, hatte er noch ein wenig Spielkapital nötig, um ihren Sieg ausnutzen zu können. Er mußte spielen, wenn er seinen Plan ausführen wollte, denn der Renngewinn allein deckte kaum die Kosten des Stalles. Er studierte an diesen langen Winterabenden mit unermüdlichem Eifer in allen Büchern über Pferdezucht, die er ausfindig machen konnte. Er stellte Berechnungen auf, baute ideale Stallungen, entwarf ein Berieselungssystem für seine Wiesen und legte eine Übungsbahn an, die unbedingt einen geraden Auslauf von mindestens achthundert Metern haben mußte. Wenn er nur ein bißchen Glück hatte, so ließen sich diese bunten Träume verwirklichen, und es gab ein Mustergestüt Kleinrüdde.

Seine Nachmittage verbrachte der Rittmeister bei Lisa Dierkher. Die kleine Wohnung in der Giesebrechtstraße war ihm zum Heim geworden, das ihm Frieden und behagliche Sicherheit schenkte. Alle Stürme, die sein Inneres erschüttert hatten, waren einer liebevollen Zärtlichkeit gewichen. Sanfte väterliche und freundschaftliche Gefühle hatten die Oberhand gewonnen. Nur wenn die junge Schauspielerin spielte oder sang, erwachte manches Mal die Leidenschaft und jagte sein Blut schneller durch die Adern. In solchen Augenblicken mußte er seine ganze Willenskraft zusammennehmen, um nicht der Stimmung zu erliegen und ein heißeres Glück zu begehren. Aber die Melodie verklang, und sein Blut verebbte. Er konnte gleich wieder friedlich und mit beschwichtigten Sinnen neben dem jungen Mädchen sitzen, das von diesen jähen Schwankungen keine Ahnung hatte. Lisa Dierkher war glücklich. Sie vergaß die Vergangenheit und dachte nicht an die Zukunft. Nur diese wunderschönen Nachmittagsstunden der Gegenwart bedeuteten ihr das Leben. Im Theater hatte sie nichts zu tun. Die Rolle einer Kammerzofe, die ihr in dem neuen Stück „Das Mädchen für alles" zugewiesen worden war, wurde ihr wieder abgenommen. Sie wußte nicht, wem sie diese Freundlichkeit zu verdanken hatte, aber sie vermutete, daß Herr Dunkelbaum der geheimnisvolle Helfer war. Die gewonnene freie Zeit war ihr um so erwünschter, als sie jetzt ihre ganze Kraft dem Gesangsstudium widmen konnte. Sie arbeitete mit allem Eifer, nicht aus Ehrgeiz, sondern weil sie Löcknitz Freude machen wollte und weil die Unterrichtsstunden so sündhaft teuer waren. Dieses Geldopfer, das sie anzunehmen gezwungen worden war, bedrückte sie und verdüsterte oft die hellsten Stunden. Sie vermochte sich niemals von dem beklemmenden Gefühl zu befreien, daß der Rittmeister nur mit Verzicht auf eigene Wünsche diesen Unterricht bezahlen konnte, aber sie wagte nicht zu fragen. Sie wußte nicht mehr von ihm als das, was er ihr freiwillig erzählte. Sie wußte von einem Pferd, auf das er starke Hoffnungen setzte, und von großartigen Gestütsplänen, die er ihr zu erklären bemüht war. Und er liebte an ihr, daß sie erraten und schweigen konnte.

Löcknitz erschien jeden Nachmittag um vier Uhr. Er vergaß niemals, eine Blume mitzubringen, die er Lisa mit einer gewissen Förmlichkeit überreichte. Sie empfing das Geschenk dankbar lächelnd, aber manches Mal war es ihr, als müßte sie weinen, sie wußte selber nicht warum. Sie hatte Tage, an denen sie die Blumen am liebsten in eine Ecke geworfen und

die Arme um den Hals des Schenkers gelegt hätte, aber sie bezwang sich, wenn sie das gleichmäßig freundliche Gesicht ihres geliebten Gastes betrachtete. Er küßte ihre zitternde Hand und erkundigte sich nach dem Gesangsunterricht. Sie antwortete und wurde ruhig. Dann tranken sie Tee und das Gespräch plätscherte still dahin. Er liebt mich nicht, dachte sie bekümmert und starrte ratlos in die Luft.

An einem dieser Nachmittage lernte der Rittmeister Herrn Theodor Höß kennen. Es war der erste Dezember, als der alte Komödiant an Lisas Tür klopfte, da er aus übergroßer Bescheidenheit nicht zu läuten wagte. Löcknitz hörte das Klopfen und sagte: „Ich glaube, daß jemand bei der Tür ist."

„Oh, das wird Höß sein", antwortete das junge Mädchen und wurde ein wenig verlegen. „Heut' ist ja der Erste."

„Wer ist Höß, wenn ich fragen darf, Fräulein Dierkher?"

„Der arme alte Schauspieler, von dem ich Ihnen erzählt habe, erinnern Sie sich?"

„Ach ja", erwiderte der Rittmeister erleichtert und schämte sich seiner jäh aufschießenden Eifersucht. „Was will der Mann von Ihnen?"

„Ich habe ihm eine kleine monatliche Unterstützung zugesagt. Dem armen Teufel geht es sehr schlecht."

Sie stand auf und suchte ihr Geldtäschchen.

„Das dürfen Sie wirklich nicht tun, liebes Fräulein. Sie sind nicht in der Lage, Unterstützungen auszuteilen."

„Ich gebe nicht mehr als ich kann", sagte die Schauspielerin und lachte. „Und das ist herzlich wenig."

„Sie können jetzt nicht eine Mark entbehren, Fräulein Dierkher. Wenn Sie mir eine Freude machen wollen, so überlassen Sie mir Ihren Schützling."

„Das geht doch nicht, Herr von Löcknitz. Wie kommen Sie dazu! Sie können nicht alle brotlosen Komödianten unterstützen."

„Das fällt mir auch gar nicht ein. Bloß diesen einen möchte ich Ihnen abnehmen."

Das schüchterne Klopfen wiederholte sich.

„Hören Sie nur, wie laut sein Herz schlägt", rief der Rittmeister und griff nach der Brieftasche. „Wieviel soll ich ihm geben?"

„Ich gebe ihm zwanzig Mark."

„Na, Sie sind ja schön leichtsinnig! Aber wie soll der Mann mit seiner Frau von zwanzig Mark leben? Er hat doch eine Frau?"

„Jawohl, Fräulein Menglod Müller.“ Sie lächelte unter Tränen.

„Wir wollen den beiden eine monatliche Rente von hundert Mark aussetzen“, erklärte Löcknitz und vergaß alle Sparvorsätze.

„Das ist viel zu viel, Herr Rittmeister“, wehrte Lisa erschrocken ab.

„Es ist kaum genug, Fräulein Dierkher, glauben Sie mir.“

„Höß wird wahnsinnig!“

„Erst abwarten!“ lachte Löcknitz und wollte Lisa das Geld geben.

„Sie müssen ihm dieses Vermögen selbst überreichen“, entgegnete sie und lief in das Vorzimmer, um den Schauspieler eintreten zu lassen.

Theodor Höß erschien in einem kurzen, hellgelben Sportüberzieher, der einen flotten und übermütigen Eindruck machte. Einen sehr betrübten und kläglichen Zylinderhut, Fasson Sonnenthal, hielt er in der Hand, die mit einem vielfach gestopften alten Militärhandschuh bekleidet war. Als er in das Zimmer trat und den fremden Herrn erblickte, spielte er den Verwirrten mit schauspielerischer Vollkommenheit. Er hob seine nichtbehandschuhte Hand beschwörend zu den Lippen, stellte einen Fuß zurück und stammelte: „Oh, verzeihen Sie die Störung, mein gnädiges Fräulein.“

„Sie stören durchaus nicht, lieber Herr Höß. Kommen Sie nur weiter. Gestatten Sie, daß ich Ihnen Herrn von Löcknitz vorstelle.“

Höß machte eine herzogliche Verbeugung, die sein alter Meister Sonnenthal nicht vornehmer hätte ausführen können, und sagte voll Würde: „Sehr erfreut, Herr Baron.“ Noch viel lieber hätte er „Mein Fürst“ zu dem Rittmeister gesagt.

Welch ein Jammer, dachte Löcknitz und reichte dem Alten in mitleidiger Verlegenheit die Hand.

„Bitte, nehmen Sie Platz, Herr Höß“, bat die Schauspielerin.

Der Gast setzte sich, stellte den Zylinderhut neben sich auf den Boden und begann umständlich den einschichtigen Handschuh von den Fingern zu ziehen. Lisa Dierkher wagte nicht, ihn zum Ablegen seines flotten Überziehers aufzufordern, weil es ihr durchaus zweifelhaft erschien, ob er darunter einen andern Rock trug.

„Gibt es etwas Neues, Herr Höß?“

„Nichts von Bedeutung, mein gnädiges Fräulein“, erwiderte der Schauspieler und bemühte sich krampfhaft, über den Kuchen-

teller hinwegzuſehen. „Das heißt, um genau zu ſein, meine Frau hat von dem Leiter des Theaters in Wronke einen Antrag erhalten. Die Sache dürfte aber an der Geldfrage ſcheitern. Der gute Mann will ſich nämlich nicht mit beſtimmten Summen feſtlegen, ſondern möchte meine Frau als Sozietärin gewinnen, wozu ich kaum meine Einwilligung geben kann Kennen Sie Wronke, Herr Baron?"

„Nein, Herr Höß."

„Es iſt ganz merkwürdig", meinte der alte Mann und ſchüttelte bekümmert den Kopf. „Niemand kennt Wronke."

„Wollen Sie mit uns eine Taſſe Tee trinken, Herr Höß?" fragte Liſa freundlich und ſchob ihm einen Teller zu, auf dem belegte Brötchen und Kuchen lagen.

„Ich komme zwar eben vom Mittagstiſch," behauptete Höß großartig, „aber ich bringe es wahrhaftig nicht über das Herz, Ihnen einen Korb zu geben, mein gnädiges Fräulein."

Er wollte den Zurückhaltenden ſpielen, aber die Natur war ſtärker als alle Kunſt. Er griff mit gierigen Fingern nach dem erſten Brötchen und ſtopfte es in den Mund. Er aß ſo heißhungrig, daß ſein gehäufter Teller im Nu ratzekahl war. Liſa ſchob ihm, während ſie ihn gar nicht zu beachten ſchien, da ſie mit Löcknitz ein gleichgültiges Geſpräch führte, eine neue Ladung zu. „Sie ſtoßen alle meine Diätgrundſätze um, mein gnädiges Fräulein", ſcherzte Höß und führte die Teetaſſe ſehr zierlich mit weggeſpreiztem kleinem Finger zum Mund. Sein mageres, welkes Geſicht hatte ſich mit einem feinen roſa Hauch überzogen.

„Darf ich Ihnen eine Zigarre anbieten, Herr Höß?" fragte der Rittmeiſter und hielt ihm ſeine Zigarrentaſche hin.

„Vielen Dank, Herr Baron. Sie iſt doch nicht zu ſtark? Ich habe nämlich ein ſchwaches Herz —"

„Sie iſt mittelkräftig. Sie können ſie ruhig rauchen, Herr Höß."

Er zündete ſeine Zigarre ſo umſtändlich an, daß es wie eine Soloſzene auf dem Theater wirkte, und zog prüfend den Rauch ein. Dann zwinkerte er anerkennend dem Rittmeiſter zu und erklärte: „Eine feine Sorte, das muß ich ſagen. Adolf Ritter von Sonnenthal rauchte keine beſſere."

Löcknitz fand von Augenblick zu Augenblick mehr Gefallen an dem alten Komödianten, der trotz ſeinem bitteren Elend nicht vergaß, Haltung zu bewahren und den Mann von Welt zu ſpielen. Er bewunderte die Energie oder die Kraft der Selbſttäuſchung, die dieſen Entgleiſten eine Stunde lang über

allen Jammer hinwegtrug. „Wollen Sie unserem lieben Gast nicht ein Gläschen Schnaps anbieten, Fräulein Dierkher?" fragte der Rittmeister sehr vergnügt.

„Oh, meine verehrten Herrschaften, ich bin ein alter Mann", zierte sich Höß und lächelte sein herzbezwingendstes Lächeln.

„Ein Gläschen zur Verdauung schadet nichts, Herr Höß", erklärte der Rittmeister. „Wir trinken mit Ihnen."

„Alkohol verdirbt zwar die Stimme, aber dieses eine Mal will ich über die Stränge schlagen."

Lisa stellte drei Likörflaschen auf den Tisch und fragte: „Was wollen Sie trinken, Herr Höß?"

Der Schauspieler musterte die Flaschen und rief entzückt, als sähe er nach langer Zeit einen alten Kameraden wieder: „Hoho, Podbipieta, altpolnischer Reiterlikör! Das gibt es noch immer? Wie merkwürdig!" Er hielt die hohe, grüne Flasche mit beiden Händen umschlossen und betrachtete nachdenklich den wilden polnischen Reiter, der einen Gefangenen oder einen Vollgetrunkenen — das war nicht ganz klar — quer über dem Sattel liegen hatte. „Ein Gläschen Podbipieta, wenn ich bitten darf, mein gnädiges Fräulein."

Sie schenkte ihm von dem Schnaps ein.

„Ihr Wohl, meine verehrten Herrschaften." Er trank das Gläschen nur zur Hälfte aus und wiederholte einige Male, als spräche er zu sich, das Wort: „Podbipieta". Er wurde merkwürdig ernst, schien vergessen zu haben, wo er sich befand, und versank in ein tiefes Nachsinnen. Es war ihm, als erblickte er durch den trüben Dunst vieler verlorener Jahre ein fernes und unwahrscheinliches Bild.

„Trinken Sie doch aus, Herr Höß", forderte ihn der Rittmeister auf.

Er erwachte aus seiner Träumerei und blickte verwundert um sich. Er hatte schöne blaue Augen. „Danke, Herr Baron. Ich habe genug." Und als müßte er sich entschuldigen, fügte er hinzu: „Dieser dumme Schnaps erweckt alte Erinnerungen. Auch ich bin einmal jung gewesen, so seltsam dies heute klingt. Ich hätte nicht gedacht, daß —"

Er brach plötzlich ab und schluckte schwer. Die bitterste Scham erfüllte sein Herz und drückte ihn zu Boden. Hier saß er nun, verhungert und verkommen, ohne Rock und ohne Hemd am Leib, und nahm Almosen aus der barmherzigen Hand eines kleinen Mädchens und ließ sich von einem fremden Menschen mit Zigarren und Schnaps beschenken, und schrie nicht auf und schnitt sich nicht den Hals durch, sondern lächelte und dankte

verbindlich und spielte den alten Künstler und klebte zäh an diesem würdelosen, hündischen Leben. Er stand mit einem Ruck auf, nahm seinen Hut und erklärte fast unhöflich: „Ich will die Herrschaften nicht länger aufhalten."

Der Rittmeister und Lisa sahen ihn erstaunt an und begriffen nicht, was ihm geschehen war. Ein alter trauriger Mann stand vor ihnen, den zu beschenken nicht ganz leicht war.

„Bitte, bleiben Sie doch noch, Herr Höß", bat Löcknitz ein wenig befangen und unsicher. „Ich hätte mit Ihnen sehr gern einiges besprochen."

Der Schauspieler erriet sofort, was jetzt kommen würde. Man wollte ihm zwanzig Mark in die Hand drücken, bevor er zur Tür hinausging, aber in dieser Stunde Geld anzunehmen, erschien ihm ganz unmöglich. Dann fiel ihm ein, daß er nur wegen dieser zwanzig Mark hier war. Er erinnerte sich, daß zu Haus eine alte Frau saß und hungerte. Und die Miete war auch zu bezahlen, wenn man nicht irgendwo hinter dem Zaun verrecken wollte. Er war jetzt freilich vollgefressen und hatte es leicht, den spanischen Granden zu spielen und sich einen schönen Abgang zu machen, aber Menglod Müller hungerte, darüber kam er nicht hinweg. Seine stolzen Regungen schmolzen jäh dahin und verschwanden in einer Versenkung. Über das ferne und unwahrscheinliche Bild fiel ein dichter Schleier. Nichts blieb übrig als eine grüne Likörflasche. Ein alter Bettler hielt seinen lächerlichen Hut in der Hand und wartete demütig auf ein Almosen.

„Fräulein Dierkher erzählte mir, daß Sie augenblicklich mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hätten."

„Es sind schlimme Zeiten für die wahre Kunst, Herr Baron." Seine Stimme rollte wie ein verklingender Trauermarsch.

„Wenn Sie gestatten, Herr Höß, möchte ich Ihnen so lange über diese Zeit hinweghelfen, bis es Ihnen gelungen ist, eine Ihrem Talent entsprechende Stellung zu finden."

Ich werde niemals mehr eine Stellung finden, dachte Höß verzweifelt und ließ den Kopf hängen.

„Wir werden Ihnen hundert Mark monatlich geben. Genügt das?"

Der alte Komödiant riß die Augen auf und ließ vor Schreck seinen Hut fallen. „Das ist viel zu viel, Herr Baron", stammelte er.

Der Rittmeister hob den Hut auf und wollte Höß das Geld geben. „Nehmen Sie nur ruhig, es ist nicht zu viel."

Der Schauspieler versteckte seine Hände und rief: „Das kann ich nicht annehmen, Herr Baron. Das kann ich unter gar keinen Umständen annehmen."

„Es soll kein Geschenk und kein Almosen sein, Herr Höß, sondern ein Darlehen. Sie werden mir das Geld zurückgeben, sobald sich Ihre Verhältnisse gebessert haben."

Der Alte schüttelte den Kopf. „So viel Geld werde ich niemals zurückzahlen können."

„Wer weiß, Herr Höß! Das Leben bringt oft die seltsamsten Überraschungen."

Höß wußte nichts zu erwidern. Er stand ratlos da und blickte wie ein gehetztes Tier von einem zum andern. Und plötzlich rannen ihm die Tränen über die Wangen, aber er machte keine Bewegung, um sie abzuwischen. Und dann nahm er das Geld. „Dank! Dank!" flüsterte er und beugte sich über Lisas Hand, um sie zu küssen. Wie in einem Rausch taumelte er zur Tür hinaus. Löcknitz folgte ihm in das Vorzimmer.

„Wenn es Ihre Zeit erlaubt, Herr Höß, so besuchen Sie mich doch in den nächsten Tagen. Am besten vormittags." Er gab ihm seine Adresse. „Ich habe verschiedene Anzüge, die Sie vielleicht brauchen können, auch einen Winterrock und Wäsche und Schuhe."

Der alte Schauspieler errötete wie ein junges Mädchen.

„Wir sind doch unter uns Männern", sagte der Rittmeister, um ihn zu trösten.

„Herr Baron, — Herr — Baron — —", stammelte Höß und begann aufs neue zu schluchzen.

„Beruhigen Sie sich doch, Herr Höß."

„Das ist die Freude. Verzeihen Sie gütigst. Ich komme mir vor wie der Held in einem Zauberdrama. Das Geld regnet vom Schnürboden herab, die Lakaien bringen die Kleider des Prinzen, der Beleuchter macht bengalisches Licht, und aus dem Orchester kommen Harfenklänge."

„Na, na, ganz so ist es ja nicht", meinte Löcknitz.

„Noch viel schöner ist es. Sie müssen nämlich wissen, Herr Baron, daß es mein heißester Wunsch war, noch einmal im Leben anständig angezogen zu sein. Darf ich schon morgen kommen, Herr Baron?"

„Wann Sie wollen."

Theodor Höß drückte den alten, zerbeulten Zylinderhut, Fasson Sonnenthal, schief und verwegen auf sein Haupt und lächelte wie ein beschenktes, glückstrahlendes Kind.

XVI

Es war noch stockfinster, als Löcknitz aus dem Bett kroch. Er wusch sich, so geräuschlos er nur konnte, und kleidete sich mit aller Vorsicht an. Im ganzen Haus war es noch totenstill. Er brauchte einige Zeit, bis er fertig wurde, da er jeden seiner Schritte überwachte und jeden Lärm vermied. Ganz plötzlich kam die Dämmerung und goß ihr graues Licht aus. Der Rittmeister versperrte seine Zimmer und schlich wie ein Dieb über die Stiege hinab. Er ging in den Strümpfen und hielt seine Schuhe in der Hand. Die Holztreppen knarrten, wenn man fest auftrat. Als er die Haustür erreicht hatte, zog er seine Schuhe an. Es ist eine Schmach, dachte er und hatte einen Augenblick lang das Gefühl, als wäre dies alles vergeblich und nutzlos.

Er schüttelte seine Schwäche ab und trat auf die Straße. Ein lauer Wind empfing ihn. Auf einem kahlen Baum saß eine Amsel und sang. Es ist wahrhaftig Frühling, sagte sich Löcknitz und atmete gierig die weiche Luft ein. Irgendwo stand schon die junge Märzsonne, denn die nassen Dächer der hohen Häuser glänzten wie rotes Gold. Überall tropfte und rieselte es. Sonst war es noch still in den Straßen. Ein übernächtiger Schutzmann ging gemächlich den Kanal entlang. Später kam eine Zeitungsausträgerin. Ein kleiner Bäckerjunge pfiff. In einer humpelnden Nachtdroschke fuhren zwei geschminkte Weiber nach Haus. Sie sahen im scharfen Morgenlicht wie wilde Götzenbilder aus.

Als der Rittmeister nach Hoppegarten kam, war der Frühling noch deutlicher zu spüren. Die Luft roch nach feuchter Erde. Auf den Wiesen lag ein erster grüner Schimmer. In der Ferne wieherten übermütige Pferde. Die Welt ist schön, dachte Löcknitz und lachte glückselig vor sich hin. Es war eine Lust, zu leben.

„Guten Morgen, Szeretlek", rief er vergnügt seinem Gaul zu, der eben aus dem Stall geführt wurde. Die Stute spitzte die Ohren und sah ihren Herrn mit guten, demütigen Augen an. Er klopfte sie zärtlich ab und gab ihr ein Stück Zucker.

„Good morning, Herr Rittmeister", grüßte der Trainer Patterson und lächelte behaglich. „Feines Wetter, in der Tat. Kommt uns sehr gelegen. Habe schon zwei Wochen arbeiten können."

„Wie weit ist der Gaul?"

„Werden sich sofort selber überzeugen können, Herr Rittmeister."

„Ich bin neugierig, Patterson." Er folgte dem Trainer in das Stallgebäude und begann sich umzukleiden.

„Die Stute hat glänzend überwintert, Herr Rittmeister!"

„Ja, sie steht gut im Haar."

„In acht Tagen ist sie fit, wenn es sein muß. Sie springt wie ein alter Steepler."

Löcknitz bestieg die Stute und galoppierte in die Übungsbahn. Szeretlek versuchte auszubrechen und drängte einem Rudel junger Hengste zu, das im Schritt von der Arbeit kam. Der Rittmeister zwang sie, geraden Kurs zu halten, und ging über die erste Hürde. Szeretlek stutzte den Bruchteil einer Sekunde lang, dann sprang sie, nicht zu hoch und nicht zu weit. Das zweite Hindernis nahm sie schon fließend, ohne zu zögern. Sie war ganz bei der Sache. Er ließ sie noch tausend Meter kantern und kehrte zum Stall zurück. Sie war staubtrocken und hatte ruhige Lungen.

„Meine Hochachtung, Patterson. Die Stute springt tadellos."

Der Amerikaner schmunzelte. „Freue mich, daß Sie das sagen, Herr Rittmeister."

„Ein bißchen fett ist sie noch."

„Das geht weg bis zum Rennen."

„Ich denke, wir können den Gaul in Karlshorst losschießen."

„So denke ich auch."

Sie gingen in das Stallgebäude zurück, und Löcknitz zog sich um. „Haben Sie ein bestimmtes Rennen im Auge, Patterson?"

„Yes", antwortete der Trainer und zog die Propositionen der Karlshorster Frühjahrsrennen aus der Tasche. „Am zweiten Tag ist ein Hürdenrennen, von Gentlemen zu reiten, das wie für uns geschaffen ist. Ein leichtes Rennen, zweitausendvierhundert Meter, kleiner Preis freilich. Viertausend Mark. Für den Anfang nicht schlecht."

Der Rittmeister lachte. „Ich wollte, wir hätten das Geld schon in der Tasche."

„Wenn wir faires Gewicht bekommen, haben wir große Aussicht."

„Na schön, nennen Sie in Gottes Namen Szeretlek für das Rennen."

„Unter Decknamen oder unter Ihrem Namen, Herr Rittmeister?"

Löcknitz überlegte einen Augenblick. „Unter meinem Namen, Patterson." Das Versteckspiel hatte keinen Zweck, wenn er selber ritt. So oder so kam ja die Sache doch heraus.

„Sind Ihre Farben schon beim Klub angemeldet, Herr Rittmeister?"

„Alles in Ordnung."

„Wie steht es mit dem Gewicht?"

„Was für Gewicht? Ach so! Leichter bin ich keinesfalls geworden."

„Macht nicht den Eindruck."

Löcknitz setzte sich auf die Wage. „Siebenundsiebzig Kilo", stellte der Trainer fest und zog die Augenbrauen hoch.

„Donnerwetter!" rief der Rittmeister entsetzt. „Das ist ja eine Schweinerei."

„Man wird älter", meinte Patterson gleichmütig.

„Natürlich, aber siebenundsiebzig Kilo ist ein starkes Stück."

„Werden ein paar Pfund hergeben müssen, Herr Rittmeister."

„Zehn Pfund bringe ich leicht in acht Tagen weg."

„Nur immer langsam, Herr Rittmeister. Wir sind keine Jünglinge mehr. Das Herz kriegt leicht einen Knacks."

Löcknitz erhob sich von der Wage und reckte seine Gestalt. „Keine Angst, Patterson, mein Herz hält noch einen Puff aus."

„Hoffe so, Herr Rittmeister. Schließlich können Sie ein paar Pfund Übergewicht den andern Herren vorgeben. So wie Sie finisht doch keiner."

„Nichts berufen!" wehrte der Rittmeister ab und freute sich der Anerkennung.

Sie traten wieder ins Freie. Die Sonne schien warm wie im Mai. Vogelruf und blaue Sehnsucht waren in der Luft. Löcknitz setzte sich auf die kleine Bank vor dem Stall und rauchte eine Zigarette. Er wurde redselig und erzählte dem Trainer von dem Gestüt Kleinrüdde.

„Feine Sache, in der Tat", meinte Patterson und spuckte nachdenklich aus. „Gehe sofort mit Ihnen als Gestütsmeister, wenn Sie mich nehmen."

„Nur ein kleines bißchen Glück brauchen wir, Patterson."

„Wird schon kommen, Herr Rittmeister."

„Na, hoffen wir", sagte Löcknitz und stand auf. Er hatte ein Gefühl der Unsicherheit, das stärker war als der Glanz dieses Frühlingsmorgens. „Arbeiten Sie die Stute fleißig, Patterson. Ich komme nächste Woche wieder heraus. Auf Wiedersehen."

„Good bye, Herr Rittmeister."

Löcknitz fuhr in die Stadt und ging in das Dampfbad, um ein paar Pfund herunterzuschwitzen. Während er massiert wurde, erinnerte er sich, daß er in diesem Bad seine erste Berliner Nacht

verbracht hatte. Damals ſtand es ſchlechter um ihn als heute. Jetzt beſaß er ein Pferd und etwas Geld, er hatte ſeiner Tochter Hilfe gebracht und einen alten Schauſpieler vor dem Verhungern bewahrt, den väterlichen Wald in Kleinrüdde hatte er gerettet und einem jungen, wundervollen Geſchöpf, an dem ſein Herz hing, war er Führer und Freund geworden. Er hatte wirklich keinen Grund, kleinmütig zu ſein und an der Zukunft zu verzweifeln. Nur die Rechnung zwiſchen ihm und ſeiner Frau war noch immer unbeglichen, aber daran trug nicht er allein die Schuld. Wenn der Zahltag kam, wollte er gewiß nicht auskneifen.

Als er mittags, ein wenig matt und müde, nach Haus kam, hatte niemand ſeine Abweſenheit bemerkt. Da er allein in ſeinem Zimmer zu frühſtücken pflegte, ſo brauchte er nur für den alten Martin eine glaubliche Ausrede zu finden. Und Martin ging für ſeinen Herrn durchs Feuer.

Die nächſten Wochen verſtrichen in geſpannter Erwartung und unermüdlicher Arbeit. Ein verſpäteter Wintereinbruch hatte dem Frühling Halt geboten. Einen ganzen Tag lang ſchneite es, aber in der Nacht kam ein warmer Südwind und bereitete dem Unfug ein Ende. Dann ſtand die Sonne höher und ſtrahlender am Himmel als zuvor. Im Tiergarten, den Löcknitz ſtundenlang durchlief, trugen die Sträucher die erſten jungen Blätter.

Je näher der Tag des Rennens und der Entſcheidung kam, deſto nervöſer wurde der Rittmeiſter. Liſa Dierkher merkte die Veränderung zuerſt. Er konnte nicht ſtillſitzen und vertrug keine Muſik. Eine Unruhe war in ihm, die ſich ihr mitteilte. Er marſchierte auf und ab, öffnete das Fenſter, ſah mit ſehnſüchtigen Augen den Zügen nach, die in die Welt hinausfuhren, und konnte das Gefühl des Beengtſeins nicht verbergen. Es gab Nachmittage, an denen er nicht zehn Worte ſprach. Das junge Mädchen fragte nicht und machte keine Vorwürfe. Der Rittmeiſter war dankbar und ſagte in einer ruhigen Stunde: „Sie müſſen Nachſicht mit mir haben, Fräulein Dierkher. Ich bin jetzt unleidlich, ich weiß es. Nach dem Rennen wird es wieder beſſer werden. Es hängt zu viel davon für mich ab.“

„Sie ſollen ſich nicht entſchuldigen, Herr Rittmeiſter“, antwortete Liſa mit gepreßter Stimme. „Ich kann dies alles ſehr gut begreifen.“

Er beugte ſich nieder und küßte ihre Hand. „Sie ſind zu gut, Fräulein Dierkher. Ich ſchulde Ihnen vielen Dank. Ich fürchte, daß ich niemals meine Schuld werde bezahlen können.“

Sie lächelte ſchmerzlich und ſchwieg.

Das Qualvollſte für Löcknitz waren die Stunden, da er mit ſeiner Frau bei Tiſche ſaß. Er verſuchte in ihrem gleichmütigen Geſicht zu leſen, ob ſie von den kommenden Ereigniſſen etwas wußte. Aber dieſes verhüllte Frauenantlitz verriet nichts. Es blieb unverändert und regungslos. Nur die Haare an den Schläfen waren in der letzten Zeit etwas grauer geworden, ſo ſchien es ihm.

Der Rittmeiſter hatte ſein Gewicht auf neunundſechzig Kilo gebracht. Er war vielleicht ein wenig zu raſch vorgegangen, denn er fühlte ſich ſchwach, und in ſein Geſicht kamen Falten und Runzeln, die früher nicht dageweſen waren.

„Du ißt jetzt ſo wenig", ſagte einmal ſeine Frau, ohne ihn anzublicken.

„Das macht der Frühling, Agnes", antwortete er und wurde verlegen.

Ein anderes Mal betrachtete ſie ihn aufmerkſam und meinte: „Du ſiehſt gar nicht gut aus, Löcknitz. Fehlt dir etwas?"

„Nein, durchaus nicht."

„Du ſollteſt den Arzt befragen."

War das Hohn oder Mitleid? Er wußte es nicht. In dieſem Augenblick hatte er das Gefühl, ihr alles ſagen zu müſſen. Seine Schleichwege erſchienen ihm unwürdig. Er hatte es nicht nötig, ſich zu verbergen. Aber was half es, wenn er ihr jetzt die Wahrheit geſtand? Sie würde ihn doch nicht verſtehen wollen und ihm die hilfreiche Hand reichen. Sie war imſtande, ihm Schwierigkeiten zu bereiten und den Weg zu verſperren. Sie konnte den alten Schuldſchein aus der Taſche ziehen und Szeretlek pfänden. Er mußte ſtill ſein und das heimliche Spiel bis zu Ende führen. Wenn es eine ſchwache Hoffnung gab, ſeine Frau für ſich zu gewinnen, ſo war es nur die, daß er mit vollzogenen Tatſachen vor ſie hintrat. Vielleicht ließ ſie ſich überzeugen, daß es ſich jetzt nicht um ein Spielerdaſein, ſondern um ehrliche Arbeit handelte. Aber er merkte wohl, daß ſeine Hoffnung auf ſchwachen Füßen ſtand. Agnes Löcknitz war nicht die Frau, um nachzugeben und ihren Standpunkt zu verlaſſen. Sie würde unerbittlich bleiben, auch wenn er hundertmal ſein Rennen gewann. Was nützte ihm der Erfolg, wenn ſie auf ihrem Schein beſtand? Solange er dieſe Schuld nicht bezahlte, war er von ihrem guten Willen abhängig. Alle Pläne fielen dann ins Waſſer und das Geſtüt Kleinrüdde blieb ungeboren.

Seine Nerven waren ſo geſchwächt, daß er bei dieſem Gedanken am ganzen Leib zu zittern anfing. Es mußte ihm

gelingen, seine Frau umzustimmen. Er war zu jeder Demütigung und zu jedem Opfer bereit. Er nahm jedes Kreuz auf sich, wenn sie ihn seine Arbeit durchführen ließ. Er sah sich auf den Knien liegen und um Mitleid betteln. Aber wenn sie ihm trotz allem sein Leben zerbrach, dann gab es ein Unglück. Dann war es besser, gemeinsam zu sterben, als dieses Elend weiterzuschleppen.

Die Zeit verging, und nichts geschah. Sein Pferd wurde nicht gepfändet, und die Familie Plagge-Glindow berief keinen Familienrat ein. Entweder wußten die Leute von nichts oder sie wollten den Erfolg abwarten.

Und auf einmal war der Renntag da. Löcknitz saß beim Mittagstisch und fieberte. Er würgte an jedem Bissen und konnte sich fast nicht mehr beherrschen. Seine Frau schien nichts zu merken. Sie fragte nicht und blickte kaum von ihrem Teller auf. Das ist vielleicht mein letztes Mittagsmahl in diesem Haus, dachte der Rittmeister und blickte mit brennenden Augen zu Agnes hinüber. Es war ihm, als müßte er ihr noch in dieser letzten Stunde alles eingestehen, aber sein Mund blieb verschlossen. Zu diesem starren Gesicht konnte man nicht sprechen. Er stand auf, in zerrissener Verzweiflung, und schritt stumm zur Tür hinaus.

Als er langsam die Treppe hinunterging, lief ihm seine Tochter nach. „Was ist denn, Grete?"

„Nichts, Vater. Ich wollte dir bloß einen Kuß geben." Sie stellte sich auf die Fußspitzen und küßte ihn auf die Wange. Dann sagte sie ganz leise und geheimnisvoll: „Ich werde dir heute die Daumen halten, Vater." Sie lächelte ihm hoffnungsfreudig zu und sprang die Treppe hinauf.

Der Rittmeister blickte ihr nach und fand vor Erstaunen kein Wort. Woher wußte sie, daß er heut um sein Leben ritt? Er stand gänzlich verwirrt da und sann über das Rätsel nach. In diesem Augenblick bedrückte es ihn, daß er sich so wenig um seine Tochter bekümmert hatte. Er hatte keine Ahnung, was sie trieb, womit sie sich beschäftigte und mit wem sie verkehrte. Fremde Leute standen ihm näher als sein eigenes Kind. Er war ein unwürdiger Vater. Eine dunkle Regung, der er kaum widerstehen konnte, zog ihn zu seiner Tochter. Es wäre besser, das dumme Rennen und alles andere aufzugeben und statt dessen sein liebes Mädel zu holen und an diesem wunderschönen Frühlingstag irgendwohin aufs Land zu fahren. Die Vernunft siegte über die Stimme seines Herzens. Er hatte kein Recht, auf das Rennen zu verzichten, wenn er nicht gleichzeitig auf

Freiheit und Unabhängigkeit verzichten wollte. Es kamen noch viele schöne Frühlingstage, an denen er mit seiner Tochter Ausflüge machen konnte. Er gab sich das Versprechen, alles Versäumte nachzuholen und gutzumachen.

Der Rittmeister riß sich zusammen und verließ das Haus. Bevor er in ein Auto stieg, kaufte er von einem herbeistürzenden Zeitungsjungen die „B. Z.". Während der Wagen nach Karlshorst jagte, las er im Sportteil den Vorbericht über die heutigen Rennen. Das dritte Rennen wurde der fünfjährigen Bajadere des Oberleutnants Hangelsberg zugesprochen, die sich mit Szeretlek abzufinden hätte. Auf dieser Stute würde nach langer Abwesenheit der Rittmeister Albrecht von Löcknitz im Sattel sein. Alle Sportfreunde freuten sich, diesen famosen Rennreiter, dessen Erfolge noch in aller Erinnerung wären, wieder auf den heimischen Bahnen begrüßen zu können.

Der Rittmeister lachte laut auf und zerknüllte das Blatt. Welch ein armer Narr war er! Was in dieser Zeitung stand, war wohl auch in allen Morgenblättern zu lesen. Und er hatte sich eingebildet, dieses Allerweltsgeheimnis verbergen zu können. Seine Frau wußte offenbar schon längst, daß der famose Rennreiter heute wieder in den Sattel stieg. Aber wenn sie davon wußte und nichts tat, um ihn daran zu hindern, dann hatte sie ihren Widerstand aufgegeben. Sie verzichtete auf ihre Erziehungspläne und ließ ihm seinen Willen. Ein heißes Dankgefühl erfüllte sein Herz. Agnes Löcknitz war die beste Frau von der Welt. Niemand kam ihr gleich. Man mußte dem Herrgott Tag für Tag auf den Knien danken, daß er einem diese Frau zugeteilt hatte. Er fühlte das unbezwingliche Verlangen, umzukehren, nach Haus zu fahren, die Treppen hinaufzulaufen, seine Frau zu umarmen und zu danken, zu danken. Er sah auf die Uhr. Nein, es ging nicht mehr. Er versäumte das Rennen, wenn er jetzt zurückfuhr. Auf die paar Stunden kam es auch nicht mehr an. Heut abend wollten sie Versöhnung feiern, die über ihren Tod hinausreichen würde. Nichts konnte sie mehr in diesem Leben auseinanderreißen.

Er wußte jetzt, daß er sein Rennen gewinnen würde. Gegen diesen Siegerwillen kam niemand auf. Die einzige ernsthafte Gegnerin war Bajadere, und die trug klotzig viel Gewicht. Sie hatte auch wenig Arbeit hinter sich, so behauptete Patterson. Die andern kamen kaum in Betracht. Mit denen wurde er im Handgalopp fertig. Es waren überhaupt nur sieben Pferde für das Rennen genannt. Die Stute, die Klützow ritt, war unzuverlässig und hatte keine Aussicht. Matterhorn stolperte über

jede Hürde. Abendlied und Einsiedler hatten schwache Reiter. Goldregen war zu langsam. Es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn er mit Szeretlek nicht das Rennen gewann.

Der Wagen hielt. Karlshorst.

XVII

Der erste Mensch, dem Löcknitz begegnete, war der gewesene Leutnant Stöckel. Sein Gesicht war blaß und sehr mager. Er hatte tiefliegende und hungrige Raubtieraugen. Aber sein Anzug erschien tadellos, obwohl man bei genauerem Hinsehen deutlich erkannte, daß er abgetragen war und mühsam Form behielt. Die Bügelfalte leuchtete wie eine vereiste Gipfelschneide in der Sonne. Stöckel grüßte vorsichtig und wollte sich an dem Rittmeister vorbeidrücken.

„Hallo, Herr Stöckel!" rief Löcknitz vergnügt. „Was ist denn mit Ihnen? Warum schneiden Sie mich?"

Stöckel blieb stehen und antwortete mit einem verbitterten Lächeln: „Sie belieben huldvoll zu scherzen, Verehrtester."

„Nanu, beißen Sie nur nicht gleich!"

„Ich konnte wahrhaftig nicht ahnen, daß Sie mir Ihre Gunst bewahrt haben."

„Ach, quatschen Sie doch keinen Unsinn!"

„Ich rede blühende Wahrheiten, Herr Rittmeister. Wer meinen Gruß erwidert, ist nicht recht bei Trost oder hat nichts mehr zu verlieren."

„Beruhigen Sie Ihr Gewissen, lieber Stöckel. Mir kann die ganze Gesellschaft auf den Buckel steigen."

„Wie Sie glauben, Herr Rittmeister. Ich habe Sie gewarnt."

„Erzählen Sie mir lieber, wie es Ihnen immer geht."

„Kodderig, verehrter Gönner, recht kodderig. Das dürfen Sie mir aufs Wort glauben. Wenn Sie das Bedürfnis haben, mir wieder ein Goldstück zu spendieren, so lassen Sie sich von keinerlei Scham zurückhalten."

Löcknitz lachte. „Heute kriegen Sie sogar einen Blauen."

„Donnerwetter! Was ist denn los? Haben Sie das große Los gewonnen oder machen Sie Pleite?"

„Keines von beiden vorläufig. Man soll nichts berufen. Ich habe bloß einen guten Tip für Sie."

„Ich bin gespannt."

„Wetten Sie im dritten Rennen Szeretlek. Ich gewinne sicher."

„Kann sein", antwortete Stöckel einsilbig und wurde merklich verlegen. Es schien, als wollte er etwas sagen, was er nur mit Anstrengung für sich behielt.

Löcknitz gab ihm einen Hundertmarkschein. Stöckel nahm das Geld zögernd und brummte ein leises „Danke".

„Was paßt Ihnen nu wieder nicht?" fragte der Rittmeister erstaunt.

„Nichts. Ich bin Ihnen sehr dankbar." Er zog den Hut und wollte sich entfernen.

„Halt, lieber Stöckel", rief Löcknitz. „Sie könnten mir einen Gefallen erweisen. Wollen Sie?"

„Gern. Was ist es denn?"

„Hier haben Sie fünftausend Mark. Wetten Sie Szeretlek für mich. Dreitausend Platz, zweitausend Sieg."

Stöckel stand da wie vom Blitz getroffen. Er öffnete ein paarmal den Mund und brachte kein Wort hervor. „So nehmen Sie doch das Geld", drängte der Rittmeister. Stöckel stotterte mit heiserer Stimme: „Sie haben wohl den Verstand verloren, entschuldigen Sie."

„Warum denn?"

„Mir vertrauen Sie fünftausend Mark an?"

„Sie sind mir sicher, Verehrtester. Ich habe alles Vertrauen zu Ihnen. Mir tun Sie nichts, das weiß ich genau. Ich bin ja auch ein armer Teufel."

„Sie sollten nicht so sicher sein, Herr von Löcknitz", drohte Stöckel.

„Überlassen Sie das gefälligst mir. Ich bin vollkommen zurechnungsfähig. Also vorwärts, nehmen Sie das Geld."

Der Entgleiste steckte das Geld willenlos in die Tasche. Um seine Mundwinkel zuckte es. Jetzt wird mir der Kerl doch nicht zu heulen anfangen, dachte der Rittmeister und wurde ein wenig verlegen.

„Das werde ich Ihnen nie vergessen, Herr von Löcknitz", flüsterte Stöckel und ging eiligst davon, da er den Leutnant Klützow entgegenkommen sah. Er hob die Hand zum Hut, um zu grüßen, aber er ließ sie gleich wieder sinken. Klützow blickte über ihn hinweg, als wenn er Luft wäre. In diesem Blick lag so viel harte Grausamkeit, daß der Rittmeister diese Verachtung wie eine persönliche Beleidigung empfand.

„Bitte, lieber Klützow," rief er dem Husaren zu, „halten Sie mir um Himmels willen keine Strafpredigt darüber, daß ich mit Stöckel gesprochen habe."

„Fällt mir gar nicht ein, lieber Herr Rittmeister. Ich habe wenig Talent zum Jugendbildner und Volkserzieher. Von mir aus kann jeder nach seiner eigenen Fasson selig werden."

„Und dennoch sind Sie so streng gegen Stöckel?"

„Ich muß mich selber schützen. Und ich bin für saubere Hände."

„Es hat wirklich wenig praktischen Wert, Weisheiten über Herrn Stöckel auszutauschen", sagte Löcknitz gereizt und begann schneller zu gehen.

„Auch mir liegt sehr wenig an einer Unterhaltung über Stöckel, das dürfen Sie mir glauben, Herr Rittmeister. Ich wollte Ihnen nur mitteilen, daß meine Stute krumm gefallen ist und im dritten Rennen nicht starten kann."

„Oh, das ist Pech und tut mir leid, obwohl ich mich eigentlich darüber freuen müßte. Ein Gegner weniger."

„Von mir hätten Sie wenig zu fürchten gehabt, Herr Rittmeister. Ich hatte wenig Aussicht gegen Szeretlek."

„Man kann stürzen, lieber Klützow."

„Das wäre aber auch die einzige Chance gewesen. Wollen Sie mit mir in den Stall kommen und meinen Gaul ansehen?"

„Es geht mir nicht mit der Zeit aus. Vielleicht nach dem Rennen."

„Ich hätte es gern, wenn Sie sich mit Ihren eigenen Augen überzeugten, daß die Stute lahm ist."

„Ich glaube es Ihnen aufs Wort, Klützow. Zu Ihrem Vergnügen werden Sie das Pferd nicht im Stall lassen."

„Im Gegenteil, ich wüßte nicht, was ich darum gäbe, daß das Biest heute nicht krumm geworden wäre. Es ist wie ein Verhängnis."

„Na, nehmen Sie die Sache nicht tragisch", tröstete ihn Löcknitz. „Sie sind jung, und es gibt noch viele andere Rennen."

Klützow wollte etwas entgegnen, aber er bezwang sich. Er ging stumm neben dem Rittmeister und blickte finster in die Luft. Beim Abschied sagte er: „Wenn Sie Zeit haben, kommen Sie zu mir in den Stall, es liegt mir wirklich viel daran."

Komischer Mensch, dachte Löcknitz und ging kopfschüttelnd weiter. Was will er bloß mit seinem Stall? Und warum entschuldigt er sich bei mir, daß er nicht mitreiten kann? Aber er hatte keine Lust, lange darüber nachzudenken. Heute stand Größeres und Wichtigeres auf dem Spiel.

Szeretlek wurde gebürstet und geputzt. Sie war unruhig und hatte fieberglänzende Augen, als wüßte sie, daß sie heute zu kämpfen hätte.

Der Trainer Patterſon erſchien und ſtrahlte über das ganze Geſicht: „Gute Nachrichten, in der Tat. Wir haben das Rennen ſchon in der Taſche.“

„Wieſo?“

„Bajadere bleibt zu Haus. Oberleutnant Hangelsberg ſtartet nicht.“

Der Rittmeiſter fragte, unangenehm berührt: „Warum nicht?“

Der Amerikaner zog die Achſeln hoch. „Habe keine Ahnung.“

„Iſt es auch ſicher?“

„Todſicher, Herr Rittmeiſter. Ich war im Stall drüben. Bajadere ſauft Waſſer, ſo viel ſie will.“

„Merkwürdig“, ſagte Löcknitz verſtimmt und ſtarrte in die Luft.

„Sie freuen ſich gar nicht, Herr Rittmeiſter?“

„Nee, ich freue mich wirklich nicht.“

„Viertauſend Mark ſind viertauſend Mark“, ſtellte der Trainer feſt.

„Jetzt macht mir das ganze Rennen keinen Spaß. Gegen wen ſoll ich kämpfen? Gegen Abendlied oder Einſiedler? Lächerlich. Am liebſten bliebe ich jetzt auch zu Haus.“

„Aber, Herr Rittmeiſter!“ rief Patterſon ärgerlich.

„Es iſt wahr! Ich hatte mich auf ein ſchönes Rennen gefreut, und nun muß ich mit ein paar Kühen galoppieren. Herr von Klützow geht auch nicht mit. Seine Stute iſt lahm.“

„Ich weiß, Herr Rittmeiſter. Darum dürfen Sie den Klub nicht in Verlegenheit bringen, indem auch Sie abſagen. Das würden uns die Herren ſehr übelnehmen.“

„Na ſchön, in Gottes Namen!“

Er ging in den Ankleideraum und zog ſich um. Alle Freude war vorbei. Er betrachtete ſich im Reitanzug voll Widerwillen und hatte ein Gefühl der Scham. Es ſchien ihm, als hätte er ſich für einen lächerlichen Maskenball verkleidet. Er war nicht mehr jung und unbekümmert genug. Alles hatte ſeine Zeit. Er zog einen langen Überzieher an, ſchlug den Kragen hoch und trat ins Freie.

Das erſte Rennen wurde gelaufen. Er ging bis zum Schranken und ſah teilnahmlos zu. Es war ein großes Feld. Vierzehn Pferde. Faſt alle Herrenreiter von Namen waren im Sattel. Niemand ſtürzte, und es gab einen wunderſchönen Endkampf. Vier Gäule gingen faſt Kopf an Kopf durch das Ziel. Nur der Richter konnte erkennen, wer gewonnen hatte. Der Sieger war ein Außenſeiter. Oberleutnant Hangelsberg war um eine Naſenlänge geſchlagen. Löcknitz freute ſich darüber, er

wußte selber nicht, warum. Der Sieger ritt zur Wage. Es war ein blutjunger und knabenhafter Gardeulan, den Löcknitz nicht kannte. Der junge Mensch lachte vor Glück. Es war das erste Rennen seines Lebens, das er heute gewonnen hatte. Alle Leute klatschten ihm Beifall, nur weil er so jung und hübsch war. Viele schöne Frauen winkten ihm zu und grüßten ihn mit heißen Augen, nur weil er so glücklich geritten war. Der Gardeulan dankte huldvoll nach allen Seiten wie ein junger gekrönter König. Der Rittmeister beneidete ihn um sein faltenloses Knabengesicht, um nichts anderes. Jung muß man sein, alles andere ist unwichtig und nebensächlich. Er kam sich heute schrecklich alt und verbraucht vor. Die Frühlingsluft machte müde. Hoch und wolkenlos war der Himmel.

Löcknitz stand einsam an den Schranken gelehnt und betrachtete die Leute, die schwatzend auf und ab gingen. Niemand von seinen näheren Bekannten war zu sehen, weder Miersdorf noch Twesten und Rastorf. Wo steckten die Jungens? Er hätte gern jemand neben sich gehabt, mit dem er ein paar gleichgültige Worte hätte wechseln können.

Plötzlich entdeckte er auf der Tribüne den Grafen Ulrich Plagge. Neben ihm saß der Leutnant Fritz Plagge. Ein jäher Schreck fuhr durch sein Herz. Was wollten die beiden hier? Da stimmte irgend etwas nicht. Er witterte ein Unheil, das in der Luft lag. Die Grafen waren nicht zu ihrem Vergnügen und aus Sportbegeisterung hier. Er wäre jetzt nicht erstaunt gewesen, seine Frau in ihrer Gesellschaft zu erblicken. Agnes war nicht zu sehen. Graf Ulrich Plagge sprach mit einem älteren Herrn und lachte herzlich.

Man führte irgendeinen Streich gegen ihn im Schild, das fühlte Löcknitz deutlich, aber er zermarterte vergeblich seinen Kopf, was es sein könnte. Es wäre vielleicht das einfachste, zu den Plagges zu gehen und sie zu fragen, was sie vorhätten. Er verwarf sogleich seinen Plan. Es war nicht zu machen. In dieser Stunde hatte er seine Nerven nicht in der Gewalt. Er würde saugrob werden und alles verderben. Schließlich hatte ihm Ulrich Plagge keine Rechenschaft darüber abzulegen, warum er nach Karlshorst zum Rennen ging.

Die Pferde des zweiten Rennens betraten die Bahn. Es war wiederum ein starkes Feld. Was tue ich noch hier? fragte sich der Rittmeister und blickte ratlos wie ein gehetztes Tier um sich. Worauf warte ich? Warum ziehe ich mich nicht um und gehe weg? Er rührte sich nicht von der Stelle, als wäre er mit tausend Fesseln an diesen Bahnschranken gebunden. Er

konnte nicht fliehen, das ging über seine Kraft. Wenn er jetzt davonlief, war es Feigheit vor dem Feind. Mochte kommen, was da wollte, er blieb. Kein Mensch durfte ihm Feigheit nachsagen. Er würde niemandem mehr ins Auge blicken können, wenn er vor dem Rennen den Platz verließ. Lieber sterben als zum Feigling werden.

Und wenn der Graf Ulrich Plagge im letzten Augenblick sein Pferd pfänden ließ? Der kalte Angstschweiß trat dem Rittmeister auf die Stirn. Es wurde ihm schwarz vor den Augen. Er klammerte sich an den Holzbalken an, um nicht zu fallen. Wenn sie ihm diese Schmach antaten, dann holte er eine Reitpeitsche aus dem Stall und züchtigte die beiden hier auf dem Rennplatz. Das tat er, so wahr er Albrecht Löcknitz hieß.

Das zweite Rennen war entschieden. Irgendein Pferd hatte gewonnen. Der Trainer Patterson kam gelaufen, das Sattelzeug unter dem Arm und purpurrot im Gesicht, und rief außer sich: „Sie müssen zur Wage, Herr Rittmeister. Es ist die höchste Zeit."

„Ich komme schon." Er ging hinter ihm einher, wie ein Mensch, der zum Schafott geführt wird. „Wo ist Szeretlek?" fragte er mit heiserer Stimme.

„Auf dem Sattelplatz."

„Es ist nichts geschehen?"

„Nein. Was sollte denn geschehen sein?" fragte der Amerikaner verwundert.

Der Rittmeister atmete auf. Sie hatten Szeretlek nicht gepfändet. Noch nicht gepfändet. Sie warteten offenbar den günstigsten und wirkungsvollsten Augenblick ab.

„Einsiedler und Abendlied bleiben auch zu Haus", sagte Patterson.

Sein Herr hörte nichts. Er nahm, wie im Traum, das Sattelzeug und setzte sich auf die Wage. Als sie den Wageraum verließen, fragte er wiederum in Todesangst: „Wo ist Szeretlek?"

„Auf dem Sattelplatz."

Wenn er auf seinen Gaul steigen würde, kam sicherlich der Gerichtsvollzieher und pfändete Szeretlek. Das war der dramatische Höhepunkt. So erzog Agnes Löcknitz ihren Mann zum braven Familienvater. Und er marschierte mit offenen Augen in die unauslöschliche Schmach hinein.

Hier stand Szeretlek. Er glaubte sie deutlich zu sehen. Sie tänzelte unruhig hin und her und schwitzte vor Aufregung. Patterson legte ihr den Sattel auf. Jetzt kommt der Gerichtsvollzieher, dachte Löcknitz und fühlte sein Herz schwach werden.

Niemand kam. Niemand kümmerte sich um Szeretlek. Die Musik spielte einen fröhlichen Walzer. Ein Jockei ging vorüber und pfiff die Melodie mit.

„Aufsitzen, Herr Rittmeister", sagte der Trainer.

„Ich fühle mich hundeelend. Haben Sie einen Schluck Kognak bei sich, Patterson?"

„Whisky ist besser", lachte der Amerikaner und hielt seinem Herrn die Flasche hin. Löcknitz trank.

„Danke, Patterson. Jetzt geht es schon."

Der Trainer half ihm in den Sattel. Der Rittmeister blickte scheu und ungläubig nach allen Seiten. Sie pfändeten ihm wirklich nicht das Pferd unter dem Leib. Sie waren wackere Leute. Er tat ihnen unrecht.

Eine Glocke schrillte. Patterson führte den Gaul in die Bahn. Löcknitz saß wie versteinert auf seinem Pferd und atmete schwer. Wenn sie bis in die Bahn kamen, ohne angehalten zu werden, war er gerettet.

Der Schranken wurde zurückgeschoben. Der Rittmeister war in der Bahn. „Gott sei Dank!" murmelte er und hob den Kopf in die Höhe. Plötzlich sah er den Nummernapparat. Eine einzige Nummer war aufgezogen. Sein Herz stand still. „Was ist das?" fragte er entsetzt und wies auf den Zeiger.

„Ein Walkover", antwortete der Trainer gleichmütig.

Löcknitz begann wie ein Irrsinniger zu lachen. Also das war es! Man ritt nicht gegen ihn. Man machte ihn lächerlich. Mit solchen vergifteten Waffen bekämpfte ihn seine Frau. Die Grafen Plagge pfändeten nicht sein Pferd, aber sie setzten es durch, daß niemand gegen ihn antrat. Deswegen wollte ihm Klützow unbedingt seinen krummen Gaul zeigen. Er war offenbar der einzige von der ganzen Bande, der an dieser Verschwörung nicht teilnahm. Dank, Klützow! Welch ein blöder Narr war er, daß er blindlings in die Falle gegangen war, die ihm seine Leute aufgestellt hatten!

„Führen Sie den Gaul in den Stall zurück."

Der Trainer ließ nicht locker. „Wir dürfen keinen Skandal machen. Haltung, Herr Rittmeister."

Nein, er konnte nicht zurück. Es wäre Feigheit gewesen. Albrecht Löcknitz lief nicht davon. Er leerte den Kelch bis zur Neige. Keinen Tropfen schenkte er sich. Sie hatten ihn besiegt, heimtückisch und durch Verrat, aber noch lebte er und hatte die Kraft, sich zu rächen. Diese Stunde sollten sie ihm bezahlen, das schwor er sich zu. Aug' um Aug', Zahn um Zahn. Ohne

Gnade und Barmherzigkeit. „Lassen Sie den Gaul los!“ befahl er dem Trainer.

Szeretlek versuchte davonzustürmen. Löcknitz riß ihr Maul wund und zwang sie, im Schritt zu gehen. Er wollte seine Erniedrigung nicht um den Bruchteil einer Sekunde verkürzen. Seine Familie sollte den Sieg dieser Stunde völlig auskosten. Je länger es dauerte, um so besser. Sein Herz mußte sich volltrinken mit Haß, mit unersättlichem und nie zu stillendem Haß.

Einsam und feierlich ritt er im Schritt an der Tribüne vorbei. Tausend Augenpaare, neugierige und schadenfrohe, fühlte er auf seiner Wange. Keine Muskel zitterte in seinem harten Gesicht. Er blickte geradeaus und vergrub die Zähne in die Unterlippe, bis er den Blutgeschmack auf der Zunge spürte. Sein Stolz krümmte sich, soweit es nur zu ertragen war, aber in seiner Seele saß jauchzend und weißglühend die Rache. Er lief Spießruten, aber er wollte mit Skorpionen züchtigen.

Nun stand er beim Start. Alles geht vorüber. Auch diese Ewigkeit, da er langsam durch ein Meer von Hohn und Spottgelächter geschritten war, war vorübergegangen. Statt zur Wage zurückzukehren, nahm Löcknitz das Rennen auf. Er ritt wie ein Verzweifelter und von der Vernunft Verlassener. Er nahm die Hürden in tollkühnem Lauf, mochte das Pferd unter ihm zusammenbrechen oder nicht. Was lag an dem Gaul? Wenn er stürzte, mußte er wenigstens nicht zur Wage zurückreiten. Szeretlek hielt sich aufrecht. Sie trug in Treue ihren Herrn. Löcknitz bog in die Gerade ein. Er kämpfte ein aufregendes Finish mit unsichtbaren Gegnern durch. Die Stute keuchte. Flocken weißen Schaums hingen um ihr Maul. Der Schweiß rann in Strömen über ihren Leib, und ihre Flanken zitterten, aber sie brach nicht zusammen.

Patterson führte das Pferd durch ein dichtes und schweigendes Spalier zur Wage. Nur ein Mann, der wie ein Oberkellner aussah, rief mit dünner, hoher Stimme: „Bravo, Löcknitz!“ Der Rittmeister blickte starr in die blaue Luft. Er sah einen Vogel, der in Kreisen immer höher stieg.

Löcknitz sprang aus dem Sattel. Seine Beine waren steif und unempfindlich.

„Nehmen Sie den Sattel ab, Herr Rittmeister“, bat der Trainer.

Sein Herr schien nichts zu hören. Er streichelte zärtlich den Hals seines schweratmenden Pferdes.

„Sie müssen sich zurückwiegen lassen, Herr Rittmeister“, rief Patterson.

Löcknitz sah ihn mit geistesabwesenden Augen an und antwortete ohne Erregung: „Ich verzichte auf den Preis."

„Aber, Herr Rittmeister!"

„Ich verzichte auf den Preis. Ich spreche wohl deutlich genug."

Er klopfte ein letztes Mal seinen Gaul ab und ging langsam zum Ankleideraum. Als er allein in der kleinen Kammer war, fühlte er sich so schwach, daß er sich niedersetzen mußte. Seine Nerven drohten zu versagen. Ein dunkler Schleier legte sich vor seine Augen. Nun werde ich nie mehr ein Rennen reiten, dachte er und spürte einen heißen, stechenden Schmerz, der ihn zum Leben zurückrief. Dann zündete er sich eine Zigarette an und zog den Rauch mit tiefen, durstigen Zügen ein. Er hatte kein Recht, auszuspannen und matt zu werden. Jetzt bedurfte er aller Kraft, um den Schimpf dieses Tages zu rächen und seine Leute zu verwunden, so tief er nur konnte. Er wollte Frieden und Arbeit, sie suchten den Kampf. Sie sollten ihn haben, den Kampf bis aufs letzte.

Er zog seine Straßenkleider an und erblickte in einem Spiegel ein fremdes, verzerrtes Gesicht, das er nicht kannte. So sah Albrecht Löcknitz aus?

Als er das Zimmer verließ, stieß er auf Stöckel, der vor der Tür auf ihn gewartet hatte. Er hielt in der ungeduldigen Hand das Geld, das ihm die Finger verbrannte. „Hier ist das Geld, Herr von Löcknitz", sagte er leise.

„Danke", erwiderte der Rittmeister und steckte die Banknoten in die Tasche. „Schlechte Quote", versuchte er zu scherzen.

„Eine Schweinebande!" rief Stöckel empört.

Löcknitz grüßte und ging weiter. Er hielt den Kopf gesenkt, um niemanden zu sehen, und verließ den Rennplatz. Unerträglich waren menschliche Gesichter. Er marschierte ohne Ziel querfeldein, bis er in tiefster Einsamkeit war und überlegen konnte, was er jetzt zu tun hatte. Das nächste war offenbar, daß er das Haus seiner Frau verlassen mußte. Nicht eine Nacht länger wollte er unter ihrem Dach schlafen. Sobald er diesen Entschluß gefaßt hatte, suchte er eine Straße, die zu Menschen führte. Er kam zu einem Bahnhof, setzte sich in einen Zug und stieg irgendwo aus. Dann fuhr er in einem Auto nach Haus.

Wie haßte er dieses graue, freudlose Gebäude, das schlimmer als alle Gefängnisse der Welt war! Er erinnerte sich des Herbstabends, da er vor diesem Haus unschlüssig und verzweifelt auf und ab gegangen war und nicht einzutreten gewagt hatte.

Mit Rosen in den Händen war er gekommen, ein Büßender und Reuevoller; für das ärmste Wort der Liebe wäre er in die Knie gesunken. Aber in diesem Haus schlugen steinerne Herzen. Hier wohnten Oberlehrer und stramme Erzieher. Man mußte die Rosen in den Kanal werfen.

Der Rittmeister ließ den Wagen warten und betrat das Haus. Kälte schlug ihm entgegen, während draußen Frühling war. In einem Trappistenkloster war es fröhlicher als in der Düsterkeit dieses toten Schweigens. Wenn ihm nur jetzt ein gütiges Geschick den Anblick seiner Frau ersparen wollte! Er war nicht Herr seiner Nerven. Es gab ein Unglück, wenn er ein Lächeln auf den Lippen der Siegerin erblickte. Er wollte seine Rache kalt genießen.

Alles blieb still im Haus. Löcknitz öffnete sein Zimmer und läutete dem Diener.

„Herr Rittmeister befehlen?"

„Bringen Sie meinen Koffer vom Speicher, Martin."

Der Alte hob beschwörend die Hände und bat mit zittriger Stimme: „Ach, Herr Rittmeister!"

„Sie sollen meinen Koffer vom Speicher holen", brüllte Löcknitz. „Sie hören wohl schlecht?"

„Zu Befehl, Herr Rittmeister."

Der Diener brachte gemeinsam mit dem Stubenmädchen den großen Koffer. „Danke", sagte der Rittmeister und schenkte jedem ein Goldstück. Dem Alten standen die Tränen in den Augen.

In fieberhafter Eile warf Löcknitz Kleider und Wäsche in den Koffer wirr durcheinander, wie es ihm gerade in die Hände kam. In weniger als zehn Minuten war alles verstaut. Er war eben daran, den Koffer zu verschließen, als es an die Tür klopfte. Er wußte genau, wer Einlaß begehrte. Nichts blieb ihm erspart. Er mußte alles bar bezahlen. „Herein!" rief er zögernd und hatte plötzlich eine hemmungslose Angst vor sich.

Agnes Löcknitz trat ein. Sie war sehr bleich. In ihren Augen zitterte Verzweiflung. Auf diesen weißen Lippen lag gewiß kein Siegerlächeln, das der Rittmeister zu fürchten hatte. „Was soll das, Löcknitz?" fragte sie leise und hielt sich an der Türklinke fest.

Er sah sie an und rang nach Luft. Wie ein Knebel lag die Wut in seiner Kehle und erstickte jeden Laut.

„Was soll das, Löcknitz?" fragte sie noch einmal.

Er zog sich furchtsam zurück, Schritt für Schritt, bis er beim Fenster stand.

„Geh weg, Agnes, ich bitte dich!"

„Löcknitz!"

„Geh weg!" schrie er und bedeckte sein Gesicht mit den Händen.

„Warum verläßt du mein Haus?"

Er ließ die Hände fallen und ging drohend auf seine Frau zu. „Da fragst du noch? Du hast wirklich den schamlosen Mut, zu fragen?"

„Ich bin nie feig gewesen, Löcknitz."

„Nein, aber heimtückisch. Ich schäme mich für dich. Geh! Geh! Ich kann dich nicht sehen."

Sie schwankte ein wenig und schloß die Augen. „Du tust mir unrecht, Löcknitz", flüsterte sie kraftlos.

„Ich tue dir unrecht? Das wagst du zu behaupten?"

Sie nickte mit dem Kopf.

„Alles hätte ich begriffen und verziehen, Agnes. Alles. Du hättest mein Pferd pfänden können. Schön, das war dein gutes Recht. Aber daß du meine Kameraden davon abgehalten hast, gegen mich zu reiten, daß du mich vor tausend fremden Menschen hast lächerlich werden lassen, das kann ich nicht verzeihen. Du hast gesiegt. Auf allen Linien hast du gesiegt. Ich werde nie mehr in einem Rennen reiten. Freue dich, Agnes!"

„Ich kann mich nicht freuen."

„Du sollst dich aber freuen. Bis an dein Lebensende sollst du dich freuen. Ich habe ein Recht an dieser Freude."

Sie erzitterte unter seinen verwilderten Blicken und stand vor ihm mit gesenkten Augenlidern.

„Ich werde meinen letzten Ritt nie vergessen, Agnes. Das schwöre ich dir. Nie, nie, nie!" Er wendete sich ab und zog seinen Überrock an.

„Ich wollte dich retten, Löcknitz", stammelte sie und griff mit der Hand in die Luft.

„Retten wolltest du mich? Retten?" Er lachte schrill auf. „Jetzt erst bin ich verloren, Agnes. Für dich und für die Grafen Plagge-Glindow und für den ehrlichen Namen Löcknitz. Du trägst die Schuld für alles, was geschehen wird. Merk' es dir. Denk' immer daran."

Löcknitz war vom Rausch der Rache ergriffen. Ein Taumel der Selbstvernichtung hatte ihn gepackt. In dieser Minute sah er deutlich den Weg vor sich, den er zu gehen hatte. Er mußte

sich so tief fallen lassen, daß die ganze Sippschaft in ohnmächtiger Wut aufheulte.

„Und jetzt sind wir fertig miteinander. Ich hätte mir diese Unterredung gern erspart. Es sollte nicht sein." Er läutete dem Diener. „Tragen Sie, bitte, den Koffer zum Wagen hinunter."

Als er in die Tasche griff, spürte er das Geld, das ihm Stöckel zurückgebracht hatte. Er holte einen Tausendmarkschein hervor und warf ihn auf den Tisch. „Ich muß noch Kost und Quartier bezahlen. Bitte, wenn es nicht reichen sollte, schreib's zu dem übrigen."

„Du tust mir unrecht, Löcknitz —"

„Das ist wohl mein Schicksal, und ich muß es tragen."

Sie streckte sehnsüchtig die Hände aus, als wollte sie ihn zurückhalten.

„Leb' wohl, Agnes, und freue dich!"

Er ging zur Tür hinaus und sprang die Treppen hinunter, als liefe der Tod hinter ihm einher.

Agnes Löcknitz stand regungslos in der Mitte des leeren Zimmers und lauschte den flüchtenden Schritten. Ihr Gesicht war grau vor Leid.

XVIII

„Wohin?" fragte der Kutscher.

Ja, wohin? Der Rittmeister blickte ratlos den Mann an. In ein Hotel wollte er nicht ziehen. Kellnergesichter waren nicht zu ertragen. Er mußte ein stilles Zimmer suchen, wo er sich verkriechen konnte. Ein Bett und eine Waschgelegenheit, mehr verlangte er nicht. Nur Ruhe! „Fahren Sie zum nächsten Zeitungskiosk!" befahl er und stieg in den Wagen. Der Kutscher schüttelte mißtrauisch den Kopf.

Löcknitz kaufte Zeitungen und studierte im Kleinen Anzeiger die angebotenen möblierten Zimmer. Es dämmerte schon. Der Rittmeister stand unter einer Laterne und las. Der Wagenlenker ließ keinen Blick von ihm. Sein Fahrgast war ihm einigermaßen verdächtig.

Es war am besten, in eine Gegend zu ziehen, die möglichst entfernt vom Herkules-Ufer war. „Meraner Straße, Schöneberg", sagte Löcknitz und stieg wieder ein. Er hatte keine Ahnung, wo das war. Er war noch nie in dieses neue Stadtviertel gekommen.

Sie hielten in einer freien, schönen Straße vor einem ruhigen Haus. „Möblierte Zimmer für Ausländer" stand auf einer kleinen Glastafel.

Der Rittmeister läutete an einer Tür, die den Namen „Frau Emilie Prusseit" trug. Eine alte Frau mit weißem Haar und rosigen Backen öffnete. „Sie haben Zimmer zu vermieten?"

„Jawohl, mein Herr."

„Kann ich sie mal ansehen?"

„Gewiß, mein Herr. Darf ich fragen, für wie lange Sie die Zimmer benötigen?"

„Für dreiunddreißig Jahre."

Die alte Frau lachte. „Für so lange Zeit werde ich kaum vermieten können."

„Ich bin auch leider kein Ausländer."

„Oh, das merke ich schon, mein Herr."

„Ich fürchtete, daß Sie bloß an Ausländer vermieten."

„Nee, nee, Gott bewahre", wehrte Frau Prusseit ab. „Das ist nur so 'ne Redensart. Reklame sozusagen." Sie zeigte ihm zwei Zimmer, die düster und unfreundlich waren. Es roch dumpf darin, nach alten Menschen und fetten Kanarienvögeln.

Der Rittmeister schüttelte den Kopf. „Nee, das ist nichts für mich. Ist mehr für Ausländer. Verzeihen Sie die Störung."

„Ich hätte noch eine kleine, ganz abgetrennte Wohnung zu vermieten. Wollen Sie die nicht besichtigen, mein Herr? Sie ist freilich nicht billig, aber uns is keene Wurst zu teuer."

Sie lächelte verschmitzt und führte ihn in die gepriesene Wohnung, die ihren eigenen Eingang vom Stiegenhaus hatte. Sie bestand aus einem Vorraum und zwei Zimmern, die einen sehr sauberen Eindruck machten. „Hier wohnte zwei Jahre lang Miß Drayton, die berühmte Barfußtänzerin", erklärte Frau Prusseit voll Stolz. „Sie kennen sie wohl?"

„Ich habe nicht das Vergnügen."

„Das kann Ihnen leid tun, mein Herr, das kann Ihnen wahrhaftig leid tun. So was Schönes gibt es nicht mehr. Und solid und anständig, hochanständig! Sie empfing nur Damen."

Der Rittmeister betrachtete ein Bild, das über dem Bett hing. Es stellte Napoleon nach der Schlacht bei Waterloo vor. Der große Kaiser stand da wie ein kleiner Gewürzhändler, der Pleite gemacht hatte. Er war ungemein sympathisch.

„Badezimmer ist auch dabei, mein Herr."

„Schön, ich nehme die Wohnung. Kann ich sogleich einziehen?"

„Gewiß doch, mein Herr, gewiß doch.“ Aus ihren listigen Äuglein strahlte die helle Freude. Sie holte aus der Tasche einen Schlüsselbund hervor und überreichte ihn dem Mieter. „Hier sind die Schlüssel, mein Herr. Der eine schließt die Wohnung, der andere das Haus und der kleine ist für den Aufzug.“

Plötzlich verdüsterte sich ihr rosiges Gesicht. „Sie fragen gar nicht, was die Wohnung kosten soll?“

„Sie werden es mir schon sagen, Frau Prusseit.“

„Hundert Mark pro Monat ist wohl nicht zuviel?“ erkundigte sie sich lauernd. „Licht und Beheizung ist auch dabei. Miß Drayton bezahlte sogar hundertzwanzig Mark. Junge, schöne Damen müssen immer etwas mehr bezahlen. Das ist nun mal so.“

Löcknitz gab ihr schweigend einen Hundertmarkschein.

„Vielen Dank, mein Herr, vielen Dank.“ Sie knickste wie ein junges Mädchen. „Wünschen Sie eine Bestätigung?“

„Ist nicht nötig.“

„Darf ich noch fragen, mit wem ich die Ehre habe, mein Herr?“

„Rittmeister von Löcknitz.“

Sie schlug vor Freude die Hände zusammen. „Wie mich das freut, Herr Rittmeister, nein, wie mich das freut. Mein Seliger war auch bei der Kavallerie gewesen. Vizewachtmeister bei die Schwedter Dragoner. Sie haben ihn sicher gekannt, Herr Rittmeister. Paule Prusseit? Ein schöner Mann, das muß ich sagen. Nun ist er schon neun Jahre tot. Ja, ja.“ Sie begann unvermittelt zu schluchzen.

„Haben Sie ein Dienstmädchen, Frau Prusseit?“

„Gewiß doch, Herr Rittmeister.“ Sie wischte sich die Tränen aus den Augen.

„Lassen Sie meinen Koffer heraufbringen, bitte. Der Kutscher wird dem Mädchen helfen.“

„Jawoll, Herr Rittmeister. Und was ich noch fragen wollte, wünschen Sie auch Frühstück?“

„Nein, danke“, antwortete Löcknitz ungeduldig und betrachtete wieder seinen verkrachten Napoleon.

Frau Prusseit verschwand. Nach einer Weile kam der Koffer, und der Rittmeister entlohnte den Wagenlenker, dem eine schwere Sorge vom Herzen fiel.

Löcknitz begann auszupacken und ließ die Arbeit bald wieder stehen. Er setzte sich in einen Lehnstuhl und versuchte nachzudenken. Das war nun sein neues Heim. Und seine Freiheit hatte er auch wieder. Er konnte tun und lassen, was ihm

beliebte. Er hatte es nicht mehr notwendig, in Strümpfen die Treppe hinunterzuschleichen. Er war losgelöst von jedem Zwang und von allen Pflichten. Plötzlich fiel ihm Lisa Dierkher ein. Er hatte während dieses ganzen Tages nicht einen Augenblick an das junge Mädchen gedacht. Hier gab es noch eine Pflicht, der er sich nicht entziehen durfte. Er trug die Verantwortung für das junge Geschöpf.

Er sprang auf und marschierte unruhig durch das Zimmer. Die Stille bedrückte ihn. Der lange Abend stand drohend vor seinen Augen. Heute war es unmöglich, allein zu bleiben und sich in einen Winkel zu verkriechen, wie ein angeschossenes Tier, das in der Einsamkeit verenden will. Heute brauchte er Lärm und Licht und gleichgültige Menschen, denen er zeigen mußte, daß er nicht zu Tode getroffen war.

Der Rittmeister kleidete sich hastig um und fuhr zu Lisa Dierkher. Sie wartete sicherlich angstvoll auf eine Nachricht von ihm.

Als sie ihm die Tür öffnete, war sie so erregt, daß sie kein Wort sagen konnte.

„Guten Abend, Fräulein Dierkher. Ja, was haben Sie denn?"

„Nichts, nichts, Herr Rittmeister", antwortete sie schwer atmend. „Ich bin so glücklich, daß Sie wieder hier sind. Ich hatte solche Furcht, daß Ihnen etwas zugestoßen sein könnte."

„Aber, aber, wer wird denn so ein Hasenfuß sein!" tröstete er und nahm ihre Hand und streichelte sie zärtlich.

„Ich weiß nicht, was ich angefangen hätte, wenn Sie heut abend nicht mehr gekommen wären."

Sie traten in das Wohnzimmer.

„Diese Stunden möchte ich nicht mehr durchmachen", sagte sie leise und hielt seine Hand fest, als bedürfte sie dieser Stütze. So spricht die Liebe, dachte Löcknitz ergriffen und fühlte sein Herz heftiger schlagen. Alles Glück der Welt lag in den braunen Augen dieses jungen Mädchens, das er nur an sich zu ziehen brauchte, um es für immer zu gewinnen.

„Sie sind so blaß, Herr von Löcknitz", flüsterte sie voll Sorge und betrachtete ihn aufmerksam. „Sie sehen ganz verändert aus."

„Ich habe einen anstrengenden Tag hinter mir."

„Sie Armer!" sagte sie leise und beugte sich über seine Hand, als wollte sie sie küssen. Sie bezwang sich mit übermenschlicher Anstrengung und richtete sich wieder auf. „Was war mit Szeretlek?" fragte sie zaghaft.

„Ich habe das Rennen verloren", antwortete er finſter und bekam grauſame Augen.

„Ach!"

„Nicht durch meine Schuld, Fräulein Dierkher. Man hatte mich in einen heimtückiſchen Hinterhalt gelockt. Sie ahnen ja nicht, wieviel Gemeinheit es in der Welt gibt."

Sie begann ſtill vor ſich hinzuweinen.

„Kopf hoch, liebes Fräulein Dierkher. Man darf ſich nicht unterkriegen laſſen, das haben Sie mir doch immer gepredigt. Verzagtheit iſt das größte Laſter."

Sie ſchüttelte den Kopf. „Ich bin nicht verzagt, Herr Rittmeiſter. Ich weine nur darüber, daß Ihnen jemand Böſes zufügen darf."

„Tröſten Sie ſich, Fräulein Dierkher. Wer mit mir anbindet, fährt ſchlecht. Ich bin ein guter Haſſer."

„Was wird nun?"

„Das weiß ich noch nicht. Mit dem Rennen iſt es aus. Das Geſtüt Kleinrüdde verſinkt in die Erde. Aber Sie brauchen keine Angſt um mich zu haben. Ich finde meinen Weg." Er ſtand auf und ging zum Fenſter.

„Ich werde meine Geſangsſtunden aufgeben", erklärte ſie entſchloſſen.

„Ja, was fällt Ihnen ein? Das wäre noch ſchöner! Wie kommen Sie nur auf dieſe Gedanken?"

„Wegen des Geldes", antwortete ſie ſchüchtern.

Er zwang ſich zu einem lauten Lachen. „Lächerlich! Wir haben Geld wie Heu. Sie werden hübſch ſtudieren, bis Sie fertig ſind. Ausſpringen gibt es nicht."

Sie ſeufzte tief auf und blickte ihn mit demütigen Augen an. „Wenn ich Ihnen bloß irgendwie helfen könnte!"

Er kam zu ihr und fuhr mit der Hand über ihr Haar. „Sie helfen mir, Fräulein Dierkher, indem Sie mich in Ihrer Nähe dulden. Ich habe niemanden als Sie. Es iſt ein unverdientes Glück, daß ich neben Ihnen in dieſem Zimmer ſein darf. Wenn ich Sie nicht hätte, lebte ich vielleicht in dieſer Stunde nicht mehr."

Sie brachte kein Wort über die Lippen. Sie ſah ihn immer nur an und ſaugte ſich feſt an dem Geſicht des Geliebten. Aber ihre Augen ſagten: Für dich könnte ich jedes Verbrechen begehen und jede Schande ertragen.

„Und jetzt habe ich eine Bitte, Fräulein Dierkher."

„Sie iſt im vorhinein erfüllt."

„Ich möchte in die Stadt und irgendwo Abendbrot essen. Kommen Sie mit mir."

Sie stand zaudernd vor ihm und gab keine Antwort.

„Haben Sie irgendeinen Grund, der Sie davon abhält, sich öffentlich mit mir zu zeigen?" fragte er ungeduldig und spürte eine lächerliche Eifersucht.

„Aber, Herr von Löcknitz!"

„Was ist es denn?"

„Ich hoffte, Sie würden es vorziehen, heut abend keine fremden Gesichter zu sehen. Ich hätte ein bescheidenes Abendbrot hergestellt —"

Er unterbrach sie hastig. „Vielen Dank, Fräulein Dierkher, aber heute bin ich nicht für stilles Familienglück."

Sie schlug beschämt die Augen nieder.

„Verzeihen Sie, liebes Fräulein, ich weiß nicht, was ich rede. Sie müssen Nachsicht mit mir haben. Ich bin nicht ganz zurechnungsfähig. Kommen Sie, bitte, mit mir."

„Gern, Herr Rittmeister. Ich muß mich nur umziehen."

Er nahm ihre Hand und küßte sie. „Das will ich Ihnen nie vergessen, Fräulein Dierkher."

„Da ist doch weiter nichts dabei, Herr Rittmeister." Sie nahm ihren ganzen Mut zusammen und sagte tapfer: „Ich gehe mit Ihnen durch dick und dünn."

Er betrachtete ihre schönen jungen Lippen und versank in tiefes Nachsinnen. Warum verzichtete er nicht auf die Welt und auf Genugtuung und auf Rache und blieb nicht lieber hier, in diesem Zimmer, das das heißeste Glück umschloß?

„Sie müssen mir eine halbe Stunde Zeit lassen, Herr Rittmeister. Ich will mich doch ein wenig schön machen, wenn ich zum erstenmal eine größere Rolle spiele", scherzte sie.

Er war zu feig, um seinen Entschluß zu ändern.

Bevor sie das Zimmer verließ, fragte sie voll Sorge: „Sie werden doch hoffentlich keine Unannehmlichkeiten haben, Herr Rittmeister, wenn Sie sich mit mir öffentlich zeigen?"

„Was für Unannehmlichkeiten könnten dies sein?" erwiderte er mißtrauisch.

„Sie sind doch verheiratet, Herr von Löcknitz."

Er schien nachzudenken. „Ja, ich bin verheiratet, aber ich habe keine Frau."

Er hat keine Frau, jauchzte ihr dummes, hoffnungsfreudiges Herz.

Der Rittmeister fuhr mit Lisa Dierkher in ein Restaurant Unter den Linden, wo er hoffte, von Bekannten gesehen zu

werden. Während der ganzen Fahrt betrachtete er voll Stolz das wunderschöne junge Geschöpf, das an seiner Seite saß. Wie eine Königin sah seine Begleiterin aus. Wie eine Königin, die in den Schmutz gezerrt werden soll, sagte er sich und hatte ein jähes Reuegefühl. Was er jetzt tat, war schändlich und eines Edelmannes unwürdig. Es wäre besser, noch in letzter Minute umzukehren und auf billige Genugtuungen zu verzichten.

Aber da hielt der Wagen schon. Der alte Türhüter öffnete den Schlag. Er erkannte Löcknitz sofort und grüßte mit vertraulicher Hochachtung: „Guten Abend, Herr Rittmeister."

Sie traten in den großen Saal, der dichtgefüllt war. Alle Köpfe wendeten sich ihnen zu. Die Gespräche verstummten plötzlich, und es wurde ganz still. Niemand der Anwesenden kannte die junge Begleiterin des Rittmeisters von Löcknitz. In einer Ecke saß sein Schwager Fritz in Gesellschaft des Oberleutnants Hangelsberg und anderer Rennreiter. Sie feiern Siegesfeste, dachte Löcknitz höhnisch und erwiderte mit einem steifen Kopfnicken den Gruß der Tafelrunde. Sein Zweck war eigentlich schon erreicht. Morgen wußte Agnes Löcknitz, daß er mit einer sehr hübschen jungen Dame hier erschienen war. Er konnte ruhig wieder verschwinden.

Der Geschäftsführer geleitete den Rittmeister zu einem aufgesparten Tisch und sagte freundlich: „Wir haben lange nicht das Vergnügen gehabt, Herr Rittmeister."

„Ich war verreist, Herr —"

Er wußte nicht mehr, wie der wackere Mann hieß. Dann stellte er hastig das Abendbrot zusammen, um den Oberkellner loszuwerden.

„Es ist sehr nett hier, nicht?"

„O ja", antwortete Lisa und fühlte sich plötzlich sehr unbehaglich. Sie versuchte zu erraten, warum er sie hierhergeführt hatte. Sie wäre tausendmal lieber mit dem Geliebten in ihrem stillen, bescheidenen Zimmer gewesen. „Warum sind wir eigentlich hier?" wagte sie nach einer Weile zu fragen.

„Die Leute sollen sehen, daß ich nicht besiegt bin", antwortete der Rittmeister schuldbewußt und trank ein Glas Sekt aus. „Ist es für Sie ein großes Opfer, hier zu sein, Fräulein Dierkher?"

„Nein, gewiß nicht."

Von irgendwoher kam das nervöse Schluchzen eines langsamen Walzers. Lisa hätte am liebsten geheult. Sie bezwang sich und stieß lächelnd mit dem Rittmeister an. Er geriet allmählich in eine unruhige Heiterkeit und sprach unaufhörlich,

erzählte aus seiner Militärzeit und von Pferden und von Paris. Die junge Schauspielerin hatte die Verstimmung der ersten Minuten überwunden und ging auf seinen Ton ein. Der ungewohnte Wein hatte ihre Zunge gelöst und die Wangen gerötet. Sie konnte grundlos lachen und vergnügt sein. Es gab kein lustigeres Paar in dem Saal als den Rittmeister Löcknitz und Fräulein Lisa Dierkher. Aber sooft ein kurzer Augenblick der Ruhe eintrat, erschien es Lisa, als wäre dies alles unnatürlich und unwirklich, als spielte sie bloß eine Szene aus einer Komödie, deren Inhalt sie nicht kannte. In dieser Szene trat auch Herr Fritz Dunkelbaum auf, der mit einem Herrn durch den Saal ging, erstaunt die Augen aufriß, als er Lisa erblickte, und lächelnd grüßte. In seinem Gruß lagen Vorwürfe und Bitterkeit.

Der Rittmeister verlor allmählich seine gute Laune, in die er sich hineingehetzt hatte. Er starrte vor sich in die Mokkaschale und sah den Gruß Dunkelbaums nicht. Die Reue kam wieder und ließ sich nicht vertreiben. Er hätte das kleine Fräulein nicht hierherführen dürfen. Er schämte sich seiner Tat, die schlimmer war als alles andere. Er hatte die Liebe verraten.

„Woran denken Sie?" fragte das junge Mädchen.

„An Sie", antwortete er gequält.

„An mich?"

„Ich komme mir wie ein Betrüger vor, der Schulden anhäuft, die er nie bezahlen kann."

„Na, vorläufig mache ich die Schulden, Herr Rittmeister."

„Wenn ich ein wenig eitler wäre, müßte ich mir einbilden —" Er brach jählings ab. „Wir wollen gehen, wenn es Ihnen recht ist, Fräulein Dierkher."

Als sie im Wagen saßen, sprachen sie kein Wort. Er hielt ihre zuckende Hand in der seinen und gab sich der Seligkeit dieser Stunde hin.

„Dank für den Abend", sagte er beklommen, als sie zögernd vor dem Haustor standen. Es schien so bitterschwer zu sein, jetzt auseinanderzugehen. Der Wagen, der sie gebracht hatte, verschwand in der Ferne. Still und menschenleer war die Straße. Man hörte nur das Fauchen der Stadtbahnzüge. Viele Sterne brannten am lichten Frühlingshimmel.

„Kommen Sie morgen?" fragte sie leise.

„Morgen und alle Tage. Bis Sie meiner überdrüssig werden."

„Oh, ich!"

Er zitterte vor dem Augenblick, da sie ihn verlassen würde. Wie eine tödliche Gefahr stand die Einsamkeit dieser Nacht vor seinen Augen.

Wenn ich ihn nur zu bitten wagte, noch eine Stunde bei mir zu sitzen, dachte Lisa voll Angst. Er ist so traurig. Ich dürfte ihn nicht allein lassen. Wer jetzt sprechen könnte! Sie öffnete in ratloser Verwirrung das Haustor.

„Gute Nacht, Fräulein Dierkher", sagte er mit erloschener Stimme.

„Gute Nacht, Herr Rittmeister." Ein stummer Schrei steckte in ihrer Kehle. Zwei heiße Hände umschlangen sich sehnsüchtig und nahmen Abschied.

Man ist so feig, dachte Lisa Dierkher in maßloser Bitterkeit, als sie mit zitternden Knien die vier Treppen zu ihrer Wohnung hinaufkletterte.

Der Rittmeister ging ohne Ziel durch die Straßen. Es war unmöglich, jetzt zu schlafen. Niemand erwartete ihn daheim, außer Napoleon, der soeben die Schlacht bei Waterloo verloren hatte.

Da er müde und durstig war, trat er in eine Bar. Negermusik rollte ihm entgegen, in abgehackten Rhythmen, und Frauenlachen und summender Gesang. Die Luft war schwer von Rauch und von üppigen Düften.

Es gab noch fröhliche Menschen auf der Welt, dachte Löcknitz in leisem Neid und betrachtete die grundlose Heiterkeit mit der unerbittlichen Schärfe nüchterner Augen. In einer Ecke saß der junge Ulan, der heut in Karlshorst sein erstes Rennen gewonnen hatte. Wie ein Heidengott saß er da, von fünf lachenden Frauen umringt, an einem Tisch, der unter roten Rosen verschwand, und schlug mit dem Sektglas den Takt zu der Musik, die ihm der Zigeunerprimas ins Ohr hineinhämmerte. Er beherrschte den Saal und die Musik und die Frauen, die ganze Welt gehörte ihm. „Prost Sieger!" sagte der Rittmeister und trank ihm zu. Man muß nur wissen, wenn man geschlagen ist und das Feld zu räumen hat. Für jeden kommt die Stunde, da er Platz machen und dem Stärkeren weichen muß. Du wirst es auch erfahren, kleiner Ulan! Man stirbt nicht als Sieger.

Der Whisky war gut, aber er ließ das Blut aufkochen und holte alle bösen Geister aus der Tiefe. Mit aufgerissenen Augen starrte Löcknitz in die Rauchwolken und sah immer nur seinen Amokritt. Er begriff nicht, wie er diese Minuten hatte überstehen können, daß sein Herz nicht zu schlagen aufgehört

hatte, daß er nicht tot vor Scham vom Pferd gefallen war. Rache, Rache, sang sein Blut und schoß eiliger durch die Adern.

Ein Herr ging an seinem Tisch vorüber und grüßte. War das nicht der Mann mit der Bügelfalte ohne Hose? „Hallo, Stöckel! Kommen Sie her. Setzen Sie sich zu mir."

Stöckel murmelte eine Entschuldigung.

„Wollen Sie mich beleidigen? Oder fürchten Sie für Ihre Laufbahn, wenn man Sie in meiner Gesellschaft sieht?"

„Aber, Herr von Löcknitz!"

„Ich nehme keine Ausreden an. Setzen Sie sich zu mir und trinken Sie einen Whisky oder fünf oder zehn, so viel Sie vertragen. Oder wollen Sie lieber Sekt? Sie haben nur zu wünschen!"

„Whisky, wenn ich bitten darf, Herr von Löcknitz."

„He, Ober! Zwei Whisky."

„Na, Stöckel, wie ist es Ihnen heute beim Rennen gegangen?"

„Schlecht, verehrter Gönner."

„Sie, Stöckel, ich will Ihnen was sagen, mit dem Uzen ist es vorbei. Jetzt sind Sie mein Gönner, verstanden?"

„Zu Befehl, Herr Rittmeister", lachte Stöckel.

„Prost, Stöckel! Sie sollen leben!"

„Haben Sie keine besseren Wünsche für mich?"

„Sie haben recht", sagte der Rittmeister und wurde plötzlich ernst. „Man müßte sich was Besseres wünschen."

„Man weiß nur nicht, was. Schließlich hängt man doch an diesem Leben, wenn es auch nur Schiet und Dreck ist."

„Sie haben schon wieder recht, Menschenskind. Warum sitzt man hier in dieser Schnapsbude, statt sich eine ehrliche Kugel vor den Kopf zu schießen?"

Stöckel zuckte die Achseln. „Schenken Sie mir eine Zigarette, Herr von Löcknitz."

„Von Herzen gern." Er schob ihm seine Zigarettendose zu. „Sie sind natürlich wieder ganz blank, Stöckel?"

„Nicht einen Pfennig im Sack."

„Die Stimmung kenn' ich." Er dachte an seinen letzten Pariser Tag und holte einen Hundertmarkschein aus der Tasche. „Gestatten Sie, daß ich Ihnen unter die Arme greife."

Stöckel betrachtete die Banknote und rief heftig: „Hundert Mark? Nicht zu machen."

„Seien Sie doch nicht kindisch, Mensch."

„Hundert Mark, nee! Sie haben wohl vergessen, daß Sie mir heute schon einen Blauen spendiert haben?"

„Das war ja gestern, Stöckel."

„Nee, Herr Rittmeister, hundert Mark nehme ich nicht. Und wenn Sie mich totschlagen!"

„Machen Sie doch keine Sachen, Stöckel!" sagte Löcknitz ärgerlich.

„Zwanzig Mark ist das Höchste."

„Sie sind ein Narr", erklärte der Rittmeister und suchte ein Goldstück hervor.

„Heißen Dank, Herr von Löcknitz. Nu können wir Schicht machen."

„Sagen Sie, Stöckel, aber nehmen Sie mir um Himmels willen die Frage nicht übel, wovon leben Sie eigentlich?"

Stöckel trank sein Glas leer und versuchte zu scherzen. „Wie sag' ich's meinem Kinde?" Dann überwand er mit einem Ruck eine rätselhafte Hemmung und sagte hart: „Ich bin Anreißer in einem Spielklub, Herr von Löcknitz." Eine langsame Röte stieg in seine mageren Wangen. Der Rittmeister betrachtete die Äußerung dieser unerwarteten Scham voll Scheu und wendete rasch seinen Blick ab. „Jetzt darf ich wohl gehen, Herr von Löcknitz?" fragte Stöckel höhnisch.

„Nein, das dürfen Sie gewiß nicht. Sie müssen noch ein Glas mit mir trinken, wenn Sie nicht wollen, daß ich meine Frage bereue."

„Ich warne Sie zum letztenmal, Herr von Löcknitz. Sie machen sich unmöglich, wenn Sie in meiner Gesellschaft gesehen werden."

„Und ich, lieber Herr Stöckel, suche keine bessere Gesellschaft als die Ihre. Sie können sich also Ihre Warnungen gefälligst schenken. Wenn Sie sich aber als Moralprediger gefallen, dann werden Sie mich sofort loskriegen, sonst nicht."

„Na schön, Sie sind ja schließlich volljährig, Herr Rittmeister. Sie müssen wissen, was Sie tun."

„Ich weiß es, verlassen Sie sich darauf. Darf ich Sie noch etwas fragen?"

„Bitte."

„Wieviel verdienen Sie bei Ihrem Klub?"

„Zehn Mark pro Tag."

„Ein kleiner Klub also?"

„Ein ganz kleiner Klub."

In diesem Augenblick sah Löcknitz in grausamer Deutlichkeit den Weg, den er zu gehen hatte. Jetzt wußte er, wie er die

Menschen, die ihn aus dem Sattel geworfen hatten, aufs tiefste verwunden konnte. Er begründete einen Spielklub, einen netten, kleinen Spielklub für ehrgeizige Leute, die Albert Löcknitz mal Kartengelder verdienen lassen möchten. Er wühlte in der Selbsterniedrigung wie in einer tiefen, zuckenden Wunde. „Sagen Sie, Stöckel, wie macht man eigentlich so einen Klub auf?"

„Das ist die einfachste Sache von der Welt. Sie gehen mit noch einem Herrn, natürlich unbescholten, aufs Polizeipräsidium, melden Ihren neuen Geselligkeitsklub an, der wohltätigen Bestrebungen dient, und fertig ist die Laube."

„Das ist alles?"

„Ja. Wollen Sie einen Klub gründen, Herr von Löcknitz?"

„Das will ich, so wahr ich hier sitze. Sie müssen mir helfen."

Stöckel sagte gutmütig: „Na, heute haben wir aber genug getrunken, Herr von Löcknitz. Ich denke, wir machen Schluß."

„Sie sind im Irrtum, Stöckel," antwortete der Rittmeister mit finsterem Gesicht, „ich bin so nüchtern, wie man nur sein kann. Der Klub wird gegründet."

„Das ist Selbstmord!" rief Stöckel ärgerlich. „Wie kommen Sie bloß auf solche Gedanken?"

„Sie hätten wirklich Bußprediger werden sollen! Es ist schade um Sie. Und jetzt frage ich Sie zum letztenmal: Wollen Sie mir helfen?"

„Wie kann ich Ihnen helfen, Herr von Löcknitz?"

„In allem. Vorerst müssen Sie mit mir aufs Präsidium und den neuen Verein anmelden."

„Ich? Sie sind wohl nicht bei Trost? Wenn Sie mit Hermann Stöckel aufs Polizeipräsidium kommen, um einen Geselligkeitsklub anzumelden, da lachen die Hühner. Nee, da müssen Sie sich schon einen andern Kavalier aussuchen."

„Gut. Das sehe ich ein. Aber Sie könnten mir alles andere besorgen. Suchen Sie eine passende Wohnung für den Klub und richten Sie die ganze Sache ein."

„Das kostet eine Menge Geld, Herr von Löcknitz", meinte Stöckel, der die Geschichte immer noch nicht ernst nahm.

„Ich will ganz bescheiden anfangen. Genügen zehntausend Mark?"

„Ja", antwortete Stöckel zögernd.

„Dann los. Fangen Sie morgen zu arbeiten an. Sie werden mein Sekretär und bekommen zwanzig Mark täglich."

„Wozu die Fremdworte? Sagen Sie ruhig Anreißer, denn die Hauptsache bleibt ja doch, daß ich Spieler bringe, sonst können Sie nach acht Tagen Ihre Bude zusperren."

„Sie haben recht, Mensch. Wir wollen uns nichts vormachen. Schlagen Sie ein, Stöckel."

Der Mann mit der Bügelfalte ohne Hose reichte ihm widerstrebend die Hand. „Sie werden sich hoffentlich bis morgen die Sache anders überlegen."

„Abwarten, Stöckel. Da haben Sie meine Adresse. Ich hoffe, Sie morgen mittag bei mir zu sehen. Bis dahin werden Sie wohl ein passendes Lokal gefunden haben."

Die Bar wurde allmählich leer. Der Ulan marschierte, von den Frauen und von der Musik begleitet, zur Tür hinaus. Er lachte unaufhörlich.

„Wissen Sie schon jemanden, der mit Ihnen aufs Präsidium geht?"

Der Rittmeister überlegte. „Jawohl", entgegnete er und feixte vor Vergnügen. Der alte Schmierenkomödiant Theodor Höß war ihm eingefallen. Wenn der Kerl sich einen Bratenrock und ein reines Hemd anzog, sah er vertrauenerweckend wie kein zweiter aus.

„Ober, bringen Sie mir eine Rohrpostkarte." Er schrieb einige Zeilen, in denen er Herrn Höß aufforderte, ihn im Laufe des Vormittags zu besuchen. „So, das wäre auch erledigt. Jetzt sagen Sie mir noch, Stöckel, was für Wohltätigkeitsbestrebungen ich angeben soll?"

„Ach Gott, das ist ganz piepe. Sagen Sie, daß Sie sich es zur Lebensaufgabe gemacht haben, unseren schwarzen Brüdern in Togo jedes Jahr zu Weihnachten einen Waggon Gesangbücher zu schicken. Die Herren wissen ja doch, wie der Hase läuft."

Der Rittmeister lachte: „Unsere schwarzen Brüder sollen leben!"

Stöckel stand auf. „Jetzt wollen wir aber schlafen gehen."

Als sie auf die Straße traten, dämmerte es schon. In Hoppegarten fing man jetzt zu arbeiten an. Löcknitz mußte unwillkürlich daran denken und empfand einen brennenden Schmerz. Wie ein Ausgestoßener kam er sich vor. „Stöckel, jetzt weiß ich, wie wir unseren Klub nennen werden."

„Na?"

„Philadelphia-Klub."

„Philadelphia-Klub ist gut", sagte Stöckel und gähnte wie ein wildes Raubtier.

XIX

Löcknitz war noch beim Rasieren, als Theodor Höß eintrat. „Ich melde mich zur Stelle, Herr Baron."

Der Rittmeister blickte ihn erstaunt an und fragte: „Nanu, sind Sie das wirklich?" Er hatte den alten Schauspieler seit Monaten nicht gesehen, weil er den überströmenden Dankbezeigungen aus dem Weg ging. Höß sah in den Kleidern des Rittmeisters wie ein Edelmann aus. Er hatte sich einen Schnurrbart wachsen lassen, der grau und buschig den Mund verdeckte. Nur der alte klägliche Zylinderhut, Fasson Sonnenthal, zeugte von dem Elend vergangener Tage. „Also, mein Wort, ich hätte Sie fast nicht wiedererkannt, Herr Höß."

„Das machen die Kleider und das gute Leben, Herr Baron", antwortete der Schauspieler befriedigt.

„Das gute Leben? Haben Sie eine anständige Stellung bekommen?"

„Das nicht, Herr Baron, aber mit den hundert Mark, die mir Herr Baron gütigst überweisen, kann man glänzend leben."

„Na, Sie sind bescheiden, Höß. Nehmen Sie Platz, bitte."

„Ich bin so frei, Herr Baron."

„Mensch, tun Sie mir den einzigen Gefallen und sagen Sie nicht immer Baron zu mir. Ich bin nur ein einfacher von."

„Sehr wohl, Herr Baron."

Löcknitz lachte und wusch sich den Seifenschaum vom Gesicht. „Ich sehe schon, daß ich Ihnen den Baron nicht abgewöhnen werde."

„Es spricht sich angenehmer, Herr Baron."

„Na, schön. Rauchen Sie, bitte."

„Vielen Dank, Herr Baron."

„Ich bin in einer Minute fertig."

„Bitte, bitte, ich habe Zeit, Herr Baron." Er legte Bein über Bein und blies kunstvolle Rauchringe in die Luft.

„Also hören Sie zu, Höß. Ich habe ein gutes Geschäft für Sie."

„Ein gutes Geschäft?" fragte Höß und riß die Augen auf.

„Jawohl. Sie sind doch unbescholten?"

„Aber, Herr Baron", rief der alte Komödiant gekränkt.

„Seien Sie bloß nicht beleidigt, lieber Höß. Ich frage Sie gewiß nicht aus moralischen Rücksichten und um mein Gewissen zu beruhigen. Von mir aus können Sie fünf Kasseneinbrüche auf dem Kerbholz haben. Also Sie sind unbescholten?"

„Selbstverständlich, Herr Baron, das heißt, um ganz genau zu sein, ich bin ein paarmal polizeilich bestraft worden."

„So, das ist unangenehm. Weshalb, wenn ich fragen darf?"

„Wegen Schnellfahrens."

„Wegen Schnellfahrens?!"

Der Rittmeister blickte den Alten verständnislos an.

„Jawohl, Herr Baron."

„Waren Sie denn Kutscher?"

Höß lächelte überlegen. „Nein, das nicht, Herr Baron. Im übrigen liegen diese Strafen weit, weit zurück."

„Bestrafungen wegen Schnellfahrens sind Ehrentitel. Wenn sonst nichts gegen Sie vorliegt, können Sie sogar Oberlehrer in Preußen werden."

„Sonst liegt nichts gegen mich vor."

„Also passen Sie auf, Höß. Ich will mit Ihnen zusammen einen Geselligkeitsklub gründen."

„Einen Geselligkeitsklub?"

„Na, sagen wir einen Spielklub."

„Psia krew!" rief Höß mit funkelnden Augen und sprang von seinem Sessel auf.

„Wo nehmen Sie dieses jugendliche Feuer her?" fragte der Rittmeister lachend.

Der alte Schauspieler setzte sich beschämt wieder nieder. „Verzeihen Sie meine Ungezogenheit, Herr Baron. Es war nur die Überraschung."

„Sie werden Kassierer in dem Klub und bekommen vorläufig dreihundert Mark im Monat. Wenn die Sache einschlägt, kriegen Sie mehr."

„Das ist nicht Ihr Ernst, Herr Baron", stotterte Höß und starrte ihn entgeistert an.

„Sie werden Ihr Geld nicht leicht verdienen, mein Lieber. Auf den Schlaf bei Nacht werden Sie verzichten müssen."

„Ich schlafe bei Tag viel besser, Herr Baron."

„Da haben Sie es leicht. Also Sie schlagen ein?"

„Das will ich meinen", rief Höß begeistert. „Für Sie gehe ich durchs Feuer, Herr Baron."

„Also abgemacht. Sie sind von heut ab angestellt. Hier haben sie das erste Monatsgehalt."

Er legte ihm dreihundert Mark auf den Tisch. Höß betrachtete das Geld mit schwimmenden Augen und fragte unsicher: „Sie treiben keinen Scherz mit mir, Herr Baron?"

„Ich bin wirklich nicht zum Scherzen aufgelegt, mein Lieber, das dürfen Sie mir glauben. Stecken Sie ruhig Ihr Geld ein und halten Sie sich zu meiner Verfügung."

Höß legte die zitternde Hand auf das Geld und sagte voll Genugtuung: „Jetzt kann ich Ihnen wenigstens meine Schuld zurückzahlen, Herr Baron."

„Lassen Sie mich in Frieden. Sie sind mir nichts schuldig."

„Herr Baron!"

„Sie müssen heut oder morgen mit mir aufs Polizeipräsidium. Sind Ihre Papiere in Ordnung?"

„Was für Papiere, Herr Baron?" fragte der Schauspieler unangenehm berührt, und zog scheu seine Finger von dem Geld zurück.

„Sie müssen sich doch legitimieren. Der Herr auf dem Amt dürfte Sie schwerlich kennen."

Höß versank in trübes Nachsinnen.

„Haben Sie keine Papiere?"

„Doch, gewiß, Herr Baron."

„Nun, also?"

Der Komödiant schüttelte den Kopf. „Es geht nicht, Herr Baron. Ich muß auf die schöne Stellung verzichten."

„Warum denn, zum Donnerwetter?"

Höß ließ seinen Kopf hängen und sagte leise: „Ich schäme mich."

„Sie schämen sich, mit mir einen Spielklub zu gründen? Verzeihen Sie, Herr Höß, daß ich Sie bemüht habe. Ich konnte nicht ahnen, daß Sie so empfindliche Ehrbegriffe haben."

„Sie dürfen nicht so sprechen", erwiderte der Alte und hatte Tränen in der Stimme.

Der Rittmeister stand auf und ging unwillig durch das Zimmer. „Ich denke, wir können die peinliche Unterredung beendigen, Herr Höß."

Der Schauspieler erhob sich folgsam, drehte seinen zerbeulten, glanzlosen Hut zwischen den Fingern und kämpfte einen schweren Kampf mit sich. „Ich muß Ihnen sagen, warum ich mich schäme, Herr Baron, sonst denken Sie schlecht von mir. Ich heiße nämlich nicht Theodor Höß." Er errötete wie ein junges Mädchen.

„Es kommt doch nicht auf den Namen an, Herr Höß, oder wie Sie sonst wohl heißen."

„Meine Papiere lauten auf den Namen Telesfor Ritter von Miaczynski."

Der Rittmeister blickte den Alten überrascht an und versuchte zu scherzen. „Das ist doch ein ganz schöner Name, nur ein bißchen schwer auszusprechen. Jetzt begreife ich erst, warum Sie sich schämen. Ihr Name ist Ihnen zu gut für einen Spielklub."

„Das ist es nicht, Herr Baron. Ich schämte mich vor Ihnen."

„Vor mir brauchen Sie sich gewiß nicht zu schämen, Herr Ritter von. Ich bin kaum besser daran als Sie."

„Wie können Sie das sagen, Herr Baron! Ich bin tief gesunken."

Ein heißes Mitleid ergriff des Rittmeisters Herz. „Sie haben Pech gehabt, Herr von Miaczynski."

„Nein, Herr Baron. Ich bin leichtsinnig gewesen, unverantwortlich leichtsinnig. Ich bin österreichischer Ulanenoffizier gewesen und habe gespielt, bis ich die Litewka ausziehen mußte. Dann bin ich zum Theater gelaufen und habe Lakaien gemimt. Es war nichts los mit mir. Und wenn ich nicht Fräulein Dierkher und Ihnen begegnet wäre, stünde ich heute nicht mehr vor Ihnen,"

„Kamerad", sagte der Rittmeister mit zuckenden Lippen und drückte dem alten Schauspieler die Hand.

„Und wenn Sie jetzt noch mit mir zum Polizeipräsidium gehen wollen, Herr Baron, bin ich mit tausend Freuden bereit."

„Gewiß will ich. Albrecht von Löcknitz und Telesfor Ritter von Miaczynski, das ist eine gute Firma. Wir könnten sogar einen Adelsklub gründen."

„Wann gehen wir, Herr Baron?"

„Morgen, vielleicht schon heute. Ich erwarte nur Nachricht. Sie müssen noch ein wenig hierbleiben."

„Gewiß, Herr Baron."

„Und jetzt stecken Sie endlich Ihr Geld ein, Herr von Miaczynski. Wenn Sie daran denken, kaufen Sie sich einen neuen Zylinderhut. Im übrigen sehen Sie ja tadellos aus."

Es läutete. Der Rittmeister öffnete und ließ Stöckel eintreten. „Was bringen Sie Neues, Stöckel?"

„Ich wollte mich nur erkundigen, wie Ihnen die Nacht bekommen ist, Herr von Löcknitz."

„Ausgezeichnet. Gestatten Sie, daß ich Sie mit Herrn Ritter von Miaczynski bekannt mache." Die Herren verbeugten sich. „Herr von Miaczynski wird der Kassierer des Philadelphia-Klubs sein."

„Sie haben Ihren Plan noch immer nicht fallen gelassen, Herr von Löcknitz?"

„Weniger denn je. Hoffentlich haben Sie schon ein passendes Lokal gefunden?"

„Sie gehen aber scharf ins Zeug, verehrter Gönner."

„Sobald wir eine Wohnung hätten, könnten wir den Klub anmelden."

Stöckel blickte ratlos von einem Herrn zum andern. Schließlich entschied er sich dafür, die Sache ernst zu nehmen. „Ich wüßte eine für unsere Zwecke passende Wohnung in der Leipziger Straße. Es sind zwar nur drei bescheidene Zimmer, doch die Lage ist außerordentlich günstig. Bisher hatte eine Modistin die Wohnung inne, aber sie ist pleite gegangen."

„Ein gutes Vorzeichen für den Klub", lachte der Rittmeister.

Stöckel runzelte die Stirn und behauptete sehr entschieden: „Wir werden nicht pleite machen, Herr von Löcknitz."

„Ist mir auch recht. Na und weiter?"

„Die Miete ist nicht hoch, und wir brauchen uns nur für ein Vierteljahr zu verpflichten. Die Einrichtung müßte allerdings ergänzt werden."

„Schön. Beginnen Sie, Stöckel." Dann wendete er sich zu dem alten Schauspieler: „Herr von Miaczynski, ich will Sie heute nicht länger aufhalten. Wir werden erst morgen zum Präsidium gehen. Holen Sie mich, bitte, ab."

Miaczynski machte eine würdevolle, aber gemessene Verbeugung und sagte sehr selbstbewußt: „Auf Wiedersehen, meine Herren."

Der Rittmeister begleitete ihn bis zur Tür.

„Also vorwärts, Stöckel. Mieten Sie die Wohnung —"

„Wollen Sie sie nicht ansehen, Herr von Löcknitz?"

„Nee, sie interessiert mich weiter gar nicht. Richten Sie die Geschichte ein, möglichst bescheiden, nicht wahr? Hier haben Sie mein Vermögen." Er gab ihm Bargeld und einen Scheck.

„So viel brauche ich fürs erste gar nicht", sagte Stöckel erschrocken.

„Nehmen Sie nur, ich will nicht mit jeder Kleinigkeit belästigt werden. Was von dem Geld übrigbleibt, werden Sie mir zurückgeben."

Stöckel nahm das Geld und seufzte.

„Mensch, stöhnen Sie nicht", lachte der Rittmeister. „Das paßt gar nicht zu Ihnen. Sagen Sie mir lieber, wann wir den Klub eröffnen können."

Stöckel überlegte. „Heute haben wir Mittwoch. Montag abend ist alles fix und fertig."

„Das läßt sich hören."

Stöckel wurde von einem plötzlichen Arbeitsfieber gepackt und griff nach dem Hut. „Ich muß anfangen, Herr von Löcknitz, sonst komme ich nicht zurecht. Auf Wiedersehen.“ Er stürzte zur Tür hinaus.

Löcknitz trat zum Fenster und sah ihm nach, wie er über die Straße lief und ein Auto heranwinkte. Sein Eifer wäre einer besseren Sache wert, dachte er gequält. Es ist schade um ihn, sagte er sich. Um uns alle ist es schade.

Dann setzte er sich zum Tisch und schrieb einen Brief an Patterson, in dem er ihn bat, Szeretlek sofort zu verkaufen, wenn möglich ohne Verlust. Es war ein harter Entschluß, aber jetzt durfte man Gefühlsregungen nicht nachgeben. Er brauchte Geld. Leb' wohl, Szeretlek.

Nun konnte das neue Leben beginnen. Nun konnte er hinabsteigen, so tief er nur wollte. Der Rittmeister Löcknitz ließ sich fallen. Der Rittmeister? Nein, das ging nicht. Was er vorhatte, das konnte sich Albrecht Löcknitz leisten, aber niemals ein preußischer Rittmeister a. D. Da half keine Wehleidigkeit. Er mußte reinen Tisch machen. Keinem Ehrenrat der Welt räumte er mehr das Recht ein, über ihn den Stab zu brechen und ihn der Verletzung der Standesehre schuldig zu sprechen. Er ließ sich von niemandem mehr in sein Leben dreinreden. Er hatte genug von der Vorschriftsmäßigkeit. Er wollte selber Richter über sich sein.

Ohne zu zögern, schrieb er an sein altes Regiment und an das Bezirkskommando und bat um die Erlaubnis, seinen Rang niederlegen zu dürfen. Nachdem er die beiden schmerzlichen Briefe geschlossen hatte, atmete er auf. Nun stand er allein und war ein Einsamer und frei, vogelfrei. Er reckte die Arme und fühlte eine unermeßliche Kraft in sich.

XX

Der Ritter Miaczynski hatte Lampenfieber. Es schien ihm, als überstiege die große Rolle, die ihm anvertraut worden war, seine Kräfte. Er klapperte mit den Zähnen und ließ sich zum zwanzigstenmal von Stöckel die Verrechnung der Spielmarken erklären.

„Sie dürfen unter gar keinen Umständen Kredit gewähren, Verehrtester“, sagte Stöckel großartig. „Spielmarken werden nur gegen Bargeld ausgefolgt. Lassen Sie sich niemals auf Bons, Wechsel oder Ehrenwörter ein. Fauler Zauber! Ein

richtiger Spieler hat kein Ehrenwort. Sie müssen unerbittlich sein, sonst ist der Klub in drei Tagen pleite."

„Ich werde unerbittlich sein, Herr von Stöckel", rollte der Schauspieler in tiefstem Baß, daß die Gläser auf dem Büfett zu zittern anfingen, und machte ein grausames Caligulagesicht. „Und wenn einer vor mir auf die Knie sänke, ich gebe nicht nach."

„Und vergessen Sie nicht, Verehrtester, jede Stunde das Kartengeld einzuheben. Das ist die Hauptsache, sozusagen."

„Dieses Einsammeln fällt mir ein wenig hart, Herr von Stöckel", klagte der Alte. „Es erinnert mich zu sehr an Schmiere und Kollekte."

„Tut mir leid, werter Herr, aber wir können uns vorläufig keinen großen Beamtenstab leisten. Das müssen Sie einsehen. Wenn der Klub lebensfähig ist, wird Ihnen das Kartengeldgeschäft abgenommen werden, das ist selbstverständlich."

„Jawohl," sagte der Ritter und blickte dankbar zu Stöckel auf, dessen Eleganz er auf das innigste bewunderte. Sonnenthal als Marquis von Villemer hatte wahrhaftig nicht vornehmer ausgesehen. Stöckel trug einen wunderbaren neuen Frack, den er sich auf den dringenden Wunsch des Rittmeisters hatte machen lassen.

Miaczynski versuchte einen leichten Weltmannston anzuschlagen und fragte voll Interesse: „Wo lassen Sie Ihre Fräcke bauen, Herr von Stöckel?"

„In London, Verehrtester."

Der Ritter schwieg eingeschüchtert. Ein Londoner Frack brachte ihm die Nichtigkeit seines Daseins zum Bewußtsein. Es war allzu lange her, daß auch er Edelmann und Offizier gewesen war. Dies alles lag verschüttet unter Kulissenstaub und ließ sich nicht mehr hervorholen. Der Name Telesfor Ritter von Miaczynski erschien ihm lächerlich, verlogen und nicht zu ihm gehörend. Er brachte das Theater nicht mehr aus seinem Blut. Die Schminke hatte sein Herz zerfressen. Er blieb Theodor Höß, der beste Dienerspieler der deutschen Bühne.

„Und die weißen, runden Marken gelten fünfzig Mark, nicht wahr, Herr von Stöckel?"

„Ja", erwiderte Stöckel mitleidig und zündete sich eine Zigarette an.

„Hoffentlich haben wir Erfolg," meinte der Alte und ging nervös auf und ab, als wartete er nur auf das Zeichen des

Inspizienten, das ihn auf die Bühne schickte. „Wann beginnt eigentlich die Vorstellung?"

„Das ist unbestimmt."

„Es ist schon acht Uhr durch," meinte der Ritter ungeduldig und sehnte sich nach dem Klingelzeichen, das dieser unerträglichen Spannung ein Ende bereitete. Dennoch fuhr er ängstlich zusammen, als in diesem Augenblick die Glocke anschlug.

„Haltung!" rief Stöckel dem Alten zu und ging in das Vorzimmer.

„Haltung!" wiederholte der Ritter und schlich mit zitternden Beinen Stöckel nach.

Es war aber nur Löcknitz, der in strahlender Laune eintrat. Er trug eine große, weiße Nelke im Knopfloch des Fracks und hatte unruhige Fieberaugen. „Guten Abend, meine Herren", sagte er fröhlich und drückte ihnen die Hände. Theodor Höß knickte fast zusammen, so sehr überwältigte ihn der Anblick seines Brotgebers. Kein Herzog konnte vornehmer auftreten als dieser lange, schmale Mensch mit dem hochmütigsten Gesicht von der Welt.

„Hier bin ich. Das Fest kann beginnen", lachte Löcknitz und betrachtete hoheitsvoll die Zimmer. „Sie haben das wirklich sehr nett gemacht, Stöckel. Meine Anerkennung."

Stöckel freute sich. Ein Leuchten kam in seine Augen. „Man hätte dies alles noch viel netter machen können, aber ich wollte sparen."

„Für meine Zwecke ist dies beinahe schon zu vornehm. Ich bildete mir ein bescheidenes Tripot ein für Kavaliere mit Trauerrandnägeln und schmutzigen Halskragen."

Er schritt wie ein gnädiger König durch die Gemächer, die in einer Flucht lagen. Die ersten beiden Räume waren als Herren- oder Rauchzimmer gedacht, während der letzte und größte als Spielzimmer bestimmt war. „Haben wir bloß einen Diener?" fragte Löcknitz.

„Jawohl, vorläufig. Es ist sehr schwer, gute Diener aufzutreiben."

Das will ich meinen, dachte Theodor Höß und fühlte einen leisen Stolz.

„Der Junge gefällt mir gar nicht. Er hat ein Galgengesicht."

„Er besitzt gute Zeugnisse und soll ehrlich sein."

„Na schön. Bei uns gibt es nicht viel zu stehlen, und lange wird sich die Geschichte kaum halten." Er besaß nur mehr die fünftausend Mark, die der alte, ehrliche Patterson aus dem Verkauf Szeretleks herausgeschlagen hatte.

„Das kann man nicht wissen, Herr von Löcknitz. Wenn wir ein bißchen Glück haben, kann der Klub ein sehr gutes Geschäft werden."

„Wenn ich bloß nicht mehr das Wort Glück hören müßte!" sagte Löcknitz verächtlich und starrte finster in die Luft.

„Wollen Sie noch die Küche besichtigen?"

„Bitte."

Die Küche sah wie ein Feinkostladen aus. Unzählige belegte Brötchen und kalte Platten jeder Art standen bereit. Ganze Batterien von Schnaps- und Weinflaschen warteten auf die Entladung. „Sie sind wahnsinnig, Stöckel", lachte Löcknitz. „Wer soll denn das aufessen?"

Stöckel schüttelte den Kopf. „Ich fürchte, daß es noch zuwenig sein wird."

„Sie sind wirklich nicht bei Trost, Stöckel."

„Wir werden ein volles Haus haben, Herr von Löcknitz, und Spieler sind gefräßig, besonders wenn sie gewinnen."

„Na, mir soll es recht sein. Vorläufig sehe ich noch keine Menschenseele."

„Abwarten", erwiderte Stöckel sehr sicher und siegesgewiß.

Dann kam der erste Gast, ein blonder Riese mit einem gutmütigen Kindergesicht. Wenn er lachte, begannen die Lüster zu schwanken.

Stöckel stellte vor: „Herr Dr. Hergotin, Herr von Löcknitz." Der Doktor drückte die Hand des Rittmeisters, daß die Knochen krachten. „Wo ist der Klub, meine Herrschaften?" fragte er und schüttelte sich vor Lachen.

„Es ist noch niemand hier, Herr Doktor", entschuldigte sich Stöckel.

„Na, einer muß der erste sein, und ich kann warten." Damit ging er in das zweite Zimmer, setzte sich in eine Sofaecke und schlief augenblicklich ein.

„Was ist das für eine Nummer?" erkundigte sich Löcknitz.

„Sie kennen den Dr. Hergotin nicht?"

„Nee. Was kann der Mann?"

„Er kann zehn Stunden lang, ohne Unterbrechung, beim Spieltisch sitzen und auf jeden Coup zehn Mark wetten."

„Alle Achtung. Hat der Mann auch einen Beruf?"

„Natürlich. Er ist Masseur."

„Masseur?"

„Jawohl, Masseur hoher, höchster und allerhöchster Herrschaften. Der Mann verdient gut und gern hundertfünfzigtausend Mark im Jahr. Er hat es nötig, denn er verliert immer."

„Welch ein Narr!“ sagte Löcknitz und blickte zu dem Schlafenden hinüber.

Ein neuer Gast erschien. Er ging unsicher und konnte keinen geraden Kurs halten. Sein Gesicht war unnatürlich weiß. Ein großes Pflaster deckte einen Teil der Nase zu. „Herr Photograph Bomse“, stellte Stöckel vor.

Bomse reichte Löcknitz die behandschuhte Rechte und murmelte einige unverständliche Worte. Sein Sprechen war wie ein Röcheln. Er bestellte mit Stöckels Hilfe eine halbe Flasche Sekt und segelte im Zickzack nach dem Spielzimmer.

„Bringen Sie, bitte, Herrn Bomse für fünftausend Mark Spielmarken“, befahl Stöckel Herrn von Miaczynski.

„Fünftausend?“

„Jawohl, gehen Sie, sonst wird er ungeduldig.“

Der alte Schauspieler zählte krampfhaft die Marken und trug sie mit Feierlichkeit zu Bomse. Fünf neue Tausendmarkscheine lagen schon bereit. „Danke“, gurgelte der Photograph und blickte den Alten freundlich an. Dann nahm er aus der Schüssel eine Spielmarke im Wert von zehn Mark und drückte sie Höß in die Hand.

Der Schauspieler ging verwirrt zu Stöckel und fragte: „Der Herr hat mir zehn Mark gegeben, was soll ich damit?“

„Das ist Bomses Trinkgeld.“

„Trinkgeld?“ wiederholte Höß und bemühte sich, ein entrüstetes Gesicht zu machen.

„Sie kriegen jeden Abend zehn Mark von Bomse, falls er herkommt.“

Das macht dreihundert Mark im Monat, rechnete der Ritter blitzschnell und steckte die Spielmarke in die Tasche. Es war eine Zauberkomödie, die hier aufgeführt wurde, das stand fest.

Ein kleiner, dicker Mann schoß in das Zimmer. Er hatte große, fleischige Ohren, die wie Henkel von einem Krug abstanden, und einen unangenehmen Polizeiblick.

„Nanu, Stöckel, Sie haben sich selbständig gemacht?“

„Nee, Herr Fischbein, ich bin nur angestellter Ausrufer, wenn Sie wollen.“

„Ausrufer ist gut.“

„Gestatten Sie, daß ich vorstelle. Herr von Löcknitz, Herr Kaufmann Sally Fischbein.“

„Freut mich, freut mich.“ Er wurde sofort vertraulich. „Mit Ihnen habe ich viel Geld verdient, Löcknitz.“

„Mit mir?“

„Ich habe immer auf Sie gewettet und nicht zu knapp. Das ist nun schon 'ne ganze Ecke her. Sie haben mir stets Glück gebracht."

Löcknitz lächelte.

„Lachen Sie nicht, es ist doch so. Über Ihre Marketenderin habe ich mal zehn Mille gewonnen. Erinnern Sie sich?"

Löcknitz erinnerte sich.

„Hoffentlich bringen Sie mir wieder Glück. Ich will mich bei Ihnen gesund machen. Was ich in den letzten Wochen verloren habe, geht über das Bohnenlied." Er wendete sich zu Stöckel. „Ist Dunkelbaum schon hier?"

„Noch nicht, Herr Fischbein, aber er kommt."

„Ist das auch nicht Falle mit Dunkelbaum?" fragte der Kaufmann mißtrauisch.

„Er kommt, Herr Fischbein."

„Na, Gott sei Ihnen gnädig!" drohte der kleine Mann und lief in das Spielzimmer, um Bomse eine sehr lange und laute Geschichte zu erzählen.

„Wo haben Sie diese Menschen aufgetrieben?" fragte Löcknitz verwundert.

„Es kommt noch viel besser", erklärte der ehemalige Leutnant voll Stolz. „Das sind lauter große Kanonen, Stützen eines jeden Klubs."

„Warum kommen die Leute zu uns?"

„Aus Neugier, aus Aberglauben, und weil ich ihnen Fritz Dunkelbaum versprochen habe. Das ist nämlich der Leithammel. Dem laufen sie nach, um an ihn ihr Geld zu verlieren."

„Und woher wissen Sie, daß uns Herr Dunkelbaum mit seiner Anwesenheit beglücken wird?"

„Er hat es mir fest zugesagt."

„Merkwürdig."

„Herr Rechtsanwalt Gegenherz", stellte Stöckel vor. Der Rechtsanwalt hatte ein hageres Mathematikergesicht, über das ein ununterbrochenes Zucken lief.

„Herr Industrieller Schwenterley." Er hatte die Augen eines Mannes, der gewohnt ist, bedenkliche Geschäfte zu machen.

„Herr Generaldirektor Strupp." Ein großer, starker Mann, der sehr gezierte Bewegungen hatte, blickte Löcknitz zärtlich an und machte eine scheue Verbeugung.

Ein junger Mann trat in das Zimmer und ging zögernd auf Löcknitz zu. „Den kenne ich nicht", flüsterte Stöckel beunruhigt.

„Graf Hajnal", stellte sich der neue Gast vor und reichte Löcknitz befangen die Hand.

„Ihr Name kommt mir bekannt vor", sagte der Rittmeister und fühlte eine wunderliche Zuneigung für den jungen Mann. „Jetzt weiß ich es. Waren Sie nicht der Besitzer Szeretleks?"

„Jawohl, Herr Rittmeister. Der Gaul gehört jetzt Ihnen."

„Nicht mehr, Herr Graf. Ich habe ihn verkauft."

„Szeretlek bringt kein Glück", behauptete Hajnal und hatte ein trauriges Lächeln auf den Lippen.

„Sie haben recht, Szeretlek bringt kein Glück", bestätigte Löcknitz und wurde ganz nachdenklich.

„Herr Baumeister Schlotterbeck", stellte Stöckel vor.

Hajnal ging zögernd in das Spielzimmer, grüßte die Anwesenden, von denen er niemanden kannte, und setzte sich still in eine Ecke.

„Wir müssen anfangen, Herr von Löcknitz", mahnte Stöckel.

„So fangen Sie an in Teufels Namen."

„Sie müssen die erste Bank halten."

„Muß ich?"

„Es ist so Brauch."

„Na, schön. Eigentlich habe ich diese moralische Anstalt nicht gegründet, um selber zu spielen."

„Das haben Sie in Zukunft auch nicht nötig, Herr von Löcknitz."

„Ich werde eine kleine Bank halten, die rasch erledigt ist. Fünfhundert Mark, das genügt?"

„Vollkommen."

Der Rittmeister holte von Theodor Höß, dessen Wangen vor Aufregung glühten, für fünfhundert Mark Spielmarken und begab sich in das letzte Zimmer. „Wenn es den Herren beliebt," sagte Löcknitz hochmütig, „so können wir mit dem Vergnügen beginnen."

„Spaß, wie vornehm!" meinte Sally Fischbein halblaut und knöpfte seine Weste auf.

Der erste Schlag fiel zugunsten des Rittmeisters aus. Er hatte neun. „Die Woche fängt gut an", zischelte der Rechtsanwalt Gegenherz.

„Ich fühle mich vollkommen unschuldig, Herr Rechtsanwalt. Ich überlasse Ihnen gern die Bank, wenn Sie Wert darauf legen."

„Man wird doch noch einen Ton reden dürfen", brummte Gegenherz, dessen Gesicht wie ein nächtlicher Gewitterhimmel zuckte.

„Der Ton macht die Musik."

„Aber, meine Herren!“ begütigte der Masseur, der mit fröhlichen Augen seine ersten zehn Mark verloren hatte.

„Falle!“ sagte Sally Fischbein ganz leise und stocherte in seinen abstehenden Ohren herum. Die gleichgültige und leidenschaftslose Art, in der Löcknitz spielte, erbitterte die Spieler und riß sie zu hitzigen Vorstößen hin. Der Rittmeister gewann ununterbrochen. Er hätte viel darum gegeben, wenn er verloren hätte und aufstehen dürfte. Es war eine Qual ohnegleichen, gegen diese haßverzerrten Gesichter spielen zu müssen.

„Ein feiner Klub!“ röchelte der Photograph Bomse, aber nur seine nächsten Freunde verstanden ihn und lachten.

„Sie können sich zurückziehen, Herr von Löcknitz“, riet der Generaldirektor Strupp freundlich und beleckte seine trockenen Lippen mit der Zunge. „Ihre Bank dürfte sich verzehnfacht haben.“

„Ich möchte den Herren Gelegenheit geben, das Verlorene zurückzugewinnen.“

„Schwere Falle!“ flüsterte Fischbein Herrn Bomse ins Ohr.

Immer mehr Leute drängten in das Zimmer und beteiligten sich am Spiel. Löcknitz erblickte wie durch einen Nebel alte und junge Gesichter, blasse und gerötete, hagere und volle, und in allen Augen sah er glühenden Haß. Es schien ihm, als wäre er für ewige Zeiten an seinen Sitz geschmiedet, denn er hörte nicht auf zu gewinnen. Da erschien Stöckel hinter ihm und sagte: „Dunkelbaum ist gekommen, Sie müssen ihn begrüßen, Herr von Löcknitz.“

„Wie kann ich bloß weg von hier!“ stöhnte der Rittmeister.

„Lassen Sie sich vertreten.“

Löcknitz erkannte das Gesicht Hajnals, der noch immer in seiner Ecke saß. „Graf Hajnal, darf ich Sie bitten, mich für einen Augenblick zu vertreten?“

„Gern, Herr Rittmeister“, antwortete der junge Mensch und erhob sich.

„Vielen Dank, Graf Hajnal.“

Als Löcknitz aus dem Zimmer ging, schwankte er wie der Photograph Bomse. „Das ist die Hölle!“

„Warum hören Sie nicht auf?“

„Ich habe zu viel gewonnen.“

„Um so besser.“

Ein breitschultriger, glattrasierter Mensch, der ein amerikanisches Gesicht hatte, solange er schwieg, stand in der Mitte des ersten Zimmers und zündete sich eine Zigarette an.

„Gestatten Sie, daß ich vorstelle", sagte Stöckel nicht ohne Feierlichkeit. „Herr Fritz Dunkelbaum — Herr von Löcknitz." Die Herren reichten sich die Hände und musterten sich aufmerksam. Der Rittmeister war angenehm überrascht, einen gepflegten Menschen zu sehen, der einen tadellosen Frack trug und Weltmannsmanieren hatte.

„Ich freue mich, Sie in unserem mehr als bescheidenen Klub begrüßen zu dürfen, Herr Dunkelbaum. Wenn ich Herrn Stöckel glauben darf, werden Sie von Ihrer Gemeinde wie der Messias erwartet."

„Messias ist bitter", lachte Dunkelbaum.

Das Lachen mißfiel dem Rittmeister.

„Ich habe übrigens das Vergnügen, Sie vom Sehen zu kennen, Herr von Löcknitz. Ich sah Sie, wenn mich nicht alles täuscht, vor einigen Tagen in Gesellschaft von Fräulein Dierkher beim Abendbrot."

„Sie kennen Fräulein Dierkher?" fragte Löcknitz mit Anstrengung und fühlte sein Herz in Eifersucht erzittern.

„Nur von der Bühne aus, Herr von Löcknitz. Leider, möchte ich sagen, wenn Sie es mir gestatten."

„Bitte, Herr Dunkelbaum", erwiderte der Rittmeister sehr höflich. Er haßte in diesem Augenblick das selbstbewußte Gesicht des jungen Mannes. „Verzeihen Sie, ich muß zur Partie zurück, die ich auf Herrn Stöckels Wunsch verlassen habe, um Sie zu begrüßen."

„Zu liebenswürdig, Herr von Löcknitz." Er folgte dem Rittmeister, der voll Widerwillen in das Spielzimmer ging.

„Vielen Dank, Graf Hajnal."

„Bitte, Herr von Löcknitz."

„Hoffentlich haben Sie verloren!"

„Den Schmus hab' ich gern!" sagte Sally Fischbein tückisch zu Herrn Gegenherz. Der Rechtsanwalt zuckte die Achseln.

„Es war nicht möglich", antwortete Hajnal. „Die Bank gewinnt andauernd."

Löcknitz nahm seinen Platz ein und seufzte sehr vernehmlich.

„Banco!" rief eine Stimme, die Dunkelbaum gehörte.

„Es sind ungefähr sechstausend Mark in der Bank", stellte Löcknitz gleichmütig fest.

„Nu, wenn schon!"

Der freche Ton dieser Stimme erbitterte den Rittmeister maßlos. „In den großen Pariser Klubs, in denen ich sonst zu spielen pflegte, war es Usus, die Höhe des vorhandenen

Bankkapitals vor der Entscheidung festzulegen, um späteren Unstimmigkeiten aus dem Weg zu gehen."

„Wir sind jetzt in Berlin", erklärte der Rechtsanwalt gehässig, obwohl ihm die Sache ganz gleichgültig sein konnte.

„Das merke ich, Herr — Gegenherz oder wie Sie heißen", erwiderte der Rittmeister und lächelte höhnisch.

„Sie müssen natürlich nicht halten, Herr von Löcknitz, wenn Sie nicht wollen", sagte Dunkelbaum einlenkend.

„Doch, mit größtem Vergnügen, Herr Dunkelbaum. Es fällt mir nur einigermaßen schwer, mich den vorhandenen Manieren anzupassen."

Dr. Hergotin lachte laut auf und rief fröhlich: „Bravo, Herr von Löcknitz!" Ein Teil der Herren schloß sich dem Masseur an, und der Rechtsanwalt unterdrückte seine Entgegnung.

Der Rittmeister deckte neun auf. „Ein bißchen viel", meinte Dunkelbaum ohne Erregung und zündete sich eine neue Zigarette an. „Halten Sie nochmals, Herr von Löcknitz?"

„Solange Sie wollen, Herr Dunkelbaum."

Er konnte sich nicht erklären, warum der Klang dieser anmaßenden Stimme ihn in solche Wut versetzte. Er fühlte das heiße Verlangen, die Partie gegen Dunkelbaum zu gewinnen. Es lag ihm nichts am Geld, er wollte nur Sieger bleiben.

„Also, Banco!"

Dunkelbaum kaufte auf Vier eine Sechs. Der Rittmeister hatte Eins. „Sie haben gewonnen, Herr von Löcknitz," erklärte Dunkelbaum, ohne eine Miene zu verziehen. Es wurde plötzlich ganz still im Zimmer.

„Wünschen Sie noch einmal zu halten?" fragte der Rittmeister gleichgültig.

„Nein, danke, mein Bedarf ist gedeckt. Wieviel schulde ich?"

Löcknitz rechnete die Marken zusammen. „Sechstausendeinhundert Mark waren in der Bank, Herr Dunkelbaum."

Dunkelbaum bezahlte seine Schuld.

„Will einer der Herren den Betrag halten?" fragte der Rittmeister. „Es sind vierundzwanzigtausendvierhundert Mark in der Bank."

Niemand meldete sich.

„Dann ziehe ich mich zurück", erklärte Löcknitz.

„Der Sege türmt", flüsterte Sally Fischbein dem Photographen ins Ohr.

„Hohe Klasse", röchelte Bomse anerkennend.

Dunkelbaum übernahm die Bank.

Löcknitz ging langsam in das erste Zimmer. Er fühlte sich matt und elend. Die Luft war dick zum Schneiden. „Bringen Sie mir, bitte, ein Glas Wasser", sagte er dem Diener und setzte sich in einen Lehnstuhl. Er erinnerte sich unwillkürlich an den Klub in der Rue du Quatre-Septembre. Auch damals hatte er ein Glas Eiswasser getrunken, aber nur, weil er nicht einen Sou in der Tasche gehabt hatte.

Stöckel geleitete drei Herren in das Zimmer und wollte sie dem Rittmeister vorstellen, der ein so grimmiges Gesicht machte, daß Stöckel seine Absicht aufgab.

„Bitte, lieber Stöckel, stellen Sie mir niemanden mehr vor", bat Löcknitz, nachdem die Herren verschwunden waren. „Ich habe keine Lust, den Präsidenten der Vereinigten Staaten am Danksagungstag zu spielen."

„Wie ist die Partie ausgegangen?" fragte Stöckel.

„Ich habe vierundzwanzigtausend Mark gewonnen", erwiderte Löcknitz.

„Fein!"

Löcknitz verzog den Mund. „Dazu habe ich den Philadelphia-Klub eigentlich nicht gegründet. Das dürfen Sie mir glauben."

Stöckel schwieg. Dann kamen neue Leute, die begrüßt werden mußten. Ununterbrochen klingelte das Telephon. Aus allen Windrichtungen wurde gefragt, ob Fritz Dunkelbaum da wäre. In den drei Zimmern waren über sechzig Menschen versammelt. „Lassen Sie niemanden mehr rein", sagte der Rittmeister. „Das ist ja Wahnsinn."

„Fabelhaft, was?" antwortete Stöckel und strahlte vor Vergnügen. Wenn das Telephon rief, erwiderte er, um weiteren Zuzug fernzuhalten, daß Fritz Dunkelbaum bereits weggegangen wäre.

Dem Ritter von Miaczynski floß der Schweiß über das Gesicht. Unablässig zählte er Geld ab und rechnete Spielmarken zusammen. Dann schlich er wie ein Verschwörer um den Spieltisch herum und erhob mit hartem Zöllnergesicht das Kartengeld. Er schenkte niemandem auch nur eine halbe Minute. Nur dem Photographen Bomse gegenüber, der ihm zehn Mark verehrt hatte, spielte er den milden und demütigen Vertrauten aus alten Ritterstücken.

Löcknitz öffnete ein Fenster und atmete gierig die herbe Frühlingsluft ein. Der Ekel vor der schimpflichen Gegenwart würgte ihn im Hals. Er mußte sich seinen einsamen Ritt in Karlshorst vor Augen halten, um die Kraft zu seiner Rache wiederzufinden.

Er erhob sich und ging in die Küche. Stöckel stand beim Tisch und schnitt Brot. „Was treiben Sie denn da?“ fragte Löcknitz erstaunt.

„Wir haben zuwenig belegte Brötchen, ich wußte es ja. Nun muß ich Koch spielen.“ Er lachte ein vergnügtes Jungenlachen.

„Kann ich Ihnen irgendwie helfen?“

„Gewiß doch, Herr von Löcknitz. Schneiden Sie, bitte, die Gurke in Scheiben.“

Nun mußte auch der Rittmeister lachen, aber es klang gequält und erzwungen. „Toll!“ sagte er und begann seine Arbeit. „Es ist nur jammerschade, daß mich niemand aus meiner Familie so sehen kann.“

„Nichts berufen!“ warnte Stöckel und blickte scheu nach der Tür.

„Gibt es Bier, Stöckel? Ich habe rasenden Durst.“

„Natürlich, Herr von Löcknitz.“ Er schenkte ihm ein Glas ein.

„Vielen Dank, Stöckel. Jetzt habe ich nur noch einen Wunsch.“

„Nun?“

„Ich möchte schlafen gehen.“

„Das ist leider unmöglich. Die Eröffnungsnacht müssen Sie durchhalten.“

„O Gott, o Gott!“

„Es kann nicht mehr lange dauern. Drei Uhr vorüber.“

„Um Fünf werfe ich den ganzen Klub zur Tür hinaus, das sage ich Ihnen.“

Stöckel lachte. „Ein Kriegsdienst ist des Menschen Leben auf Erden, und wie die Tage des Taglöhners sind seine Tage.“

„Der Himmel sei Ihnen gnädig, Stöckel. Jetzt fangen Sie gar noch zu predigen an? Das ist zu viel. Das geht über meine Kraft.“

Er flüchtete aus der Küche und ging langsam in das Spielzimmer zurück. Mit einem grimmigen Lächeln betrachtete er diese Schar von Gezeichneten jeder Art, deren Wirt er war. Es sind Wahnsinnige und Besessene, die ihr Leben vom gemeinen Zufall der Karten abhängig machen, dachte er und sah voll Grauen dieses wilde Durcheinander von straffgezogenen Gesichtsmuskeln, zitternden Händen, geröteten Augen und zerknitterten Hemden. Am erfreulichsten waren noch die Naturmenschen, wie Herr Sally Fischbein, der unablässig in seinen Ohren herumstocherte, oder wie Herr Bomse, der einen schmutzigen Zahnstocher zwischen den Zähnen hielt, oder wie der Rechtsanwalt Gegenherz, der sich den Kopf kratzte.

Aber jetzt half die Überlegenheit nichts mehr. Er wußte, daß er von heut ab alle Brücken hinter sich zerstört hatte.

In einer Sofaecke saß noch immer Graf Hajnal. Ihre Blicke begegneten sich.

„Sie spielen nicht?" fragte Löcknitz höflich.

„Nein, ich spiele nicht", antwortete der junge Mensch. Ein tiefer Kummer lag über seinem Gesicht.

Wie merkwürdig, dachte der Rittmeister. Warum geht er nicht schlafen, statt hier herumzulungern und die vergiftete Luft einzuatmen? Er hielt seine Frage zurück und setzte sich neben Hajnal. Lange Zeit saßen sie nebeneinander und fanden kein Wort, das sie näherbringen konnte. Hajnal dachte an Grete Löcknitz, und sein Herz empörte sich gegen den Mann an seiner Seite, der sein Glück vernichtet hatte. Aber, so wunderlich es auch war, sein Haß konnte keine tiefen Wurzeln schlagen. Er empfand freundschaftliche Gefühle für den Mann, der die gleichen Augen wie seine Tochter hatte. Löcknitz betrachtete die Hände seines jungen Nachbarn. Es waren schmale, gelenkige Hände, die ihr eigenes Leben zu leben schienen, es waren Spielerhände. Und dennoch saß der Besitzer dieser Hände traurig und einsam in seiner Ecke und berührte keine Karte. Vielleicht hatte er kein Geld, überlegte der Rittmeister und war nahe daran, dem sympathischen Menschen seine Hilfe anzutragen.

„Wie steht die Partie?" fragte er, um dem Thema näherzurücken.

„Herr Dunkelbaum verliert ununterbrochen", erwiderte Hajnal teilnahmslos. Löcknitz wagte es nicht, ihm Geld anzubieten, und stand auf.

Dunkelbaum hatte kein Bargeld mehr bei sich. Er bezahlte mit Bons, die von den Gewinnern mit Inbrunst in Empfang genommen wurden. Trotz dem Verlust blieb er gutgelaunt und wurde nicht nervös. Als er den Rittmeister erblickte, rief er ihm zu: „Ich habe kein Glück bei Ihnen, Herr von Löcknitz."

„Das tut mir leid, Herr Dunkelbaum."

„Meine Stunde kommt schon noch", lachte er dem Hausherrn freundlich zu.

Um fünf Uhr hörte er zu spielen auf. „Meine Herren, ich habe ehrlich gespielt."

Ein dankbares Lachen der Spielerrunde belohnte seinen Scherz. Als er wegging, löste sich die Partie auf. Die Spieler berechneten ihren Gewinn und tauschten ihre Marken bei dem Ritter von Miaczynski gegen Bargeld um.

„Es ist sehr nett bei Ihnen, Herr von Löcknitz", sagte Dunkelbaum höflich und bat den Diener um ein Glas Sekt. Stöckel strahlte voll Stolz.

„Wenn Sie gestatten, möchte ich Mitglied Ihres Klubs werden."

„Bitte, Herr Dunkelbaum."

„Sie sind das erste Mitglied des Philadelphia-Klubs", erklärte Stöckel sehr laut, damit es alle Spieler hören sollten, und brachte ein vorbereitetes Buch. „Wollen Sie gütigst Ihren Namen einschreiben, Herr Dunkelbaum."

Dunkelbaum schrieb sich ein. „Wie hoch ist der Mitgliedsbeitrag?"

„Zehn Mark", antwortete Stöckel rasch entschlossen.

„Pro Jahr?"

„Pro Monat."

„Ein bißchen viel", meinte Dunkelbaum.

„Dafür bieten wir aber auch nichts", scherzte Stöckel.

Dunkelbaum lachte und verabschiedete sich mit freundschaftlichem Händedruck von Löcknitz.

„Ihr Klub ist großartig", sagte Sally Fischbein anerkennend und stellte sich auf die Fußspitzen, um dem Rittmeister auf die Schulter zu klopfen. „Ganz großartig. Ich wußte es, daß Sie mir Glück bringen werden. Für mich gibt es in Berlin von heut ab nur einen Klub, und der heißt Philadelphia-Klub. Stöckel, geben Sie das Hauptbuch her, ich werde lebenslängliches Mitglied."

Fast alle Anwesenden schrieben sich ein. Die Stimmung war glänzend. Jeder, außer Dunkelbaum, hatte gewonnen. Die Spieler lachten und freuten sich wie Kinder nach der Bescherung. Löcknitz bemerkte verwundert, daß diese Leute, sobald sie ihre Leidenschaft befriedigt hatten, fast ausnahmslos nette, umgängliche Menschen waren. So schien es ihm wenigstens. Jeder einzelne hielt darauf, dem Rittmeister ein freundliches Wort zu sagen und für die Einladung zu danken.

Der Rechtsanwalt Gegenherz hielt eine lange Rede, um seine vorlaute Bemerkung zu entschuldigen. „Ich bin ein nervenkranker Mensch, Herr von Löcknitz, Sie dürfen mich nicht ernst nehmen. Wenn ich am Spieltisch sitze, bin ich unzurechnungsfähig."

„Warum setzen Sie sich dann zum Spieltisch, Herr Rechtsanwalt?"

„Das ist ja meine Krankheit", erwiderte Gegenherz voll Reue. Auf seinem hageren Mathematikergesicht lag zerknirschte Trauer.

Der letzte, der sich als Mitglied einschrieb, war Graf Hajnal.

„Ihnen, Graf Hajnal, hat dieser Klub wohl nicht viel zu bieten", sagte Löcknitz sehr herzlich. „Sie spielen ja nicht, wie ich mit Vergnügen bemerkte."

„Auch ich werde eines Tages spielen, Herr von Löcknitz", antwortete der junge Mensch und blickte starr vor sich hin, als sähe er in der Ferne ein schweres und unentrinnbares Schicksal. Er grüßte den Rittmeister, ohne ihm die Hand zu reichen, und ging langsam aus dem Zimmer.

„Wir haben einundfünfzig Mitglieder", sagte Stöckel mit Genugtuung und setzte sich erschöpft auf einen Sessel. „Ich glaube, daß die Zukunft des Philadelphia-Klubs gesichert ist."

„Sie haben sich aber auch ehrlich geplagt, Stöckel. Ich weiß gar nicht, wie ich Ihnen danken soll."

„Sie haben genug für mich getan, Herr von Löcknitz, und außerdem hat mir die Arbeit viel Freude gemacht."

„Ich hätte nie geglaubt, daß so viel Fleiß und Ausdauer in Ihnen steckten, die freilich einer besseren Sache wert wären."

„Man kann sich das Leben nicht immer so einrichten, wie man möchte", erklärte Stöckel gleichmütig und zündete sich eine Zigarre an. „Wissen Sie, Herr von Löcknitz, was für mich heute nacht das Schlimmste war?"

„Nun?"

Stöckel sah sich vorsichtig um. Niemand von den Spielern war mehr da. Nur Dr. Hergotin saß einsam im Spielzimmer vor einem Glas Bier und schlief mit offenen Augen. Er konnte sich niemals entschließen, einen Spielklub zu verlassen. Der Ritter Miaczynski rechnete in der Küche mit dem Diener ab. „Das Schlimmste war die Angst, daß uns die Polizei auf die Bude rückt."

„Warum sollte sie?"

„Es wäre doch sehr leicht möglich gewesen, daß Ihre Leute, Herr von Löcknitz, Anzeige erstatten."

„Das stimmt. An diese Möglichkeit hatte ich gar nicht gedacht. Die Herrschaften scheinen mich aber endgültig aufgegeben zu haben."

Theodor Höß kam herein und trug eine Schüssel voll Geld, die er sehr feierlich vor den Rittmeister hinstellte. „Es war ein großer Erfolg, Herr Direktor", sagte der alte Komödiant und machte eine weltumfassende Gebärde.

XXI

„Wissen Sie das Neueste, Fräulein Dierkher?“ fragte Löcknitz, als er am nächsten Tag in der Wohnung der Schauspielerin erschien.

„Nun?“

„Der Frühling ist da“, lachte der Rittmeister und funkelte mit den Augen.

„Ach, Sie!“ sagte Lisa und freute sich der guten Laune ihres geliebten Gastes. „Was ist denn bloß in Sie gefahren? Sie sind ja ganz verändert.“

„Ich bin vergnügt und freue mich, daß ich am Leben bin, ich weiß selber nicht warum. Das heißt, ich weiß warum. Weil ich alle Lasten und jeden Zwang abgeschüttelt habe und ein freier Mann bin, darum bin ich so vergnügt. Schade, daß Sie mich nicht früher gekannt haben, Fräulein Lisa. Sie können sich kaum vorstellen, was für ein fröhlicher und leichtfertiger Patron ich gewesen bin.“

„Sie sind es doch noch, Herr von Löcknitz.“

„Ja, aber das Richtige ist es nicht mehr. Da muß schon so ein ganz blödsinnig schöner Frühlingstag antanzen, damit ich mich auf mein besseres Ich besinne. Aber man muß Gott für alles danken. Fräulein Lisa, ich habe Ihnen was mitgebracht.“ Er zog eine kleine Schmuckschachtel aus der Tasche und stellte sie vorsichtig auf den Tisch. Er war seiner Sache nicht ganz sicher.

„Was ist das?“ fragte sie beklommen.

„Bitte, öffnen Sie.“

Ein paar kostbare Perlenohrringe lagen in der Schachtel. „Was soll ich damit?“ In ihrer Frage lag Abwehr.

„Freuen sollen Sie sich damit.“

„Freuen? Diese Freude hätten Sie mir ersparen können“, sagte sie unwillig und blickte voll Geringschätzung auf die wunderschönen Perlen.

„Nehmen Sie doch die Sache nicht so tragisch, Fräulein Lisa. Ich wollte Sie gewiß nicht kränken oder beleidigen.“

Sie war dem Weinen nahe.

„Nun verderben Sie mir nicht den schönen Tag. Das sind die dummen Perlen gar nicht wert. Ich sah sie im Schaufenster liegen, und die Sonne schien so warm, und der Frühling ging durch die Straßen, und da mußte ich an Sie denken und wollte Ihnen eine kleine Freude machen. So entwickelte sich die ganze Geschichte.“

Er nahm ihre Hände, und sie wurde willenlos.

„Und jetzt machen Sie kein so böses Gesicht. Weg mit den Falten! An so einem Tag muß ein junges, schönes Mädel lachen und fröhlich sein. Sehen Sie doch mich alten Herrn an."

Sie lächelte gehorsam, obwohl ihr das Herz wehtat.

„Sie werden sehen, wie gut die Perlen zu Ihrer Gesichtsfarbe passen. Wollen Sie versuchen?"

Sie nahm ihre Kinderringe aus den Ohren und hängte die Perlen ein.

„Wunderschön!" sagte Löcknitz und stand ganz andächtig vor ihr. „Wunderschön, Fräulein Lisa."

„Nun sollte ich Ihnen danken, aber ich kann nicht. Ich kann wirklich nicht."

„Sie sollen nicht danken, kleines Fräulein, sondern mir verzeihen. Zu danken habe ich. Herrgott, wenn man so zehn Jahre jünger wäre!"

„Sie haben sich zu beklagen!" lachte sie und hatte schon vergessen, daß sie Perlen im Ohr trug.

„Ich stelle nur fest, kleines Fräulein, ich beklage mich nicht."

„Warum wollen Sie dann zehn Jahre jünger sein?"

„Weil ich dann nicht so gräßlich vernünftig und gewissenhaft wäre. Es ist nichts mehr los mit mir. Ich bin ein alter, weiser Mann, pfui Teufel!"

„So sehen Sie aus. Sie sind eigentlich furchtbar eitel, Herr von Löcknitz."

„Ich habe aber auch alle Ursache, verehrtes Fräulein. Blicken Sie gefälligst in den Spiegel, und Sie werden alles begreifen." Er holte einen Handspiegel und hielt ihn vor ihr Gesicht. „Haben Sie schon mal was Hübscheres gesehen? Ich nicht. So wahr ich Albrecht Löcknitz heiße."

Sie entwand ihm den Spiegel und lachte: „Mich werden Sie nicht dumm machen, Verehrtester."

„Das mag ich gar nicht. Es ist ja mein Glück, daß Sie klug sind."

Sie schüttelte den Kopf und antwortete nachdenklich: „Ich bin nicht klug. Das wissen Sie selber am besten. Aber was hilft einem schließlich die Klugheit?"

„Hu, jetzt machen Sie wieder Ihre romantischen Solveigaugen! Wie lange warten Sie auf Ihren Peer?"

„Bis er kommt", sagte sie leidenschaftlich.

„Und wenn er nicht kommt?"

„Dann suche ich ihn, bis ich ihn finde."

Er blickte in ihre Augen und wurde plötzlich ernst, aber die Stimmung hielt nicht an. Er schüttelte alle schweren Gedanken ab und rief lachend: „Wir wollen spazierenfahren, Fräulein Solveig. Ich habe nicht das Recht, auch nur eine Stunde dieses Tages zu versäumen. Kurz ist der Frühling."

Ein anderes Mal kam Löcknitz mit einem Fräulein an, das Modellhüte zur Auswahl brachte. Er behauptete, daß jeder dieser Hüte nur zwanzig Mark kostete, und empfahl, ein halbes Dutzend zu kaufen. Lisa glaubte ihm kein Wort und begnügte sich mit zwei Hüten. Einen Tag später lockte er sie zu einem großen Schneider und zwang sie, Kleider zu bestellen. Sie konnte in Gegenwart des würdevollen Geschäftsinhabers, der einen assyrischen Spitzbart trug, keinen Widerstand leisten und ergab sich in ihr Schicksal. „Was soll dies alles?" fragte sie zornig, als sie das Haus verließen.

„Nur nicht böse sein, kleines Fräulein", schmeichelte er. „Dieser ganze Klimbim ist für Ihre Laufbahn notwendig."

„Meine Laufbahn!"

„Und außerdem macht es mir Freude, Sie in schönen Kleidern zu sehen. Gönnen Sie mir das harmlose Vergnügen."

„Ich weiß wirklich nicht, was ich von alldem halten soll, Herr von Löcknitz", sagte sie mit düsterer Miene. „Wollen Sie aus mir eine Modedame oder eine Kleiderpuppe machen?"

Er wußte keine Antwort und dachte nach. Er vermochte sich selber nicht zu erklären, warum er so handelte. Seine inneren Beziehungen zu der jungen Schauspielerin hatten sich in diesen Tagen irgendwie verändert, ohne daß es ihm klar wurde, worin diese Wandlung bestand. Nie mehr war die schmerzlich-süße Stimmung jener Nacht wiedergekehrt, da er sehnsüchtig und klopfenden Herzens mit Lisa Dierkher vor dem Haustor gestanden hatte. Er machte ein so unglückliches Gesicht, daß Lisa ihre Heftigkeit bedauerte.

„Sie wissen doch, Herr von Löcknitz, daß mir dieses ganze Zeug höchst gleichgültig ist. Ich habe gar keine Neigung, mit Fräulein Küppers zu wetteifern."

Er blieb vor einer Auslage stehen und rief ganz entzückt: „Bitte, sehen Sie sich mal diesen Sonnenschirm an. Ist er nicht reizend? Wollen wir ihn kaufen?"

„Sie sind ein Kind", sagte sie sehr überlegen, und mußte lächeln. „Man kann mit Ihnen kein ernsthaftes Wort reden."

„Wenn Sie wüßten, Fräulein Lisa, wie viele ernsthafte Worte zu mir schon gesprochen worden sind! Es hat keinen Wert, glauben Sie mir, es hat nicht den geringsten Wert, irgend etwas

auf dieser wunderschönen Welt ernst zu nehmen. Ich könnte jedem Menschen ins Gesicht lachen, der ernst und bedeutend einherschreitet. Es sind jämmerliche Augenverdreher und üble Komödianten, denen kein Gott verzeihen wird, daß sie nicht gelacht haben. Wollen wir uns den Schirm kaufen, Fräulein Lisa?"

„Wo nehmen Sie eigentlich das viele Geld her, Herr Rittmeister?" fragte sie fröhlich und hatte den vornehmen Schneider mit dem assyrischen Spitzbart bereits vergessen.

„Ich habe zu Haus eine kleine, bescheidene Notenpresse", erwiderte Löcknitz demütig und machte ein frommes Gesicht.

„Dann wollen wir allerdings diesen Sonnenschirm kaufen", sagte sie übermütig und trat in das Geschäft.

Eine Woche später teilte Lisa Dierkher dem Rittmeister mit, daß sie die Gesangsstunden aufgegeben hätte.

„Warum?" fragte er stirnrunzelnd und wurde fast zornig.

„Weil ich genug kann, mein gestrenger Herr. Ich habe ja nicht die Absicht, Koloratursängerin zu werden. Für die Operette reichte es, meinte die Meisterin, als sie meine neuen Kleider sah."

„Aha, jetzt können Sie selber merken, wie wichtig Kleider sind", erklärte Löcknitz befriedigt.

„Ich merke es", antwortete sie mit Bitterkeit. „Sie haben vollkommen recht. Die edle Meisterin erkannte jetzt erst mein ungewöhnliches Talent. Sie versprach mir, mich an das Olympiatheater zu bringen und den Direktor Vierheilig auf mich aufmerksam zu machen. Inzwischen hat mir aber das Goethetheater eine Rolle beschert."

Sie wies auf ein dünnes, blaues Heft, das auf dem Tisch lag. Er nahm die Rolle in die Hand und las: „Suzette, Stubenmädchen."

„Wieder ein Kammerkätzchen? Schicken Sie die Rolle glatt zurück."

„Das wollte ich im ersten Augenblick tun, aber dann überlegte ich mir die Sache."

„Sie wollen die Rolle spielen?"

„Ja. Ich habe einen Plan."

„Was für einen Plan?"

„Das sage ich Ihnen später einmal", erwiderte sie und lächelte geheimnisvoll. „Ich will mir einen guten Abgang machen."

„Wie lange spielt das Goethetheater?"

„Wenn das Stück Erfolg hat, bis Ende Juni. So behauptet wenigstens der Rendant."

„Und was gedenken Sie im Sommer zu machen?"

„Da lege ich mir die große Muschel ans Ohr und bilde mir ein, an der See zu sein."

„Bitte, kaufen Sie auch für mich eine Muschel, damit ich Ihnen Gesellschaft leisten kann." Sie sahen sich an und lachten.

Aber als Löcknitz an diesem Abend in den Klub ging, mußte er immer wieder an das Meer denken.

Dem Philadelphia-Klub war das Glück treu geblieben. Die Gäste des Gründungsabends kamen immer wieder und bildeten eine geschlossene Masse, die bemüht war, neuen Zuzug fernzuhalten. Auf Betreiben Sally Fischbeins wurde ein Direktorium geschaffen, dem Löcknitz als Vorsitzender, und die Herren Dunkelbaum, Gegenherz, Fischbein, Bomse und Graf Heydebrinck als Mitglieder angehörten. Graf Heydebrinck, der am zweiten Abend angerückt kam, mißfiel besonders Stöckel, der den würdevollen Mann, dessen Gesicht nur aus Bart bestand, mit seinem Haß verfolgte. Er behauptete, Graf Heydebrinck lebe von Heiratsvermittlungen, aber es war unmöglich, diese Tätigkeit dem vorsichtigen Aristokraten nachzuweisen. Das Direktorium wurde nur gegründet, um zu verhindern, daß fremde Spieler aus dem andauernden Pech Dunkelbaums Nutzen zögen. Fritz Dunkelbaum wurde während der Zeit seiner schlechten Form wie ein Held verehrt. Der Rechtsanwalt Gegenherz berechnete, daß Dunkelbaums Verlust fast eine Viertelmillion erreichte.

Die erste Tat des Vorstandes war ein Beschluß, daß neueintretende Spieler nur dann aufgenommen werden könnten, wenn eine Zweidrittelmehrheit der Gründungsmitglieder ihrem Eintritt zustimmte. Überdies wurden die Mitglieder ersucht, vorläufig mit Rücksicht auf die engen Räumlichkeiten von der Einführung neuer Gäste abzusehen.

Stöckel bekam einen Tobsuchtsanfall, als er von diesem Beschluß hörte.

„Das hätten Sie niemals erlauben dürfen, Herr von Löcknitz", sagte er außer sich. „Das ist der Anfang vom Ende. Ich kenne die Brüder. Zeigen Sie denen einen Finger, so nehmen sie die ganze Hand. Sie hätten nicht einmal die Wahl eines Vorstandes zulassen dürfen. Der Vorstand sind Sie, basta. Sie

können mit Ihrem Klub machen, was Sie wollen. Wozu brauchen Sie einen Aufsichtsrat?"

„Sie übertreiben ein bißchen", antwortete Löcknitz. „So schlimm ist die Sache nicht. Sie vergessen, daß nur ich und Miaczynski die polizeiliche Erlaubnis haben, den Geselligkeitsklub Philadelphia zu leiten."

„Darum kümmern sich die Herren einen Pfifferling, glauben Sie mir, Herr von Löcknitz. Hüten Sie sich besonders vor dem Grafen Heydebrinck. Dieser gräfliche Schadchen ist lebensgefährlich."

„Sie mögen vielleicht recht haben, Stöckel, aber wenn uns irgend etwas nicht passen sollte, dann schließen wir ganz einfach den Klub."

„Dazu haben wir ihn doch nicht gegründet", grollte Stöckel und machte ein verzweifeltes Gesicht, wie ein Mensch, der sein Lebenswerk vernichtet sieht.

Im übrigen erschienen alle Befürchtungen unbegründet. Der Vorstand faßte keine weiteren Beschlüsse und kümmerte sich nicht um den inneren Betrieb des Klubs. Der Vorstand begnügte sich damit, Dunkelbaum auszurauben, dessen Pechsträhne fast unheimlich wurde. In dieser Zeit wurde mit solcher Leidenschaft und Ausdauer gespielt, daß die Partie wie eine endlose Rolle Papiers weiterlief. Es blieb kaum Zeit, die Zimmer zu säubern und auszulüften. Wenn morgens eine Schicht Spieler aufstand, kamen andere, gewaschen und ausgeschlafen, und setzten sich an den grünen Tisch. Diese Frühspieler erschienen gewöhnlich zur Zeit, da die Morgenfernzüge Berlin verließen, und waren stets mit Reisetaschen ausgerüstet, die in der Küche aufbewahrt wurden. Es waren zumeist verheiratete Kaufleute, die eine Geschäftsreise vorgeschützt hatten, um Zeit für das Spiel zu gewinnen.

Löcknitz wollte dieses Treiben nicht dulden und den Klub nur von sechs Uhr abends bis sechs Uhr früh geöffnet halten, aber er ließ sich von Stöckel überstimmen, der die ungeheuren Einnahmen aus den Kartengeldern nicht aus den Augen verlor. Er organisierte einen Tag- und Nachtdienst und vermehrte die Dienerschaft. Er selber schlief kaum ein paar Stunden, da er während des Tages Theodor Höß vertrat, der ihm um acht Uhr morgens die Kasse übergab. Um sechs Uhr abends erschien der alte Schauspieler wieder, der trotz seiner anstrengenden Arbeit Fett anzusetzen begann. Nur an Renntagen mußte er seinen Dienst früher antreten, denn da zog es Stöckel mit unwiderstehlicher Gewalt zu den Pferden.

So brannte die Partie im Philadelphia-Klub wie das ewige Feuer. Als nach dem ersten Monat Rechnungsschluß gemacht wurde, ergab sich nach Abzug aller Kosten ein Reingewinn von zweiunddreißigtausend Mark.

Der Rittmeister traute seinen Augen nicht.

„Das ist doch nicht möglich", rief er ganz entsetzt und begann nachzurechnen.

„Warum sollte das nicht möglich sein?" lachte Stöckel sehr glücklich. „Die Herren spielen Tag und Nacht, an Speisen und Getränken wird verdient, und zum Überfluß sind lauter ehrliche Menschen da, die zu stolz sind, um ihre eigene Tasche zu füllen. Nicht wahr, Herr von Miaczynski?"

„Das ist wohl selbstverständlich", entgegnete Theodor Höß und stand da wie Bankban, der treue Diener. Er hatte in diesem Monat an Trinkgeldern und an kleinen Rechenfehlern, die sich beim Umwechseln von Geld gegen Spielmarken ergaben und nie zu seinem Nachteil ausfielen, siebenhundert Mark verdient. In seinem Kopf loderten berückende Träume von Macht und Größe. Wenn diese Einnahmen ein Jahr lang weiterliefen, dann konnte er ein Ziel erreichen, das für ihn das Letzte an Herrlichkeit bedeutete. Dann würde er eine kleine, aber gediegene Truppe zusammenstellen und Theaterdirektor werden. Direktor Theodor Höß! Wie armselig klang dagegen Ritter von Miaczynski. Er würde die Sonnenthalrollen spielen und Menglod Müller die Soubretten. Schließlich könnte man, des Reisens müde, auch ein nettes Stadttheaterchen pachten, in einer bescheidenen Residenz, wo es noch höfliche und kunstverständige Zeitungsschreiber gab. Wie würde man als Direktor Herrn Waldemar Klärer und die andern Agenten behandeln! Er sah sich schon im Pelz und Zylinderhut bei Klärer eintreten und mit unnahbarer Würde Aufträge erteilen.

„Wem gehören eigentlich diese zweiunddreißigtausend Mark?" fragte Löcknitz unsicher.

„Ihnen, wem sonst?" antwortete Stöckel gereizt. „Sie können aber, wenn Sie Lust haben, das Geld dem Grafen Heydebrinck verehren. Er wird nicht nein sagen, verlassen Sie sich darauf."

Der Rittmeister lächelte. „Graf Heydebrinck hat wohl keinen Anspruch auf das Geld, vielleicht aber der Klub als Gesamtheit."

„Sie hätten Talent, Mündelgelder zu verwalten, Herr von Löcknitz", höhnte Stöckel.

„Na, ich will mir die Sache noch überlegen. Vorläufig werde ich Ihre Gehälter erhöhen."

Stöckel widersprach. „Das ist ganz unnötig, was meine Person betrifft."

Miaczynski schwieg verschämt.

„Lassen Sie mir die Freude, Stöckel. Sie bekommen dreißig Mark für den Tag, und Sie, Herr von Miaczynski, vierhundert Mark monatlich."

„Wie soll ich danken, Herr Baron!" rief Höß überschwenglich und machte eine heiße Gebärde, als zöge er ein rasselndes Schwert aus der Scheide. Stöckel blieb unzufrieden.

In einer dieser Nächte, die schwül und drückend war, da ein früher Sommer die Stadt überfallen hatte, sagte Fritz Dunkelbaum zu dem Rittmeister: „Ich habe eine Bitte, Herr von Löcknitz."

„Sie haben hier nur zu befehlen, Herr Dunkelbaum."

„Ich ziehe vor, zu bitten. Es ist sehr nett in Ihrem Klub, und ich habe noch niemals mit größerem Vergnügen mein Geld verspielt, ich beklage mich nur über die schlechte Luft, die während der Sommermonate den Aufenthalt in diesen Zimmerchen fast unmöglich macht."

„Das finde ich auch", stimmte ihm der Rittmeister bei.

„Wäre es Ihnen nicht möglich, Herr von Löcknitz, Ihren Klub in einer größeren und bequemeren Wohnung unterzubringen?"

„Selbstverständlich, Herr Dunkelbaum. Ich danke Ihnen für die Anregung."

Er freute sich wirklich über den Vorschlag, denn er sah nun eine Möglichkeit, den großen Reingewinn zugunsten der Mitglieder zu verwenden.

„Wenn Sie zur Vergrößerung des Klubs einer finanziellen Hilfe bedürfen," sagte Dunkelbaum sehr zart und entgegenkommend, „so stehe ich Ihnen ganz zur Verfügung."

„Vielen Dank, Herr Dunkelbaum. Das ist nicht nötig. Der Klub schwimmt im Geld."

„Um so besser", lachte Dunkelbaum und wischte sich den Schweiß von der Stirn. „Ich kenne nichts Schrecklicheres als schwitzen zu müssen." Er trank gierig ein Glas Eiswasser und ging zur Partie zurück.

Der Rittmeister berief Stöckel. „Sie müssen eine größere Wohnung für den Klub suchen. Man erstickt hier."

„Das finde ich gar nicht. Wir werden einen Luftreiniger einbauen lassen."

„Das hilft nichts. Die Wohnung ist zu klein."

„Kleine Fische, gute Fische", brummte Stöckel. Er war mit der geplanten Veränderung gar nicht einverstanden. „Diesen Floh hat Ihnen wohl Graf Schadchen ins Ohr gesetzt."

„Falsch geraten. Herr Fritz Dunkelbaum in allerhöchsteigener Person."

Das war freilich etwas anderes. Ein Wunsch von dieser Stelle durfte nicht unberücksichtigt bleiben.

„Wenn wir schon vergrößern," sagte Stöckel voll Mißtrauen, „so müssen wir unbedingt die Mitgliedsbeiträge erhöhen."

„Warum? Wir haben Geld genug."

„Es werden auch wieder schlechtere Zeiten kommen. Der Klub muß einen Rückhalt haben. Vergessen Sie nicht, Herr von Löcknitz, daß eine größere Wohnung die Ausgaben verdoppelt und verdreifacht. Wir müssen die Einrichtung bezahlen und die Dienerschaft vermehren, das alles kostet viel Geld."

Erst als Löcknitz die Erhöhung der Beiträge zugesagt hatte, ging Stöckel auf die Wohnungssuche. Er fand in der Königgrätzer Straße acht Zimmer, die sich für die Klubzwecke sehr gut eigneten. Die Wohnung wurde gemietet und eiligst instandgesetzt.

Ungeahnte Schwierigkeiten bereitete aber die Übersiedlung, denn in dieser Zeit wurde Tag und Nacht ohne Unterbrechung gespielt. Da es unmöglich war, die Spieler mit freundlichem Zureden vom Tisch zu vertreiben, entschloß sich Stöckel zu einem Gewaltstreich. Er erschien um vier Uhr morgens mit einigen handfesten Männern, die den schweren Spieltisch ohne weitere Debatte in die Höhe hoben und zum Möbelwagen hinuntertrugen. Die aufgescheuchten Spieler brachten ihre Marken in Sicherheit und schimpften wie die Rohrspatzen. Sie gingen im Trauerzug hinter dem Spieltisch einher und standen im Morgengrauen auf der Straße gleich Obdachlosen, die vor die Tür gesetzt worden waren. Sally Fischbein, der die Bank gehalten hatte, trug die Mischmaschine zärtlich an sein Herz gepreßt.

„Sie können ja im Möbelwagen weiterspielen, meine Herren", spottete Stöckel, als er die trostlosen und unglücklichen Gesichter sah.

„Das ist eine glänzende Idee", röchelte Bomse, der Photograph, und kletterte in den Wagen. Dr. Hergotin folgte ihm.

„Raum ist in der kleinsten Hütte", lachte Sally Fischbein und ließ sich von einem Möbelpacker in den Wagen heben.

Als die Pferde anzogen, war die Partie im Möbelwagen im schönsten Gang.

XXII

Die letzte Vorstellung der Spielzeit im Goethetheater trug ein festliches Gepräge, weil die Direktion auf den glücklichen Gedanken verfallen war, gleichzeitig das Jubiläum der hundertsten Aufführung des Schwankes „Das Strumpfband der Marquise" zu feiern. Wenn man hätte genau zählen wollen, wäre es erst die achtundachtzigste Aufführung gewesen; aber wer rechnete dem Goethetheater nach, wie oft die Frau Marquise ihr Strumpfband verloren hatte? Die Menschheit hatte wahrlich andere Sorgen. Das Haus war trotz dem herrlichen Juniabend bis auf das letzte Plätzchen besetzt, denn Direktor Schönlanck hielt darauf, daß bei solch feierlichen Anlässen kein Sitz frei blieb. Jeder Besucher erhielt ein wunderschönes Programmheft, das ein schwungvolles Festgedicht von August Zepernick und als noch willkommenere Beigabe das Muster eines neuen Modeduftes enthielt, beigesteuert von der altbekannten Firma Grothe und Cohnstein, Berlin-Pankow. Das ganze Theater stank nach welken Tuberosen.

Auch die Kritik war durch einige junge Herren vom Lokalen Teil und durch Gerichtssaalreporter vertreten, die nicht ohne Würde und Stirnrunzeln das Haus betraten. Der Dramaturg, dem laut Vertrag der Verkehr mit der Presse oblag, begrüßte die Herren mit anmaßender Unterwürfigkeit und bat um nachsichtige Beurteilung des Abends. Die Gerichtssaalreporter nickten verständnisvoll. Viele dieser Jubiläumskritiker waren dem Dr. Zepernick unbekannt, so daß er sich nur mit Hilfe der Sitzliste zurechtfinden konnte. An diesem in jeder Hinsicht merkwürdigen Festabend ereignete es sich, daß der Dramaturg einen Herrn, der den Referatsitz der „Deutschen Worte" innehatte, mit der üblichen Ansprache beehrte und die entrüstete Antwort erhielt: „Was wullens von mir? Ich bin ich kein Doktor. Bin ich der Schneider Woprschalek."

„Verzeihung", lispelte Dr. Zepernick und zog sich lächelnd zurück. Wer konnte wissen, daß der Leiter des Theaterteils der „Deutschen Worte" seinen Schneider als Vertreter schicken würde?

Löcknitz, der auf Lisas Bitte die Vorstellung besuchte, erblickte in einer Loge Fritz Dunkelbaum in Gesellschaft des Grafen Heydebrinck. Die Herren grüßten und nickten ihm lächelnd zu. Der Rittmeister hatte ein Gefühl des Unbehagens, das er nicht los wurde, obwohl er sich sagte, daß Dunkelbaums Anwesenheit durch seine Beziehungen zu Fräulein Küppers hinlänglich erklärt war.

Schon nach dem ersten Akt ergoß sich ein Blumenregen über die Bühne, wie die Reporter am nächsten Tag in ihren Blättern meldeten. Trotzdem war es nur ein bescheidener und dürftiger Regen, denn es wurde zum überwiegenden Teil aufgewärmtes Gemüse von der fünfzigsten Aufführung gereicht. Direktor Schönlanck schmückte sich mit alten Lorbeerkränzen, die an jubiläumsfreien Abenden im Direktionszimmer hingen, und der neue Freund des Fräuleins Küppers, ein reicher Edelsteinhändler, der wie ein tibetanisches Götzenbild in seiner Loge thronte, konnte nicht begreifen, daß man für Blumen Geld ausgab. Fräulein Küppers war infolgedessen gezwungen, einen Leihvertrag mit einem großen Blumengeschäft abzuschließen, das die Jubiläumsgebinde beistellte. Auf die Herren vom Lokalen Teil machten aber auch diese zerzausten Blüten aus zweiter Hand Eindruck, und sie entschieden sich für Blumenregen. Im zweiten Akt allerdings ereignete sich ein Zwischenfall, der die versammelten Federn, die mit vollendeter Meisterschaft Dachbrände, Straßenbahnentgleisungen und Liebesselbstmorde für die Ewigkeit festzuhalten verstanden, aber für die nabelbeschauende, alles besser wissende Theaterkritik noch nicht das genügende Selbstbewußtsein aufbrachten, in die heillose Verlegenheit versetzte.

Anlaß zu diesem verwirrenden Zwischenfall gab das Stubenmädchen Suzette, dargestellt von Fräulein Lisa Dierkher, einer bisher weitesten Kreisen unbekannten jungen Schauspielerin.

Auf der Bühne befanden sich Fräulein Küppers als Marquise und Direktor Schönlanck, der als Vicomte d'Estaunié der verführerischen Marquise in einer schwülen Szene, die unverständlicherweise dem Rotstift des Zensors entgangen war, das Strumpfband geraubt hatte. In diesem dramatisch bewegten Augenblick, der die Herzen der Zuseher lauter schlagen ließ, stürzte das Stubenmädchen in das Zimmer und meldete im Sinn ihrer Rolle: „Soeben ist das Auto des Herrn Marquis vorgefahren." Darauf hatte die Marquise „Himmel, mein Mann!" zu schreien, während der Vicomte das geraubte Strumpfband in der Hosentasche verbarg und die tröstlichen Worte sprach: „Fürchten Sie nichts, Madame. Mein Leben gehört Ihnen."

Das Stubenmädchen Suzette sollte nun abgehen und den alten Marquis eintreten lassen, aber nichts dergleichen geschah. Fräulein Dierkher blieb inmitten der Bühne stehen und rührte sich nicht von der Stelle.

„Ab!" flüsterte die Souffleuse und hörte vor Schreck zu stricken auf.

„So gehen Sie doch ab!" zischelte der Vicomte und hatte drohende Apachenaugen.

Die Marquise erhob sich aus ihrer Ohnmacht und flötete mit matter Stimme: „Ich danke, Suzette, Sie können gehen."

Lisa Dierkher blieb unerschüttert auf ihrem Platz und lächelte.

„Das Frauenzimmer ist wahnsinnig geworden", hauchte der Direktor und ballte die Fäuste.

„Ab! Ab!" schrie die Souffleuse und war dem Weinen nahe.

Fräulein Küppers gewann ihre Fassung wieder und entschloß sich, in gütliche Verhandlungen mit ihrem widerspenstigen Stubenmädchen einzutreten. „Wünschen Sie noch etwas, Suzette?" fragte sie, zutunlich und bemüht, das Vertrauen ihrer Dienerin zu gewinnen.

„Ja, Madame."

Suzette blickte verschämt zu Boden und spielte mit ihrem Putzschürzchen:

„Was denn, mein Kind?" fragte die Marquise, die sofort auf das Stegreifspiel einging, um einen drohenden Skandal zu vermeiden.

„Ich möchte bei dieser Gelegenheit meinen Dienst aufsagen, Madame."

„Warum, Suzette?"

„Es ist mir unmöglich, noch weiter in diesem Haus zu dienen. Die Wirtschaft, die hier herrscht, paßt mir nicht. Ich habe genug!"

„Verlassen Sie sofort das Zimmer, Sie unverschämte Person!" brüllte der Direktor und ließ seinen höflichen, liebenswerten Vicomte schmählich im Stich.

„Sie haben in diesem Haus gar nichts zu befehlen, verehrter Herr", erwiderte Suzette und hatte ihre Schüchternheit verloren.

Fritz Dunkelbaum brach in ein schallendes Gelächter aus, das die ahnungslosen Freibillettler mitriß. Auch Löcknitz merkte erst jetzt, daß die Szene nicht zum Stück gehörte.

„Sie sind der Niemand in diesem Haus", fuhr Suzette fort, durch das Lachen ermutigt. „In diesem sonderbaren Haus hat nur Madame etwas zu sagen."

Fräulein Küppers erblaßte unter der Schminke.

„Nicht wahr, Madame, so ist es doch. Sie aber, mein lieber Herr Vicomte, werde ich wegen Ehrenbeleidigung verklagen. Wenn jemand in diesem Zimmer eine unverschämte Person ist, so bin nicht ich es. Ich bin ein anständiges Mädchen, das wissen Sie genau."

Der Vicomte lief zur Kulisse und röchelte mit erstickter Stimme: „Vorhang!“ Der Arbeiter, der das Aufzugsseil bediente, verstand ihn nicht und ließ ihn ruhig toben.

„Ich bitte Sie, Suzette, machen Sie mir keine Ungelegenheiten“, flehte die Marquise und hatte richtige Tränen in den Augen.

„Fürchten Sie nichts, Madame. Ich wollte nur mal diesem Herrn meine Meinung sagen. Es wird ja weiter nicht viel nützen, aber mir ist es eine Genugtuung.“

Sie musterte den Direktor vom Kopf bis zu den Füßen und lächelte verächtlich. „Sie wollten mich noch fragen, Madame, was ich jetzt zu tun gedenke.“

Die Marquise nickte hilflos.

„Ich gehe zum Theater, Madame. Jawohl, aber an ein richtiges Theater, in dem der Direktor Herr im Haus ist. Ich habe nämlich eine prachtvolle Stimme. Sie glauben mir nicht, Madame?“

„Doch, Suzette, ganz gewiß“, ächzte Fräulein Küppers.

„Nein, Sie glauben mir nicht, Madame“, wiederholte Lisa Dierkher hartnäckig. „Ich sehe es Ihrem Gesicht an. Aber Sie sollen mir glauben. Ich will Ihnen ein Liedchen singen.“

„Bitte“, erwiderte die Marquise und ergab sich in ihr Schicksal.

Der Direktor starrte Fräulein Dierkher mit wahnsinnigen Augen an und sank stöhnend in einen Lehnstuhl. Suzette aber trat vor den Souffleurkasten und begann zu singen. Sie sang „à Martinique“.

Als sie die erste Strophe beendigt hatte, brauste ein Beifallssturm durch das Haus. Lisa knixte und wendete sich an Fräulein Küppers: „Wollen Sie auch die zweite Strophe hören, Madame?“ — „Bitte.“

Nach der zweiten Strophe war der Beifall des Hauses wenn möglich noch stärker, so daß Lisa auch die dritte Strophe sang.

„Sie sehen, Madame, ich werde Erfolg haben. Aber jetzt will ich die Herrschaften nicht länger stören. Guten Tag, Madame. Leben Sie wohl, Herr Vicomte.“ Als sie das Zimmer verließ, prasselte von neuem der Beifall los und rief sie auf die Bühne zurück. Sie mußte noch dreimal erscheinen, bis das Haus sich beruhigte.

Einige Tage später war Lisa Dierkher eine bekannte Berliner Persönlichkeit. Die Gerichtssaalreporter berichteten von

ihrem ungewöhnlichen Erfolg, und die Theaterplauderer schütteten eine geistreiche Brühe über den lustigen Vorfall, den sie zwar nicht billigten, aber doch nicht verurteilten. Die illustrierten Blätter brachten das Bild der jungen, schönen Schauspielerin und prophezeiten ihr eine glänzende Zukunft. Direktor Bierheilig ließ sie durch seinen Sekretär in die Kanzlei holen und bot ihr einen dreijährigen, unkündbaren Vertrag mit steigendem Gehalt an. Das Monatsgehalt des ersten Jahres betrug achthundert Mark. Auf ein Probesingen verzichtete Bierheilig.

„Sie haben Talent, Fräulein Dierkher. Das sieht ein alter Theaterhase wie ich auf den ersten Blick", sagte der Direktor selbstbewußt.

Lisa lächelte und unterzeichnete den Vertrag. „Hoffentlich bekomme ich auch etwas zu spielen, Herr Direktor?"

„Nicht zu knapp, mein liebes Fräulein. Verlassen Sie sich darauf. Sie kriegen eine Hauptrolle in der neuen Revue. Ich habe fabelhafte Ideen für Sie." Er drückte auf einen Knopf. Ein Diener erschien. „Ist Herr Bitterfeld schon hier?"

„Jawohl, Herr Direktor."

„Er soll hereinkommen."

Der Dichter Bitterfeld trat ein. Er war ein kleiner, beleibter Mann mit listigen Augen. Er sprach schnarrend und atmete mit Anstrengung, denn er hatte Polypen in der Nase.

„Bitterfeld," rief der Direktor, „sehen Sie sich die Dame an. Das ist unser neuer Star."

„Mir gesagt!" antwortete der Dichter und keuchte.

Jetzt erst stellte der Direktor vor: „Herr Karl Maria Bitterfeld. Fräulein Dierkher."

Der Dichter verbeugte sich und schleuderte ein Strahlenbüschel von Bewunderung gegen das junge Mädchen. „Es wird mir ein besonderes Vergnügen sein, für Sie zu arbeiten, Fräulein Dierkher."

„Kunststück", lachte Bierheilig.

Bitterfeld seufzte und strich die Haare aus der Stirn.

„Passen Sie auf, Bitterfeld, ich habe verschiedene Ideen."

„Gott soll schützen!" jammerte der Dichter.

„Machen Sie keinen Unsinn und hören Sie mich an. Fräulein Dierkher muß in jedes Bild der neuen Revue hinein."

„Das ist klar wie Ihre Bilanz", erwiderte Karl Maria. „Wir werden Fräulein Roselli ein wenig die Flügel beschneiden."

„Beschneiden Sie, soviel Sie wollen, aber schaffen Sie Platz für Fräulein Dierkher."

„Ist ganz leicht zu machen", behauptete Bitterfeld und zündete sich eine Zigarette an. „Sie erlauben, Fräulein, aber ich kann nicht dichten, ohne zu rauchen."

„Rauchen, ohne zu dichten, wäre mir lieber", lachte der Direktor.

„Mir auch, so wahr ich Bitterfeld heiße. Na, gehen wir weiter. Im ersten Bild spielt Fräulein Dierkher die Tochter der Berolina."

„Natürlich."

„Im zweiten Bild die Polin."

„Wird ihr Polen liegen?" fragte der Direktor zweifelnd.

„Warum soll ihr Polen nicht liegen? Haben Sie etwas gegen Polen einzuwenden, Fräulein Dierkher?"

„Nicht im geringsten, Herr Bitterfeld. Vielleicht könnte ich einen Krakowiak tanzen?"

„Ausgezeichnet!" schrie Karl Maria Bitterfeld begeistert. „Wir müssen ihr Tantiemen zahlen, Direktor."

„Bitte, ich zahle Ihren Anteil an Fräulein Dierkher aus, wenn Sie darauf bestehen."

Der Dichter würdigte ihn keiner Antwort und fuhr fort: „Im dritten Akt spielt sie das Probierfräulein vom Hausvogteiplatz, im vierten die Witwe Cliquot."

„Sehr gut", stimmte Direktor Bierheilig bei. „Für das fünfte Bild habe ich eine neue Idee."

„Methusalem?" fragte Karl Maria höhnisch.

„Nicht Methusalem, aber ähnlich. St. Moritz."

„Wie kommen Sie auf St. Moritz?"

„Sehen Sie sich diese Gestalt an, und Sie werden auch auf St. Moritz kommen. Fräulein Dierkher muß als Skiläuferin auftreten."

„Bei Jupiter!" schnaufte Bitterfeld. „Die Idee ist gut. Aber was wollen Sie mit St. Moritz? St. Moritz ist abgedroschen wie unsere Musik. Nehmen wir Oberhof."

„Schön, nehmen Sie Oberhof. Die Hauptsache ist das Skikostüm."

„Das sechste Bild in der Chatam-Bar bleibt, nicht wahr?"

„Ja", entgegnete der Direktor. „Fräulein Dierkher kann die Barmaid spielen, aber man müßte die Rolle ein wenig erweitern."

„Natürlich. Wir legen ihr ein Couplet zu. ‚Was Bruder Jonathan alles herunterschluckt' oder so ähnlich."

„Das siebente Bild spielt im Reuterbureau. Fräulein Dierkher könnte einen Depeschenboten darstellen."

„Wie kommt ein Depeschenbote ins Reuterbureau, möchten Sie mir das erklären? Es wird doch alles im Haus gearbeitet."

„Dann soll sie die Tippmamsell spielen."

„Hören Sie mir mit dem Schreibmaschinenzauber auf! Damit ist nichts mehr zu wollen. Ich werde schon etwas anderes finden, es muß ja nicht gleich sein."

„Auch recht. Als letztes Bild bleibt die Truppenschau. Fräulein Dierkher wird den Gardeulan spielen."

„Gardedragoner wäre mir lieber", sagte Lisa lachend.

„Aha!" rief Bitterfeld und zeigte ein neidzerfressenes Gesicht. „Können Sie auch haben."

„Vielen Dank, Herr Bitterfeld", antwortete Lisa und stand auf.

„Sie sehen, Fräulein Dierkher," sagte Direktor Vierheilig beim Abschied mit gutmütiger Selbstverspottung, „daß Sie große künstlerische Aufgaben im Olympiatheater erwarten."

„Unberufen!" schnarrte Karl Maria Bitterfeld.

XXIII

Um drei Uhr früh kam schon die Morgendämmerung. Löcknitz zog den schweren Vorhang zurück und öffnete das Fenster. Die Luft war schwül und dick. Man konnte sich gar nicht vorstellen, daß es irgendwo in der Welt betaute Wiesen und rieselnde Bäche gab. Hier klapperten Spielmarken.

Löcknitz verließ das Fenster und ging langsam durch die Zimmer. Sally Fischbein hielt die Bank. Er war sehr lustig und saß in Hemdärmeln da. Der Rittmeister blieb beim Spieltisch stehen und blickte mit leeren Augen auf das grüne Tuch. Ihm ekelte vor seinem Beruf. Er fühlte sich entehrt und ausgestoßen. Er hatte etwas unternommen, was er nicht durchführen konnte. Es gelang ihm nicht, beständig im Schmutz zu waten. Er lechzte nach frischer Luft.

In dieser sehnsuchtsvollen Stunde beneidete er die Spieler um ihre Leidenschaft. Es war verlogene Anmaßung, wenn er sich besser dünkte als diese glühenden und besinnungslosen Männer, auf die er mit Geringschätzung herabzublicken gewohnt war. Er stand weit unter ihnen, das fühlte er in diesem hellsehenden Augenblick mit grausamer Klarheit. Jeder dieser Menschen hatte seinen Beruf. Bomse photographierte, Gegenherz führte Prozesse, Dr. Hergotin massierte, Fischbein machte Mäntel, und Dunkelbaum leitete eine Schuhfabrik. Es

gab keinen Müßiggänger und Berufsspieler im Philadelphia-Klub. Alle diese Männer arbeiteten und gaben den Überschuß ihrer Kraft, der durch keine Arbeit verbraucht werden konnte, an ihre Spielleidenschaft ab. Es waren fleißige und unabhängige Menschen, über die man sich nicht zum Richter aufwerfen durfte.

Der Rittmeister verließ das Spielzimmer gleich einem Verurteilten und setzte sich in eine dunkle Ecke. Als Stöckel zur Ablösung erschien, rief er ihn zu sich. „Ich will wegfahren, Stöckel."

„Warum, Herr von Löcknitz?"

„Ich kann nicht mehr. Ich muß ausspannen."

„Hm", machte Stöckel und sah besorgt aus.

„Sie müssen mir Urlaub geben", scherzte der Rittmeister. „Und wenn es nicht möglich ist, schließen wir den Klub."

„Um Himmels willen", rief Stöckel entsetzt. „Was fällt Ihnen bloß ein! Wenn wir den Klub für eine Nacht zusperren, ist die ganze Herrlichkeit vorüber. Spieler sind treulos. Da ist es mir schon lieber, wenn Sie wegfahren. Wollen Sie lange fortbleiben, Herr von Löcknitz?"

„Ein paar Wochen."

„Na, das ist nicht so schlimm. Wann wollen Sie reisen?"

„Spätestens morgen. Aber das sage ich Ihnen, Stöckel, ich will während meiner Abwesenheit von nichts hören. Verschonen Sie mich mit Nachrichten."

„Das liegt ganz in Ihrer Hand, Herr von Löcknitz. Sie brauchen mir nur Ihre Adresse zu verschweigen."

„Stimmt. Ich darf also jetzt verschwinden?"

„Aber vergessen Sie das Wiederkommen nicht."

„Ich bin am ersten August zurück. Dann dürfen Sie auf Urlaub gehen."

„Ich habe Urlaub genug, Herr von Löcknitz."

Der Rittmeister reichte ihm die Hand. „Leben Sie wohl, Stöckel."

„Auf Wiedersehen, Herr von Löcknitz, und angenehme Reise."

Der Rittmeister lief die Treppen hinunter, wie ein Junge, dem die Ferien winken, und begann sogleich eine längere Wanderung, indem er zu Fuß nach Schöneberg marschierte.

Am frühen Nachmittag war er bei Lisa Dierkher. „Ich habe eine göttlich-schöne Idee, Fräulein Lisa", sagte er beim Eintreten und lachte.

„Da bin ich neugierig."

„Nämlich — nämlich—", er begann zu stottern.

„Was haben Sie denn? Sie kriegen ja den Zungenschlag."

„Ich habe ihn schon", spottete er und wurde verlegen.

„Nur Mut! Ich bin auf alles gefaßt."

„Die Sache ist gar nicht so einfach, wie ich auf dem Weg zu Ihnen geglaubt habe. Ich möchte nämlich —" Er stockte von neuem. „Ich möchte wegfahren."

„Das ist in der Tat eine glanzvolle Idee. Was hindert Sie daran, wegzufahren?"

„Sie, Fräulein Dierkher."

„Ich?"

„Jawohl, Sie", erwiderte er leise und ergriff ihre Hand.

„Ich kann nicht allein reisen. Ich würde am zweiten Tag schwermütig werden. Ich wollte Ihnen einen Vorschlag machen, der unpassend, ungehörig und was weiß ich noch alles ist, aber ich glaube, daß Sie mich jetzt schon zur Genüge kennen, um meine Absicht nicht falsch auszulegen. Fahren Sie mit mir, Fräulein Dierkher."

Eine heiße Röte schoß in ihre Wangen.

„Sie dürfen mir nicht böse sein, Fräulein Lisa", bat er schüchtern und gab ihre Hand frei.

„Ich fahre sehr gern mit Ihnen, Herr von Löcknitz", sagte sie mit fester Stimme und blickte ihm offen in die Augen. „Wir sind freie Menschen und haben niemandem außer uns selber Rechenschaft abzulegen."

„Dank, Dank", stammelte er und fühlte, wie sein Herz lauter schlug.

„Ich habe zu danken, weil ich Sie begleiten darf."

„Ich bin sehr glücklich", sagte er ganz still. „Es ist wie ein erfüllter Traum."

„Wann wollen Sie reisen, Herr von Löcknitz?"

„Das hängt nur von Ihnen ab, Fräulein Lisa."

„Morgen, wenn es Ihnen recht ist."

„Morgen? Fein! Und wohin wollen wir fahren?"

„Mir ist es gleich", antwortete sie und hatte leuchtende Augen.

Er erblickte die Muschel auf dem Schreibtisch und rief: „Wir müssen an die See, das ist klar. Sie haben das Meer noch nicht gesehen."

Sie freute sich über seinen Eifer und über sein seliges Reisegesicht.

„Aber wohin?" fragte er und lief ungeduldig durch das Zimmer. „Ein deutsches Seebad ist ausgeschlossen. Sie sind eine viel zu bekannte Persönlichkeit geworden, Fräulein Lisa."

„Und Sie sind auch nicht ganz unbekannt!"

„Das stimmt", lachte er. „Wir müssen irgendwohin, wo uns kein Mensch kennt. Die Leute sind mir ja vollkommen gleichgültig, aber ich sehne mich nach fremden Gesichtern. Für mich gibt es nichts Hübscheres, als durch eine fremde Stadt zu laufen, in der mich niemand kennt."

„Und da wollen Sie mich mitnehmen?" scherzte sie.

„Sie gehören zu mir", erwiderte er nachdenklich und wurde plötzlich ernst. „Das heißt, so ist es nicht. Ich gehöre zu Ihnen, als bescheidener Mann, der neben Ihnen geht, solange er Schritt halten kann."

„Gott! Wie verwickelt!" rief sie fröhlich und trat zu ihm und blickte in seine Augen. „Manchmal komme ich mir ganz alt neben Ihnen vor, wenn Sie so schrecklich junge Dinge daherreden."

„Ich verstehe Sie nicht, Fräulein Lisa."

„Sind Sie blind, oder wollen Sie nicht sehen?" fragte sie mit zuckendem Mund.

„Was denn?"

„Nichts", sagte sie in schamvoller Verwirrung und wendete sich ab. Er stand da und begriff nicht, wollte und konnte nicht begreifen, daß dieses junge, schöne Geschöpf ihm gehörte. „Ich weiß wirklich nicht", begann er und wurde sofort von ihr unterbrochen.

„Verzeihen Sie, ich bin ein wenig nervös. Legen Sie meine Worte nicht auf die Wagschale, sie haben wirklich nichts zu bedeuten. Suchen Sie lieber einen Ort, wo es nichts als Wasser und Sand gibt. Auch ich mag keine menschlichen Gesichter sehen."

„So einen Badeort gibt es natürlich nicht, und ohne Menschen werden wir nicht auskommen, aber unseren ‚Freunden' wollen wir ausweichen."

Sie setzte sich zum Klavier und schlug einige Akkorde an.

„Ich hab's", rief er entzückt. „Wir wollen nach Norden fahren, zu den Solveigs, die dreißig Jahre lang auf uns gewartet haben."

„In Norwegen gibt es aber um diese Zeit nur Berliner, so hörte ich wenigstens. Fräulein Küppers macht jedenfalls eine Nordlandreise, um nur e i n e angenehme Mitbürgerin zu nennen."

„Sie haben recht. Im Sommer ist mit den Solveigs nichts zu wollen. Die Welt ist zu klein."

„Wir beide werden doch noch Platz haben"

„Das kann man nie wissen, Fräulein Lisa."

„Na, dann bleiben wir in Charlottenburg, ist ja auch eine ganz schöne Gegend, und Sonntags reisen wir nach Wannsee."

„Spotten Sie nur, deswegen fahren wir morgen dennoch ab. Und zwar — jetzt hab' ich es wirklich — nach Fanö."

„Was ist Fanö?"

„Ein kleines dänisches Seebad. Wunderschön, der beste Strand, und still und bescheiden. Ich war vor Jahren ein paar Tage lang dort. Nicht ein Berliner war zu sehen."

„Also auf nach Fanö! Das ist ein Aktschluß. Ich beginne zu packen!" Sie sprang auf und lief in das Schlafzimmer.

„Suzette, wir verreisen", sagte sie voll Übermut zu einer nicht vorhandenen Kammerzofe. „Sehr wohl, Madame", antwortete Suzette. „Packen Sie unsere schönsten Kleider ein, Suzette, der Herr Marquis wünscht es."

„Der Herr Marquis wünscht nie, er bittet nur", rief Löcknitz lachend und trat zum Fenster und sah ohne Neid die Züge in die Welt hinausrollen.

Am nächsten Mittag holte er Lisa ab. Aus seinen Augen leuchtete die Freude. Als sie im Auto saßen, sagte er voll Dankbarkeit: „Ich kann es noch gar nicht glauben, daß dies alles wirklich und nicht geträumt ist. Ich fürchte immer noch, plötzlich zu erwachen. Bitte, kneifen Sie mich in den Arm."

„Jetzt sind Sie wieder zwanzig Jahre alt", lachte sie und streichelte seine Hand.

„Viel älter bin ich heute wirklich nicht", antwortete er und blickte sie entzückt an. „Sie sehen wunderschön aus, Fräulein Lisa."

„Wann kommen wir in Fanö an?" fragte sie, um ihre Befangenheit zu verbergen.

„Morgen vormittag, wenn es Ihnen nichts ausmacht, die Nacht durchzufahren."

„Oh, nicht im geringsten."

„Wir reisen über Hamburg. Zurück können wir über Kopenhagen fahren. Kopenhagen ist sehr nett." Dann schwieg er und überlegte, wie er ihr sagen sollte, was ihm am Herzen lag. Erst kurz vor dem Lehrter Bahnhof faßte er Mut und begann sehr unsicher: „Ich habe noch eine Bitte, Fräulein Lisa, die Sie um Himmels willen nicht falsch auffassen dürfen." Er zog mit zitternden Fingern einen schmalen Goldreif aus der Tasche. „Möchten Sie nicht diesen Ring tragen, Fräulein Lisa? Er erspart uns viele Fragen und müßige Neugier."

„Gern, Herr von Löcknitz", flüsterte sie und wurde brennendrot. Er nahm ihre Hand, küßte sie und steckte ihr den Ring an.

„Wird es Ihnen auch nicht allzu schwer fallen, mich zu duzen?" fragte er schüchtern.

„Nein", antwortete sie mit fester Stimme und erinnerte sich der vielen gleichgültigen Theaterleute, mit denen sie das Du-Wort zu wechseln gezwungen worden war.

„Vielen Dank und verzeihen Sie, daß ich Sie mit all dem dummen Formenkram belästige, aber das sind Opfer, die wir der Welt bringen müssen."

„Es sind für mich keine Opfer", sagte sie freimütig.

Der Wagen hielt.

Nachdem sie Plätze belegt hatten, begaben sie sich in den Speisewagen und wurden einem Tisch zugewiesen, an dem bereits ein spitzes, unerfreuliches Ehepaar saß. Der Mann sah wie ein erfolgloser Staatsanwalt aus, dem es nie gelang, das höchste Strafausmaß durchzusetzen, während die Ehegesponsin einer gereizten Henne glich, der das Eierlegen keine Freude machte. Das Ehepaar musterte die neuen Tischgenossen mit mißtrauischen Blicken und erwiderte den Gruß von der Höhe herab, auf die Gott der Herr einen Staatsanwalt nun einmal gesetzt hatte. Besonders die Henne mißbilligte die Jugend und Schönheit der Schauspielerin auf das äußerste. Ihre dünnen Lippen kräuselten sich in deutlicher Verachtung über die modische Kleidung, die sich für eine teutsche Frau nicht schickte. Lisa freute sich, daß Löcknitz ihr den Ring geschenkt hatte, den die lieblichen Tischgefährten anerkennen mußten, ob sie wollten oder nicht.

„Magst du Rot- oder Weißwein?" fragte Löcknitz zögernd.

„Wie du willst", erwiderte sie sehr sicher.

Sie erinnerten sich später oft daran, daß sie in diesen inhaltsreichen Sätzen zum erstenmal das Du-Wort gebraucht hatten.

Löcknitz bestellte eine Flasche Médoc, worüber sich der Staatsanwalt zu erbosen schien, denn er verlangte in sehr betonter Weise eine Flasche Selters vom Kellner. Er sagte überdies zu seiner Frau in lehrhaftem Ton: „Es ist ein Unfug sondergleichen, daß deutsche Speisewagen französische Weine verschleißen."

„Du mußt mal die Sache in unserer Presse zur Sprache bringen, Männe", entgegnete die Henne. Sie sagte „Männe", ohne zu erröten, und schnitt eine harmlose Scheibe Steinbutt mit dem Messer durch. Lisa und Löcknitz lächelten sich verständnisinnig zu und wurden sehr vergnügt. Lisa konnte es sich nicht versagen, nach dem ersten Glas festzustellen, daß der Wein

ausgezeichnet wäre, worüber das spitze Ehepaar in blasse Wut geriet.

Als sie in ihren Wagen zurückkehrten, war zwischen drei stattlichen Herren ein lebhaftes Gespräch im Gang, das sich um Kolonien drehte. Der dickste der Herren, der offenbar Gutsbesitzer war, verwarf die Kolonien in Bausch und Bogen, während die beiden Hamburger Kaufleute Ausdehnung des Kolonialbesitzes verlangten.

Lisa und Löcknitz saßen sich gegenüber und blickten sich schweigend an. „So sind wir einmal von Köln nach Berlin gefahren", flüsterte er, als das Gespräch besonders laut wurde. Sie nickte ihm zu und wunderte sich, wie alt ihre Liebe schon war.

Als sie in Hamburg ankamen, hatten sie drei Stunden Zeit bis zur Abfahrt ihres Zuges.

„Wenn Sie nicht zu müde sind —"

„Mit wem sprichst du eigentlich, lieber Albrecht?" unterbrach sie ihn und lachte übermütig.

„Ich bin ein bißchen schwach im Kopf", entschuldigte er sich und stimmte in ihr Lachen ein.

„Du mußt dich nur entscheiden, entweder egal du oder egal Sie, das Durcheinander ist unmöglich. Was wolltest du übrigens sagen?"

„Wenn du nicht zu müde bist, wollte ich sagen, könnten wir ein bißchen spazieren laufen."

„Natürlich. Gern."

Sie gingen um das Alsterbassin, in tiefster Selbstvergessenheit, und freuten sich der sanften Dämmerstunde. „Hier ist es wunderschön. Hier möchte ich wohnen", sagte sie und hatte Sehnsucht nach einem Heim.

Er sah sie an und drückte ihren Arm an sich. „Überall, wo du bist, ist es wunderschön", flüsterte er leidenschaftlich und wehrte sich gegen Alter und Welksein. Wie ein letzter Hunger nach der Frau und nach Jugend war es. Sie hörte in erschauernder Seligkeit die Liebe aus seinen Worten und wußte nun, daß es eine Fahrt ins Glück wurde.

Was suche ich in Fanö? fragte er sich und bekam keine Antwort. Man müßte nach dem Hafen gehen und nach Amerika fahren, in die Freiheit, und ein neues Leben beginnen. Dieses junge Mädchen an seiner Seite ging mit ihm bis ans Ende der Welt, das fühlte er deutlich. Aber mit vierundvierzig Jahren fing man kein neues Leben an.

„Woran denkst du?" fragte sie. „Du machst ein ganz finsteres Gesicht."

„Ich denke an die Stunde, da wir wieder nach Berlin werden zurückfahren müssen."

„Eulenspiegel!"

„Und überdies", meinte sie nach einer Weile, „wer zwingt uns, nach Berlin zurückzukehren? Die Welt ist groß, obwohl du es nicht glauben willst. Fahren wir nach Amerika! Frage doch, wann der nächste Dampfer abgeht."

Er erschrak, als sie laut und unbekümmert den Gedanken aussprach, den er selber heimlich gedacht hatte. „Wie kommst du auf Amerika?"

„Das liegt doch nahe, wenn man in Hamburg ist."

„Wovon sollen wir leben, du Kind?"

„Wir werden arbeiten. Das ist doch das geringste Hindernis. Ich gehe zur amerikanischen Bühne oder meinetwegen zum Varieté und verdiene gräßlich viel Geld."

Sie war so jung und stark, daß er sich gedemütigt fühlte. Er lächelte ein überlegenes, väterliches Lächeln und sagte weise: „Das alles geht nicht von heut auf morgen. Man muß die Sache reiflich überlegen."

„Ach Gott, überlegen und immer wieder überlegen", rief sie ungeduldig. „Inzwischen geht das Leben vorüber."

Es ist schon vorübergegangen, dachte er mutlos.

„Vorläufig wollen wir Abendbrot essen, Lisa, und dann nach Fanö fahren. Amerika läuft uns nicht davon."

„Du mußt es ja wissen", antwortete sie fügsam und nahm ungern Abschied von Hamburg.

Der Zug nach Vamdrup war dicht besetzt, so daß es Löcknitz unmöglich wurde, ein eigenes Abteil zu bekommen. Sie mußten sich mit zwei Eckplätzen begnügen, die eine schlaflose Nacht versprachen. „Es wäre vielleicht vernünftiger", meinte er, „auszusteigen und erst morgen zu reisen."

„Ich rühre mich nicht aus meiner Ecke", gab sie zur Antwort. „Ich will morgen das Meer sehen."

„Du wirst nicht schlafen können, Lisa."

„Da kennst du mich schlecht", lachte sie. „Ich schlafe durch, paß auf."

Alle Plätze in dem Abteil waren besetzt, von verbitterten Menschen, die mit unverhohlener Feindseligkeit ihre Nachbarn betrachteten.

Lisa Dierkher hielt Wort. Eine Stunde nach der Abfahrt schlief sie. Löcknitz schloß während der Nacht kein Auge und

bewachte ihren Schlaf. Viele Stunden lang saß er regungslos, lauschte dem eintönigen Rasseln der Räder und sah in das junge, friedliche Kindergesicht, dessen Wangen sich gerötet hatten. Je länger er in dieses schlafende Gesicht starrte, desto stärker wurde in ihm ein reuevolles Mitleid mit dem jungen Geschöpf, das ihm ohne Zögern und Bedenken sein Schicksal anvertraut hatte. Wie eine unerträgliche Last und wie ein großes Verbrechen erschien es ihm, daß er mit dem Mädchen, für das er sich verantwortlich fühlte, in die Welt hinausfuhr. Er hatte kein Recht, das Leben dieser Jungen an das seinige zu fesseln. Er wollte kein alternder Dieb sein, der Jugend stahl. In diesen schlaflosen Stunden beschloß er, die Reise nach Fanö aufzugeben und Lisa Dierkher unter irgendeinem Vorwand nach Berlin zurückzubringen. Es war zu spät für Glück und Liebe und Zukunftsträume. Sein Herz war alt und müde, vertrug Aufschwung und Flug nicht mehr. Er gehörte zu Stöckel und Höß, in die Spielzimmer der Königgrätzer Straße. Aber als Lisa die Augen aufschlug, zerrannen alle Pläne wie Morgennebel in der Sonne.

„Ich habe herrlich geschlafen", erklärte sie und hatte ein frisches, rosiges Gesicht. „Hast du auch geschlafen?"

„Wenig", antwortete er unsicher.

„Wie schade! Du bist so blaß."

Wenn ich geschlafen hätte, dachte er voll Bitterkeit, wäre mein Gesicht zerknittert und verrunzelt. Ich muß mich freuen, daß ich nur blaß bin.

„Sind wir schon in Dänemark?" fragte sie neugierig.

„In einer halben Stunde."

„Es wird ein schöner Tag", jauchzte sie und blickte mit funkelnden Augen auf das grüne Land hinaus.

Er wurde feig und wagte nicht, ihr diesen schönen Tag zu zerstören. Wenn er jetzt von Heimkehr sprach, merkte sie sofort, daß er log, denn er wollte gar nicht zurückfahren. Er gab es endgültig auf, Schicksal zu spielen. Nur noch einmal wollte er Sonne und Licht und fröhliche Jugend um sich haben, auch wenn er diese Sommertage mit seinem Leben bezahlen mußte.

„Umsteigen nach Esbjerg", rief der Schaffner, bevor der Zug in Lunderskov einlief.

Lisa und Löcknitz verließen den Wagen und gingen auf dem Bahnsteig spazieren. Die Luft war kühl und herb, obwohl die Sonne schon am Himmel stand. „Wollen wir Kaffee trinken?" fragte der Rittmeister, den es fröstelte.

„Natürlich. Ich habe Hunger."

Löcknitz trank ein Glas Aquavit und fühlte sich sofort wohler. Die Farbe kehrte in sein Gesicht zurück.

„Jetzt bist du nicht mehr blaß", sagte Lisa und lächelte ihm zu.

Dann kam der Zug.

Als sie in Esbjerg ausstiegen und zum Hafen gingen, fragte Lisa kleinlaut und enttäuscht: „Ist das das Meer?"

„Gott bewahre," lachte der Rittmeister, „das ist nur so'n bißchen Wasser. Das richtige Meer ist erst jenseits der Insel."

„Jetzt hatte ich aber einen tüchtigen Schreck gekriegt. Wenn dies da das Meer gewesen wäre, dann hätte ich wirklich die Muschel in meinem Zimmer vorgezogen."

Sie fuhren mit dem kleinen Dampfer nach Nordby hinüber und setzten sich in einen Wagen, der sie zum Seebad brachte. Als sie den kleinen Ort hinter sich gelassen hatten, wurde es ganz still um sie. Man hörte nur Vogelrufe und Bienensummen. Wolkenlos blaute der Himmel. „Es ist wundervoll", flüsterte Lisa und hielt die Hand des Rittmeisters fest. „Ich wollte, diese Fahrt nähme nie ein Ende."

„Das wollte auch ich, Lisa."

Plötzlich kam ein Brausen näher, das wie schweres Atmen war. „Hörst du, Lisa? Das ist das Meer."

„Wo? Wo?"

Man sah nichts als violette Sandhügel, die mit einem dichten Netz von niedrigen Erikasträuchern überzogen waren.

„Hinter den Dünen, Lisa."

Bei der nächsten Wegkrümmung wurde das Meer sichtbar. Wie ein ungeheurer stahlblauer Schild lag es da und sang.

Der Wagen hielt vor dem Kurhaus. Der Badedirektor, ein liebenswürdiger Däne, wurde geholt und erkundigte sich in gebrochenem Deutsch nach den Wünschen der Herrschaften. „Wir möchten nicht gern im Kurhaus wohnen", sagte der Rittmeister. „Es ist zu geräuschvoll."

„Oh, wir haben wenig Geräusch, mein Herr."

„Wir werden natürlich im Kurhaus speisen, aber als Wohnung möchten wir ein Privathaus vorziehen. Ist das nicht möglich?"

„Gewiß doch, mein Herr. In den Villen auf der Düne sind schöne Zimmer frei."

Er wies auf einige weiße Häuser, die im starken Licht zu zittern schienen.

„Vielen Dank, Herr Direktor. Bitte, sich nicht zu bemühen, wir finden schon allein hin."

Sie gingen langsam auf dem sandigen Weglein zum allerletzten Haus. „Gefällt es dir hier, Lisa?"

„Es ist wie ein Traum", flüsterte sie. „Ich danke dir, daß du mir diese Stunde geschenkt hast." Sie blieb stehen und starrte mit trunkenen Augen auf das sonnenflimmernde Meer. „Am liebsten möchte ich mich hier in den Sand hinlegen und losheulen."

„Die Welt ist schön", sagte der Rittmeister andächtig und hatte alle Sorgen der Nacht vergessen. Er fühlte sich jung und stark genug, alles Glück zu ertragen und jeden Kampf zu bestehen. Die Sonne hatte sein Herz gestählt.

In dem letzten Haus auf der Düne öffnete ihnen ein junges, blondes Dienstmädchen die Tür. „Könnten wir die Zimmer sehen?"

Das Mädchen schüttelte lachend den Kopf und lief davon.

„Sie spricht offenbar nur Dänisch", sagte der Rittmeister und blickte der Enteilenden nach. „Hoffentlich versteht die Besitzerin dieses schönen Hauses ein paar Brocken Deutsch."

Eine stattliche Dame in den besten Jahren kam die Treppe herunter. „Verzeihung, gnädige Frau," rief Löcknitz ihr höflich entgegen, „sprechen Sie Deutsch?"

„Nicht zu knapp", antwortete die Dame und bekam einen Lachkrampf.

„Gott sei Dank!" sagte der Rittmeister erleichtert und trug ihr das blödsinnige Lachen nicht weiter nach.

„Ich bin nämlich Berlinerin", erklärte die Villenbesitzerin. „Entschuldigen Sie bloß meine Heiterkeit."

„Bitte, bitte, wir sind glücklich, daß Sie Deutsch sprechen. Würden Sie Ihren Landsleuten einige Zimmer vermieten?"

„Von Herzen gern, mein Herr. Ich vermiete aber nur zwei Zimmer, denn das Haus ist klein, und diese beiden Zimmer sind bereits vermietet."

„O weh!"

„Die Herrschaften kommen aber erst Anfang August. Es ist der Herr Finanzrat Kurzhals mit Frau und Fräulein Tochter aus Berlin. Kennen Sie die Herrschaften vielleicht?"

„Nein, ich habe nicht das Vergnügen."

„Sehr nette Leute. Sie wohnen schon das fünfte Jahr bei mir."

„Vielleicht könnten Sie uns die Zimmer bis ersten August vermieten? Wir bleiben ohnedies nicht länger."

„Das geht natürlich", erwiderte die stattliche Dame und hüpfte die Stufen herunter. „Wollen Sie die Zimmer besichtigen, meine Herrschaften?"

Es waren zwei große, lichtüberflutete Zimmer mit Aussicht auf das Meer. Ein steinerner Balkon gehörte auch dazu. „Wunderschön", sagte Lisa und trat zum Fenster.

„Wir nehmen die Zimmer", erklärte der Rittmeister.

„Bis ersten August?"

„Jawohl. Wir können unser Gepäck sofort herbringen lassen?"

„Bitte. Ich möchte nur vorher die Betten aus einem Zimmer wegschaffen." Es standen nämlich je zwei Betten in jedem Zimmer.

„Oh, danke, bitte, bemühen Sie sich nicht, gnädige Frau", beeilte sich der Rittmeister zu sagen und errötete wie ein Kadettenschüler. „Die Betten stören uns durchaus nicht."

„Wie Sie wünschen. Die Sache wäre in zehn Minuten durchzuführen."

„Es ist wirklich nicht notwendig", meinte Löcknitz gereizt und ärgerte sich über seine Verlegenheit. „Wie teuer sind die beiden Zimmer?"

„Hundertfünfzig Kronen bis ersten August."

„Sehr gut. Von Löcknitz", stellte er sich vor.

Ein freudiges Erröten flog über die feisten Wangen der Dame in den besten Jahren. „Ach, da sind Sie wohl der berühmte Rennreiter? Ihr Gesicht kam mir gleich so bekannt vor. Ich wußte nur nicht, wo ich Sie hintun sollte. Nun freue ich mich erst recht, daß Sie bei mir wohnen, Herr von Löcknitz. Ich bin nämlich auch vom Fach, sozusagen. Mein verstorbener Mann war Futtermeister bei Graditz. Radüge. Sie kannten ihn wohl?"

„Natürlich kannte ich ihn, Frau Radüge", antwortete Löcknitz und mußte innerlich lachen. „Er war einer der trefflichsten Futtermeister, die es gab."

„Das war er, weiß Gott." Sie traf Anstalten, Einzelheiten aus dem Leben des seligen Futtermeisters zu erzählen, aber Löcknitz empfahl sich, weil er das Gepäck herbeischaffen lassen wollte.

„Die Welt ist klein", lachte er, als sie zum Kurhaus zurückgingen.

„Aber Berlin ist groß."

Sie ließen die Koffer in ihre Wohnung bringen und stiegen zum Strand hinab. Sie mieteten ein Zelt und Liegestühle,

kauften eine deutsche Flagge und befestigten sie an der Zeltspitze.

Lisa lag im Sand, ließ sich von der Sonne braten und sah Löcknitz zu, der wie ein Pionier arbeitete. Er hörte erst auf, als der Gong zum Mittagessen rief. Im Speisesaal waren nette und unbekannte Menschen, zumeist Dänen, welche die neuen Gäste wohlwollend anblickten, aber sich nicht weiter um sie kümmerten. Man aß an kleinen Tischen, ungezwungen, ohne gegenseitige Überwachung, und niemand fürchtete sich, laut zu lachen.

„Hier ist es herrlich", sagte Lisa begeistert und vergaß zu essen, wenn ihr Blick auf das Meer fiel, das in der Mittagsstille nur kleine, spielerische Wellen ans Land schickte. Dann betrachtete sie die Anwesenden und meinte: „In diesem Saal sind lauter glückliche Menschen, aber die Glücklichste bin ich."

Er schüttelte den Kopf. „Nein, ich, Lisa."

Er sah sie an, mit strahlenden Augen, und kam sich unerklärlich jung vor. Sie war so rein und durchsichtig. Wie das mittägliche Meer war sie. Es schien ihm, als säße er wieder in Bozen auf dem Guntschnaberg, wie damals auf seiner Hochzeitsreise. Und, wunderbar verjüngt, war seine Frau neben ihm und lächelte. Jetzt endlich konnte sie lächeln. Die vielen bitteren Jahre versanken und lösten sich in nichts auf. Nichts blieb übrig als dieses selige Jungmädchengesicht mit den wartenden, halbgeöffneten Lippen.

Nach dem Essen gingen sie in ihre Wohnung zurück. Kein Mensch war zu sehen. Das weiße Land schlief. In den Zimmern war es kühl. „Ich will jetzt die Koffer auspacken, wenn es dir recht ist", sagte sie.

„Ja, bitte. Welches Zimmer wählst du für dich?"

„Mir ist es gleich", antwortete sie leise.

„Vielleicht das Zimmer mit dem Balkon."

„Ja."

Er setzte sich in einen Stuhl, zündete sich eine Zigarette an und sah ihr zu, wie sie auspackte.

„Suzette hätte ruhig die vornehmen Kleider zu Haus lassen können", lachte sie. „Hier braucht man nur einen weißen Rock und eine Bluse, sonst nichts."

Nun habe ich ein Heim, wie Peer, der nach dreißigjähriger Wanderung zurückkehrt, dachte er voll heißer Dankbarkeit.

„Darf ich auch deinen Koffer auspacken?" fragte sie, als sie mit ihrer Arbeit fertig war.

„Wenn du so gut sein willst."

Er hörte sie hin und her gehen, aber plötzlich überwältigte ihn der Schlaf. Er träumte, daß er auf einer heißen Landstraße marschierte. Vor ihm ging ganz langsam eine Frau, die er einholen wollte, weil er ihr etwas Wichtiges zu sagen hatte. Wer dies war, wußte er nicht. Es war ihm aber unmöglich, die Frau zu erreichen, obwohl er wie ein Gehetzter zu laufen begonnen hatte. Die Frau behielt immer ihren gleichmäßigen Vorsprung bei.

Als er erwachte, war die Sonne untergegangen. Lisa saß still in einer Ecke und blickte ihn an. Er rieb sich die Augen und rief verlegen: „Jetzt bin ich richtig eingeschlafen. Warum hast du mich nicht aufgeweckt?"

„Du schliefst so gut, und wir versäumen nichts."

„Der ganze Tag ist verloren."

„Nichts ist verloren."

Er sah auf die Uhr und sprang auf. „Donnerwetter! Wir müssen ins Kurhaus, sonst kriegen wir überhaupt nichts mehr zu essen. In fünf Minuten bin ich fertig." Er wusch sich und kleidete sich eiligst um.

Als sie ins Freie traten, war von der Hitze des Tages nichts mehr zu spüren. Ein frischer Wind kam vom Meer.

Im Speisesaal saßen sie allein. Sie waren die letzten Nachzügler. Aus dem Tanzsaal drang Musik. „Es ist Konzert", erklärte der Kellner.

„Wir werden heut auf das Konzert verzichten und lieber am Strand spazierengehen", sagte der Rittmeister zu Lisa.

„Das ist klar."

Die Musik folgte ihnen, als sie zum Strand hinuntergingen. Das Meer brummte die Begleitung. Viele Sterne standen am Himmel und ließen die Leuchtfeuer von Skallingen erblassen. Ein Dampfer zog am fernen Horizont vorüber und glich einem dunklen Nachtvogel. Sie gingen schweigend auf dem festen Sand und wagten nicht, sich anzublicken.

Nun sang jemand oben im Kursaal. Sie blieben stehen und lauschten. Es war eine schöne, männliche Stimme, die das Sterbelied Cavaradossis aus der „Tosca" sang. „E non ho amato mai tanto la vita, tanto la vita."

Der Rittmeister war erschüttert. Er preßte in schmerzlicher Sehnsucht den Arm des jungen Mädchens an sich. Niemals hatte er das Leben so sehr geliebt wie in dieser Stunde.

„E muoio disperato!" Wie ein wilder Angstschrei klang es durch die Nacht.

„Und ich sterbe verzweifelt", wiederholte Löcknitz und begann auszuschreiten, als wollte er dieser Stimme entfliehen.

Sie gingen weit hinaus und setzten sich auf einen Sandhügel, als sie müde wurden. Hier hörte man nur mehr das Rauschen des Meeres. Die Wellen stürmten vor und brachen wieder zusammen, aber unermüdlich kamen neue Stürmerreihen.

„Es ist zu schön", sagte Lisa andächtig. „Ich wollte, ich hätte dies alles nicht gesehen."

„Warum, Lisa?"

„Ich fürchte mich vor der Heimkehr."

„Wir haben noch viele schöne Tage vor uns", tröstete der Rittmeister, aber seine Stimme war ohne Zuversicht.

Als sie zurückkehrten, war die Musik längst verstummt. Die Säle des Kurhauses lagen im Dunkel. Der Mond stieg auf, unnatürlich groß, und breitete schimmernde Lichtbänder über das Meer, das sanfter und beruhigter erschien.

In ihrem Haus war schon alles still. Sie traten geräuschlos ein, als fürchteten sie, feindliche Schläfer zu erwecken.

Löcknitz stand ratlos in der Mitte des Zimmers und hörte sein Herz schlagen. Es schlug so laut, daß er sich dessen schämte. „Bist du schläfrig, Lisa?"

„Nicht im geringsten."

„Wollen wir uns auf den Balkon setzen?"

Sie nickte ihm zu.

Sein Herz wurde ruhig im Frieden dieser Nacht. Er fühlte sich befreit und allen Gefahren entronnen, losgelöst vom Leben, von allem Schmutz und von allen Erniedrigungen. Nichts gab es mehr auf der Welt als Himmel und Erde und dieses junge Mädchen an seiner Seite. Er griff nach ihrer Hand und sagte leidenschaftlich: „Wie soll ich dir danken, Lisa, daß du in dieser Stunde bei mir bist!"

„Du hast nichts zu danken. Ich bin hier, weil ich muß."

„Weil du mußt?"

Sie stand auf und legte ihre Hände auf seine Schultern.

„Weißt du denn noch immer nicht, daß ich dich liebe?" fragte sie mit zitternder Stimme und küßte ihn auf den Mund.

XXIV

Der Rittmeister lag vor dem Zelt und barg sein Gesicht im heißen Sand, als wollte er alles Jauchzen ersticken. Wie ein Sturmwind hatte ihn das Glück überfallen und die Seligkeit der Welt über ihn ausgeschüttet. Lisa saß neben ihm und

blickte auf das Meer, das langsam und schrittweise zurückwich. Wolkenlos und abgrundtief war der Himmel. Die Möwen schrien, und ihr Geschrei war wie ungebändigter Jubel. „Bist du noch hier, Lisa?" fragte er und wagte nicht, die Augen zu öffnen.

„Ach du!" lachte sie und streichelte sein Haar.

„Es ist zu viel des Glücks. Ich ertrage es nicht."

Er hob vorsichtig den Kopf und betrachtete die Geliebte mit ungläubigen Blicken. „Du bist schön, Lisa. Du bist die Schönste auf Erden", rief er überschwenglich wie ein Achtzehnjähriger.

Sie hielt ihm den Mund zu. „Still, Liebster, still!"

Er versteckte sein Gesicht wieder im Sand, aber sein Mund gab die kleine, braune Hand nicht frei. Und wieder nach einer Weile fragte er: „Seit wann liebst du mich, Lisa?"

„Wer liebte je, der nicht beim ersten Anblick liebte?"

„Sag' das nicht, Lisa, sag' das nicht", bat er.

„Es ist doch so. Als ich dich zum erstenmal sah, liebte ich dich. Weißt du noch, was ich damals im Wagen las?"

Er dachte einen Augenblick nach. „‚Wie es euch gefällt', glaube ich."

Sie rief voll Freude: „Daß du dich daran erinnerst! Es war ‚Wie es euch gefällt'. Und denke dir, es ist fast unheimlich, der erste Satz, den ich las, war: Wer liebte je, der nicht beim ersten Anblick liebte?"

„Ich wußte damals noch nicht, daß ich dich liebe", gestand er traurig.

„Wenn du es nur jetzt weißt!"

„Ich weiß es", flüsterte er selig und gedachte der heiligen Stunde ihrer Liebe. „Ich weiß es und kann niemals mehr zu Menschen zurückkehren."

„Was können uns Menschen jetzt noch anhaben!" rief sie stark und siegesgewiß. Sie war bereit, mit der ganzen Welt zu kämpfen.

„Du bist jung, Lisa", sagte er voll Angst und mißtraute plötzlich dem Glück, das so spät vor Sonnenuntergang gekommen war.

„Ich liebe dich, das ist es", antwortete sie stolz und hob den Kopf höher. Sie trug ihr Glück wie eine volle Schale, die ein einziger Tropfen zum Überfließen bringen konnte. Ihre Stimme klang dunkler, und in ihren Augen strahlte eine unermeßliche Seligkeit.

Viele goldene Sommertage folgten dem ersten Tag und reihten sich aneinander wie schimmernde Perlen. Aus den Tagen wurden Wochen, und die Wochen sprangen weg gleich kleinen, flüchtigen Wellen. Mit zitternden Händen wollte Löcknitz das flammende Dunkel dieser Nächte zurückhalten und jede Stunde in die Ewigkeit erstrecken, aber unerbittlich und grausam kam der Morgen mit grauem Licht und drohender Gebärde. Je näher der erste August rückte, desto verdunkelter wurden die sonnigen Tage von Angst und Sorge.

Stundenlang lagen sie im Sand und schmiedeten Pläne für die Zukunft. Die Fahne zu ihren Häupten knatterte im Wind. „Was hindert uns, noch länger hier zu bleiben?" fragte er sehnsüchtig. „Wir werden eine andere Wohnung mieten."

„Die Proben am Olympiatheater beginnen am sechsten August."

„Du könntest ein Krankheitszeugnis einschicken."

„Was hilft das? Wir müssen ja doch nach Berlin zurück. Du selber sagst es."

„Was sollen wir sonst tun?" rief er verzweifelt.

„Amerika."

„Es geht nicht, Lisa, es geht nicht. Ich habe zu wenig Geld, und ich könnte es nicht ertragen, daß du Not leidest."

„Wir werden keine Not leiden, wenn wir arbeiten."

Er schüttelte bekümmert den Kopf. „Ich bin zu alt, Lisa. Ich habe keinen Wagemut mehr. Ich muß sicheren Boden unter den Füßen haben. Was ich erreichen will, kann ich nur in Berlin erreichen. Es ist zu spät, in die Fremde zu gehen."

„Was willst du in Berlin erreichen?"

„Ich werde so viel Geld machen, daß wir uns das kleine Haus am Rhein, dein Haus, Lisa, kaufen und abseits der Menschen leben können."

Sie schloß die Augen, als würden sie von allzu starkem Licht geblendet. „Das wird nie sein", sagte sie leise und ohne Bitterkeit.

„Warum nicht?" fragte er drohend.

„Weil es so viel Glück auf Erden nicht gibt."

„Das wollen wir sehen", erwiderte er und blickte herausfordernd zum Himmel.

Es war Badezeit, und sie schwammen weit ins Meer hinaus, so weit, daß der Bademeister in helle Aufregung geriet und schrie und pfiff und winkte. „Wir müssen umkehren", mahnte Lisa.

Als sie das Land erreicht hatten, sagte er trotzig und verbissen: „Wir hätten noch weiter schwimmen sollen."

„Das Leben ist heilig", antwortete sie und hatte blanke Augen. „Man darf es nicht wegwerfen."

„Verzeih, Lisa", bat er demütig. „Ich vergesse immer, daß du noch so jung bist."

In der letzten Nacht, die sie in Fanö verbrachten, gestand er ihr, daß er sich von seiner Frau scheiden lassen würde.

„Warum willst du das tun?" fragte sie leise. „Ich verlange es nicht. Wir sind verheiratet seit der Stunde, da du mir den Ring geschenkt hast." Er schwieg, und sie sprachen nicht mehr darüber.

Frau Radüge hatte beim Abschied Tränen in den Augen. Sie war eine gefühlvolle Seele. „Ich hoffe zuversichtlich, daß Sie nächstes Jahr wiederkommen, meine Herrschaften."

„Wir kommen, Frau Radüge", rief der Rittmeister und war seiner Sache ganz sicher.

Sie stiegen in den Wagen und fuhren davon. Immer noch blühte Erika auf den Sandhügeln und begleitete ihren Weg bis nach Nordby, aber das Brausen des Meeres wurde stiller und leiser, bis es ganz verstummte. Im Hafen von Esbjerg ächzten die Krane und heulten die Dampfpfeifen.

Sie reisten nach Kopenhagen und verbrachten zwei schmerzlich-schöne Tage in der lichten, freundlichen Stadt. „Hier läßt sich leicht atmen", sagte Lisa und suchte unbewußt ein Heim, das sie beide aufnehmen könnte. Sie hatte keine rechte Freude an der Fremde und am bunten Wanderleben.

Aber als sie in Berlin ankamen, an einem schwülen, dunstigen Abend, da fühlte Lisa mit dankbarem Herzen, wie gnädig und liebreich die Fremde gewesen war. Das Auseinandergehen vor dem Haustor erschien ihr wie ein endgültiger Abschied, der sie für immer trennte. Niemals in ihrem Leben hatte sie eine ähnliche Traurigkeit und eine tiefere Verlassenheit empfunden als an diesem ersten Abend in der einsamen, kleinen Wohnung.

Der Rittmeister fuhr in den Klub, um Stöckel abzulösen, der wohl einen Monat lang kaum geschlafen hatte. Nichts hatte sich verändert. Sally Fischbein stocherte noch immer in den Ohren herum, Dr. Hergotin setzte gleichmäßig wie eine Maschine zehn Mark auf jeden Coup, der Photograph Bomse röchelte und trug jetzt auch auf der Wange ein graues Pflaster, die Marken klapperten, und es schien dem Rittmeister, als wäre er kaum eine Stunde fern gewesen. Keiner der Spieler beachtete seine Wiederkehr, nur Graf Hajnal, der rauchend

in einem Lehnstuhl lag, blickte auf und machte ein verwundertes Gesicht.

Stöckel war noch blasser und hagerer als gewöhnlich und freute sich aufrichtig, den Rittmeister wiederzusehen. „Gottlob, daß Sie wieder da sind, Herr von Löcknitz. Ich fürchtete schon, Sie kämen überhaupt nicht wieder."

„Wenn ich nicht gemußt hätte, wäre ich nicht gekommen", seufzte der Rittmeister und verspürte einen unbezwinglichen Ekel vor der Luft in den Spielsälen. „Gibt es was Neues, Stöckel?"

„Nichts. Hier steht die Zeit still. Die Tage folgen einander, aber sie gleichen sich. Ich habe übrigens während Ihrer Abwesenheit eine merkwürdige Entdeckung gemacht, Herr von Löcknitz."

„Nun?"

„Das Spiel ist langweilig."

„Das weiß ich schon lange, lieber Stöckel", lachte der Rittmeister. „Aber jetzt gehen Sie nach Haus und schlafen Sie! Ich will Sie nicht vor morgen mittag sehen."

„Die Abrechnung, Herr von Löcknitz."

„Hat Zeit bis morgen abend. Gute Nacht, Stöckel."

Der gewesene Leutnant schwankte zur Tür hinaus. Er schlief schon im Gehen.

Löcknitz begrüßte den Ritter von Miaczynski, der dick geworden war und scheue Augen bekommen hatte. Er wußte nichts mit dem Mann zu reden, der ihm fremd und gleichgültig erschien.

In dieser heißen Augustnacht wuchs der Ekel über sein Leben als Spielsaalbesitzer so hoch in Löcknitz, daß er mit aller Sehnsucht nach Befreiung lechzte. Das stärkste Gefühl in ihm war Scham vor Lisa. Er war es ihr schuldig, sich aufzuraffen und den Schmutz zu verlassen, in den er sich eingewühlt hatte. Alle Rachepläne fielen zusammen, und sein Rausch der Auflehnung war verflogen. Die Leute, die er treffen und verwunden wollte, standen ihm fern. Was gingen ihn die Grafen Plagge-Glindow an? Was kümmerte ihn Agnes Löcknitz? Sein Leben war zu wertvoll, um es einer knabenhaften Rache zuliebe in Trümmer zu schlagen. Jetzt sah er ein Ziel vor sich, das alle seine Kräfte verlangte und seinen Ehrgeiz aufstachelte. Aber es ging nicht an, ein Heim zu begründen mit zusammengescharrten Kartengeldern, das fühlte er deutlich. Ein solches Haus stürzte ein, bevor der Dachstuhl fertig wurde. Neue und reinlichere Wege mußten gefunden werden. So sagte er sich, aber als der Morgen

dämmerte, wußte er, daß es für ihn keine neuen Wege gab. Er war zu alt, um von Grund auf neu aufzubauen. Er mußte die alten Fundamente benutzen.

So entstand in Albrecht Löcknitz der Plan, einen neuen Philadelphia-Klub zu gründen, dessen er sich nicht zu schämen brauchte, einen Klub, der nicht nur besessenen Spielern Unterstand bot, sondern Menschen jeglicher Art und aller Berufe gastlich aufnahm und näherbrachte. Es mußte ein stattliches und geräumiges Haus sein, das sich vor niemandem zu verstecken hatte und den Mitgliedern alle Bequemlichkeiten gewährte. Er gab sich keinen Täuschungen hin, daß er im Anfang auf die Einnahmen aus dem Spiel nicht verzichten konnte, denn die Miete und die Einrichtung eines Hauses, wie es ihm vorschwebte, verschlangen Summen, die durch die Mitgliederbeiträge allein nicht gedeckt wurden. Aber sicherlich kam eine Zeit, da das Klubvermögen so groß war, daß man das Spiel verbieten konnte. Dann erst wurde der Philadelphia-Klub ein Mittelpunkt geistiger Interessen, ein Sammelbecken verschiedenster Kräfte, vielleicht gar ein politischer Faktor, mit dem die Regierung rechnen mußte. Dies war ein Ziel, das fern und doch erreichbar erschien, ein Ziel, das eines Mannes würdig war, ein Ziel, an das Löcknitz alle Kraft seines Lebens setzen wollte.

Er ging sofort und ohne Zögern an die Arbeit. Es war ihm, als hätte er nicht eine Minute zu versäumen. In erster Linie galt es, ein passendes Haus zu finden. Da er weder Stöckel noch sonst jemanden in seine Pläne einweihte, aus Besorgnis, durch überkluge Einwände und Widerreden gehemmt zu werden, begab er sich selber zu einem Häusermakler und trug seine Wünsche vor. Der Makler, ein flinker, junger Mensch, verhehlte ihm nicht die Schwierigkeiten des Auftrags.

„Ein Haus zu finden, das Ihnen entspricht, ist nicht schwer, Herr von Löcknitz, aber solche Häuser werden kaum vermietet. Die Geschichte würde sich sehr vereinfachen, wenn Sie so ein Haus kaufen wollten."

„Das geht nicht, Herr Delfiner. Dazu habe ich nicht Geld genug."

Der Makler begann zu lachen. „Glauben Sie mir, Herr von Löcknitz, wer heutzutage ein Haus kauft, hat niemals Geld. Denn wenn er Geld hätte, brauchte er doch kein Haus zu kaufen, das ist klar. Ein Haus zu mieten ist viel teurer als ein Haus zu kaufen."

„Mit dieser Logik müßte ich mich erst näher befreunden, Herr Delfiner. Suchen Sie mir vorläufig ein Haus, das zu vermieten ist."

„Schön, wie Sie wollen, Herr von Löcknitz, aber Sie handeln unkaufmännisch. Ich zahle doch statt der Miete lieber Hypothekenzinsen und bin mein eigener Herr."

Der Rittmeister wendete sich zum Gehen.

„Das Haus muß unbedingt in der Nähe des Leipziger Platzes sein, Herr von Löcknitz?"

„Jawohl, höchstens fünf Gehminuten entfernt."

„Eine andere Gegend ist ausgeschlossen?"

„Unter den Linden miete ich auch."

„Sie erhalten morgen Bescheid, Herr von Löcknitz. Soll ich Sie anrufen?"

„Nein, ich komme zu Ihnen."

Als der Rittmeister den Makler verlassen hatte, fiel ihm ein, daß er seinen Rechtsanwalt aufsuchen könnte, der seine Kanzlei in der Nähe hatte. Der Justizrat Lepehne war ein freundlicher alter Herr, der seine Zuneigung zu Löcknitz nie verborgen hatte, obwohl er eigentlich die Interessen der Familie Plagge-Glindow vertrat. Auch heute schüttelte er dem Eintretenden freudig die Hände und rief herzlich: „Welcher gute Wind führt Sie zu mir, mein lieber Herr Rittmeister? Ich habe Sie eine Ewigkeit nicht gesehen. Bitte, nehmen Sie Platz. Eine Zigarre gefällig?"

„Danke, Herr Justizrat."

„Sie sehen übrigens famos aus, mein lieber Herr Rittmeister."

„Ich war einige Wochen an der See."

„Das ist recht. Auch ich hätte Lust, meine Bude mal zuzusperren, aber es geht nicht, es geht niemals. Ich habe keine Zeit, mich auszuruhen."

„Ich werde Sie nicht lange aufhalten, Herr Justizrat."

„O bitte, für Sie habe ich immer Zeit, mein lieber Herr Rittmeister."

„Ich wollte Sie nur bitten, Herr Justizrat, gelegentlich bei meiner Frau anzufragen, ob sie nicht geneigt wäre, in eine Scheidung einzuwilligen."

„Das ist doch nicht Ihr Ernst?" rief der alte Rechtsanwalt entsetzt.

„Mein voller Ernst, Herr Justizrat. Wir leben seit ungefähr sechs Jahren getrennt, die Scheidung wäre also wirklich nur eine Formsache. Nun sind inzwischen Umstände eingetreten,

die es mir wünschenswert erscheinen lassen, meine Handlungsfreiheit wiederzugewinnen. Ich bin übrigens vollkommen überzeugt, daß meine Frau einer Scheidung keine Hindernisse in den Weg legen wird."

„Das wollen wir nicht so bestimmt hinstellen", erwiderte der Justizrat bedächtig.

„Ich kann mir beim besten Willen nicht denken, welchen Wert diese Ehe, die seit so vielen Jahren keine mehr ist, für meine Frau noch haben könnte."

„Frauen sind oft ganz seltsam", sagte der Rechtsanwalt, der unverheiratet war.

„Versuchen Sie es jedenfalls, Herr Justizrat, meine Frau für den Gedanken einer Scheidung zu erwärmen."

„Was sollte als Scheidungsgrund gelten, Herr Rittmeister?"

„Unüberwindliche Abneigung."

Nachdem Löcknitz dies ausgesprochen hatte, wurde er nachdenklich und beunruhigt. Der Ausdruck stimmte ganz und gar nicht, gab ein falsches Bild von der Sache. Es bestand eigentlich keine Abneigung, geschweige eine Abneigung, die nicht zu überwinden war. Aber wem nützte diese Wortklauberei? Daß sie nicht neben- und miteinander leben konnten, das stand fest und daran ließ sich nicht deuteln.

„Vermögensfragen sind zwischen meiner Frau und mir nicht zu erledigen, so daß die Operation ohne Schwierigkeit durchgeführt werden könnte. Meinen Sie nicht auch, Herr Justizrat?"

„Ich weiß nicht, mein lieber Herr Rittmeister. Ein unbestimmtes Gefühl sagt mir, daß der Fall nicht ganz so einfach liege, wie Sie anzunehmen belieben."

„Vielleicht ließe sich meine Bitte nachdrücklich unterstützen, Herr Justizrat, wenn Sie betonten, daß ich ein der Familie Plagge-Glindow unwürdiges Leben führe. Ich halte nämlich eine Spielhölle, wie man in empfindsameren Zeiten zu sagen beliebte."

„Ich glaube nicht, Herr Rittmeister, daß diese Mitteilung für Ihre Frau den Reiz der Neuheit habe." Der Rechtsanwalt betrachtete nachdenklich und voll Teilnahme den Mann, der ihm gegenübersaß. „Dürfte ich vielleicht erfahren, Herr Rittmeister," fragte er sehr vorsichtig, „welcher Art die Umstände sind, die es Ihnen wünschenswert erscheinen lassen, Ihre Freiheit wiederzugewinnen?"

„Ich will mich wieder verheiraten, Herr Justizrat."

„So, so. Ja, dann freilich. Ermächtigen Sie mich, von dieser Ihrer Absicht Frau von Löcknitz in Kenntnis zu setzen?"

„Nein, nein", erwiderte der Rittmeister hastig. „Das möchte ich nicht. Ich verspreche mir keinerlei Erfolg davon. Es wäre sogar möglich, daß gerade diese Absicht verstimmend und hemmend wirkte."

„Wie Sie glauben, Herr Rittmeister. Ich werde mich also darauf beschränken, Ihre Bitte um Ehescheidung vorzutragen."

„Vielen Dank inzwischen, Herr Justizrat."

Als Löcknitz an diesem Abend zu Lisa kam, fühlte er sich ernüchtert und verstimmt. Die kleinen, bescheidenen Zimmer mißfielen ihm. Sie waren nicht der richtige Rahmen für ein schönes, junges Mädchen. Zu Lisa gehörte das Meer und Licht und Sonne und Freiheit. Diese Armeleutewohnung mit dem Ausblick auf die Stadtbahn erschien ihm wie ein dunkler Käfig, in dem jedes Lachen erstarb. Schwer und bleifarbig lag der dunstige Himmel über der Stadt. Im Osten stand ein Wetter.

„In Fanö war es schöner", sagte Lisa sehnsüchtig und erriet seine Gedanken.

„Es ist so eng hier", seufzte er. „Man kriegt keine Luft."

Sie öffnete alle Fenster, aber kein frischer Hauch kam herein, nur das Rasseln der Straße wurde lauter.

„Laß nur, Lisa. Das hilft nichts. Es muß auch solche Tage geben."

Er zog sie an sich und küßte sie demütig, als hätte er eine Schuld abzutragen, aber seine Gedanken blieben nicht hier. Sie flogen zu seinen neuen Plänen und legten Stein auf Stein und begannen hart zu rechnen. Er merkte gar nicht, daß Lisa ihn verlassen hatte und in die Küche hinausgegangen war, um ein bescheidenes Abendbrot zu richten. Als sie hereinkam und den Tisch deckte, saß er noch unverändert und blickte mit verlorenen Augen in die Nacht hinaus. Der erste Donner grollte in der Ferne.

„Was ist dir?" fragte sie besorgt und verspürte eine jähe Angst um den Geliebten. „Du bist so nachdenklich."

Seine Augen kehrten zu ihr zurück und umklammerten sie in zitternder Liebe. „Ich baue an unserem Haus, Lisa."

XXV

„Ich habe gefunden, was Sie suchen, Herr von Löcknitz", sagte der Makler Delfiner und machte ein großartiges Gesicht. „Da bin ich neugierig."

„Die allerbeste Gegend, ein hochvornehmes Haus, ganz wie Sie es wünschen, ein wahrer Glücksfall, das muß ich sagen."

„Wo?"

Der Agent machte eine kleine Pause, wie ein erfahrener Schauspieler, der eine Wirkung vorbereitet. „Viktoriastraße, Herr von Löcknitz. Hart am Tiergarten."

„Die Lage ist gut."

„Gut ist kaum das Wort. Wir werden wohl erstklassig sagen müssen."

„Das Haus ist zu vermieten?"

„Jawohl."

„Wie teuer?"

„Der Preis richtet sich nach dem Mieter, sagte mir der Besitzer."

„Wer ist der Besitzer?"

„Konsul Brinkmann."

„Kenne ich nicht."

„Gehen Sie ruhig zu dem Mann hin, Herr von Löcknitz, und unterhandeln Sie mit ihm."

„Schön, das will ich machen. Jetzt sagen Sie mir bloß noch, Herr Delfiner, wo steckt das Aber?"

„Es gibt kein Aber, Herr von Löcknitz. Das einzig Unangenehme ist der Besitzer."

„Na also!"

„Der Konsul ist ein Rauhbein. Es ist kein Vergnügen, mit dem Jungen ein Geschäft zu machen. Sie dürfen sich an seinem Ton nicht stoßen. Der Mann hat offenbar Gallensteine."

„Ich werde die Gallensteine berücksichtigen", sagte der Rittmeister und machte sich sofort auf den Weg zu Konsul Brinkmann.

Das Haus gefiel ihm ausnehmend. Es war ein stilles, vornehmes Gebäude, dessen Fenster teilweise auf den Tiergarten blickten. Der Konsul gefiel ihm weniger. Ein alter, kalter Mann mit weißem Kranzbart saß beim Schreibtisch und blickte kaum auf, als Löcknitz von einem Diener in das Zimmer geführt wurde. Der Rittmeister grüßte höflich und stellte sich vor. Der Konsul antwortete mit einem tiefen Grunzen, das alles mögliche bedeuten konnte.

Da der Hausherr keine Anstalten traf, irgendein Gespräch einzuleiten, begann Löcknitz zu reden. „Verzeihen Sie gütigst die Störung, Herr Konsul, ich wollte nur mal wegen des Hauses anfragen."

Keine Antwort. Der Mann schien taub zu sein.

Der Rittmeister wiederholte seinen Satz laut und dröhnend.

„Ich höre sehr gut, Herr — Herr — —“ Er suchte den Namen auf der Karte.

„Löcknitz.“

Der Rittmeister schob sich einen Sessel näher und setzte sich. „Sie gestatten, daß ich Platz nehme, Herr Konsul. Ich habe nämlich schwache Beine.“

Der alte Mann verzog keine Miene.

„Der Häusermakler Delfiner schickte mich zu Ihnen, Herr Konsul. Er behauptete, daß Sie Ihr Haus vermieten wollten.“

Der Konsul sog an seiner Zigarre und blickte den Rauchwölkchen nach. Löcknitz zündete sich, ohne um Erlaubnis zu bitten, eine Zigarette an und legte Bein über Bein. So saßen die beiden eine ganze Weile und rauchten schweigend.

Endlich fing der Rittmeister zu lachen an und erklärte: „Ich habe Zeit, Herr Konsul.“

„Ich nicht, Herr von Löcknitz.“

„Dann müssen Sie zu sprechen geruhen.“

„Was wollen Sie eigentlich von mir, Herr?“

„Ich möchte Ihr Haus mieten, Herr Konsul.“

„Haben Sie es schon besichtigt?“

„Nein.“

„Dann sehen Sie sich erst das Haus an.“

Er läutete dem Diener, der Löcknitz durch das Haus führte. Es waren hohe, weitläufige Zimmer, mit altmodischen Tapeten bespannt, starr und feierlich eingerichtet und ohne elektrisches Licht. Kerzenlüster hingen von den Decken herab. Das Haus mußte neu instand gesetzt werden, wenn es seinem Zweck entsprechen sollte.

„Das Haus gefällt mir, Herr Konsul. Ich miete es, falls wir über den Preis einig werden.“

„Für welchen Zweck soll das Haus gemietet werden?“

„Für einen Klub, Herr Konsul.“

„Welcher Art ist dieser Klub?“

„Ein Geselligkeitsklub.“

„Sagen Sie doch lieber Spielklub. Wir wollen uns nichts vormachen.“

„Das fällt mir gar nicht ein, Herr Konsul. Es ist ein Geselligkeitsklub, in dem leider auch Kartentische stehen müssen, aber das Spiel soll gewiß nicht die Hauptsache sein.“

Der alte Mann schüttelte den Kopf.

„Ich danke für die Aufklärung, Herr von Löcknitz. Ich vermiete mein Haus nicht.“

„Warum nicht, Herr Konsul?“

„Weil ich es an eine Spielergesellschaft nicht vermiete. Dazu ist es mir zu gut."

Der Rittmeister blickte zu Boden und wußte nichts mehr zu sagen. Er war sehr entmutigt und niedergeschlagen. „Ihre Weigerung trifft mich hart, Herr Konsul", sagte er leise und stand auf.

„Ich kann nicht anders", antwortete der alte Mann. „Es darf nicht heißen: In Konsul Brinkmanns Haus sitzt jetzt ein Spielklub. Das müssen Sie doch einsehen."

Löcknitz nickte stumm.

„Aber es gibt vielleicht einen Ausweg."

„Ich weiß keinen, Herr Konsul."

„Kaufen Sie das Haus!"

Löcknitz hob überrascht den Kopf und blickte in zwei gütige Altmänneraugen, die bisher versteckt geblieben waren.

„Sie kriegen das Haus billig, Herr von Löcknitz."

Der Rittmeister erinnerte sich der klugen Worte des Agenten. Es war vielleicht vernünftiger, das Haus zu kaufen statt zu mieten. Nur vor der Verantwortung bangte ihm ein wenig. Es erschien ihm mit einemmal zweifelhaft, ob seine Spieler zu diesem Kauf ihre Zustimmung geben würden. Was tat er, wenn sie ihn im Stich ließen? Er war mittellos und von ihnen abhängig. Aber wenn er nichts wagen wollte, mußte er auf seinen ganzen Plan verzichten. „Was nennen Sie billig, Herr Konsul?"

„Ihnen, aber nur Ihnen gebe ich mein Haus für achthundertfünfundzwanzigtausend Mark. Das ist ein Geschenk, fragen Sie, wen Sie wollen. Von Delfiner verlange ich hundert Mille mehr."

„Sie sind zu gütig, Herr Konsul, aber Sie werden begreifen, daß ich mich in einer so wichtigen Sache nicht von heut auf morgen entscheiden kann."

„Morgen ist es bereits zu spät, Herr von Löcknitz. Sie müssen sich noch heut, in dieser Stunde, entschließen. Ich würde Sie nicht drängen, wenn ich nicht selber gedrängt würde. Bitte, lesen Sie." Er reichte ihm einen Kontrakt. „Die Gesellschaft will das Haus für zehn Jahre mieten. Ich muß heut Bescheid sagen."

Der Rittmeister begann erregt auf und ab zu gehen. „Ich kann mich heut noch nicht binden. Das ist unmöglich."

„Es tut mir leid, Herr von Löcknitz, dann werde ich diesen Vertrag unterschreiben."

Der Rittmeister verbiß sich in den Gedanken, daß dieses Haus seinen Klub aufnehmen müßte. Es war wie eine

unentrinnbare Zwangsvorstellung. Wenn er dieses Haus nicht gewann, brach die ganze Zukunft zusammen. Ein rettender Einfall ging durch seinen Kopf. „Geben Sie mir eine Option auf den Hauskauf, Herr Konsul. Eine Option von nur zwei Monaten."

„Die können Sie haben, wenn Sie dreißig Mille erlegen."

Löcknitz riß das Scheckbuch aus der Tasche und schrieb einen Scheck aus. „Hier sind dreißigtausend Mark, Herr Konsul."

„Schön", sagte der alte Herr und bestätigte den Scheck mit Vorbehalt. „Die Option geht Ihnen morgen durch meinen Rechtsanwalt zu."

Als der Rittmeister auf die Straße trat, hatte er Hausbesitzergefühle. Er war so erregt, daß er durch den Tiergarten lief, ohne nach rechts und links zu blicken, immer geradeaus. Es war ihm ganz klar, daß er das Haus kaufen würde, ob nun der Vorstand, den er plötzlich zu hassen begann, mit ihm ging oder nicht. Er ließ seine dreißigtausend Mark nicht im Stich. Sobald er ruhiger geworden war, fuhr er zu Delfiner und erzählte ihm von dem Erfolg seiner Verhandlung.

„Habe ich Ihnen nicht gleich gesagt," triumphierte der Makler, „daß man kaufen muß und nicht mieten? Der Alte hat an Ihnen einen Narren gefressen, daß er Ihnen das Haus so billig überläßt. Von mir hat er neunhundertfünfundzwanzig Mille verlangt, so wahr ich Julius Delfiner heiße. Wenn Sie heut kaufen und morgen verkaufen, verdienen Sie mindestens fünfzig Mille, glatt auf die Hand."

„Ich will gar nicht verkaufen."

„Ich meine nur", sagte der Agent und rieb sich vergnügt die Hände.

„Wissen Sie vielleicht einen tüchtigen Architekten, der nicht größenwahnsinnig ist?"

„Weiß ich. Aber wozu brauchen Sie — Gott behüte! — einen Architekten?"

„Ich will das Haus umbauen und einrichten lassen."

Der Makler verzog den Mund. „Muß das sein, Herr von Löcknitz?"

„Jawohl."

„Das ist eine faule Sache. Umbauen kostet Geld, Bargeld, meine ich. Aber Sie müssen ja wissen, was Sie tun. Und einen Architekten kann ich Ihnen auch empfehlen. Er heißt Robert Skoog und wohnt in Friedenau. Ein genialer Junge, obwohl er nichts zu fressen hat."

„Hat der Mensch auch von Inneneinrichtung eine Ahnung?"

„Zehn Ahnungen", lachte Delfiner. „Unterhalten Sie sich doch mal mit dem Jungen. Er wird Ihnen gewiß gefallen. Soll ich ihn herbestellen?"

„Es wäre mir lieber, wenn ich jetzt gleich zu ihm hinausfahren könnte."

„Können Sie auch. Er hat beinahe ein Atelier. Ich will mal anklingeln, ob er zu Haus ist."

Jawohl, Robert Skoog war zu sprechen. Ein langer, magerer Mensch empfing den Rittmeister mit Zurückhaltung und Mißtrauen.

„Es handelt sich um folgendes, Herr Skoog", begann Löcknitz und setzte sich in dem kahlen Zimmer nieder. „Darf ich rauchen?"

„Bitte."

„Ich will ein altes Haus umbauen und neu einrichten. Haben Sie Zeit und Lust, sich mit der Sache zu beschäftigen?"

„Ich habe alles, nur kein Geld", antwortete Skoog und versuchte ein Lächeln hervorzubringen.

„Dann sind wir ja in der Hauptsache einig. Sie müssen sich das Haus ansehen, wenn möglich noch heut, bevor wir auf Einzelheiten eingehen."

„Welchem Zweck soll das Haus dienen, Herr von Löcknitz?"

„Es soll ein Klubhaus werden."

Der junge Mensch wurde wärmer. „Da könnte man was leisten", meinte er und bemühte sich, im Gesicht seines Auftraggebers zu lesen. „Soll es Kitsch sein oder was Neues?"

Der Rittmeister fing zu lachen an. „Wissen Sie bestimmt, Herr Skoog, daß das Neue kein Kitsch ist? Aber beruhigen Sie sich, das Vorbild, das ich nachahmen will, ist nicht Kitsch."

„Sie haben schon ein Vorbild?" fragte der Architekt enttäuscht.

„Jawohl, und zwar in Paris, in der Rue du Quatre-Septembre. Ich habe übrigens eine gute Idee. Fahren Sie nach Paris und sehen Sie sich das Klubhaus an."

Robert Skoog sprang begeistert auf. „Ich soll nach Paris fahren?"

„Das ist das einfachste und erspart mir langatmige Erklärungen. Ich bin überzeugt, daß Ihnen die Einrichtung gefallen wird. Wir werden nicht sklavisch kopieren, wir nehmen nur, was uns behagt. Jeder gute Einfall, den Sie haben, kann verwertet werden. Sie müssen nur vorerst mit eigenen Augen sehen, was ich mir vorstelle. Hier haben Sie eine Empfehlungskarte an den Pariser Klubdirektor, der Sie sehr freundlich

aufnehmen wird. Hier haben Sie Reisegeld." Er legte fünfhundert Mark auf den Tisch.

Der junge Mann starrte entgeistert auf das Geld und auf den Rittmeister. „Ist das Ihr Ernst?"

„Glauben Sie, daß ich Sie zu Ihrem Vergnügen nach Paris schicke?"

„Hurra!" schrie Skoog, streifte allen Ernst ab und führte einen wilden Indianertanz auf. „Verzeihen Sie", sagte er dann beschämt. „Die Sache ist zu plötzlich gekommen."

„Sie sehen sich heut das Haus in der Viktoriastraße an. Morgen früh fahren Sie nach Paris. Drei Tage genügen für Paris. Eine Woche nach Ihrer Rückkehr muß ich die Voranschläge in der Hand haben. Ist das zu machen?"

„Jawohl, Herr von Löcknitz", erwiderte Skoog mit blitzenden Augen und mußte an sich halten, um dem Mann nicht um den Hals zu fallen. Der Rittmeister ging befriedigt weg und freute sich, diesen Menschen gefunden zu haben, von dessen Fähigkeiten er noch gar kein Bild hatte.

Für den fünfzehnten August berief er den Vorstand zu einer Sitzung zusammen. Die Herren erschienen vollzählig und waren sehr neugierig, obwohl sie gelangweilte und gleichgültige Mienen aufgesetzt hatten. Als Löcknitz in diese feindseligen Gesichter blickte, verließ ihn seine strahlende Zuversicht und machte einer erbitterten Kampflust Platz. „Ich muß vor allem um Entschuldigung bitten, meine Herren, daß ich Ihre kostbare Zeit in Anspruch nehme," begann er und wurde gegen seinen Willen ironisch, „aber ich möchte Ihnen gern einige Mitteilungen machen, die für mich und vielleicht auch für Sie von einigem Interesse sind."

„Hört, hört!" röchelte der Photograph Bomse.

„Ich trage mich nämlich mit der Absicht, unseren Klub auf eine breitere Grundlage zu stellen."

„Was nennen Sie eine breitere Grundlage?" fragte der Rechtsanwalt Gegenherz.

„Das soll eben der Inhalt meiner Mitteilungen sein, Herr Gegenherz. Ich will unserem Klub ein eigenes Heim schaffen, ein Heim, das die Öffentlichkeit nicht zu scheuen hat. Es soll ein Ehrentitel werden, Mitglied des Philadelphia-Klubs zu sein."

„Wat koof' ick mir dafor?" lachte Sally Fischbein.

„Ich habe in günstiger Lage ein Haus gefunden, das sich für unsere Zwecke sehr gut eignet, und dessen Ankauf, wie mir

Sachverständige bestätigten, ein glänzendes Geschäft ist. Das Haus kostet achthundertfünfundzwanzigtausend Mark!"

„Ein Wahnsinn!" erklärte Graf Heydebrinck sehr sanft.

„Der Wahnsinn steigert sich noch, lieber Graf. Das Haus muß nämlich umgebaut und eingerichtet werden. Laut Voranschlag meines Architekten —"

„Einen Architekten hat er auch schon!" höhnte der Rechtsanwalt.

„... wird die Einrichtung ungefähr dreihunderttausend Mark und der Umbau zweihundertfünfzigtausend Mark kosten."

„Sie geben sich nicht mit Kleinigkeiten ab", meinte Fritz Dunkelbaum.

„Sie haben mich vollkommen durchschaut, Herr Dunkelbaum."

Gegenherz fragte sehr bissig: „Wie wollen Sie denn die paar lumpigen Märker aufbringen?"

„Der Hauskauf erfordert wenig bares Geld, Herr Rechtsanwalt, und die lumpige halbe Million, die für das andere notwendig ist, wird der Klub zeichnen."

„Nu, wird er?" ließ sich Fischbein hören.

„Ich bin überzeugt davon, Herr Sally Fischbein, denn das Geschäft ist zu gut."

„Wieso zu gut?"

„Weil dieses Geld, mit acht oder wenn Sie wollen mit zehn Prozent verzinst, innerhalb eines Jahres aus den Einnahmen des Klubs ohne Schwierigkeit zurückgezahlt werden kann."

„Und wenn der Klub eines schönen Tages von der Polizei zugesperrt wird?"

„Der neue Philadelphia-Klub wird von der Polizei nicht geschlossen werden, dafür verbürge ich mich. Hat einer der Herren noch eine Frage?"

„Wo liegt das Haus, Herr von Löcknitz?" erkundigte sich Dunkelbaum.

„In der Viktoriastraße, nahe beim Tiergarten."

„Konsul Brinkmann?"

„Jawohl."

Dunkelbaum sah nachdenklich vor sich hin und sprach kein Wort mehr.

„Wie stellt sich der verehrliche Vorstand des Philadelphia-Klubs zu meinem Antrag?"

„Ich bin für glatte Ablehnung", erklärte Graf Heydebrinck. „Der Klub in seiner gegenwärtigen Gestalt genügt uns vollkommen."

„Ihnen vielleicht, mir nicht", erwiderte der Rittmeister schroff. „Der Philadelphia-Klub in der gegenwärtigen Gestalt, die Ihnen so sehr behagt, lieber Graf, wird übrigens in wenigen Monaten zu bestehen aufhören."

„Dann bin auch ich für Ablehnung", sagte Herr Gegenherz. „Bangemachen gilt nicht."

Der Photograph Bomse röchelte: „Ich auch."

„Na, Herr Fischbein, sagen Sie rasch nein, damit wir keine Zeit verlieren", rief der Rittmeister spöttisch.

Fischbein begründete seine Ablehnung in einer längeren Rede. Man hätte sich im Philadelphia-Klub zusammengefunden, um bei einem kleinen, gemütlichen Spielchen Erholung zu finden, nicht aber um sich mit neuen Geschäftssorgen zu belasten. Und so weiter.

„Meine Stimme hat jetzt wohl keinen Wert mehr", meinte Dunkelbaum und sah Löcknitz fragend an.

„Nein, mein Antrag ist bereits durchgefallen. Nichtsdestoweniger möchte ich den Herren zum Schluß sagen, daß der neue Philadelphia-Klub trotz der Ablehnung des Vorstandes gebaut werden wird. Dafür stehe ich ein. Guten Abend, meine Herren."

Er ging rasch aus dem Sitzungszimmer und verließ das Haus. Ein grimmiger Zorn nagte an seinem Herzen. Stöckel hatte recht gehabt: Es war eine Dummheit ohnegleichen gewesen, die Bildung dieses Vorstandes zuzulassen. Nun war alles zu spät. Das Haus sank in Trümmer, bevor es erbaut worden war.

Aber als der erste Zorn verraucht war, schämte er sich seiner Verzagtheit. Es war noch nichts verloren. Sein Schicksal hing nicht von den Herren Bomse und Fischbein ab. Es gab genug andere Leute, die ihr Geld mit Vergnügen in ein so gutes Geschäft stecken würden. Er kam auf seiner Wanderung durch die Viktoriastraße und blieb vor dem Haus des Konsuls stehen, ballte die Fäuste und preßte die Zähne aufeinander. „Das Haus wird gekauft", sagte er sich in düsterer Entschlossenheit und betrachtete das Gebäude wie einen Feind, mit dem er ringen mußte.

Es war, als ob der feste Entschluß genügt hätte, alle Hindernisse zu überwinden, denn plötzlich und wider Erwartung ebneten sich die Wege. Als der Rittmeister nachts in den Klub zurückkam, nahm ihn Dunkelbaum beiseite.

„Gestatten Sie mir, Ihnen zu sagen, lieber Herr von Löcknitz, daß Sie sich heut ein wenig ungeschickt benommen haben."

„Wieso?" fragte der Rittmeister überrascht.

„Sie hätten sich mit Ihrer Sache nicht an den Vorstand wenden sollen. Haben Sie noch nie bemerkt, daß eine Versammlung oder ein Beratungskörper, die aus erlesen klugen und einsichtsvollen Menschen zusammengesetzt sind, als Gesamtheit immer und ewig die schwachsinnigsten Beschlüsse fassen? Warum sind Sie nicht zu mir gekommen, Herr von Löcknitz?"

„Zu Ihnen?"

„Ich bot Ihnen schon einmal meine Hilfe an, erinnern Sie sich? Damals bedurften Sie meiner nicht. Ich bin auch heut gern bereit, das Geschäft mit Ihnen zu machen."

„Sie wollen wirklich, Herr Dunkelbaum?" rief der Rittmeister voll Freude und streckte ihm beide Hände entgegen.

„Natürlich. Das Haus wird gekauft. Kommen Sie morgen vormittag zu mir, damit wir die Geschichte in Ruhe durchsprechen."

„Wie soll ich Ihnen danken, Herr Dunkelbaum!"

„Nichts zu danken, Herr von Löcknitz. Es ist ein gutes Geschäft. Das ist alles."

Der Rittmeister hatte sich kaum noch von seiner freudigen Überraschung erholt, als Sally Fischbein, der das Spiel im Stich gelassen hatte, wie ein Verschwörer heranschlich, ihn unter dem Arm faßte und in ein einsames Zimmer zog. „Hören Sie zu, Löcknitz," sagte er vertraulich, „ich habe mir die Sache durch den Kopf gehen lassen. Aber wozu soll ich Ihnen lange Operetten erzählen, ich mache die Geschichte mit Ihnen. Das heißt, das Ganze kann ich nicht auf mich nehmen, denn ich bin ein armer Mann, aber sagen wir die Hälfte. Einverstanden?"

Löcknitz begann zu lachen. „Sie kommen zu spät, lieber Herr Fischbein."

„Was heißt zu spät?"

„Das Geschäft ist bereits abgeschlossen."

„Spaß, sind Sie ein Zauberkünstler! Wer ist es? Darf man wissen?"

„Herr Dunkelbaum."

„Ein Köppchen hat der Junge, mir gesagt. Aber ich bin beruhigt. Dunkelbaum wird mich gern mitnehmen."

„Bitte, ich habe nichts dagegen, Herr Fischbein. Sprechen Sie mit ihm."

Und dann kamen sie paarweise, Herr Photograph Bomse mit dem Rechtsanwalt Gegenherz. Auch sie hatten sich die Geschichte überlegt und wollten sich an dem Geschäft beteiligen. Nun war mit einemmal der gesamte Vorstand mit Ausnahme des Grafen

Heydebrinck, der arm wie eine Kirchenmaus war, bereit, den Vorschlag, den sie vor einigen Stunden hohnlachend abgelehnt hatten, mit so viel Geld zu unterstützen, als Löcknitz nur wünschte. Am nächsten Tag wurde eine G. m. b. H. gegründet, der Dunkelbaum, Fischbein, Bomse, Gegenherz und als Geschäftsführender Löcknitz angehörten.

Als der Rittmeister freudestrahlend Stöckel von dem großen Ereignis berichtete, sagte der ehemalige Leutnant voll Trauer: „Sie haben sich Ihr eigenes Grab gegraben, Herr von Löcknitz."

XXVI

Lisa Dierkher hatte großen Erfolg im Olympiatheater. Sie mußte gleich ihr erstes Lied als Tochter der Berolina dreimal wiederholen. Es war ein Lied, in dem Karl Maria Bitterfeld sich selber übertroffen hatte, vom Komponisten ganz zu schweigen. Schon bei der zweiten Wiederholung sang die gut geleitete Galerie die wiederkehrenden Endzeilen: „Berlin, jetzt mußt du schlafen gehn" voll Begeisterung mit.

An dreihundert Abenden wird das arme Kind diesen entsetzlichen Blödsinn singen müssen, dachte Löcknitz und blickte mitleidig auf die Bühne. Er hatte ein seltsames Gefühl der Fremdheit diesem jungen Mädchen gegenüber, das dort oben die Beine in die Luft warf und mit einem Gassenhauer dreitausend Menschen für sich eroberte. Er dachte nicht weiter darüber nach, daß er selber es gewesen war, der Lisa Dierkher auf diese Höhe geführt hatte. Er konnte nur nicht begreifen, daß diese talentvolle Dame, die jetzt plötzlich als Polin auf der Bühne stand, und das junge Mädchen aus Fanö dieselbe Person wäre. Eine jähe Angst vor der Mattheit seines Herzens überfiel ihn und schnürte seinen Hals zu. Er kam sich wie ein Verräter vor, der zu den Feinden übergelaufen war. Unsinn, dachte er und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Dies alles wird vorübergehen. Spätestens in einem Jahr war er so weit, daß er die Geliebte von dieser gräßlichen Bühne, die ihm wie ein geöffnetes Maul entgegenstarrte, herunterholen und mit ihr in den Frieden des kleinen Hauses am Rhein einziehen konnte. Er blickte mit heißen Augen auf die tanzende Polin und versuchte, das alte vertraute Bild des jungen Mädchens wiederherzustellen, das mit ihm an einem Frühsommerabend in Hamburg spazierengegangen war, aber es gelang ihm nicht. Alle Kraft der Erinnerung war erloschen. Die Musik rasselte und hämmerte,

überschrie die leisen Stimmen und verkündete die Lebensfreude der lauten Straße.

Plötzlich und unvermittelt mußte Löcknitz an seine Frau denken. Sie hatte die einverständliche Scheidung abgelehnt, wie ihm gestern der Justizrat Lepehne mitgeteilt hatte. Ohne Angabe von Gründen. Der Rechtsanwalt meinte zwar, daß er trotzdem die Ehescheidungsklage einbringen könnte, aber diesen Vorschlag hatte der Rittmeister zurückgewiesen. Er hätte jetzt Wichtigeres zu tun, als vor Gericht zu erscheinen. Die ganze Angelegenheit schien ihm zu gleichgültig. Lisa legte keinen Wert auf Standesamt und Hochzeitsrede, warum sollte er also seine kostbare Zeit bei endlosen Terminen versäumen? Er verließ den Justizrat wie ein Mann, der seine Pflicht erfüllt hatte.

Die Witwe Cliquot stand jetzt auf der Bühne und sang ein Duett mit Herrn Henckell. Die Geschichte sah nach Reklame aus. Der Dichter Bitterfeld hatte seinem Pegasus wohl reichliches Futter in die Krippe gelegt, aber er schien genau zu wissen, was dem Publikum behagte. Das Haus raste vor Vergnügen.

Der Rittmeister wunderte sich ein wenig, daß die Kleider und Hüte, die Lisa trug, viertausend Mark gekostet hatten, obwohl sämtliche Kostüme von der Direktion beigestellt worden waren. Er erinnerte sich, welcher Anstrengungen es bedurft hatte, um Lisa zur Annahme des Geldes zu bewegen. Sie wollte lieber auf Rolle und Stellung verzichten, bevor sie zuließ, daß Löcknitz eine so große Summe für ein paar lumpige Kleider hinauswarf. Es war ihm gelungen, ihren Widerstand zu brechen. Nun stand sie dort oben, wenig bekleidet, und war dreitausend gierigen Menschen eine Augenweide. Für alles, was sich mit Lisa Dierkher begab, trug er die Verantwortung.

Er riß sich los von den quälenden Gedanken und kehrte zu seinem Haus zurück. Die Umbaupläne waren bereits fertig. Robert Skoog hatte sich als tüchtiger und einsichtsvoller Mensch erwiesen, der von dem Pariser Vorbild mit großer Achtung sprach und auf eigenmächtige Änderungen verzichtete. Nur für die Inneneinrichtung empfahl er einige neue Wege, die ihn der Rittmeister ruhig gehen ließ. Nächste Woche konnte bereits der Umbau beginnen, wenn die Pläne bis dahin von der Behörde genehmigt waren. Man durfte hoffen, Anfang Januar den neuen Philadelphia-Klub zu eröffnen. Die Satzungen, die der Rittmeister für das neue Haus entworfen hatte, waren seltsamerweise von dem Vorstand ohne Widerrede angenommen worden. Die wichtigste und einschneidendste Stelle dieser Statuten lautete, daß von dem Zeitpunkt an, da der Klub von den Zinsen seines

Vermögens und von den Mitgliederbeiträgen erhalten werden konnte, das Glücksspiel im Philadelphia-Klub bedingungslos untersagt werden würde. Löcknitz hatte berechnet, daß auf Grundlage der gegenwärtigen Einnahme aus den Kartengeldern und aus den Mitgliederbeiträgen der Klub in drei Jahren über ein Vermögen von zwei Millionen verfügen würde. Nach drei Jahren konnte man bereits auf die Kartengelder verzichten, wenn hundertfünfzig Mitglieder ihre Beiträge leisteten. Der Rittmeister war angenehm überrascht, daß dieser Absatz vom Vorstand nicht gestrichen wurde, denn er hatte sich auf einen heftigen Kampf vorbereitet. Er konnte nicht ahnen, daß die Herren vom Vorstand die freundliche Aussicht auf das Spielverbot im Klub nur deswegen in ihr Programm aufnahmen, um gegen immerhin mögliche Einmengungen der Polizei eine Waffe in der Hand zu haben.

Ein anderer Punkt der neuen Hausordnung begegnete aber leidenschaftlicher Anfeindung, besonders von seiten der Herren Fischbein und Bomse. Der Rittmeister hatte nämlich bestimmt, daß der Eintritt in die Spielzimmer, die von sechs Uhr abends bis sechs Uhr früh geöffnet bleiben sollten, den Mitgliedern ausnahmslos nur im Frack gestattet werden würde. Dunkelbaum und Graf Heydebrinck waren dafür, aber die andern Herren wehrten sich mit Leibeskräften dagegen. „Ich bin grundsätzlich gegen eine solche Bevormundung", erklärte der Rechtsanwalt Gegenherz sehr feierlich, als hätte er ein Freiheitsmanifest zu verkünden. „Sie wollen aus unserem Klub eine Kaserne machen, Herr von Löcknitz. Dagegen werden wir uns zu wehren wissen."

„Es handelt sich ganz gewiß um keine Bevormundung, Herr Rechtsanwalt, sondern um eine Übereinkunft gesitteter Menschen. Es ist nur eine Höflichkeit, die ein Mitglied dem anderen erweist."

„Zu mir braucht kein Mensch höflich zu sein", röchelte Bomse.

„Schön, das können Sie halten, wie Sie wollen, Herr Bomse, aber die meisten unserer Mitglieder werden auf Höflichkeit nicht verzichten. Ich bin übrigens überzeugt, meine Herren, daß Sie den Frackzwang ganz selbstverständlich finden werden, sobald Sie die neuen Räumlichkeiten gesehen haben werden. In diesen Zimmern wird sich niemand im zerknitterten Hemd und im staubigen Straßenanzug zu Tisch setzen wollen."

„Und wenn Sie tausendmal recht haben," ereiferte sich Sally Fischbein, „so ist die Sache in der Praxis doch nicht durchzuführen."

„Warum nicht, Herr Fischbein?"

„Möchten Sie mir erklären, wie ich jeden Tag in Frack und Lack vom Geschäft oder vom Haus weg kann? Meine Frau kratzt mir die Augen aus, das gebe ich Ihnen schriftlich."

Der gesamte Vorstand brach in schallendes Gelächter aus.

„Kein Mensch verlangt von Ihnen, Herr Fischbein, daß Sie im Frack Ihr Geschäft verlassen. Sie kommen in den Klub wie bisher und begeben sich in eines der Ankleidezimmer, wo Sie mit Hilfe eines geschulten Kammerdieners in fünf Minuten den Frack anziehen können."

„Was für einen Frack?" fragte Fischbein neugierig.

„Ihren Frack."

„Ich habe nur einen Frack, und den hält meine Frau in Verwahrung. Und wenn Sie glauben, daß die ihn gutwillig herausgibt, so irren Sie sich gewaltig."

„Schön, Herr Fischbein, dann wird sich der Klub eine Ehre daraus machen, Ihnen aus seinen Mitteln einen neuen Frack zu spenden."

„Außer so!" lachte Sally Fischbein und gab seinen Widerstand auf.

Über die Bühne zogen jetzt Truppen aller Gattungen, begleitet von dröhnender Blechmusik. Sie stellten sich schließlich im Kreis um einen Gardedragoner auf, der ein Lied zu singen begann. Und dieser Dragoner war wiederum Lisa Dierkher, wie Löcknitz voll Verwunderung erkannte. Dann fiel der Vorhang und wurde unzählige Male in die Höhe gezogen. Das Volk jubelte. Auf der Bühne zeigten sich Direktor Vierheilig, der Dichter Bitterfeld, der Lisa Dierkher an der Hand führte, der Komponist, der ein vergnügtes Schiebergesicht hatte, ferner ein düsterblickender Herr, der die Tänze einstudiert hatte.

Als das Publikum den Saal zu verlassen begann, begriff der Rittmeister, daß die Vorstellung zu Ende war. Wenn er jemandem von den Vorgängen auf der Bühne hätte berichten sollen, so wäre er in die tiefste Verlegenheit geraten.

Er wartete in der Nähe des Bühnenausganges auf Lisa. Viele Herren jeden Alters warteten gleich ihm, denn der Chor des Olympiatheaters setzte sich aus lauter jungen, schönen Mädchen zusammen, die einem warmen Abendbrot in keiner Weise abgeneigt waren. Der Rittmeister hatte ein Gefühl des Unbehagens.

„Du hast einen großen Erfolg gehabt", sagte er zu Lisa, die scheu und mit gesenktem Kopf aus dem Theater gekommen war, und ärgerte sich darüber, daß seine Stimme so frostig klang.

Lisa nahm seinen Arm und preßte ihn voll zärtlicher Angst an sich. „Freust du dich nicht?"

„Doch", antwortete sie kleinlaut.

„Es sieht gar nicht so aus."

„Ich habe mich so furchtbar geschämt", gestand sie und hatte verschleierte Augen.

„Warum denn, Kind?"

„Weil du unten gesessen bist. Ich hätte am liebsten geheult."

Er fand keine Antwort.

Sie gingen in das Weinhaus, in dem sie an jenem ersten Abend gespeist hatten. Heut gab es Leute in dem Saal, denen der Rittmeister Löcknitz unbekannt war, aber niemand war da, der nicht gewußt hätte, daß seine Begleiterin die Dierkher vom Olympiatheater war. Löcknitz fühlte dieses Raunen und Flüstern, dieses halbe Lächeln und schweigende Grüßen in allen Nerven und meinte freundlich: „Jetzt bist du berühmt, Lisa."

Und du entgleitest mir, fühlte sie und verzog den Mund.

„Es ist dein Werk", antwortete sie und konnte ihre Bitterkeit nicht verbergen.

„Soll das ein Vorwurf sein?" fragte er erstaunt.

„Nein, gewiß nicht, Albrecht", beeilte sie sich reumütig zu entgegnen. „Ich wollte nur sagen, daß ich dir diesen ‚Ruhm' zu verdanken habe."

„Es ist doch immerhin erträglicher, als Stubenmädchen im Goethetheater spielen zu müssen."

„Du sprichst so hart zu mir", klagte sie und kämpfte mit den Tränen.

„Verzeih, Lisa, es liegt nicht in meiner Absicht. Ich hoffte, daß du dich über deinen Aufstieg freuen würdest, aber du machst ein Gesicht, als brennte das Dach über deinem Kopf."

„Vielleicht brennt es", sagte sie leise und starrte in die Luft. Dann kam der Oberkellner, und Löcknitz bestellte das Essen.

„Wir wollen uns den heutigen Abend nicht verderben, Lisa", meinte der Rittmeister versöhnlich und strich über ihre Hand. „Ich kann schon nachfühlen, was du empfindest, aber vergiß nicht, daß dies alles nur ein Zwischenspiel ist."

Sie blickte ihn dankbar an und fragte angstvoll: „Hast du mich noch ein bißchen lieb?"

„Wie darfst du das nur fragen?" antwortete er ganz verwirrt und merkte mit erschreckender Deutlichkeit, daß sein Herz nicht einen Schlag schneller ging. Er begann hastig zu erzählen, zuerst von dem Theaterabend, von dem er wenig zu berichten

wußte, dann von seinem Neubau und von allen Einrichtungen des Hauses, von Kämpfen und Widerständen, von Hoffnungen und Zukunftsplänen. Lisa hörte ihm aufmerksam zu, aber als er einmal seinen Redestrom unterbrach, sagte sie: „Du schweigst, auch wenn du redest."

„Dann wollen wir nach Haus fahren", entgegnete er übellaunig und verlangte die Rechnung.

Aber als sie im Wagen saßen, bereute er seine Unfreundlichkeit. Er zog Lisa an sich heran und küßte sie. „Du mußt Nachsicht mit mir haben, Liebste. Ich bin jetzt nervös und kaum genießbar. Wenn das Haus fertig ist, werde ich wieder der alte sein."

„Ich will alles gern ertragen," sagte sie, „wenn du mich nur liebbehältst."

Er klammerte sich an sie, wie ein Ertrinkender, und fühlte ein Grauen vor der Zukunft. Jeder Augenblick der Gegenwart verwandelte sich für ihn sofort zur Erinnerung, und die Zukunft war nichts als Sehnsucht. So wurde jede Stunde, die er lebte, zur leeren, einsamen Brücke, die die Erinnerung mit der Sehnsucht verband.

Je weiter der Bau fortschritt, desto weniger hatte Lisa von dem Geliebten. Er blieb kaum eine Stunde bei ihr, saß abgespannt und müde da, so daß sie es nicht wagte, sein Ausruhen mit ihren Sorgen zu stören. Es kamen Tage, da er überhaupt nicht erscheinen konnte und an seiner Stelle einen Rohrpostbrief schickte. Manchmal vergaß er sogar, den Brief abzusenden. Er arbeitete in dieser Zeit mit fieberhafter Anspannung, als fürchtete er, vor dem ersehnten Ziel zusammenzubrechen. Um den Spielklub in der Königgrätzer Straße bekümmerte er sich fast gar nicht. Wenn er hinkam, um Stöckel abzulösen, legte er sich in ein dunkles Zimmer und schlief. Dies war die einzige Möglichkeit, um den Ekel zu überwinden, der ihn jedesmal aufs neue packte, wenn er die verzerrten Gesichter der Spieler erblickte.

Tagsüber war er auf dem Bau, trieb Skoog zur Eile an und verzehrte sich in rastloser Ungeduld. Er verhandelte mit den Lieferanten, wählte Tapeten aus, überwachte den Bau der Möbel, hielt langwierige Beratungen über die Beleuchtungskörper ab, kaufte vier Kraftwagen, die den Klubmitgliedern zur Verfügung stehen sollten, bestellte Teller, Tischzeuge, Gläser, die Skoog eigens entwerfen mußte, schloß Verträge mit Telegraphenbureaus, die sich verpflichteten, die neuesten Nachrichten von den Börsen und Rennplätzen sofort dem Klub zu übermitteln,

kümmerte sich um jeden Knopf an der Livree und verpflichtete ein kleines Heer von Angestellten. An die Spitze der Küche stellte er einen französischen Koch, der sich mit einem dreijährigen Zeugnis von Noël und Pattard auswies und ein Ministergehalt bezog. Ein Haarkünstler mit sechs Gehilfen übernahm den Verschönerungsdienst. Zwei entzückenden Damen wurde die Handpflege anvertraut, denn der Rittmeister vergaß nicht die Trauerrandnägel Sally Fischbeins. Ferner wurden aufgenommen Kammerdiener, zwei Pförtner mit kostbaren wallenden Bärten, Wagenlenker, Telephonistinnen, Türhüter, Aufzugsbediener, Schreibmaschinedamen, denn den Mitgliedern sollte es ermöglicht werden, in den Spielpausen ihre Geschäfte zu erledigen, ein Kellermeister und ein Mann aus New York, der Künstler im Mischen amerikanischer Drinks war.

Die Oberleitung über die ganze Dienerschaft erhielt Herr Alois Muggenthaler, bitte, ein Mann, zu dessen Wahl sich Löcknitz beglückwünschte. Als er Herrn Muggenthaler zum erstenmal erblickte, gingen ihm die Augen über. Der Mann sah aus wie eine österreichische Durchlaucht von bester Rasse. „Ich war sechs Jahre erster Kammerdiener im Wiener Jockei-Klub, bitte," sagte er bei der Vorstellung so schlicht und bescheiden, als wäre dies die einfachste Sache von der Welt.

„Darf ich wissen, Herr Muggenthaler, warum Sie Ihre Stellung aufgegeben haben?" fragte der Rittmeister befangen.

„I hab' mi' mit'm neuen Präsidenten net verstand'n, Herr Baron", erwiderte Muggenthaler nachsichtig und war in ein leutseliges Wienerisch verfallen. „Für uns zwei beide war ka Platz net mehr. Er oder i. Und da die Herren sich für den Präsidenten entschieden hab'n, bin i gang'n. I hab' nämli, wie man so sagt, an Charakter, bitte."

Er stand da, frei und ungezwungen, ein liebenswürdiges Lächeln auf den Lippen, das mustergültige Vorbild aller Vornehmheit, die ein Europäer überhaupt erreichen konnte. Der Rittmeister betrachtete ihn mit Bewunderung und verglich ihn nicht ohne Neid mit den Klubmitgliedern. Er hätte gewünscht, daß die Herren nur ein Drittel dieser Haltung und dieses Aussehens besessen hätten. Es war klar, daß er Herrn Muggenthaler schon zu erzieherischen Zwecken für den Klub gewinnen mußte. Wenn irgend etwas geeignet sein konnte, auf die Herren Fischbein, Bomse und Genossen Eindruck zu machen, so war es der herzogliche Anstand Alois Muggenthalers. Es schien ausgeschlossen zu sein, daß jemand, und wenn er das schnoddrigste Herz von Berlin besaß, unter den Augen dieses Mannes in den

Ohren herumzustöbern oder den Zahnstocher im Mund zu behalten wagen würde.

Löcknitz verpflichtete Herrn Muggenthaler und ernannte ihn sofort, mit Nachsicht der Taxe, zum Haushofmeister des Philadelphia-Klubs. „Die gesamte Dienerschaft, mit Ausnahme des Kochs, wird Ihnen unterstellt, Herr Muggenthaler."

„Sie können sich auf mich verlassen, Herr Baron", entgegnete der fürstliche Mann und sprach vor lauter Energie Hochdeutsch.

„Ihre Hauptaufgabe liegt allerdings auf anderem Gebiet. Die Sache ist ein wenig heikel, und ich weiß nicht, wie ich mich ausdrücken soll."

„Redn's nur unscheniert, Herr Baron", meinte Muggenthaler treuherzig.

„Also passen Sie auf, Muggenthaler. Die Spielzimmer werden um sechs Uhr abends geöffnet. Sie bekommen übrigens den Schlüssel zum Kartenschrank und haben auch die Kartengelder einzuheben. Der Eintritt in die Spielzimmer ist den Herren nur im Frack gestattet. Ich überlasse es Ihrem Takt, durchzusetzen, daß sich niemand der Herren im Straßenanzug niederläßt. Ihre Aufgabe ist insofern schwierig, als Sie natürlich unter gar keinen Umständen ein Mitglied verletzen und beleidigen dürfen. Sie verstehen mich?"

„Vollkommen, Herr Baron, bitte. I soll halt a bissel Kultur nach Berlin bringen."

„So ist es. Sie haben das erlösende Wort gesprochen."

„Dös werd'n mr scho' machn, Herr Baron, bitte. I brauch' ka lauts Wort z'redn, i schau' so an Herrn nur von oben bis unten an, dann verschwindt er glei' und zieht sich'n Frack an."

„Wenn Ihre Blicke wirklich so viel erzieherische Kraft haben, soll es mich von Herzen freuen."

„Sie werd'n Ihre Wunder erleb'n, Herr Baron", erklärte Alois Muggenthaler voll Hoheit und ließ seine schmalen Nasenflügel beben.

Als Löcknitz von diesem wunderbaren Mann Stöckel berichtete, hörte der Gewesene teilnahmlos zu. Er kümmerte sich überhaupt in keiner Weise um das neue Unternehmen. Er ging sogar so weit, jeden Auftrag, der sich auf die Neueinrichtung bezog, glatt abzulehnen. Als ihn einmal der Rittmeister deswegen sehr behutsam zur Rede stellte, antwortete er verdrießlich:

„Für fremde Leute rühre ich keine Hand."

„Es handelt sich doch um mich und auch um Sie."

Stöckel lachte spöttisch auf. „Um mich? Für mich ist in dem neuen Haus kein Platz. Der neue Klub braucht keinen Anreißer."

„Das ſtimmt, aber Sie werden der Sekretär des Klubs ſein."

Stöckel zuckte die Achſeln. „Sie werden Überraſchungen erleben, Herr von Löcknitz."

„Sie ſind ein Schwarzſeher, Stöckel, und überdies eigenſinnig. Verderben Sie mir nicht die Freude an der Arbeit, ſondern helfen Sie mit."

Stöckel ſchwieg bekümmert.

An einem Dezemberabend, knapp vor Weihnachten, wurde Löcknitz, als er das Haus in der Viktoriaſtraße betreten wollte, von einer alten Dame angeredet, die vor dem Tor auf ihn gewartet zu haben ſchien. „Verzeihen Sie, Herr Baron, daß ich Ihnen hier auflauere", ſagte eine Stimme, deren Klang ihm bekannt vorkam. Das Geſicht aber war fremd. Dieſes bleiche, verfallene Geſicht, umrahmt von glanzloſen, graugrünen Haaren, hatte er niemals geſehen.

„Mit wem habe ich das Vergnügen?" fragte er höflich und ſuchte vergebens in der Erinnerung.

„Sie erkennen mich nicht, Herr Baron?"

Dieſe Stimme kannte er doch, zum Donnerwetter! „Verzeihen Sie gütigſt, die Beleuchtung iſt hier ſo ſchlecht. Wollen Sie, bitte, nicht weiterkommen?"

Sie traten in das Haus. Als er das Geſicht der Fremden jetzt betrachtete, blieb er wie gelähmt ſtehen und fragte ganz beklommen: „Gräfin Söderblom?" In ſeiner Stimme zitterte das Entſetzen.

„Es lag doch an der Beleuchtung", ſagte die Gräfin und verſuchte zu lächeln. „Ich fürchtete ſchon, daß Sie mich wirklich nicht mehr erkennen würden, lieber Baron. Es iſt allerdings eine lange Zeit her, ſeitdem wir uns nicht geſehen haben. Über ein volles Jahr!"

Wie iſt das möglich? fragte er ſich. Wie kann eine Frau innerhalb eines Jahres ſo zerſtört werden?

„Sie haben ſich wenig verändert, Baron", plauderte die Gräfin, als ſäße ſie in einem Salon beim Tee. „Nur Ihre Augen ſind müder geworden. Männer erhalten ſich viel beſſer als Frauen. Weiß Gott, woran das liegt."

„Das Haus iſt noch nicht ganz eingerichtet. Wollen Sie hier eintreten, Gräfin." Er führte ſie in das Zimmer, das für die Nagelpflege beſtimmt war. „Bitte, nehmen Sie Platz. Ich freue mich, Sie wiederzuſehen, Gräfin. Ich freue mich von ganzem Herzen."

„Sie ſind ſehr liebenswürdig, Baron."

„Wie geht es Ihnen?"

„Die Frage erübrigt sich, wenn Sie mich zu betrachten geruhen." Sie trug ein dünnes, marineblaues Schneiderkleid aus Sommerstoff und einen zerzausten, kleinen Hut mit welken Rosen. Die Handschuhe waren kümmerlich zusammengeflickt.

Sein Herz krampfte sich in heißem Mitleid zusammen. Er erinnerte sich der hoffnungslosen Sommernacht, da sie vor dem schäbigen Gasthof in der Rue d'Anjou nebeneinander gestanden waren, und der nächtlichen Unterhaltung voll Galgenhumor, und wie sie sich gegenseitig um ein paar Louis angebettelt und wie sie darüber gelacht hatten. Ganz unwahrscheinlich jung war man damals noch gewesen. „Erzählen Sie, Gräfin", bat er mit gepreßter Stimme.

„Es gibt nicht viel zu erzählen, Baron."

„Wie kommen Sie nach Berlin?"

„Berlin ist eine Etappe. Ich bin auf dem Rückzug", antwortete sie und lächelte wiederum. „Durch einen Zufall hörte ich davon, daß Sie hier wären und ein großes Klubhaus in der Viktoriastraße bauten. Da konnte ich es mir nicht versagen, Sie noch einmal wiederzusehen."

„Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind, Gräfin."

„Ich habe zu danken, daß Sie mich empfangen haben, Baron. Ich bin sehr glücklich darüber. Nämlich — ich bin eine alte, welke Frau, die es ruhig sagen kann — ich habe Sie seinerzeit ein bißchen geliebt. Ja, denken Sie nur."

Er errötete vor Verlegenheit.

„Wie jung Sie noch sind!" rief sie bewundernd. „Sie können noch rot werden. Ich habe den Kampf aufgegeben und die Waffen gestreckt. Ich belüge niemanden mehr, nicht mich und nicht andere. Wenn eine Frau die Wahrheit zu sprechen beginnt, wird sie endgültig alt."

„Und wohin wollen Sie, wenn mir die Frage erlaubt ist?"

Die Gräfin hob die Schultern hoch. „Ich weiß es nicht. Ich bin, wie gesagt, auf dem Rückzug, und wenn man auf dem Rückzug ist, weiß man nie, wo man wieder haltmachen kann."

„Wie ist dies alles nur gekommen?" fragte er, mehr sich selber als seinen Gast.

„Wie das gekommen ist? Plötzlich und über Nacht. Vielleicht sind sogar Sie an dem Ganzen ein wenig schuld."

„Ich?"

„Ja, so merkwürdig es auch klingt. Sie schickten mir eines Tages tausend Franken, erinnern Sie sich. Sie schickten mir das Geld unter einem Decknamen, aber da ich niemanden in Berlin oder sonstwo auf der Welt habe, der mir ohne weiteres tausend

Franken ſchenkt, ſo erriet ich ſofort, daß Sie der edle Spender waren. Und dieſes Geld warf mich aus dem Gleis. Ich bildete mir damals alles mögliche ein. Es war ganz unſinnig, aber ich erzählte Ihnen ſchon, daß ich Sie ein bißchen geliebt habe, Baron. Ich kann es mir heut ſelber nicht erklären, was in mir vorgegangen iſt. Ich brach jedenfalls alle Beziehungen ab, die mein Leben gefriſtet hatten. Es waren ſchimpfliche und traurige Beziehungen, Sapriſti! Ich gewann meine Freiheit wieder und verbrachte ein paar wunderſchöne, hoffnungsſelige Wochen, die ich nicht um alles in der Welt wiederhergeben möchte. Aber als Ihr Geld zur Neige ging, ſtand ich da mit meiner Freiheit, abgeſchnitten, zurückgeblieben, und es kamen ſchlimme Tage und Nächte."

Sie ſchloß eine Sekunde lang die Augen und ſeufzte.

„Und dann trat ich den Rückzug an."

„Mein Geld hat Ihnen kein Glück gebracht, Gräfin", ſagte er voll Kummer und Schuldbewußtſein.

„Mon Dieu, es war Glück und ein bißchen Unglück dabei. Man kann das nicht ſo genau abwägen."

„Darf ich Ihnen jetzt irgendwie behilflich ſein, Gräfin?" bat er leidenſchaftlich. „Ich ſtehe ganz zu Ihrer Verfügung. Es iſt mir ein Herzensbedürfnis, meine Schuld an Sie abzutragen."

„So dürfen Sie nicht ſprechen, Baron. Sie haben keine Schuld abzutragen. Ganz gewiß nicht."

„Laſſen Sie mich Ihnen helfen, Gräfin."

„Man könnte Angſt um Sie haben", antwortete ſie, und ihre Stimme klang weich und zärtlich. „Sie haben ein zu gutes Herz. Man ſcheitert immer, wenn das Herz zu gut iſt."

„Sprechen Sie, Gräfin, was kann ich für Sie tun?"

Sie ſchüttelte den Kopf. „Ich bin zu Ihnen nicht gekommen, Baron, um ein Almoſen zu erbetteln. Es wäre mir ſchmerzlich, wenn Sie dies glaubten. Ich wollte Sie bloß noch einmal ſehen. Verzeihen Sie die Romantik." Sie ſtand auf und reichte dem Rittmeiſter die Hand.

„Ich laſſe Sie ſo nicht weggehen, Gräfin. Sie müſſen mir erlauben, Ihnen zu helfen."

„Wie bitter iſt Mitleid!"

„Es iſt nicht Mitleid, ſondern Selbſtſucht. Ich könnte keine Nacht mehr ſchlafen, wenn Sie mich jetzt verließen, ohne meine Hilfe anzunehmen."

„Schön," antwortete ſie mit zuckenden Lippen, „Sie haben die Geſchichte in eine Formel gebracht, der ich nicht widerſtehen

kann, denn Ihres Schlafes mag ich Sie nicht berauben. Wenn Sie mir aber durchaus helfen wollen, so verschaffen Sie mir Arbeit."

„Arbeit?"

„Ja, Arbeit. Man muß vielleicht wirklich arbeiten, obwohl es die weisen Bücher und die satten Prediger empfehlen, denen ich sonst gründlich mißtraue. Wenn man arbeitet, wird man müde und vergißt Forderungen an das Leben zu stellen, die es nicht erfüllen kann. Die Welt ist kein Tanzsaal, sondern ein elendes Arbeitshaus. Mir graut vor meinen Erkenntnissen!"

Er sprang auf und rief voll Freude: „Ich habe eine Stellung für Sie, Gräfin, wenn Sie wirklich durchaus arbeiten wollen."

Sie blickte ihn ungläubig an. „Was für eine Stellung ist es?"

„Der Posten einer Verwalterin unseres Klubs ist glücklicherweise noch nicht besetzt. Den können Sie haben, wenn Sie wollen."

„Ist das Ihr Ernst, Baron?" fragte sie mit unsicherer Stimme.

„Gewiß. Sie bekommen die wirtschaftliche Leitung des Klubs in die Hand. Die Arbeit ist nicht einmal langweilig."

„Dank! Dank!" stammelte sie und sank ganz in sich zusammen. Scham und Freude drückten sie zu Boden.

„Die Stellung ist mit dem fürstlichen Gehalt von vierhundert Mark monatlich ausgestattet."

Die Gräfin hob den Kopf und fragte mit leisem Spott: „Ist das kein Liebhabergehalt, Baron?"

„Nein, ganz gewiß nicht", beteuerte er und machte ehrliche Augen.

Die Gräfin hatte ihre Fassung zurückgewonnen und konnte wieder ihr überlegenes Lächeln zeigen. „Ich habe eigentlich immer Glück im Leben gehabt, wie Sie jetzt aufs neue sehen können, Baron. Man muß nur gerecht sein."

„Sie gestatten, Gräfin, daß ich Ihnen das erste Monatsgehalt sofort bezahle", sagte er mit allem Zartgefühl. „Sie werden vielleicht einige Anschaffungen besorgen wollen."

„Natürlich gestatte ich", lachte sie und steckte das Geld in ihre zerknitterte Handtasche. „Merci! Die Anschaffungen sind sogar sehr dringend. Ich muß unbedingt meine Fassade ein wenig auffrischen. Meine Kleider sind einerseits zu jugendlich, andererseits zu dünn und entsprechen in keiner Weise meinem würdevollen Alter. Ich muß übrigens ehrlich sagen, daß mir der Übergang zum älteren Fach wenig Schwierigkeiten gemacht

hat. Nur die Haare, diese verflixten Haare! Ich habe jetzt grüne Haare, es ist eine Affenschande. Wenn ich, Gott behüte, nochmals auf die Welt kommen sollte, lasse ich mir ganz gewiß nicht mehr meine Haare färben."

Sie hielt plötzlich inne und sah Löcknitz prüfend an. „Ich weiß, was Sie jetzt denken, Baron. Wie verzweifelt die alte Dame ist! Das denken Sie. Aber es stimmt nicht. Ich bin gar nicht verzweifelt, nur gerührt, Baron, gräßlich gerührt. Vorhin hätte ich beinahe losgeheult. Zum Glück erinnerte ich mich, daß ich sofort eine dicke, rote Nase kriege, wenn ich weine. Peinlich, nicht? Bitte, schenken Sie mir zur Belohnung eine Zigarette, Baron, dann verschwinde ich."

„Ich bewundere Sie, Gräfin," sagte er aufrichtig, während er ihre Zigarette anzündete. „Ihr Geist ist so elastisch."

„Ja, aber früher war mein Gang elastisch, das war mir lieber, parole d'honneur."

„Ich glaube immer," meinte er lustig und ging auf ihren leichtherzigen Ton ein, „wir beide hätten ein gutes Paar abgegeben, Gräfin."

„Das meine ich auch. Wir hätten uns nur vor zwanzig Jahren begegnen sollen. Damals hätten Sie sich sogar mit einem weniger elastischen Geist begnügt. Ich wäre trotzdem eine tadellose Ehefrau geworden."

Er betrachtete sie nachdenklich und mußte immerzu an Lisa denken. In zwanzig Jahren würde Lisa Dierkher ebenso aussehen wie heut die Gräfin Söderblom. Er erinnerte sich unwillkürlich des Bildes im Silberrahmen, das er auf dem Schreibtisch der Gräfin in der Rue d'Anjou entdeckt hatte. „Sie könnten mir ein wundervolles Weihnachtsgeschenk machen, Gräfin."

„Wie gern!"

„Schenken Sie mir Ihr Jugendbild, das ich seinerzeit bewundert habe."

„Es tut mir von Herzen leid, Baron, aber diesen Wunsch kann ich Ihnen nicht erfüllen. Ich habe das Bild verbrannt."

„Warum?"

„Für jeden Menschen kommt die Stunde, da er die Bilder der Jugend verbrennen muß."

Ganz plötzlich begann sie zu lachen. „Wie gefällt Ihnen mein Pastorentum? Ich spreche in Symbolen und triefe vor Weisheit. Es ist ein Jammer ohnegleichen."

Sie warf die Zigarette fort und stand auf. „Gott beschütze uns vor der Klugheit", sagte sie fröstelnd und reichte dem Rittmeister die Hand.

XXVII

Die feierliche Eröffnung des neuen Philadelphia-Klubs fand am 26. Januar um elf Uhr vormittags statt. Zu dieser Feier hatte Löcknitz an alle Gesellschaftskreise Berlins Einladungen ergehen lassen. Ob einer der Leute, auf die es ihm ankam, seinem Ruf folgen würde, war allerdings zweifelhaft.

Es war ein düsterer, nebelerfüllter Tag, und der Rittmeister stand, frierend vor Aufregung, in der angenehm durchwärmten Halle, um die Gäste zu erwarten. Die Herren des Vorstandes waren vollzählig versammelt und gingen ungeduldig auf und ab Sally Fischbein trug seinen neuen Klubfrack und sah blendend aus. Er war bereits um acht Uhr morgens erschienen, mit der Reisetasche in der Hand, und hatte als erster die Segnungen der neuen Einrichtungen genossen. Zunächst hatte er ein Bad genommen, in einem strahlenden Marmorbecken, dem er seine Anerkennung nicht versagen konnte, dann hatte er sich rasieren lassen und war von einem schweigsamen Kammerdiener, der früher den Herzog von Argyle bedient hatte, vom Kopf bis zu den Füßen angekleidet worden. Dieser Vorgang war so bedrückend und feierlich gewesen, daß Sally Fischbein, um seinem gepreßten Herzen Luft zu machen, ein paar Scherze vom Stapel ließ, die aber in keiner Weise die Hochspannung dieser Stunde herabzusetzen geeignet waren. Er begriff erst später, als der Diener auch den erprobtesten Späßen gegenüber seine unnahbare Würde festhielt, daß vornehme Lakaien im Dienst niemals lächelten. Die netteste Überraschung aber hatten Herrn Fischbein seine Fingernägel bereitet. Er war nämlich von dem Kammerdiener des Herzogs von Argyle in ein entzückendes Zimmerchen geleitet worden, in dem ein süßes, junges Ding vor einem Operationstisch saß und nur auf ihn, Sally Fischbein, zu warten schien. Die junge Dame grüßte unerhört freundlich und hatte richtige Berliner Grübchen in den Wangen, von der Bläue ihrer Augen ganz zu schweigen. Sie erschrak ein bißchen, als sie Fischbeins Hand erblickte, aber sie faßte sich sogleich und ging unverzagt an die Arbeit. Sie erklärte jedoch sofort, daß die Geschichte nicht in einer Sitzung auf gleich gebracht werden könnte, worauf Fischbein sein häufigeres Erscheinen in bestimmte Aussicht stellte. Er fühlte sich ganz ungewöhnlich wohl und hätte seine Finger gern stundenlang hingehalten, nur um den Duft des jungen blonden Haares einzuatmen. Die Handpflegerin, die im Gegensatz zu dem Kammerdiener mehr für Gespräche war, bemühte

sich, ihren Patienten auch während der schmerzhaften Augenblicke bei Laune zu erhalten, und plauderte unaufhörlich. Sally Fischbein verstand sich sehr gut mit ihr und erfuhr ohne Schwierigkeit, daß sie Trude Waldmann hieße und bereits neunzehn Jahre alt wäre. Auf die Dauer konnte ihm auch nicht verschwiegen werden, daß sie in der Waitzstraße Nr. 14 wohnte, eine Tatsache, die ihn im Geist sofort seiner Ehefrau ein wenig entfremdete.

Nun aber ging Sally Fischbein nachdenklich in der Halle spazieren, betrachtete ab und zu mit Mißtrauen seine blitzenden Fingernägel und überlegte angestrengt, wie er diesen verräterischen Glanz dem Scharfblick seiner Frau unterschlagen könnte.

Niemand sprach in der Halle, von der eine wunderbare Treppe, breit und gelassen, zu dem oberen Stockwerk hinaufführte. Auf jeder zweiten Stufe war ein Diener in schwarzer Livree mit Silberknöpfen postiert. Einsam und weltenfern aber stand auf dem obersten Treppenabsatz Herr Alois Muggenthaler und stützte sich sinnend auf seinen Hofmeisterstab. Er trug einen meisterlichen Frack, von Josef Prix in Wien, und seidene Kniehosen. Sein dunkles Auge blickte ruhevoll und majestätisch.

Endlich kamen die ersten Gäste. Es waren Leute, die Löcknitz nicht kannte. Dunkelbaum begrüßte sie. Allmählich füllte sich die Halle mit plaudernden und lachenden Menschen, die allen Gesellschaftskreisen angehörten. Viele Kaufleute und Industrielle waren erschienen, neben bekannten Malern und Schauspielern waren einige Bankdirektoren zu sehen, die fremden Gesandtschaften hatten ihre jüngeren Herren entsendet, und sogar der Leiter des zuständigen Polizeireviers war der Einladung gefolgt. Von Generalkonsuln wimmelte es geradezu. Einige höhere Beamte aus den Ministerien empfing der Rittmeister mit Genugtuung, und ganz besondere Ehre erwies er den Herren vom Union-Klub. Die Rennleute waren überhaupt in stattlicher Anzahl versammelt und fühlten sich sofort wie zu Haus. Den Herren von der Presse war der Architekt Skoog zugeteilt worden, um die nötigen Erläuterungen zu geben.

Der Rittmeister wurde immer erregter, je mehr Menschen in die Halle strömten. Er konnte seine Freude kaum zügeln. Jedem einzelnen der Gäste hätte er die Hand drücken und danken mögen, daß er den Weg hierher gefunden hatte. Er war nicht geächtet und ausgestoßen. Man kam noch in sein Haus, wenn er einlud. Und es war sein Haus, das fühlte er in dieser Stunde voll Stolz. Er allein vertrat den Klub, denn der Vorstand und

die Mitglieder standen scheu und bedrückt herum, erschienen überflüssig und waren nicht mehr als Statisten.

Die Seligkeit des Rittmeisters erreichte ihren Gipfel, als er ein paar Uniformen erblickte. Er ging auf die Offiziere zu und erkannte voll Freude Graf Miersdorf, der von Klützow, Twesten und Rastorf begleitet war. „Dank, Dank," sagte er und konnte seiner Bewegung nicht Herr werden, „daß ihr gekommen seid."

„Na, hören Sie, Löcknitz," antwortete Miersdorf herzlich, „wir werden doch nicht fehlen, wenn Sie Ihren Zauberpalast eröffnen."

Die Anwesenheit der Kameraden gab dem Rittmeister alle Sicherheit zurück. Es war ihm, als wäre er wieder in seine Ehre eingesetzt worden. Nun waren alle Demütigungen und Bitternisse vergessen.

Die Besichtigung der Klubräumlichkeiten begann. Löcknitz war der Führer. Er geleitete die Gäste die breite Treppe hinauf und zeigte das ganze Haus. Die Gäste gaben ihrer bewundernden Anerkennung rückhaltlosen Ausdruck und erklärten, daß es kein Klubhaus in Berlin gäbe, das diesem gleichkäme. Den stärksten Beifall fand der große Saal, der durch zwei Stockwerke ging und ein wundervolles Oval bildete. Der Saal war weiß in Gold gehalten und hatte eine kleine Galerie, auf der heute der Bläserchor der Königlichen Oper Platz genommen hatte. In diesem Saal sollten Sitzungen, Versammlungen, Vorträge und vielleicht auch Tanzfeste abgehalten werden. Ein sehr üppiges und reichhaltiges Büfett, das dem französischen Meisterkoch Gelegenheit bot, einen Teil seiner Künste zu zeigen, erwartete hier die Festgäste. Neben dem Büfett stand Alois Muggenthaler und strahlte einen milden Glanz über die Versammlung aus. Er war unbedingt der Vornehmste im ganzen Saal. Theodor Höß, der ein gutes Auge für Dienerleistungen hatte, erkannte dies ohne Neid an.

Fritz Dunkelbaum trat zu Löcknitz und sagte: „Sie sollten ein paar Worte sprechen, Herr von Löcknitz. Der Augenblick verlangt es."

„Ich bin gar nicht vorbereitet, Herr Dunkelbaum."

„Um so besser. Ein paar freundliche Begrüßungsworte werden Ihnen schon einfallen."

Der Rittmeister stieg, rasch entschlossen, auf die Estrade und begann zu reden. Es war ihm ein Herzensbedürfnis, zu sagen, welches Ziel ihm bei dem Bau des Hauses vorgeschwebt hatte.

Er wollte seine Arbeit rechtfertigen, besonders vor den Kameraden, und neue Mitglieder anwerben, die nicht bloß nach dem grünen Tuch der Spieltische schielten.

„Meine Herren," sagte er, „mir obliegt die sehr angenehme Pflicht, Ihnen im Namen des Philadelphia-Klubs für Ihr Erscheinen zu danken und Sie in diesen Räumen herzlich willkommen zu heißen. Vielleicht gestatten Sie mir auch freundlichst, ein paar Worte über die Ziele und Absichten zu sagen, die unser neues Heim zu verwirklichen hofft. Dieses Haus möchte gern mehr sein als bloß eine gedankenlose Vergnügungsstätte, die über eine leere Stunde hinweghilft. Dieses Haus hat den heißesten Wunsch, Sammelpunkt und Bindeglied zu werden, Gegensätze zu überbrücken und trennende Schranken wegzuschieben. Ich sehe heute mit großer Freude in diesem Saal Vertreter der verschiedensten Stände und Berufe unseres Vaterlandes versammelt, und ich wünschte von ganzem Herzen, daß diese zufällige Gemeinschaft über die gegenwärtige Stunde hinaus erhalten bliebe. Es wäre unser sehnlichstes Ziel, wenn Sie alle, meine Herren, von Zeit zu Zeit wiederkämen und auf diesem neutralen Boden neue Verbindungen anknüpften. Vielleicht wäre dies ein Weg, um einander besser kennen zu lernen. Hier fände sich die Gelegenheit, daß Offizier und Bürger, Beamter und Kaufmann, Christ und Jude, Künstler und Politiker zusammenträfen und Aussprache hielten, um Mißverständnisse aufzuklären, Widerstände zu beseitigen und Vorurteile richtigzustellen. Ich behaupte, daß wir uns zu wenig kennen, meine Herren. Wir wissen besser Bescheid um die Papuas oder um die Ägypter, die vor tausend Jahren gelebt haben, als um unsere eigenen Brüder. Wir neigen leider ein wenig zum Kastengeist. Kastengeist aber ist die schlimmste Gefahr, die uns bedrohen kann, denn Kastengeist ist Erstarrung. Dies sind große Worte, die den Rahmen unseres Hauses sprengen und ohne weiteres belächelt werden dürfen. Aber wenn wir nicht die Hoffnung hätten, auch nur bescheidene Helfer und Mittler zu sein, so wäre dieses Haus nicht gebaut worden. Die Räume, die so ernsten Aufgaben dienen sollen, sind vielleicht zu kunstvoll und widersprechen dem Geist preußischer Einfachheit, aber ich kann nicht gut einsehen, daß Preußentum bloß Kargheit und Sparsamkeit, Zucht und Disziplin, Straffheit und Ordnung bedeuten soll und die Schönheit ohne Gnade ausschließt. In einem schönen, lichten Haus wird es uns leichter fallen und fast selbstverständlich erscheinen, höflich und liebenswürdig zueinander zu sein. Und wenn wir etwas mehr Liebens-

würdigkeit aus diesem Haus in das tägliche Leben hinaustragen, so wollen wir uns dessen freuen. Ich glaube, man kann ein guter Preuße und dennoch liebenswürdig und höflich sein. Vielleicht erfüllt sich die eine oder die andere kleine Hoffnung, die wir an unser neues Haus knüpfen, damit es den stolzen Namen der Brüderlichkeit mit Recht und in Ehren tragen darf."

Der Bläserchor schmetterte eine jubelnde Fanfare. Welch ein armer Narr! dachte Hermann Stöckel, der im letzten Winkel des Saales an die Wand gedrückt dastand. Glaubt er dies alles wirklich, oder belügt er sich selber?

Die Versammlung klatschte Beifall und näherte sich dem Büfett. „Schade, daß der Mann nicht zum Theater gegangen ist", meinte Theodor Höß voll Anerkennung. „Er hat ein schönes Organ und eine gute Bühnenfigur."

„Sie haben mir aus der Seele gesprochen", erklärte Sally Fischbein. „Besonders die Sache mit dem Schönheitsdurst der Preußen hat mir sehr gefallen." Er dachte an Trude Waldmann. „Sie sollten sich in den Reichstag wählen lassen, Löcknitz."

Auch Dr. Hergotin kam heran und schüttelte dem Rittmeister die Hand. „Meine Hochachtung, Herr von Löcknitz. Das war mal was Neues. Der Spielklub als moralische Anstalt betrachtet. Nicht übel, aber als Masseur habe ich das Recht, ein wenig mißtrauisch zu sein, nicht wahr, denn ich sehe die Menschen anders als Sie."

„Sie glauben nicht an die Brüderlichkeit, Dr. Hergotin?"

„Nee, mein lieber Herr von Löcknitz, daran glaube ich wirklich nicht. Es gibt so ein paar Worte, die mir Übelkeit verursachen, weil sie gar so protzig einherschreiten und weniger als nichts bedeuten. Zu diesen Traraworten gehören Brüderlichkeit, Gleichheit, Freiheit und ähnliche mehr. Das gibt es doch alles nicht in Wirklichkeit, wenn wir mal ehrlich sein wollen."

„Sie sagen mir harte Worte, Dr. Hergotin. Ich komme mir wie ein Schwindler vor."

„Um Himmels willen, bester Herr Rittmeister, das dürfen Sie wirklich nicht so auffassen. Die gute Absicht wird Ihnen auch der übelwollendste Mensch in diesem Saal zubilligen. Ich erlaubte mir nur, daran zu zweifeln, daß sich Ihre Hoffnungen irgendwie erfüllen könnten."

„Es wäre schlimm für mich," erwiderte Löcknitz, „wenn Sie recht behielten." Dr. Hergotin blickte ihn verwundert an und sprach kein Wort mehr.

Der Rittmeister trat zu den Offizieren, die Abschied nehmen wollten, und begleitete sie in die Halle hinunter. „Der Klub ist tadellos", sagte Miersdorf.

„Bis auf die Mitglieder", lachte Twesten.

„Wie können Sie das sagen!" ereiferte sich Klützow, der das Erblassen des Rittmeisters bemerkt hatte. „Das sind lauter ehrenwerte Menschen."

„Bezweifle ich gar nicht, lieber Klützow, aber ich könnte mich in dieser Gesellschaft nicht wohlfühlen."

„Lassen Sie nur, Klützow," sagte der Rittmeister mit einem müden Lächeln, „Twesten hat von seinem Standpunkt ganz recht."

„Sie werden doch meine ungeschickte Bemerkung nicht persönlich nehmen, lieber Löcknitz", entschuldigte sich Twesten.

„Gewiß nicht, Twesten, seien Sie ganz beruhigt. Wenn ich an Ihrer Stelle wäre, würde ich wahrscheinlich nicht anders sprechen. Vielleicht beneide ich Sie sogar um Ihren gesicherten Standpunkt." Er reichte ihm ohne Groll die Hand und verabschiedete sich von den Kameraden.

Die Gäste verließen allmählich das Haus, und kurz nach zwei Uhr war der Klub leer. Nur die Mitglieder waren zurückgeblieben, saßen gelangweilt in den Rauchzimmern oder blätterten gähnend in den Zeitschriften, mit denen der Rittmeister das Lesezimmer auf das reichhaltigste ausgestattet hatte. Die einzige Zerstreuung boten die Börsenberichte, die in kurzen Abständen einliefen.

Endlich raffte sich Rechtsanwalt Gegenherz auf und wendete sich als Wortführer an Löcknitz: „Da wir nun schon mal versammelt sind, Herr von Löcknitz, könnten Sie heut ausnahmsweise ein Auge zudrücken und das Spiel früher eröffnen lassen. Was sollen wir mit dem angebrochenen Tag beginnen?"

Der Rittmeister gab ohne weiteres nach. „Bitte, wie Sie wünschen, Herr Gegenherz. Wir können sogleich anfangen." Die Mitglieder klatschten ihm freudig Beifall, viel freudiger und ehrlicher als nach seiner Eröffnungsrede.

Alois Muggenthaler, der Haushofmeister, schritt dem Zug voran und öffnete das große Spielzimmer. Nicht ohne Feierlichkeit schloß er den Schrank auf, nahm ein Kartenspiel heraus und legte es in die Mischmaschine. Der Ritter von Miaczynski klapperte fröhlich mit den Marken und erhielt von Herrn Bomse zur Feier des Tages zwanzig Mark als Trinkgeld.

Löcknitz hielt die erste Bank, im Namen des Klubs sozusagen, und zwar mit fünfzigtausend Mark. Diese Summe machte

unleugbar einen tieferen Eindruck als das ganze Werk des Architekten Skoog. Nur Graf Heydebrinck blickte mißbilligend um sich und warb um Parteigänger, die bereit gewesen wären, sich einem Protest anzuschließen. Aber da er nur begeisterte und erregte Gesichter sah, kräuselte er die Lippen zu einem nachsichtigen Lächeln.

Als der Rittmeister eben im Begriff war, die erste Karte auszugeben, trat Fritz Dunkelbaum in das Spielzimmer und rief von der Tür aus mit heller Stimme: „Banco!"

Die Spieler begannen zu lachen, und der Photograph Bomse röchelte: „Sie werden es noch billiger geben, lieber Dunkelbaum."

Löcknitz sagte ganz ruhig und leidenschaftslos: „Es sind fünfzigtausend Mark in der Bank."

„Schön!" erwiderte Dunkelbaum, ohne einen Augenblick zu zaudern. „Banco!"

„Verrückt!" brummte Dr. Hergotin und zog ärgerlich seine zehn Mark zurück.

Der Rittmeister hatte das sichere Gefühl, daß er die Partie verlieren würde, aber er dachte nur: Er sagt wenigstens nicht mehr: „Nu wenn schon!"

Dunkelbaum hatte Sieben, Löcknitz deckte Sechs auf. „Meinen herzlichen Glückwunsch", sagte der Rittmeister und stand auf.

Dunkelbaum übernahm die Bank.

Löcknitz sah eine Weile dem Spiel zu, aus Pflichtgefühl, nicht aus Anteilnahme. Er bemerkte mit einigem Erstaunen, daß heute zum erstenmal auch Graf Hajnal spielte. Er betrachtete seine nervösen Hände, die zuckenden Gesichtsmuskeln, den starren Blick der Augen und fühlte, daß dieser junge Mensch der geborene Spieler war. Es blieb nur rätselhaft, daß der Graf so viele Monate lang seiner Leidenschaft hatte widerstehen können. Hajnal verlor und war sehr blaß. Er zündete eine Zigarette an der andern an. Nur an der Gier, mit der er den Rauch einzog, konnte man seine Erregung erkennen. Alle Spieler verloren. Dunkelbaum gewann ununterbrochen. Die Luft war von besinnungsloser Gehässigkeit erfüllt.

Der Rittmeister ging mit leisen Schritten aus dem Spielzimmer. Er war zum Umfallen müde. Schlafen! Schlafen! Nichts mehr wissen! Er wankte in das obere Stockwerk und ließ sich ein Schlafzimmer öffnen. Hier war es wunderbar still. Die schallsicheren Wände ließen keinen Laut durch. Wie in einem Grab ist es, dachte er aufatmend, als er im Bett lag. Nun war er der erste, der im neuen Haus schlief.

Als er erwachte, war es ein Uhr. Er vermochte sich nur langsam zu erinnern, wo er sich befand. Er hatte zehn Stunden lang geschlafen. Die Müdigkeit war verflogen, aber er fühlte sich trotzdem nicht frisch. Er zog sich an und ging wieder in das Spielzimmer. Nichts hatte sich geändert, kein Spieler war vom Platz gewichen. Es schien dem Rittmeister, als wäre er bloß einige Minuten fern gewesen, als wäre die Zeit stillgestanden. Nur das Zimmer hatte sich in seiner Abwesenheit irgendwie verändert, es glich auf ein Haar dem ersten Spielzimmer in der Leipziger Straße. Die gleichen Gesichter saßen um den grünen Tisch herum, die Hände zitterten, aus den geröteten Augen leuchtete der Irrsinn, die Hemden waren zerknittert und befleckt, Sally Fischbein bohrte in den Ohren herum, und Photograph Bomse gab den Zahnstocher nicht aus dem Mund. Die strafenden und entrüsteten Blicke Alois Muggenthalers schleuderten wirkungslose Blitze. Der Rittmeister sah dies alles und wußte nicht, ob er über sich weinen oder lachen sollte. Für diese Menschen ein neues Haus zu bauen, hatte sich wahrhaftig nicht gelohnt. Denen waren auch die drei kleinen schäbigen Zimmer in der Leipziger Straße gut genug gewesen. Er begann sich der Rede zu schämen, die er einmal vor langer, langer Zeit in diesen Räumen gehalten hatte. Wie mußten damals diese Brüder über ihn gelacht haben!

Wenn man dem Spiel dieser Menschen zusah, konnte man kaum begreifen, daß es einmal die Leidenschaft großer Herren gewesen war, die mit einem Lächeln auf den Lippen einen Meierhof verspielt hatten. Aus dem Spiel, das ein aristokratischer Zeitvertreib gewesen war, war ein nacktes Geschäft geworden. Man spielte, um Geld zu gewinnen, nicht um zu kämpfen. Wie eine entweihte Liebe, die durch den Schlamm der Gosse gezogen wurde, erschien dem Rittmeister dieses gewerbsmäßige Hantieren mit den Spielkarten. Lauter erbärmliche Sklaven saßen um den grünen Tisch, und es half nichts, daß er sie gezwungen hatte, den Frack anzuziehen und sich die Nägel zu putzen. Er hatte gelogen. Diese Plebejer waren nicht seine Brüder. Er hatte nichts mit ihnen gemein, und wenn er ihnen tausendmal den Tisch deckte, an dem sie ihrer niedrigen Lust frönen durften. Er stand mit reinen Händen da. Er blieb Edelmann.

Steif und aufrecht schritt er aus dem Spielzimmer, das ihm Ekel verursachte. Alle andern Zimmer waren leer und verödet, sehnten sich nach Menschen und fröstelten in ihrer Einsamkeit. Im Lesezimmer saß ganz allein Hermann Stöckel und

ſtudierte im „Paris-Sport“ die Nennungen für die Rennen in Nizza. „Pferde ſind doch das beſte auf der Welt“, ſagte er, als erriete er die Gedanken des Rittmeiſters.

„Das ſind ſie“, ſtimmte Löcknitz zu und dachte voll Trauer an Szeretlek. Und es fiel ihm ein, daß Agnes Schuld daran trug, daß er keine Pferde züchtete, ſondern Spielhalter war. Und der alte, bittere Zorn kochte wieder in ihm und gab ihm Trotz und Kraft, dieſes Leben weiterzuführen. „Gehen Sie ſchlafen, Stöckel. Ich muß ohnedies bis ſechs Uhr dableiben, ſonſt ſpielt die Bande bis Mittag weiter.“

„Ich möchte eigentlich gern zuſehen, wie Sie es anſtellen werden, um ſechs Uhr die Partie abzubrechen, aber die Sache iſt mir doch zu gleichgültig. Gute Nacht, Herr von Löcknitz.“

„Gute Nacht, Stöckel.“

Der Rittmeiſter ging weiter durch die wunderſchönen, leeren Zimmer und kam ſich ſelber wie ein Geſpenſt vor.

„Vielleicht iſt die Söderblom noch da“, dachte er und klopfte an ihre Tür. Die Gräfin ſaß beim Schreibtiſch und rechnete. Sie trug ein ernſtes, ſchwarzes Kleid. Ihre Haare waren gleichmäßig grau. „Na, wie fühlen Sie ſich, Gräfin?“ fragte er lächelnd.

„Ausgezeichnet, lieber Baron. Ich habe zwar tintebefleckte Finger, aber das tut nichts zur Sache. Arbeit iſt eine ganz romantiſche Erfindung. Arbeit iſt vielleicht die letzte Leidenſchaft abgenutzter Seelen. Fein geſagt, was?“

„Meine Glückwünſche, Gräfin“, ſcherzte er.

„Und wie ſind Sie zufrieden, Baron?“

„Gar nicht, liebe Gräfin. Es war ein Rechenfehler. Ich habe einen Vergnügungspalaſt für Minderwertige gebaut.“

„Sie übertreiben ein bißchen.“

„Gewiß nicht“, erwiderte der Rittmeiſter ſchwermütig. „Glauben Sie mir, Gräfin Söderblom, wir beide ſind die einzigen Edelleute in dieſem Haus.“

XXVIII

An einem Frühlingsabend rief Fritz Dunkelbaum den Rittmeiſter beiſeite und führte ihn in das leere Leſezimmer. „Ich muß Ihnen eine höchſt unangenehme und bedauerliche Mitteilung machen, Herr von Löcknitz“, ſagte er ſehr kühl und runzelte die Stirn.

„Und die wäre, Herr Dunkelbaum?“

„In unserem Klub geht es nicht mit rechten Dingen zu."

„Wie soll ich das verstehen?"

Dunkelbaum sah sich vorsichtig um und erklärte ohne Aufregung: „In unserem Klub wird falsch gespielt, Herr von Löcknitz."

Der Rittmeister taumelte und mußte sich festhalten, um nicht zu stürzen. „Was sagen Sie?" fragte er drohend und hatte blasse Lippen.

„Ich sage, daß in unserem Klub falsch gespielt wird."

Löcknitz setzte sich nieder. Das Entsetzen war ihm in die Glieder gefahren. „Wie kommen Sie zu dieser ungeheuerlichen Beschuldigung, Herr Dunkelbaum?"

„Ich habe Augen im Kopf. Es ist ein wahres Glück, daß ich der einzige bin, der offene Augen hat, sonst hätten wir schon längst den schönsten Skandal und könnten die Bude zusperren."

„Sie werden wohl die Freundlichkeit haben, Herr Dunkelbaum, mir mitzuteilen, welche Anhaltspunkte Sie für einen so unerhörten Verdacht haben."

„Das fällt mir natürlich nicht im Traum ein, Herr von Löcknitz. Ich habe gar keine Lust, in irgendwelcher Weise als Ankläger oder Zeuge hervorzutreten. Ich bitte, zu bedenken, daß ich nicht nur Mitglied des Philadelphia-Klubs, sondern auch Kaufmann bin, der einen Namen zu verteidigen hat."

Löcknitz fühlte sich beschimpft, aber er war in diesem Augenblick wehrlos. Der Mann sprach kein unwahres Wort. „Immerhin wäre es Ihre Pflicht, Herr Dunkelbaum, mir einige nähere Angaben über das zu machen, was Ihre offenen Augen gesehen haben."

„Diese Pflicht bestreite ich, Herr von Löcknitz. Es ist nicht meines Amtes, über Anstand und Sittlichkeit des Philadelphia-Klubs zu wachen. Erzieher und Direktor dieser Vereinigung sind Sie und nicht ich."

„Aber Sie sind ebenso Vorstandsmitglied wie ich, Herr Dunkelbaum."

„Nicht mehr, Herr von Löcknitz, ich habe in einem Schreiben an den Vorstand auf meine Würde verzichtet."

„Glauben Sie wirklich, daß dieser Schritt geeignet ist, das Ansehen des Klubs zu fördern?"

„Ich wüßte kaum etwas, was mir augenblicklich gleichgültiger wäre als das Ansehen des Philadelphia-Klubs. Ich wehre mich meiner Haut, verstehen Sie, Herr von Löcknitz?"

„Ich verstehe vollkommen", antwortete der Rittmeister voll Bitterkeit.

„Übrigens wird mein Ausscheiden aus dem Vorstand keinerlei Verdacht erwecken, da ich morgen eine Geschäftsreise antrete und längere Zeit diesem Haus fernbleiben werde. Ich hoffe zuversichtlich, daß es Ihnen gelingen wird, bis zu meiner Rückkehr reinen Tisch zu machen. Wenn Sie dann Neuwahlen ausschreiben sollten, würde ich gegen eine Wiederberufung in den Vorstand nichts einzuwenden haben."

„Sie sind zu gütig, Herr Dunkelbaum", sagte Löcknitz spöttisch.

„Ich freue mich, daß Sie dies anerkennen. Es war sehr nett von mir, Sie zu warnen. Ein anderer an meiner Stelle hätte sich wohl gehütet, seine Beobachtungen preiszugeben, bevor er sich selber in Sicherheit gewußt hätte."

Löcknitz bedeckte die Augen mit seiner Hand. Er hatte das grauenhafte Gefühl, daß der Boden unter seinen Füßen wankte. „Ich soll Ihnen also für Ihre Warnung noch danken?"

„Ich lege keinen besonderen Wert darauf, Herr von Löcknitz", erwiderte Dunkelbaum und zündete sich eine Zigarre an. „Eigentlich paßt mir die ganze Geschichte sehr in den Kram, ich wollte schon längst die amerikanischen Schuhfabriken studieren, jetzt komme ich endlich dazu."

Der Rittmeister hatte sich erhoben. „Sie haben mich mit einem schrecklichen Verdacht vergiftet, Herr Dunkelbaum. Ich kann in diesem Augenblick nicht wissen, ob und wieweit dieser Verdacht begründet ist. Aber auch wenn wirklich jemand in unserem Klub falsch spielen sollte, bin nicht ich dafür verantwortlich."

„Das behaupte ich auch gar nicht, Herr von Löcknitz."

„Doch. Sie sagen: In diesem Klub wird falsch gespielt, machen Sie Ordnung!"

„Habe ich nicht das Recht dazu?"

„Gewiß, aber wenn ich Ordnung machen soll, und wenn Ihnen selber etwas daran liegt, müßten Sie mir helfen und mich auf Ihre Spur führen."

„Nee, Verehrtester, das muß ich durchaus nicht."

„Wollen Sie mir auch als Mann zu Mann nichts Näheres sagen, Herr Dunkelbaum?"

„Nein, Herr von Löcknitz."

Der Rittmeister blickte in zwei kalte Augen, in denen besinnungsloser Haß lag. Was habe ich diesem Menschen getan? fragte er sich und stand wie gelähmt da. Aber plötzlich fühlte er, daß auch er dieses gestraffte Gesicht haßte. „Dann stelle ich fest, Herr Dunkelbaum, daß Sie unehrenhaft an mir handeln."

„Hüten Sie Ihre Zunge, Herr! Ein Mann Ihres Standes beleidigt einen Menschen nicht, von dem er keine Genugtuung erwarten kann. Ich werde mich mit Ihnen nicht duellieren, das habe ich nicht notwendig, denn ich bin nur ein Schuster, der es nicht einmal zum Vizefeldwebel gebracht hat. Aber ich kann boxen, Herr, und wenn Sie noch ein beleidigendes Wort gegen mich sagen, schlage ich Ihnen Ihr Nasenbein entzwei."

Löcknitz wurde ganz ruhig. „Sie sind im Recht, Herr Dunkelbaum. Verzeihen Sie, daß ich einen Augenblick vergessen konnte, wer Sie sind und wer ich bin. Es ist Ihnen in der Tat unmöglich, an mir unehrenhaft zu handeln."

„Na also", meinte Dunkelbaum höhnisch. „Sie werden ja wieder vernünftig. Es ist nur ein Glück, daß Sie keinen Pallasch umgeschnallt haben, sonst würden Sie wahrscheinlich anders reden."

Der Rittmeister zuckte zusammen, als hätte ihn jemand mit der Peitsche ins Gesicht geschlagen, aber er sprach kein Wort.

„Leben Sie wohl, Verehrtester", sagte Dunkelbaum und ging zur Tür. „Sorgen Sie dafür, daß in Ihrem Klub nicht mehr falsch gespielt wird."

Löcknitz sah ihm nach, zitternd und fassungslos. Sein Herz schlug bis in den Hals hinauf. Wie war es möglich, diese Stunde zu überleben? Er sank in einen Stuhl und stöhnte laut auf. Nun brach das ganze Gebäude zusammen. Alle Hoffnungen waren vernichtet. Aus einem Klub, in dem es Falschspieler gab, konnte niemals mehr die brüderliche Gemeinschaft werden, die ihm bei der Gründung vorgeschwebt hatte. Als er das Zimmer verließ, war er um viele Jahre gealtert. Es schien ihm, als könnte er nun niemals mehr lachen. Sein Gesicht war hart und starr.

Er ging in den Spielsaal und prüfte jedes Antlitz. Aus keiner Miene war etwas herauszulesen. Unverändert und gleichmütig saßen die Spieler um den Tisch herum. Er ließ jeden einzelnen an sich im Geist vorüberziehen und wußte keinen, dem er das Verbrechen zutrauen konnte. Eine Minute später hielt er jedes der Mitglieder für fähig, falsch zu spielen. Er fühlte, wie sich seine Gedanken zu verwirren begannen. Es war kaum möglich, im ersten Augenblick eine Spur zu finden, auf die Dunkelbaum vielleicht durch einen dummen Zufall geführt worden war. Man mußte langsam und ohne Ermüdung warten und lauern, bis sich ein ähnlicher Glücksfall ergab. Es war nötig, ganz klar und nüchtern zu bleiben, nichts zu überstürzen, aber auch die unscheinbarsten Anzeichen nicht zu über-

sehen. Er begriff, daß falsches Spiel in diesem Kreis nur mit der allerletzten Schlauheit erfolgreich durchgeführt werden konnte, denn einen plumpen Schwindel hätten die Männer, die mit allen Hunden gehetzt waren, auf den ersten Blick erkannt und schonungslos entlarvt. Die hatten in Geldsachen keine Rücksicht und kein Mitleid.

Gab es einen Falschspieler oder mehrere? Löcknitz tappte im Dunkel. Und worin bestand das Falschspielen? Er starrte mit brennenden Augen auf das grüne Tuch und überwachte jede Handbewegung, aber er konnte nichts Verräterisches entdecken. Es wurde ihm klar, daß nur der Bankhalter, der die Karten ausgab, die Möglichkeit hatte, aus irgendeiner Unregelmäßigkeit Vorteile zu ziehen. Die Spieler, die links und rechts ihre Karten erhielten, waren außerstande, auf den Gang des Spieles Einfluß zu nehmen.

Der Rechtsanwalt Gegenherz hielt die Bank. Löcknitz, dem dieser Mann vom ersten Tag ab unangenehm gewesen war, sträubte sich nicht im geringsten gegen die Annahme, daß Gegenherz betrog. Er mußte aber seinen Verdacht wieder fallen lassen, denn er wußte genau, daß der Rechtsanwalt ein reicher Mann war. Überdies verlor die Bank andauernd. Man spielte doch nicht falsch, um zu verlieren?

Vielleicht führte ein anderer Weg zur Lösung des Rätsels. Der Rittmeister beschloß, Nachforschungen nach den Vermögensverhältnissen der einzelnen Mitglieder anzustellen. Nur ein Mann, der dem Zusammenbruch nahe war, konnte es wagen, durch falsches Spiel seine Lage zu verbessern. Aber möglicherweise war es ein Wahnsinniger oder Unzurechnungsfähiger, der sich seines Verbrechens gar nicht bewußt war?

Stöckel trat in das Spielzimmer, um den Rittmeister abzulösen. Löcknitz begrüßte ihn und fragte erstaunt: „Was machen Sie heute so zeitig hier?“

„Es ist ein Uhr durch.“

„Nicht möglich!“ rief der Rittmeister und blickte auf die Uhr. Viele Stunden lang war er auf dem Posten gewesen, ohne zu merken, wie die Zeit verging. „Sie können nach Haus gehen, Stöckel, wenn Sie wollen. Ich bleibe hier.“

„Warum, Herr von Löcknitz?“

„Ich kann in der letzten Zeit gar nicht schlafen. Ich weiß nicht, wie das zugeht.“

„Das macht der Frühling.“

„Kann wohl sein.“

„Sie sollten mehr ins Freie hinaus, Herr von Löcknitz. Drei Stunden in Hoppegarten wirken ausgezeichnet."

„Nee, lieber Stöckel, diese Luft bekommt mir nicht."

„Sie sehen wirklich elend aus, Herr von Löcknitz. Ich merke es erst heute."

„Im Juni geben Sie mir wieder ein paar Wochen Urlaub, Stöckel, dann erhole ich mich sehr bald."

„Und Sie wollen wirklich heute hierbleiben?"

„Ja. Es hilft mir doch nichts, wenn ich mich ins Bett lege. Ich wollte Sie übrigens noch etwas fragen, Stöckel. Kommen Sie."

Er führte ihn in ein Nebenzimmer. „Sagen Sie, Stöckel, waren in der letzten Zeit große Spieldifferenzen? Bevor Sie mir antworten, möchte ich Ihnen erklären, wie ich zu dieser Frage komme. Ich habe nämlich einen anonymen Brief erhalten, in dem sich eine Ehefrau über die großen Verluste ihres Mannes im Klub bitter beklagt."

Stöckel blickte den Rittmeister ungläubig an. „Das ist schleierhaft. In den verflossenen vier Wochen gab es übrigens keine großen Differenzen. Es wurde weder viel verloren noch viel gewonnen. Ich habe überhaupt die Beobachtung gemacht, daß sich innerhalb eines gewissen Zeitraums Gewinn und Verlust ausgleichen."

„Das ist ja sehr erfreulich."

„Ich bin überzeugt, daß der einzige Verlust, der alle Spieler gleichmäßig trifft, im Kartengeld liegt. Wenn es möglich wäre, statistische Aufzeichnungen während eines Jahres zu machen, käme man zu dem Ergebnis, daß der Klub der einzige Gewinner ist."

Der Rittmeister klammerte sich an einen neuen Gedanken. „Sie vergessen aber die Spieler, Stöckel, die einmal als Gäste hierherkommen und zufällig einen großen Gewinn wegtragen."

„Diese Möglichkeit besteht natürlich, aber der Gästeverkehr im Klub ist äußerst beschränkt. Ich kann ruhig behaupten, daß von Gastspielern seit dem Bestehen des neuen Hauses nicht zwei Mille gewonnen worden sind. Im letzten Monat sind überhaupt nur zwei Gäste eingeführt worden, von Graf Heydebrinck ein Offizier, der nicht gespielt hat, und von Generaldirektor Strupp ein Freund, der verloren hat."

„Na, dann will ich mir über den anonymen Brief nicht weiter den Kopf zerbrechen", sagte Löcknitz entmutigt. „Gute Nacht, Stöckel." Er ging wieder in das Spielzimmer und legte sich auf die Lauer.

Graf Hajnal hielt jetzt die Bank und gewann.

War Hajnal der Falschspieler? Der Verdacht erschien dem Rittmeister lächerlich und widersinnig, da er eine Art von Zuneigung für den jungen Menschen fühlte. Er mißtraute aber seinem Gefühl und blickte dem Grafen aufmerksam auf die Finger. Nichts Verdächtiges war zu bemerken. Aber wer war dieser Graf Hajnal? Wovon lebte er? Warum hatte er Szeretlek verkauft? Man mußte sich über diese Fragen Aufklärung verschaffen.

Der junge Mensch gewann andauernd, aber niemand von den Spielern fand daran etwas auszusetzen. Löcknitz wurde ganz irr. Es ging wirklich nicht an, jeden Bankhalter, der Erfolg hatte, als Falschspieler zu verdächtigen. Als das Glück umzuschlagen schien, gab Hajnal die Bank ab und stand auf. Er ging zu Höß, wechselte die Marken gegen Geld ein und verließ den Klub.

Der Rittmeister wendete sich an den Kassierer und fragte gleichgültig: „Wissen Sie vielleicht, Herr von Miaczynski, wieviel Graf Hajnal gewonnen hat?"

„Das kann ich Ihnen genau sagen, Herr Baron. Er hat um viertausend Mark Spielmarken gekauft und jetzt dreiundzwanzigtausend Mark eingetauscht. Das wären neunzehntausend Mark Gewinn, falls er nicht beim Spieltisch Marken gekauft hat."

„Danke", erwiderte Löcknitz und kehrte zum Spieltisch zurück.

Photograph Bomse hatte die Bank übernommen. Auch er gewann. Sollte Bomse? Der Rittmeister griff sich an den Kopf und fürchtete wahnsinnig zu werden. Warum trug dieser Mann Handschuhe? Hatte er wirklich nur seine Krankheit zu verbergen?

Dr. Hergotin sah Löcknitz an und fragte leise: „Fühlen Sie sich nicht wohl? Sie sind sehr blaß?"

„Ich habe ein wenig Kopfschmerz", entschuldigte sich der Rittmeister, als wäre er auf verbotenen Wegen ertappt worden.

„Wollen Sie ein Pulver nehmen, Herr von Löcknitz?"

„Vielen Dank, Doktor. Sie sind zu liebenswürdig. Ich vertrage das Zeug nicht." Er hätte den Mann am liebsten umarmt, so sehr verehrte er ihn in dieser Stunde. Dr. Hergotin war der einzige Mensch im ganzen Klub, auf den kein Verdacht fallen konnte, denn er hielt grundsätzlich nie die Bank und wettete gleichmäßig immer nur zehn Mark auf jeden Coup.

Als das Spiel mit dem Schlag Sechs — Alois Muggenthaler hielt stramme Zucht — abgebrochen wurde, war Löcknitz

der Verzweiflung nahe. Er begriff den Gemütszustand eines Mannes, der die Nachricht erhält, daß er von seiner Frau betrogen werde, und niemals die Ehebrecherin zu überführen vermag. Er war zu müde, um nach Haus zu fahren, und blieb im Klub. Muggenthaler war im Spielzimmer und machte Ordnung. Die Karten der letzten Partie lagen noch auf dem Tisch.

„Was geschieht eigentlich mit diesen Karten?" fragte der Rittmeister und dachte nach, wie er sich in den Besitz des gebrauchten Spiels setzen könnte, ohne den Diener stutzig zu machen.

„Wir verkaufen sie an ein Kaufhaus, Herr Baron."

„So, so. Sagen Sie, Muggenthaler, kann ich mir dieses Spiel da mitnehmen? Ich möchte noch gern eine Patience legen."

„Wollen Herr Baron nicht lieber neue Karten?"

„Nein, nein", antwortete der Rittmeister und griff gierig nach den Karten, die auf dem Tisch lagen. „Man muß sparen." Er flüchtete mit seinem Raub in das Schlafzimmer und begann die Karten in fiebernder Aufregung zu untersuchen. Er fand nichts. Nicht die geringste Unregelmäßigkeit war zu entdecken, kein Merkzeichen, keine fühlbare Erhebung, keine Punktierung, nichts, nichts. Die Karten waren einwandfrei.

Löcknitz warf sich auf das Bett und schloß die Augen. Dies war ein Kampf, der über seine Kräfte ging. Das einfachste wäre, man schösse sich eine Kugel durch den Kopf, aber es schien ihm, als könnte er auch im Grab keine Ruhe finden, bevor er nicht wüßte, wer der Falschspieler im Philadelphia-Klub war. Er erhob sich wieder, nahm ein Bad und beschloß, die Hilfe einer Auskunftei in Anspruch zu nehmen. Er legte eine Liste aller einhundertzweiundfünfzig Mitglieder vor und erbat schleunigsten Bericht.

Ein großer Teil der verlangten Auskünfte traf bereits am Abend ein, da es sich zumeist um sehr bekannte Berliner Herren handelte, die mitten im Geschäftsleben standen. Die restlichen Berichte wurden Löcknitz am nächsten Tag zugestellt.

Die Auskünfte waren trostlos, vom Standpunkt des Rittmeisters betrachtet. Es zeigte sich, daß die angefragten Leute fast durch die Bank sehr vermögend waren und von der Auskunftei in erkennbarer Hochachtung abwechselnd mit Prima oder Ia bezeichnet wurden. Gut für dreihundert Mille, gut für fünfhundert Mille, gut für zweihundertfünfzig Mille, so hieß es in bunter Reihe. Bei Fritz Dunkelbaum aber stand: Kredit unbeschränkt. Nur fünf Mitglieder erhielten schlechte Zeugnisse.

Zu diesen fünf gehörten merkwürdigerweise Dr. Hergotin, von dem die Auskunftei behauptete, daß er trotz großem Einkommen vermögenslos wäre, dann Graf Heydebrinck, der erst vor kurzer Zeit seine Armut vor Gericht beschworen hätte, ferner ein Romanschriftsteller, dem gegenüber strengste Zurückhaltung empfohlen wurde, da er grundsätzlich keine Darlehen zurückzahlte, außerdem der Kaufmann Richard Goldstoff, der sein ganzes Vermögen auf den Namen seiner Frau überschrieben hätte, und endlich der Architekt Robert Skoog, der irrtümlich in die Liste geraten war.

Mit diesen fünf wußte der Rittmeister nichts anzufangen. Dr. Hergotin kam nicht in Frage, Graf Heydebrinck hielt sich den Karten fern, und der Schriftsteller verspielte am Ersten eines jeden Monats mit gewissenhafter Regelmäßigkeit dreihundert Mark im Lauf einer halben oder ganzen Stunde, je nachdem ihm das Glück hold war, während er sich an allen andern Tagen des Monats damit begnügte, das außerordentliche Abendessen zu verzehren, das nur drei Mark kostete, aber zwanzig Mark wert war, um hierauf im Klubauto zu seiner Freundin zu fahren. Der kluge Kaufmann Goldstoff benutzte den Klub nur als Bureau.

Von Graf Dénes Hajnal meldete die Auskunftei, daß er der einzige Sohn des sehr reichen ungarischen Magnaten Istvan Hajnal auf Hajnal-Ujfalu wäre, der ausgedehnte Besitzungen im Torontaler Komitat besäße, die an Größe ein thüringisches Fürstentum überträfen.

Löcknitz schämte sich seines Verdachtes und verbrannte zornig die Auskünfte, die ihm nicht weiterhelfen konnten. Er mußte sich auf seine eigenen Augen verlassen, denen es hoffentlich auch gelingen würde, das zu sehen, was Dunkelbaum gesehen hatte. Viele Nächte lang rührte er sich nicht aus dem Spielzimmer und beobachtete den Kartenfall. Er sah sich die Augen aus dem Kopf und bemerkte nichts.

In diesen Wochen bekam der Rittmeister Löcknitz graue Haare. Er ging wie ein Traumwandler herum und hatte für nichts Interesse als für den Falschspieler, der vielleicht nicht vorhanden war oder seine Tätigkeit aufgegeben hatte. Wenn er Lisa Dierkher besuchte, schien es ihm, als säße er bei einer fremden Dame, mit der ihn kein Band verknüpfte. Ihre Zärtlichkeit belästigte ihn. Es kam so weit, daß er den Besuch bei ihr wie eine drohende Marter fürchtete. Fragte sie ihn, besorgt über sein Verfallen, was ihn denn bedrückte, so erwiderte er abwehrend: „Ich habe Kummer."

„Kannſt du mir nicht ſagen, was es iſt?"

„Nein!"

Der Ton ſeiner Stimme fuhr ihr wie ein Meſſer ins Herz. Sie ſchlich in die Küche hinaus und weinte. Dann gab es aber wieder Stunden, da alle Härte hinſchmolz und Löcknitz ſeinen Kopf in ihren Schoß barg, wie ein Kind, das zur Mutter flüchtet. Sie ſtreichelte ſeine Haare mit zitternden Fingern und vergaß alle Tränen, die um ſeinetwillen gefloſſen waren.

In einer dieſer Stunden ſagte er, wunderlich weich und demütig: „Es dauert nicht mehr lange, Liſa. Am erſten Juni fahren wir wieder nach Fanö. Dort habe ich die glücklichſten Wochen meines Lebens verbracht. Dafür will ich dir danken, Liſa, ſolange ich atme."

Sie hatte Tränen in den Augen, als er ſie an jene ſelige Zeit erinnerte, die nie mehr wiederkehren konnte, das fühlte ſie mit bitterſter Klarheit.

Er ſtand beim Fenſter und blickte mit verlorenen Augen den Eiſenbahnzügen nach, die fröhlich in die Welt hinausdampften. „Herrgott, hab' ich eine Sehnſucht, da herauszukommen!" rief er inbrünſtig und ſtreckte die Arme aus, als wollte er Unfaßbares feſthalten. „Nur einmal, nur ein einziges Mal noch möchte ich das Meer ſehen." Seit damals wußte Liſa Dierkher, daß ein ſchweres, dunkles Schickſal die Zukunft bedrohte.

Der einſame Kampf rieb Löcknitz auf. Er fühlte, daß er ſein ſchreckliches Geheimnis nicht länger allein tragen konnte, weil es ihn würgte und das Blut vergiftete. Er mußte einen Menſchen finden, dem er ſich anvertrauen konnte, wenn er nicht ſterben wollte, ohne das Rätſel gelöſt zu haben.

Er fand keinen andern Menſchen als Stöckel. Als der geweſene Leutnant eines Nachts zur Ablöſung erſchien, faßte ihn Löcknitz unter dem Arm und zog ihn in ein leeres Zimmer. „Setzen Sie ſich, Stöckel. Ich bin immer nett und gut zu Ihnen geweſen."

„Das werde ich Ihnen auch nie vergeſſen, Herr von Löcknitz."

„Ich weiß, daß Sie zu mir halten und mich gern haben."

Stöckel nickte mit dem Kopf.

„Ich würde es kaum ertragen, wenn ich mich in Ihnen täuſchte."

„Sie täuſchen ſich nicht in mir, Herr von Löcknitz."

„Ich hoffe es, ja, ich bin überzeugt davon, Stöckel, ſonſt würde ich es nicht wagen, Ihnen etwas anzuvertrauen, was ich meinem eigenen Bruder nicht ſagen könnte." Der Ritt-

meister holte tief Atem. „Stöckel, in unserem Klub wird falsch gespielt."

Der Gewesene blickte ihn fassungslos an und entfärbte sich. „Das ist nicht möglich", stammelte er.

„Es ist doch so, Stöckel."

„Das ist nicht möglich", wiederholte Stöckel leidenschaftlich und sprang auf. „Ich bin doch nicht auf den Kopf gefallen! Ich müßte doch auch etwas von der Sache bemerkt haben."

„Bleiben Sie ruhig sitzen, Stöckel."

Stöckel nahm wieder Platz. „Wer spielt falsch?"

„Das weiß ich eben nicht."

„Haben Sie sich von dem Falschspielen überzeugt?"

„Nein", rief der Rittmeister verzweifelt. „Ich kann nicht die geringste Unregelmäßigkeit entdecken."

„Wie kommen Sie dann zu der Annahme des Falschspiels?"

„Ich bin gewarnt worden."

„Von wem?"

Löcknitz zögerte einen Augenblick. „Ich muß Ihnen alles sagen, sonst können Sie mir nicht helfen. Dunkelbaum warnte mich."

„Dunkelbaum? Deswegen ist er aus dem Vorstand ausgetreten und nach Amerika gefahren!" Wieder stand er auf und lief durch das Zimmer. „Und er hat Ihnen nichts Näheres mitgeteilt, Herr von Löcknitz?"

„Nein."

„Merkwürdig, höchst merkwürdig."

„Vielleicht haben Sie, Stöckel, mehr Glück als ich, der vier Wochen lang nichts entdeckt hat. Beobachten Sie einmal."

Stöckel stürzte zur Tür hinaus und begab sich in das Spielzimmer. Wie ein unerbittlicher Rächer umkreiste er stundenlang den grünen Tisch und starrte mit gierigen Augen auf die Hände der Spieler. Aber als der Morgen kam, mußte er kleinlaut eingestehen, daß er nichts Verdächtiges bemerkt hatte.

Nach der zweiten Nacht sagte er zu Löcknitz: „Es muß ein Irrtum sein. Hier wird nicht falsch gespielt."

„Und wie erklären Sie die Warnung Dunkelbaums?"

„Ich glaube an eine Verschwörung", antwortete Löcknitz nach einiger Überlegung.

„An eine Verschwörung? Gegen wen?"

„Gegen Sie, Herr von Löcknitz."

„Gegen mich? Ja warum?"

„Man will Sie aus dem Klub hinausekeln."

„Lächerlich, Stöckel. Dazu brauchten die Herren keinen Falschspieler. Man zündet nicht das eigene Haus an, um einen lästigen Mieter zu vertreiben."

„Die Herren zünden das Haus nicht an, denn der Falschspieler ist einfach nicht vorhanden. Das Ganze war nur eine Drohung Dunkelbaums, um Sie vor die Tür zu setzen."

„Ich möchte Ihnen gern glauben, Stöckel, aber ich kann nicht."

Der Gewesene blickte den Rittmeister ratlos an und sagte leise: „Ich glaube selber nicht daran, wenn ich ehrlich sein will."

„Was soll man tun, Stöckel?"

Stöckel preßte die Lippen aufeinander und überlegte. Plötzlich kam ein Aufleuchten in seine Augen. „Ich habe eine Hoffnung, Herr von Löcknitz. Wir werden Haggenmacher kommen lassen."

„Wer ist Haggenmacher?"

„Haggenmacher fährt auf den Luxusdampfern der Hapag und überwacht das Spiel auf den Schiffen. Haggenmacher ist ein Künstler in seinem Fach. Er kennt alle Falsch- und Berufsspieler der Alten und Neuen Welt, er kennt alle Tricks und Kniffe. Wenn in unserer Mitte ein Falschspieler arbeitet, Haggenmacher wird ihn entdecken. Findet er aber nichts, dann gibt es eben keinen Falschspieler."

„Wir sollen einen Fremden in unsere Schande blicken lassen?" fragte der Rittmeister mit großem Unbehagen.

„Haggenmacher schweigt zuverlässig. Haben Sie schon einmal von einem Spielerskandal auf einem deutschen Schiff gehört? Ausgeschlossen. Haggenmacher arbeitet geräuschlos und ohne Aufsehen zu erregen. Ich hatte Gelegenheit, ihm zuzusehen. Es war ein Vergnügen. Ich kannte ihn nämlich von früher her, wir sind zusammen zur Schule gegangen, sonst hätte ich natürlich keine Ahnung gehabt, daß er das Spiel überwachte. Während meiner Überfahrt saßen einige schwere amerikanische Jungen in den Luxuskabinen und knöpften den Grünhörnern das Geld ab. Am letzten Tag lud Haggenmacher die Herrschaften zu einer kurzen Besprechung beim Kapitän ein und überzeugte sie davon, daß es durchaus vorteilhaft wäre, das geraubte Geld zurückzugeben. Ich kann Ihnen sagen, Herr von Löcknitz, die Sache klappte wie im Film."

Der Rittmeister kämpfte hart mit sich, bevor er seine Zustimmung gab. „Ich tue es nicht gern, Stöckel, aber ich sehe keinen andern Ausweg."

„Wir werden wissen, woran wir sind, denn der gegenwärtige Zustand ist auf die Dauer unerträglich. Ich will gleich mal anrufen, ob Haggenmacher in Hamburg oder auf der Fahrt ist. Welches Honorar darf ich ihm versprechen?"

„Das überlasse ich Ihnen, Stöckel. Auf einen braunen Lappen mehr oder weniger kommt es mir in diesem Fall nicht an. Wenn er den Falschspieler erwischt, kriegt er zehntausend Mark als Extrabelohnung."

Stöckel kam freudestrahlend zurück und berichtete, daß Haggenmacher morgen in Berlin einträfe und sich für zwei Nächte zur Verfügung stellte. Er erwartete die Herren um drei Uhr nachmittags zu einer Beratung in seiner Wohnung.

Haggenmacher war ein kleiner, dicker Mann mit dem gutmütigsten und harmlosesten Gesicht von der Welt, aus dem auch ein gewiegter Menschenkenner Schlauheit oder gar geistige Überlegenheit nicht hätte herauslesen können. Dieses einfältige Gesicht war Haggenmachers stärkste Waffe.

Der Rittmeister war von dem Aussehen des Detektivs dermaßen verblüfft, daß er seine Enttäuschung kaum zu verbergen vermochte. „Stoßen Sie sich nicht an der Maske, Herr von Löcknitz", sagte Haggenmacher lächelnd. „Darauf kommt es nicht an. Die Herren mit den schlauen Gesichtern sind zumeist Blender, glauben Sie mir."

„Sie haben bereits mein volles Vertrauen gewonnen, Herr Haggenmacher," erwiderte Löcknitz freimütig, „denn ich sehe, daß Sie Gedanken lesen können."

„Ach Gott, das war nun gerade nicht schwer. So wie Ihnen geht es nämlich jedem, der mein dummes Gesicht zum erstenmal erblickt. Übrigens habe ich Sie schon mal gesehen, Herr von Löcknitz, und zwar, wenn mich nicht alles täuscht, vor ungefähr einundeinhalb Jahren im Spielklub in der Rue du Quatre-Septembre. Ist das möglich?"

„Es stimmt auffallend", gab der Rittmeister überrascht zu.

„Ich war damals zu Studienzwecken, sozusagen, in Paris. Na, da saßen Sie in einer schönen Falschspielergesellschaft."

„Das waren Falschspieler?" fragte Löcknitz ungläubig.

„Nicht zu knapp", lachte der Detektiv fröhlich. „Erinnern Sie sich vielleicht des Rumänen, dem ein Ohrläppchen fehlte."

„Jawohl."

„Der Kerl war das Haupt der Bande. Er arbeitete mit präparierten Serien. Sehr primitiv."

„Er verlor doch aber auch?"

„Das gehört dazu. Die Karten sind so gelagert, daß zwischen zwei langen Gewinnserien eine kurze Verlustserie eingebettet ist."

Löcknitz ließ sich nicht leicht überzeugen. „Um mit solchen Karten arbeiten zu können, bedürfte es doch der Mithilfe des Klubs."

„Allerdings. Der Rumäne war Mitbesitzer des Klubs. Ich wollte Sie übrigens damals warnen, Herr von Löcknitz, aber ich sah, daß es zu spät war. Zu Ihrem Trost kann ich Ihnen jedoch mitteilen, daß der Rumäne gegenwärtig hinter schwedischen Gardinen sitzt."

Der Rittmeister war von diesen Enthüllungen so überrascht, daß er völlig vergaß, zu welchem Zweck er Haggenmacher nach Berlin berufen hatte.

„Wie ist es nun mit Ihrer Sache, meine Herren?" fragte der Detektiv. „Wollen Sie mir, bitte, einen ausführlichen Bericht geben?"

Löcknitz und Stöckel erzählten abwechselnd und ergänzten einander.

„Sie haben gegen niemand Verdacht?"

„Nein, Herr Haggenmacher."

„Wie lange beobachten Sie schon das Spiel?"

„Seit vier Wochen", entgegnete Löcknitz. „Herr Stöckel seit drei Nächten."

„Und Sie haben keinen andern Anhaltspunkt für Ihren Verdacht als die Warnung des Herrn Dunkelbaum?"

„Nichts anderes."

„Herr Dunkelbaum ist sehr reich, sagen Sie?"

„Sie wollen mit dieser Frage hoffentlich nicht die Möglichkeit andeuten, daß Dunkelbaum der Falschspieler ist?"

„Ich habe nicht den Eindruck, Herr von Löcknitz, aber unmöglich ist gar nichts."

„Jeder Beweggrund fehlt leider."

Der Detektiv schüttelte den Kopf. „Das können wir durchaus nicht wissen. Ich kenne sehr merkwürdige Fälle von Exhibitionismus. Gerade so reiche Leute wie Herr Dunkelbaum können sich derartiger Verbrechen ungestraft selber bezichtigen, weil ihnen doch kein Mensch Glauben schenkt."

„Auch mein erster Verdacht fiel auf Dunkelbaum," erklärte Stöckel, „aber dieser Weg führt zu keinem Ziel, glauben Sie mir, Haggenmacher."

„Es war nur eine Annahme. Wir können Herrn Dunkelbaum ruhig ausschalten. Haben Sie mir die Liste der Mitglieder mitgebracht?"

Stöckel übergab ihm die Liste, die der Detektiv aufmerksam studierte. „Unter diesen Herrschaften ist keiner, der mir als Berufs- oder gar Falschspieler bekannt wäre", behauptete Haggenmacher. „Das will freilich nichts sagen. Es kann sich ein neues Talent in der Stille herangebildet haben. Na, schön. Dann wollen wir uns auf den Lokalaugenschein verlassen."

An diesem Abend führte Löcknitz den Rittergutsbesitzer Ewald Rohde aus Gardelegen als Gast ein, der sich als Spielratte erster Güte entpuppte, denn er saß geschlagene zwölf Stunden beim Spieltisch. „Er sieht zwar dämlich aus, aber er ist es auch", meinte Sally Fischbein zu Herrn Bomse, der so heftig lachte, daß sich sein Nasenpflaster verschob. Im übrigen war der Rittergutsbesitzer ein angenehmer Mitbürger, der niemanden störte und in gleichmäßig heiterer Laune blieb, ob er nun gewann oder verlor.

Als Haggenmacher morgens mit dem Rittmeister und Stöckel allein war, erklärte er mit aller Bestimmtheit: „Heute nacht ist nicht falsch gespielt worden, das kann ich beschwören." Er zuckte die Achseln und setzte skeptisch hinzu: „Das beweist aber nichts."

„Welchen Eindruck haben Sie im allgemeinen von dem Spiel gewonnen?" fragte Löcknitz.

„Einen durchaus günstigen. Es waren freilich einige Spieler da, deren Gesichter mir nicht gefallen haben, aber die Gesichtspsychologie ist ein undankbares und irreführendes Geschäft. Damit will ich nichts zu tun haben." Er verzog den Mund und meinte sehr verdrießlich: „Das ist die dümmste Sache, die mir in meinem ganzen Leben begegnet ist. Man soll einen Falschspieler entdecken, der nicht vorhanden ist."

„Das sagt auch Stöckel," erklärte der Rittmeister, „aber es fällt mir schwer, mich dieser Annahme anzuschließen. Ich bin in meinem Innersten davon überzeugt, daß Dunkelbaum etwas Verdächtiges bemerkt hat."

„Dann hat er mehr Glück gehabt als wir", brummte Haggenmacher und rieb sein Kinn. „Ist jetzt jemand im Spielzimmer?"

„Ich will mal nachsehen", antwortete Stöckel und ging hinaus. Nach einer Weile kam er zurück und meldete, daß das Zimmer leer wäre.

„Wir werden uns die Geschichte mal bei Tag betrachten", sagte der Detektiv und begab sich mit den beiden Herren in

das Spielzimmer. Wie ein Indianer ſchlich der kleine dicke Mann durch den Raum, betaſtete den Tiſch, unterſuchte die Miſchmaſchine und wurde immer übler gelaunt. Vor dem Kartenſchrank blieb er lange ſtehen und dachte angeſtrengt nach. „Wer hat den Schlüſſel zu dieſem Schrank?"

„Der Haushofmeiſter Alois Muggenthaler."

„Gibt es noch einen zweiten Schlüſſel?"

„Jawohl. Er liegt im Treſor des Bureaus."

„Soviel ich heute nacht bemerkte, nimmt Ihr Haushofmeiſter die Karten aus dem Schrank und legt ſie in die Miſchmaſchine. Iſt das immer ſo?"

„Jawohl", beſtätigte der Rittmeiſter. „Haben Sie Verdacht gegen Muggenthaler?"

„Gott! Verdacht, Verdacht! Ich habe gegen alle und gegen niemanden Verdacht. Kann ich die Papiere des Mannes ſehen?"

„Gewiß. Sie ſind im Bureau. Bitte, Stöckel, holen Sie ſie."

„Bitte, bringen Sie auch den Schlüſſel zum Kartenſchrank mit", verlangte Haggenmacher.

„Welches Intereſſe ſollte Muggenthaler daran haben," fragte der Rittmeiſter zweifelnd, „daß einer der Herren falſch ſpielt?"

„Er könnte beſtochen ſein oder einen Teil des Gewinnes abbekommen. Ich kenne einen Fall aus New York, wo der Mann auf dem Weg vom Schrank zur Miſchmaſchine die Klubkarten gegen präparierte Karten umgetauſcht hat, wenn er ſah, daß ſein Partner die Bank übernahm."

„Ich kann mir nicht vorſtellen, daß Muggenthaler deſſen fähig iſt."

„Ich auch nicht. Der Mann macht einen ſehr guten Eindruck, aber man muß jede Möglichkeit in Berechnung ziehen."

Stöckel brachte die Papiere und Zeugniſſe Muggenthalers, die der Detektiv aufmerkſam prüfte.

„Ich will jedenfalls einige Nachforſchungen anſtellen. Sicher iſt ſicher. Wo iſt der Schlüſſel?" Er öffnete den Schrank, in dem ſich an dieſem Morgen nur vier Spiele Karten befanden. „Auf welche Weiſe wird dieſer Beſtand ergänzt?"

„Die Karten liegen im Treſor", erklärte Stöckel. „Ich gebe Muggenthaler jedesmal fünfzig Spiele."

Haggenmacher nahm die Spiele aus dem Schrank, unterſuchte die Verſchlußmarken, riß dann die Umſchläge auf und beſah jede einzelne Karte. Seine Miene wurde immer grämlicher.

„Es ist alles in bester Ordnung", schimpfte er und warf die Karten verächtlich auf den Tisch. „Guten Morgen, meine Herren."

Als er abends wiederkam, berichtete er, daß die Auskünfte über Alois Muggenthaler tadellos wären. Der Mann könnte kaum verdächtigt werden. „Vielleicht haben wir heute nacht mehr Glück", meinte er und ging in das Spielzimmer. Die Herren begrüßten den freundlichen Rittergutsbesitzer mit großer Freude. Er gewann sechstausend Mark, die er in der Frühe Stöckel zurückgab.

„Meine Herrschaften," erklärte Haggenmacher beim Abschied, „ich habe nichts entdeckt. In Ihrem Klub wird einwandfrei gespielt. Ich glaube, daß die ganze Geschichte ein Aufsitzer des Herrn Dunkelbaum ist."

Stöckel triumphierte.

„Wenn es Ihnen aber zufällig doch gelingen sollte, einen Falschspieler zu entlarven," setzte der Detektiv fort, „so habe ich eine Bitte an Sie. Sagen Sie niemandem, daß ich in der Sache gearbeitet habe, sonst verliere ich meine Stellung."

XXIX

Löcknitz gab den Kampf auf. Es hatte keinen Sinn, einen Verbrecher zu suchen, der stärker war als Haggenmacher oder wahrscheinlich gar nicht existierte. Er beschloß, die Sache ruhen zu lassen und Dunkelbaums Rückkehr abzuwarten. Wenn Dunkelbaum bei seiner Behauptung bestand, dann sperrte der Rittmeister den Klub zu. Dies war die einfachste Lösung, obwohl sie ein Zusammenbrechen aller Hoffnungen bedeutete und ihn, die Gräfin Söderblom, Stöckel und Höß auf die Straße setzte. Man ging aber als Ehrenmann und mit reinen Händen aus dem Haus und mußte sich dessen noch freuen.

Vor Dunkelbaums Wiederkehr konnte der Rittmeister nichts Besseres anfangen, als Urlaub zu nehmen und mit Lisa nach Fanö zu fahren. Er fühlte sich so müde und zerschlagen, daß er dieser Entspannung bedurfte, um neue Kräfte für die bevorstehende Entscheidung zu sammeln.

Als am Morgen des Tages, da Löcknitz nach Fanö reisen wollte — es war der erste Juni — die sechste Stunde schlug, atmete er auf, wie von einer unerträglichen Last befreit. Nun stand wieder einmal die Welt offen und lockte und rief mit tausend Stimmen.

Im Spielzimmer saß Dr. Hergotin allein beim grünen Tisch und starrte gedankenlos in die Luft.

Der Rittmeister trat zu ihm und fragte freundlich: „Na, Doktor, wollen Sie nicht schlafen gehen?"

„Schlafen gehen? Ich muß an die Arbeit, Verehrtester."

„Ich verstehe nicht, wie Sie dieses Leben aushalten können, Doktor."

„Verstehe ich auch nicht. Aber es ist gar nicht notwendig, alles zu verstehen."

Er begann seine Spielmarken zu zählen. Es waren sehr wenige Marken.

„Sie haben wieder tüchtig geblutet, Doktor?"

„Ziemlich. In der letzten Zeit geht es gar nicht."

„Man sollte meinen, daß eine so lange Pechserie Ihnen das Spiel doch einmal verekeln würde."

„Das meinen die Pädagogen und Moralisten," lachte Hergotin, „aber es stimmt durchaus nicht. Die guten Leute kennen nämlich die Grundformel des Spielers nicht."

„Wie lautet diese Grundformel, Doktor?"

Hergotin antwortete mit einem schwachen Lächeln auf den Lippen: „Das größte Glück ist, im Spiel zu gewinnen, aber das zweitgrößte Glück ist, im Spiel zu verlieren."

„Diese Formel ist eine bequeme Entschuldigung. Man ist jedenfalls glücklich, wenn man nur spielt."

„So ist es und nicht anders. Es ist das tiefste Geheimnis jedes wirklichen Spielers, auch wenn er es selber gar nicht kennt."

In diesem Augenblick wankte der Rittmeister und sank auf einen Sessel. „Was ist Ihnen?" fragte Dr. Hergotin besorgt und sprang auf.

„Nichts, nichts. Danke, Doktor. Es war nur ein kleiner Schwindelanfall. Ich habe zu viel geraucht." Sein Gesicht war fahl und von Schreck zerrissen.

„Wollen Sie ein Glas Wasser, Herr von Löcknitz?"

„Vielen Dank, Doktor. Mir ist schon wohler." Er erhob sich mit übermenschlicher Anstrengung. Seine Beine zitterten.

„Gute Besserung", wünschte Hergotin und ging aus dem Zimmer.

Der Rittmeister raffte mit fiebernden Händen die Karten zusammen, die auf dem Tisch lagen, und steckte sie in die Tasche. Er hatte während des Gespräches mit Hergotin ahnungslos eine Karte mit dem Finger gestreift und voll Entsetzen eine deutlich spürbare Markierung gefühlt. Es war ihm, als preßte in

dieſer Sekunde eine eiſige Hand ſein Herz zuſammen. Nun hatte auch er die Gewißheit, daß im Philadelphia-Klub mit gezeichneten Karten geſpielt wurde. Durch einen ähnlichen Zufall hatte offenbar Dunkelbaum das Verbrechen entdeckt. Er lief in ſein Schlafzimmer und ſchloß ſich ein. Er breitete die Karten vor ſich auf dem Tiſch aus und ſtarrte ſie an, als wären ſie lebende Weſen, die Tod und Verderben aushauchten. Mit freiem Auge war nicht die geringſte Marke zu ſehen. Nur die feinſten Taſtnerven vermochten die Erhebungen zu ſpüren, wenn ſie in einer genau beſtimmten Richtung über das Blatt glitten. Die Karten waren mit einer ungewöhnlich zarten Guillochiermaſchine gepunktet.

Aber wie kamen dieſe Karten auf den Spieltiſch des Klubs? Löcknitz ſchüttelte dieſe Frage von ſich ab, weil er fühlte, daß er ſie niemals löſen könnte.

Wer hatte mit dieſen Karten geſpielt? Die Frage war wichtiger und entſcheidender. Wer war der letzte Bankhalter dieſer Nacht geweſen? Eine Fülle von Geſichtern zog an ſeinen Augen vorbei, ohne daß er ſich ſofort hätte erinnern können, wer die Bank gehalten hatte. Sein Gehirn ſchien zu verdampfen und verwirrte alle Bilder. Er ſtand auf und wuſch ſeine glühende Stirn mit kaltem Waſſer. Plötzlich ſah er Hajnal. Ganz deutlich ſah er ihn. An den Händen erkannte er ihn, an den ſchmalen, gelenkigen Händen, die ihr eigenes Leben lebten. Graf Hajnal hatte die Bank gehalten.

Es iſt nicht möglich, ſagte er ſich und taumelte durch das Zimmer. Graf Hajnal iſt kein Falſchſpieler. Warum ſollte er falſch ſpielen? Er war der einzige Sohn eines reichen Magnaten. „Es iſt nicht möglich. Ich bin wahnſinnig“, ſtöhnte er und griff in die Luft. Er fühlte, daß er dem Zuſammenbruch nahe war.

Mit einemmal war es ihm, als riſſen viele Schleier, und er ſpürte mit grauenvoller Deutlichkeit, daß dieſer junge Menſch, den er zärtlich wie einen Sohn geliebt hatte, ohne ſich deſſen klar zu werden, der Falſchſpieler war. Er erinnerte ſich, daß Hajnal in den letzten Nächten große Summen gewonnen hatte. Die Sache war ihm nicht aufgefallen, weil er an falſches Spiel nicht glauben wollte, und weil ſeine ſehnſüchtigen Gedanken ſchon in Fanö waren.

„Ich muß ein Ende machen, ſo oder ſo“, beſchloß der Rittmeiſter. „Ich werde zu Hajnal gehen und ihm ins Geſicht ſagen, daß er mit gezeichneten Karten geſpielt habe. Wenn ich ihm unrecht tue, wird er mich über den Haufen ſchießen, aber ich werde

ihm für den Tod danken. Und wenn ich recht behalte, dann" — er zögerte, das Todesurteil über ihn auszusprechen — „dann muß er verschwinden."

Er nahm die Karten zu sich und verließ das Haus.

Hajnal wohnte in einem Hotel am Leipziger Platz. Je näher der Rittmeister seinem Ziel kam, desto langsamer wurden seine Schritte. Der strahlende Himmel dieses Frühlingsmorgens erschütterte sein Herz und löschte allen Zorn aus. Es war ein hartes Los, an so einem Morgen Henker spielen zu müssen. Es erschien ihm plötzlich ganz gleichgültig, ob einer mit falschen oder mit richtigen Karten spielte. Der Unterschied war zu geringfügig. Jeder wollte, ohne zu arbeiten, in kürzester Zeit viel Geld verdienen. Und wenn er die Wahl hätte zwischen Hajnal oder einem korrekten Spieler wie Dunkelbaum, so zöge er ohne Überlegen Hajnal vor.

Noch vor dem Gasthof stand er eine ganze Weile und überlegte, ob er eintreten sollte oder nicht. Wenn er Hajnal schonte, verspielte er sein eigenes Leben, das war klar. Hajnal aber war jung, und die ganze Welt stand ihm offen. Er konnte ein neues Leben anfangen und in seine Heimat zurückkehren, die ihn mit ausgebreiteten Armen empfing. Es gab keine Wahl.

„Ist Graf Hajnal zu Haus?"

„Jawohl, mein Herr", antwortete der Pförtner und gab die Zimmernummer an.

Der Rittmeister klopfte an die Tür. „Herein!" rief eine ungeduldige Stimme.

Hajnal stand inmitten des Zimmers und war damit beschäftigt, eine große Handtasche zu packen. Als er Löcknitz erblickte, erstarrte er gleichsam. Nur seine Nasenflügel zitterten.

„Entschuldigen Sie die Störung, Graf Hajnal", sagte der Rittmeister und betrachtete den jungen Mann wie einen Sterbenden, den er auf dieser Welt nicht mehr wiedersehen würde.

„Womit kann ich Ihnen dienen, Herr von Löcknitz?" fragte Hajnal und wunderte sich, daß er zu sprechen vermochte.

„Ich wollte eine Frage an Sie richten, Graf Hajnal."

„Bitte."

Der Rittmeister rang nach Atem. Sein Herzschlag setzte aus. „Sie verreisen, Graf Hajnal?"

„Ich verreise. Ist dies Ihre einzige Frage, Herr von Löcknitz?"

„Nein. Ich wollte Sie fragen, Graf Hajnal, ob Sie im Philadelphia-Klub mit gezeichneten Karten gespielt haben."

Nun wird er mich ins Gesicht schlagen oder erschießen, dachte der Rittmeister und ersehnte den Tod.

Die beiden Männer blickten sich in die Augen, eine Sekunde lang, die sich zur Ewigkeit dehnte.

„Warum antworten Sie nicht, Graf Hajnal?"

„Erwarten Sie wirklich eine Antwort, Herr von Löcknitz? Sie werden doch Ihre Beweise haben, sonst ständen Sie jetzt nicht in meinem Zimmer."

Es ist also wahr, schrie es in dem Rittmeister, Graf Hajnal hat in meinem Klub falsch gespielt. Ein jäher Zorn brauste in ihm auf, und er zog die Karten aus der Tasche und wollte sie diesem blassen, jungen Menschen ins Gesicht schleudern. Hajnal zuckte mit keinem Muskel. Er starrte mit aufgerissenen Augen seinen Richter an. Da ließ Löcknitz den erhobenen Arm sinken und warf die Karten auf den Tisch. „Warum haben Sie falsch gespielt?" fragte er mit dumpfer Stimme.

„Auf diese Frage verweigere ich die Antwort, Herr von Löcknitz."

„Geben Sie mir eine Erklärung für Ihr Verbrechen", bat der Rittmeister. „Ich möchte begreifen, was in Ihnen vorgegangen ist. Sagen Sie mir etwas zu Ihrer Entschuldigung."

„Ich kann mich nicht entschuldigen, Herr von Löcknitz."

„War es Ihnen nur um das Geld zu tun?"

„Ja, Herr von Löcknitz."

Der Rittmeister wehrte sich mit aller Macht dagegen. „Ich kann es nicht glauben."

„Es ist doch so, Herr von Löcknitz."

Da schloß der Rittmeister die Augen und stöhnte: „Ich schäme mich, ich schäme mich für Sie."

Plötzlich löste sich Hajnals Erstarrung. Er ließ sich in einen Sessel fallen, schlug die Hände vor das Gesicht und begann zu schluchzen. Alles, was er mit der Sicherheit eines schlafwandelnden Verliebten begangen hatte, war im harten Licht dieser Morgenstunde Schande und Ehrlosigkeit und schmieriges Verbrechen. Die Opfer waren vergeblich gewesen. Alles Glück lag begraben und verschüttet. Der Tod stand in der Ecke und winkte vertraulich.

Der Rittmeister sah Hajnal fassungslos an und fühlte unendliches Mitleid mit ihm. Warum müssen wir Menschen einander so quälen? dachte er voll Kummer.

Hajnal richtete sich auf und sagte mit fester Stimme: „Verzeihen Sie, Herr von Löcknitz. Das sind die Nerven. Ich habe in den letzten Nächten wenig geschlafen." Er stand auf und

griff nach einer Zigarette. „Sie erlauben wohl, Herr von Löcknitz, daß ich rauche. Auch dem Mörder wird eine Zigarette gestattet, bevor man ihn zum Galgen führt."

Dies alles ist meine Schuld, fühlte der Rittmeister. Wenn ich den Klub nicht gegründet hätte, wäre dieser Mensch vielleicht nicht in Versuchung geraten. Es ist meine Schuld, und nun stehe ich da und soll Richter sein, statt selber gerichtet zu werden.

„Bitte, nehmen Sie Platz, Herr von Löcknitz. Sie werden mir doch einiges zu sagen haben." Er nahm Platz und starrte ins Leere. „Wollen Sie nicht rauchen?"

Löcknitz zündete sich gedankenlos eine Zigarette an. Dann saßen sie einander gegenüber und rauchten schweigend ihre Zigaretten zu Ende.

„Was gedenken Sie mit mir anzufangen?" fragte Hajnal kühl und gleichmütig. „Wollen Sie mich dem Gericht übergeben, oder wünschen Sie, daß ich mich selber richte?"

„Keines von beiden", antwortete der Rittmeister bedrückt. Ich spreche dich frei, schrie sein Herz.

„Sondern?"

„Wir müssen im Interesse des Klubs jeden öffentlichen Skandal vermeiden."

„Das sehe ich vollkommen ein. Was soll ich also tun, Herr von Löcknitz?"

„Sie wollten verreisen, Graf Hajnal."

„Ja", erwiderte der junge Mensch und senkte seinen Kopf.

„Reisen Sie."

„Bitte."

„Wohin wollen Sie fahren?"

„Es ist mir gleichgültig."

„Sie werden mir Ihr Ehrenwort geben, daß Sie nie mehr nach Berlin zurückkehren."

„Was liegt Ihnen an dem Ehrenwort eines Falschspielers?" Er lächelte, aber sein Auge blieb starr und ernst. „Sie können beruhigt sein, Herr von Löcknitz, ich werde nie mehr nach Berlin kommen."

„Dann sind wir einig. Haben Sie etwas dagegen einzuwenden, Graf Hajnal, daß ich Sie zum Bahnhof bringe?"

Das Gesicht des jungen Menschen verdüsterte sich. „Muß das sein, Herr von Löcknitz?"

„Es wäre mir eine Beruhigung."

„Na schön, wie Sie wollen. Vielleicht ist es besser so. Ich werde meine Handtasche fertig packen." Er erhob sich und ging an die Arbeit. Löcknitz sah ihm zu.

„Haben Sie sich schon entschieden, wohin Sie fahren wollen, Graf Hajnal?"

„Bitte, entscheiden Sie. Hier ist das Eisenbahnkursbuch."

„Wollen Sie nicht in die Heimat zu Ihren Eltern?"

„Nein, jetzt noch nicht. Später."

Der Rittmeister versuchte, im Kursbuch zu lesen, aber die Zeilen tanzten vor seinen Augen. „Ich sehe schlecht, Graf Hajnal. Sie müssen sich selber bemühen."

Hajnal nahm das Buch und blätterte darin. Er sah auf die Uhr und sagte: „In einer halben Stunde geht der Expreßzug nach Karlsbad. Haben Sie gegen Karlsbad etwas einzuwenden?"

„Sie können reisen, wohin Sie wollen, Graf Hajnal."

„Danke. Dann fahre ich nach Karlsbad." Er warf einen letzten Blick auf das Zimmer, nahm die Tasche und erklärte: „Ich bin reisefertig, Herr von Löcknitz. Meine Rechnung ist bereits bezahlt."

Sie verließen den Gasthof, setzten sich in einen Wagen und fuhren zum Anhalter Bahnhof. „Ein wunderschöner Tag", meinte Hajnal und blickte sehnsüchtig zum Fenster hinaus.

Der Rittmeister sagte zögernd: „Ich hätte noch eine Bitte an Sie, Graf Hajnal."

„Die wäre?"

„Würden Sie die Güte haben, mir zu erklären, wie es Ihnen gelungen ist, die markierten Karten ins Spiel zu bringen?"

„Das geschah mit Hilfe Muggenthalers", antwortete Hajnal widerwillig.

„Muggenthalers?" rief Löcknitz verblüfft.

„Er ist natürlich ganz unschuldig. Er hatte keine Ahnung von der Sache. Ich möchte nicht, daß der arme Kerl durch meine Schuld sein Brot verliert. Entlassen Sie ihn nicht, Herr von Löcknitz!"

„Nein, aber ich verstehe nicht —"

„Ich bat Muggenthaler manches Mal, mir einige Spiele Karten zu verkaufen, da ich in meiner Wohnung weiterspielen wollte. Am nächsten Tag gab ich ihm die Spiele zurück mit der Erklärung, daß die beabsichtigte Partie ins Wasser gefallen wäre. Auf diese ebenso einfache wie geniale Weise kamen meine markierten Blätter in den Kartenschrank des Philadelphia-Klubs." Er wendete sein Gesicht ab und starrte auf die Straße.

Als sie beim Bahnhof ausstiegen, bezahlte der Rittmeister den Wagen. Hajnal wollte es nicht zulassen, daß Löcknitz sich

um seinetwillen in Unkosten stürzte. Sie einigten sich schließlich, daß jeder die Hälfte bezahlte.

Hajnal ging zum Schalter, löste eine Karte nach Karlsbad und zeigte sie dem Rittmeister. Dann belegte er seinen Platz im Wagen und kehrte zu Löcknitz zurück, der auf dem Bahnsteig wartete. „Wenn Sie gestatten, will ich Ihnen bis zur Abfahrt des Zuges Gesellschaft leisten, Herr von Löcknitz, denn ich vermute, daß Sie sich früher nicht entfernen werden."

„Sie sind zu liebenswürdig, Graf Hajnal."

Sie gingen langsam auf dem Bahnsteig auf und ab. Dem Rittmeister erschien es wunderlich, daß er keinen Groll gegen den jungen Menschen im Herzen trug. Wie zwei Freunde marschierten sie friedlich Seite an Seite.

„Ich konnte nicht anders handeln, Graf Hajnal", begann Löcknitz, als müßte er sich entschuldigen. „Sie werden es begreifen."

„Vollkommen. Ich habe Ihnen sogar dafür zu danken, daß Sie die Sache kurz und ohne Feierlichkeit erledigt haben." Er blieb stehen und sagte nachdenklich: „Es ist nur schade, daß Sie nicht eine Stunde später gekommen sind, Herr von Löcknitz. Das Schicksal ist manches Mal boshaft wie ein Affe."

Der Rittmeister nickte zustimmend. Dann fragte er voll Teilnahme: „Kann ich sonst noch etwas für Sie tun, Graf Hajnal? Wenn Sie vielleicht irgendwelche Angelegenheiten in Berlin zu ordnen haben, stehe ich Ihnen gern zur Verfügung."

„Vielen Dank, Herr von Löcknitz. Meine Geschäfte sind erledigt."

Die Schaffner forderten die Reisenden auf, in den Wagen Platz zu nehmen.

„Leben Sie wohl, Herr von Löcknitz."

„Leben Sie wohl, Graf Hajnal", sagte der Rittmeister tonlos und streckte ihm die Hand entgegen.

Hajnal schüttelte den Kopf. „Einem Falschspieler reicht man nicht die Hand", flüsterte er und stieg hastig in den Wagen.

Der Rittmeister wollte etwas entgegnen, aber seine Stimmbänder waren wie gelähmt. Die Wagentüren wurden zugeschlagen. Ein Beamter winkte mit der roten Scheibe.

Hajnal stand am Fenster und grüßte mit der Hand. Erst jetzt bemerkte Löcknitz, wie grenzenlos verzweifelt das Gesicht des jungen Menschen war.

XXX

Grete Löcknitz wartete im Bahnhof Zoologischer Garten. Sie war eine halbe Stunde vor Abgang des Zuges gekommen und ging ohne besondere Erregung auf dem Bahnsteig spazieren. Alle Kämpfe und Widerstände lagen hinter ihr. Sie hatte erkannt, daß der Weg zur Freiheit und zum Glück erzwungen werden mußte, und war entschlossen, vor keinem Hindernis zurückzuweichen. Ein ganzes Jahr lang hatte sie mit sich gerungen, denn ihrem Stolz war es schwer gefallen, sich mit dem Gedanken zu befreunden, daß sie wie ein überspanntes oder leichtsinniges Mädel heimlich das Elternhaus verlassen und mit ihrem Geliebten nach England fliehen sollte, um von irgendeinem verdächtigen Pastor getraut zu werden. Als sie von Hajnal erfahren hatte, daß ihr Vater einen Spielklub in der Leipziger Straße gegründet hatte, war es ihr klar geworden, daß sie auf die Hilfe ihres Vaters nicht mehr rechnen konnte. Sie zürnte ihm nicht, obwohl sie wußte, daß dieser Schritt ihres Vaters ihr Glück zerstörte und jede Hoffnung auf eine friedliche Lösung vernichtete. Die Tochter eines Spielhalters würde der alte Graf Hajnal niemals als Schwiegertochter anerkennen. Sie hatte das tiefste und innigste Mitleid mit ihrem unglücklichen Vater, den sie retten mußte, wenn sie nicht auf ihr eigenes Glück verzichten wollte. Sie erklärte sich bereit, mit dem Geliebten nach England zu fliehen, sobald Hajnal in die Lage kam, die Zukunft ihres Vaters sicherzustellen. Eine Versöhnung mit dem alten Grafen erschien ihr nur denkbar, wenn ihr Vater sein übles Geschäft aufgab und sein früheres Edelmannsleben wieder aufnahm. Hajnal erschrak, als Grete diese Forderung, von der sie unter keinen Umständen ablassen wollte, an ihn richtete. Er versuchte, ihr zu erklären, daß die Stellung des Rittmeisters von Löcknitz, besonders nach der Eröffnung des neuen Klubs, durchaus ehrenhaft war, aber Grete ließ sich nicht überzeugen. Er mußte sich dazu verstehen, das Geld für den Vater bereitzustellen, und versprach, alles zu tun, was in seiner Macht lag. Er unterließ es nicht, auf die Schwierigkeiten hinzuweisen, die ihm das Herbeischaffen einer großen Summe bereitete, aber er hoffte bestimmt, daß es ihm mit Hilfe von Geldvermittlern gelingen würde. Die Sache dauerte länger, als Grete erwartet hatte, aber gestern war Hajnal freudestrahlend erschienen und hatte ihr die Fahrkarte nach Vlissingen mitgebracht. Das Geld für den Vater lag bereit.

Und nun schritt Grete Löcknitz über den Bahnsteig und erwartete den Geliebten. Den Widerwillen gegen die eilige Trauung in England hatte sie überwunden, weil sie fest entschlossen war, nicht früher Hajnals Frau zu werden, bevor sie nicht auf einem preußischen Standesamt ehelich verbunden würden. Die englische Trauung sollte nur Waffe und Zwang bedeuten.

Grete ärgerte sich ein wenig, daß Hajnal so unpünktlich war. Er müßte nicht erst im letzten Augenblick kommen. Ihr Ärger wich einer dumpfen Unruhe, als nur mehr fünf Minuten zum Abgang des Zuges fehlten. Es war doch kein Mißverständnis möglich? Acht Uhr zwanzig auf dem Bahnhof Zoologischer Garten. Sie wurde so unsicher, daß sie an einen Bahnbediensteten herantrat und fragte, ob dies der Bahnhof Zoologischer Garten wäre. „Jawohl", antwortete der Mann und lächelte.

Der Zug wurde sichtbar. Hajnal kam nicht. Grete fühlte, wie ihre Knie zu zittern begannen. Was war geschehen?

Der Zug fuhr ein. Grete las deutlich die Tafeln: „Berlin—Vlissingen". Hajnal war offenbar ein Unglück zugestoßen. Tränen verdunkelten ihre Augen.

Der Zug setzte sich wieder in Bewegung und entschwand. Wie ein Traum war dies alles.

Grete setzte sich auf eine Bank und starrte mit irren Augen auf die leeren, glitzernden Schienen. Dann kamen andere Züge, aber keiner fuhr mehr nach Vlissingen. Vielleicht hatte Hajnal nur verschlafen. Es war immerhin möglich. Sie wartete noch eine ganze Stunde. Dann stand sie auf und ging zum Ausgang. Nun kam er nicht mehr, sie wußte es genau. Der Mann, dem sie ihre Fahrkarte nach Vlissingen abgab, sprach etwas zu ihr, aber sie verstand ihn nicht und ging eiligst die Treppe hinab.

Sie stieg in ein Auto und fuhr nach dem Hotel, in dem Hajnal wohnte. „Ist Graf Hajnal zu Haus?"

„Graf Hajnal ist heute früh abgereist", antwortete der Pförtner.

Grete blickte ihn verständnislos an und entfernte sich. Er war abgereist. Wohin? Warum war er nicht auf den Bahnhof gekommen? Er lebte und hatte sie dennoch im Stich gelassen? Sie hätte alles begriffen, wenn Hajnal tot gewesen wäre.

Sie schritt unschlüssig vor dem Gasthof auf und ab. Was sollte sie tun? Dann kam ihr ein rettender Gedanke. Sie mußte zu ihrem Vater. Er konnte vielleicht das Rätsel lösen. Sie

wußte durch Hajnal, wo ihr Vater wohnte, und fuhr nach Schöneberg.

Der Rittmeister verschloß eben seinen Koffer, als er das Klopfen an der Tür hörte. Er öffnete und brachte keinen Laut über die Lippen. Wie ein Gespenst stand seine Tochter vor ihm, die er seit einem Jahr nicht mehr gesehen hatte.

„Guten Morgen, Vater."

Er konnte noch immer nicht sprechen und zog sie an sich und hielt sie fest umklammert. Sie machte sich langsam frei und blickte im Zimmer umher, als wollte sie den Geliebten hier suchen. „Was ist denn geschehen, Grete?" fragte er endlich mit zitternder Stimme.

„Nichts, Vater. Du kannst ganz beruhigt sein."

„Was bedeutet diese Handtasche?"

„Das will ich dir später erklären. Du mußt mir zuvor eine einzige Frage beantworten, Vater."

„Ja, mein Kind."

„Wo ist Graf Hajnal, Vater?"

Er taumelte zurück, als wäre ein Messer in seine Brust gestoßen worden. In diesem Augenblick fühlte er voll Grauen, daß zwischen Hajnal und seiner Tochter eine Verbindung bestand, und er hob die Arme, wie wenn er einen tödlichen Schlag abwehren wollte. „Wo ist Graf Hajnal, Vater?" wiederholte die Tochter.

Dem Rittmeister schien es, als fragte jemand: Wo ist dein Bruder Abel? Er ließ die Arme sinken und schaute zu Boden. „Wie kommst du zu Graf Hajnal?" flüsterte er in atemloser Angst.

„Das will ich dir alles später erklären, Vater. Lebt Graf Hajnal?"

„Er lebt."

„Wo ist er?"

„Er ist abgereist."

„Wohin?"

„Nach Karlsbad."

„Weißt du das bestimmt, Vater?"

„Ich habe ihn zur Bahn gebracht."

Sie blickte in sein Gesicht und versuchte darin zu lesen. „Warum hast du ihn zur Bahn gebracht?"

„Das kann ich dir nicht sagen, Grete."

„So. Das kannst du mir nicht sagen." Sie stellte die Handtasche auf den Tisch und setzte sich langsam nieder. Eine qualvolle Furcht vor der Wahrheit zitterte in ihrem Herzen.

„Willst du mir nicht erklären, Grete —"

Sie unterbrach ihn. „Ja, Vater. Wir sind seit zwei Jahren verlobt, Hajnal und ich. Heute morgen wollten wir nach England fahren, um uns dort trauen zu lassen."

„Das ist nicht wahr", schrie der Rittmeister. Sein Gesicht zog sich wie in einem Krampf zusammen.

„Es ist wahr, Vater."

Er packte sie beim Arm und fragte drohend: „Warum erzähltest du mir nichts davon?"

„Ich konnte nicht, Vater."

„Und warum wolltet ihr nach England fahren?"

„Es ging nicht anders, Vater."

„Warum ging es nicht anders?"

„Weil Hajnals Vater die Einwilligung zu unserer Heirat verweigerte."

Er ließ ihren Arm los und fragte gebrochen: „Meinetwegen, nicht wahr?"

Sie vermochte nicht zu lügen und nickte stumm. Er setzte sich auf den Koffer und stammelte in hoffnungsloser Verzweiflung: „Das wollte ich nicht. Dies alles wollte ich nicht."

Sie trat zu ihm und schlang ihre Arme um seinen Hals. „Ich weiß es, Vater."

Er wiederholte unablässig: „Das wollte ich nicht. Ich bin ein elender und verworfener Mensch, aber das wollte ich nicht. Du darfst mir glauben, Grete. Du sollst mir nicht verzeihen, nur glauben mußt du mir, daß ich das nicht gewollt habe."

„Sprich nicht so, Vater", flehte sie erschüttert und hielt ihm den Mund zu. „Du trägst keine Schuld an dem allen. Niemand ist schuldig."

Er machte sich frei und stand auf. „Was soll ich jetzt tun, Grete? Sprich. Ich mache alles, was du willst."

„Du mußt mir zuvor sagen, warum du Hajnal zur Bahn gebracht hast."

„Muß ich es sagen?" fragte er gequält.

„Du mußt, Vater."

„Graf Hajnal hat im Klub mit falschen Karten gespielt."

„Du lügst", rief sie außer sich.

„Ich lüge nicht", sagte er kleinlaut.

Mit einemmal begriff sie, daß er falsch gespielt hatte, um das Geld herbeizuschaffen, das sie für ihren Vater verlangt hatte. Hilflos wie ein verwundetes Tier stand sie da und flüsterte klagend: „Armer Dénes! Armer Dénes!"

Er wagte nicht, ihr ein Wort des Trostes zu sagen.

„Weißt du, warum Hajnal falsch gespielt hat?"

„Ich weiß es nicht."

Um deinetwillen, wollte sie ihm zuschreien, aber sie bezwang sich. „Vielleicht wirst du es später einmal erfahren. Warst du hart gegen ihn, Vater?"

„Ich glaube nicht hart gewesen zu sein", antwortete er voll Reue und dachte an das verzweifelte Gesicht des jungen Menschen.

„Weiß jemand außer dir von dem Falschspiel?"

„Nein", sagte der Rittmeister und war unsicher, ob er die Wahrheit sprach oder log, denn es war möglich, daß Dunkelbaum den Falschspieler kannte.

„Er ist zuverlässig nach Karlsbad gereist?"

„Ja."

„Glaubst du, daß er sich ein Leid antun wird?"

„Nein!" schrie der Vater entsetzt und wagte nicht, diesen Gedanken zu Ende zu denken.

Grete schritt durch das Zimmer und überlegte. Dann blieb sie vor dem Vater stehen und erklärte sehr bestimmt: „Wir müssen ihm nachfahren."

„Was soll das helfen?" fragte er zweifelnd.

„Wir müssen mit ihm sprechen, sonst ist alles verloren. Wenn er verreisen konnte, ohne mich zu benachrichtigen, fürchte ich das Schlimmste. Ich kenne Hajnal besser als du, Vater. Er überlebt diese Schmach nicht."

„Wir werden ihm schreiben oder telegraphieren."

„Wir müssen mit ihm sprechen, bevor er den Kampf aufgibt. Wenn wir ihn lebend finden, kann noch alles gut werden."

„Wir werden ihn finden", rief er leidenschaftlich.

„Hoffentlich", erwiderte sie mit einer Ruhe, die dem Rittmeister unheimlich war. „Wenn es uns gelingen sollte, ihn zu finden, dann wirst du uns nach England begleiten. Willst du das tun, Vater?"

„Ich will alles tun, Grete."

Sie ergriff seine Hand und küßte sie dankbar. „Wann können wir fahren, Vater?"

Er sah im Kursbuch nach und entgegnete: „Abends. Früher ist es nicht möglich."

„So spät", sagte sie leise und erschauerte.

„Wir könnten ihm telegraphieren, daß er uns morgen früh in Karlsbad erwarten solle."

Sie schüttelte den Kopf. „Dann würde er fliehen."

„Warum sollte er fliehen, wenn du kommst?"

„Weil er sich vor mir schämt, Vater. Der Gedanke, daß ich um sein Unglück weiß, ist für ihn unerträglich. Du darfst nicht vergessen, daß Dénes Hajnal ein Edelmann ist, auch wenn er in deinem Klub mit falschen Karten gespielt hat."

Jedes Wort traf ihn wie ein vergifteter Pfeil. „Wir wollen abends reisen. Mehr kann ich nicht tun", sagte er demütig.

„Wenn es nur schon Abend wäre!" flüsterte sie und setzte sich still auf einen Sessel.

„Du mußt deiner Mutter schreiben, sonst ängstigt sie sich."

„Mutter ist nicht in Berlin."

„Wo ist sie?"

„Sie ist zu Besuch bei der Garsedow auf ihrem Gut. Wenn ich nicht irre, soll eine neue Kapelle eingeweiht werden."

„Du warst allein zu Haus?"

„Ich bin oft allein, Vater."

Trotzdem solltest du schreiben, Grete. Wir wissen nicht, wie lange wir wegbleiben."

„Ich kann ja schreiben, wenn du darauf bestehst", antwortete sie gleichgültig. „Ich hätte ihr nichts zu sagen."

„Du darfst nicht so über deine Mutter sprechen."

„Doch. Ich darf, Vater", rief sie erregt und hatte zornige Augen. „Ich sagte vorhin, daß niemand schuldig wäre. Ich habe gelogen. Mutter ist an alldem schuldig. Sie allein, sonst kein Mensch auf der Welt."

Mein Blut fließt in ihren Adern, dachte der Rittmeister und blickte voll Kummer auf seine Tochter. Sie wird ein glückloses Leben haben.

Sie schrieb einige Zeilen und meinte, nachdem sie geendet hatte: „Es wäre gut, wenn du meine Angaben bestätigtest, sonst glaubt mir Mutter nicht."

Er dachte lange nach, bis er die richtigen Worte fand: „Ich begleite Grete. Die Reise ist notwendig und unaufschiebbar. Aufklärung folgt. Löcknitz."

Es schlug Mittag, und der Rittmeister erinnerte sich, daß ihn um diese Stunde Lisa erwartete, um nach Fanö zu fahren. Er schickte einen Boten mit einem Brief zu ihr, in dem er mitteilte, daß die Fahrt vorläufig unmöglich geworden wäre, da er in einer wichtigen Angelegenheit verreisen müßte. Erst viel später schien es ihm, als wäre der Ton seines Schreibens allzu kühl und lieblos gewesen.

Sobald Löcknitz und seine Tochter am nächsten Morgen in Karlsbad eingetroffen waren, begaben sie sich zum Meldeamt, um die Wohnung Hajnals zu erfahren. Es stellte sich heraus,

daß Graf Hajnal nicht anwesend war. Keinesfalls war er bis zur Stunde angemeldet worden. Der sehr freundliche Beamte riet, nachmittags nochmals nachzufragen.

„Ich ahnte es," sagte Grete, „daß wir Hajnal hier nicht treffen würden. Er wird unterwegs ausgestiegen und irgend woandershin gefahren sein."

Löcknitz schwieg, auf das tiefste beunruhigt.

„Vielleicht ist er in seine Heimat gereist."

„Das glaube ich nicht, Grete. Er erklärte ausdrücklich, daß er vorläufig nicht nach Haus fahren wollte. Wenn du es aber für richtig hältst, können wir nach Hajnal-Ujfalu, oder wie das Nest heißt, telegraphieren."

„Das hilft uns nichts, Vater, denn wir würden in keinem Fall eine Antwort erhalten."

„Was sollen wir also tun?"

„Ich weiß es nicht, Vater."

Sie verbrachten zwei trostlose Tage in Karlsbad. Am Morgen des dritten Tages entdeckte der Rittmeister in der Fremdenliste einer Wiener Zeitung den Namen Hajnals. „Er ist in Wien", rief er voll Freude und zeigte seiner Tochter das Blatt. „Wir müssen sofort abreisen."

Während der ganzen Fahrt war Löcknitz in sehr zuversichtlicher Stimmung, obwohl Grete seine Hoffnungen nicht teilte.

„Ich will mich noch nicht freuen", sagte sie abwehrend, „sonst ist die Enttäuschung um so größer."

Sie beschlossen, in Wien angekommen, in demselben Hotel abzusteigen, in dem Hajnal wohnte. Als der Rittmeister, nicht ohne Herzklopfen, den Pförtner fragte, ob Graf Hajnal zu Haus wäre, merkte er deutlich, wie schwach seine Hoffnung war.

„Graf Hajnal ist schon abgereist."

„Wann?" fragte Löcknitz bestürzt und schluckte schwer.

„Vorgestern früh. Der Herr Graf war nur eine Nacht hier."

„Wissen Sie vielleicht, wohin er gefahren ist?"

„Der Herr Graf sagte nichts."

„Wissen Sie auch nicht, zu welchem Bahnhof er gefahren ist?"

„Nein. Der Herr Graf stieg nämlich in einen Fiaker, der eben neue Gäste gebracht hatte, so daß ich nicht hörte, welches Ziel der Herr Graf dem Kutscher angab."

„Kennen Sie den Kutscher?"

„Leider nicht."

Der Rittmeister forschte nicht weiter und verlangte zwei Zimmer. Ein kleiner Kellnerjunge, der der Unterredung zugehört hatte, trug das Handgepäck und sagte zögernd, bevor

er das Zimmer verließ: „I bitt' schön, i waß, mit wem der Herr Graf g'fahrn is."

„Mit wem denn?" fragte Grete und folgte sehnsüchtig der neuen Spur.

„Mit'm Draxler Schani, bitt' schön, der was sein'n Standplatz in der Maximilianstraßen hat."

„Kannst du mich zu diesem Schani hinführen?" erkundigte sich Löcknitz.

„Dös kann i schon, gnä' Herr, wenn's der Herr Portier erlaubt."

Eine halbe Stunde später gingen sie, von dem Jungen geführt, zum Standplatz in der Maximilianstraße. Der Draxler Schani, ein freundlicher Herr mit einem kupferfarbigen Gesicht, saß an einem Tischchen vor einem kleinen Wirtshaus und trank mit schnalzendem Behagen sein Viertel Wein. Als er die Fremden erblickte, ließ er gewohnheitsmäßig seinen Lockruf ertönen: „Fah'r m'r, Eur Gnadn?", ohne aber seine überaus bequeme Stellung irgendwie zu verändern. Der Rittmeister erkundigte sich höflich nach dem Fahrgast von vorgestern früh.

„O mei! Dös soll i heut no wissen?"

Löcknitz unterstützte sein Gedächtnis, indem er eine Zehnkronennote auf das Tischchen legte.

„Dank schön, gnä' Herr. Lassen's mi a bissel nachdenken. Vorgestern in der Fruah sag'n S'? Aha, i erinner' mi schon. So a großer, blasser Mensch is's g'wes'n. I hab' m'r no' denkt: Na, der hat sauber draht!"

„Wohin sind Sie mit dem Herrn gefahren?"

„Ja, wohin? Das is ja der Herr Teifel! Wenns mi' derschlag'n, gnä' Herr, waß i net, wohin i den Herrn g'führt hab'. I war nämli' a bissel übernächtig, wie man so sagt."

„Sind Sie nicht zu einem Bahnhof gefahren?"

„Dös stimmt, gnä' Herr", rief der Draxler Schani und schnalzte mit den Fingern, daß seine Pferde die Ohren spitzten. „I bin zu an Bahnhof g'fahr'n."

„Zu welchem Bahnhof?"

Der Fiaker dachte nach. Seine Stirnadern schwollen infolge der Anstrengung bedrohlich an. „Es kann der Südbahnhof gewesen sein", erklärte er, geheimnisvoll wie das Delphische Orakel, „oder aber auch der Ostbahnhof. Die zwa lieg'n nämli' glei nebeneinander. Aner von die zwa muß g'wes'n san, aber welcherner, dös waß i net mehr. I war nämli' übernächtig, gnä' Herr, wie man so sagt."

Löcknitz dankte für die wertvollen Auskünfte des übernächtigen Kutschers und kehrte mit Grete in den Gasthof zurück. Nachdem sie die Fahrpläne studiert hatten, wurde es ihnen klar, daß Hajnal in seine Heimat nach Ungarn gereist war.

„Hältst du es für richtig, daß wir ihm nachfahren?" fragte der Rittmeister.

„Willst du mir wirklich dieses Opfer bringen, Vater?"

„Es ist kein Opfer für mich."

„Und wenn uns der alte Hajnal nicht empfängt?"

„Dich wird er empfangen", erklärte Löcknitz zuversichtlich. „Auf mich kommt es nicht an."

„Ich könnte es nicht ertragen, wenn dich jemand beleidigte, Vater."

„Man wird mich nicht beleidigen."

Er selber drängte jetzt zur Fahrt. Es war nicht leicht, ausfindig zu machen, wo Hajnal-Ujfalu lag, und welche Wege dorthin führten. Der Pförtner und der Geschäftsführer des Hotels standen der Frage ratlos gegenüber. Ein alter Dienstmann, der aus Csoka in Ungarn stammte, konnte endlich Auskunft geben, wie man nach Hajnal-Ujfalu kam.

Die Reise war lang und anstrengend. Sie kamen abends in Budapest an und beschlossen, die Nacht durchzufahren, da die Hitze des Tages kaum erträglich war. Am frühen Morgen trafen sie in Nagy-Kikinda ein, von wo aus sie eine Kleinbahn benutzen mußten. Bei der Station, die ihnen der Dienstmann bezeichnet hatte, stiegen sie aus und standen auf einem schattenlosen Platz, von ungeahnten Sonnengluten überströmt. Dem Bahnhof gegenüber lag ein kleines Wirtshaus, in das sie eintraten, um sich zu erkundigen, wie man nach Hajnal-Ujfalu gelangte. Alle Leute waren sehr freundlich und bemühten sich, ihre Wünsche zu erfüllen, aber niemand der Anwesenden verstand Deutsch. Der einzige Mensch im Umkreis, der Deutsch sprach, war der jüdische Kaufmann des Ortes, und dieser gute Mann war gestern abend nach Temesvar gefahren.

Nach langen vergeblichen Anstrengungen wußte es Löcknitz dem Wirt begreiflich zu machen, was er wünschte. Er zeichnete nämlich auf ein Blatt Papier einen Wagen mit zwei Pferden, denen ein Pfeil mit der Richtung nach Hajnal-Ujfalu vorauslief. Der Wirt lächelte glückselig, als er das Verlangen des hochgeehrten Herrn erraten hatte, und lief sofort in den Stall. Alle Anwesenden atmeten erleichtert auf.

Eine halbe Stunde später stand ein kleiner Wagen, bespannt mit zwei feurigen Juckern, vor der Tür des Wirtshauses. Ein

junger, brauner Burſch, in der weißen Bunda, den runden, bändergeſchmückten Hut auf dem Kopf, grüßte vom Bock herab. Das ganze Dorf hatte ſich inzwiſchen vor dem Haus verſammelt und winkte den Abfahrenden freundlich nach.

Sie fuhren drei Stunden lang durch eine ſchweigende Ebene, über der eine ungeheure Helle lag. Die Luft zitterte vor Hitze. Die ganze unermeßliche Ebene ſchien zu dampfen. Dann kamen ſie zur Theiß, die braun und träg durch ein grünes Schilfmeer floß. Beim Herannahen des Wagens flogen Schwärme von Waſſerſchwalben und Reihern auf und flüchteten zum andern Ufer.

Endlich nahm ſie eine ſtaubige Akazienallee auf, die dünnen Schatten gab. Am Ende der Allee erhob ſich ein großes, graues Kaſtell mit einer ſäulengeſtützten Veranda, die mit Wein dicht umſponnen war.

Dies war Hajnal-Ujfalu.

XXXI

Ein Heiduck kam aus dem Haus und half Löcknitz und ſeiner Tochter beim Ausſteigen. Er führte ſie mit großer Ehrerbietung in die Halle, die kühl und dämmerig war.

Der Rittmeiſter gab dem Diener ihre Karten und wagte nicht, ſich niederzuſetzen. Eine unerklärliche Aufregung hatte ſich ſeiner bemächtigt. Die Stille dieſer Halle bedrückte ſein Herz.

„Wir kommen zu ſpät", ſagte Grete leiſe und ergab ſich in ihr Schickſal.

„Wie kannſt du das ſagen!" rief er angſtvoll.

„Ich fühle es, Vater."

Ein kleiner, magerer Mann mit einem grauen Schnurrbart kam mit eiligen Schritten in die Halle und ſagte ſehr gütig in fremdklingendem Deutſch: „Seien Sie mir herzlich willkommen." Er ſtreckte dem Rittmeiſter die Hand entgegen, die dieſer nur zögernd und verlegen nahm.

„Ich habe dieſen freundlichen Empfang nicht verdient, Herr Graf", ſagte Löcknitz mit unſicherer Stimme.

„Ich freue mich, Sie kennen zu lernen, Herr von Löcknitz", antwortete Graf Hajnal und ſchnitt alle weiteren Erklärungen ab. „Ihr Fräulein Tochter, nicht wahr?"

Er küßte ihre Hand und ſagte faſt zärtlich: „Ich begrüße Sie in meinem Haus, gnädiges Fräulein." Er betrachtete ſie lange Zeit und ſchien alles andere vergeſſen zu haben.

„Entschuldigen Sie gütigst, Herr Graf," begann der Rittmeister, „daß wir ohne weiteres bei Ihnen eingedrungen sind. Die Sorge treibt uns her."

„Wo ist Dénes, Herr Graf?" fragte Grete und versuchte in dem Gesicht des alten Mannes zu lesen.

„Dénes ist hier, mein gnädiges Fräulein." Seine Miene war ruhig und gefaßt.

„Kann ich ihn sehen?"

„Er ist leider krank und liegt zu Bett, mein gnädiges Fräulein."

Sie wankte ein wenig und hielt sich an einem Sessel fest.

„Wir wollen ihn erst vorbereiten, daß Sie da sind, mein gnädiges Fräulein."

Sie schüttelte nur den Kopf und konnte nichts erwidern. Tränen stürzten aus ihren Augen. „Bitte, beruhigen Sie sich, gnädiges Fräulein", sagte der Graf und nahm ihre Hand und streichelte sie.

„Kann ich vielleicht Graf Hajnal sehen?" fragte der Rittmeister und bemühte sich, seine Aufregung zu verbergen.

„Gewiß, Herr von Löcknitz. Vielleicht hat das gnädige Fräulein die Güte, inzwischen ihr Zimmer aufzusuchen und sich von der anstrengenden Fahrt ein wenig zu erholen." Er läutete und gab dem eintretenden Heiducken einen Auftrag. „Ich hoffe zuversichtlich, daß Sie wenigstens einige Tage meine Gäste bleiben werden."

Ein junges Kammermädchen kam in die Halle und knixte.

„Wir holen Sie, gnädiges Fräulein, in einer Stunde oder in einer halben Stunde, wenn Sie wünschen, zu Dénes."

Grete setzte ihm keinen Widerstand entgegen und nahm schweigend seinen Arm. Löcknitz blieb allein in der Halle und starrte mit leeren Augen in das Nichts. Sein Gehirn war dumpf und schläfrig. Der Diener brachte Wein und Zigaretten.

Der alte Graf kehrte zurück und bat: „Bitte, trinken Sie ein Glas Wein, Herr von Löcknitz, und rauchen Sie."

„Ich kann nicht, Herr Graf."

„Ich bitte Sie darum, Herr von Löcknitz." Er schenkte dem Gast ein und zwang ihn, zu trinken. Dann gab er ihm Feuer und zündete sich selber eine Zigarette an.

„Wir wollen doch zu Graf Hajnal."

„Sogleich, Herr von Löcknitz, bis wir die Zigaretten ausgeraucht haben. Es ist heiß bei uns, nicht wahr?"

Er hielt mit Zähigkeit ein gleichgültiges Gespräch im Gang. Dann löschte er sehr umständlich seine Zigarette aus und sagte

mit sanfter Stimme: „Sie dürfen nicht erschrecken, Herr von Löcknitz, wenn Sie Dénes sehen."

Der Rittmeister versuchte sich zu erheben, aber seine Beine versagten den Dienst.

„Dénes ist tot, Herr von Löcknitz."

Es war dem Rittmeister, als hörte er sich schreien, aber kein Laut kam über seine Lippen. Er blickte voll Entsetzen in das gleichmütige Gesicht des alten Mannes, das gegen irdisches Leiden unempfindlich zu sein schien, und vermochte diese Selbstüberwindung nicht zu begreifen.

„Er ist gestern abends auf der Jagd verunglückt. Der Leibjäger, der ihn begleitete, kann es bezeugen. Wir wollen daran festhalten, Herr von Löcknitz."

„Wie soll man das überleben!" stöhnte der Rittmeister und bedeckte sein Gesicht mit den Händen.

„Man erträgt alles, Herr von Löcknitz. Das menschliche Herz ist geduldig wie nur Gott selber."

„Kann ich Dénes sehen?"

Graf Hajnal stand auf und geleitete seinen Gast in den großen Saal, der im ersten Stock lag. Inmitten des hohen, verdunkelten Raumes war Dénes aufgebahrt. Eine breite seidene Binde verdeckte seine Stirn. Das Gesicht war unversöhnt und verbittert. Es zeigte denselben verzweifelten Ausdruck, den Löcknitz auf dem Anhalter Bahnhof bei der Abfahrt gesehen hatte. Der Rittmeister betrachtete mit brennenden Augen den Toten. Er konnte nicht weinen. Seine Tränen erfroren im Gehirn. „Es ist meine Schuld", sagte er schmerzverzerrt.

„Und die meine", erklärte Graf Hajnal. „Wir sind arme Menschen, die nicht wissen, was sie tun. Der Herr sei uns gnädig."

Löcknitz beugte sich über den Toten und küßte seine Hand.

„Wir müssen zu Ihrer Tochter", mahnte der alte Mann.

Sie verließen den Saal und gingen zu dem Zimmer, in dem Grete war. Der Rittmeister blieb vor der Tür stehen und flüsterte angstvoll: „Ich kann nicht!"

Grete kam ihnen entgegen, als sie eintraten. Ihr Gesicht war starr und fahl. „Dénes ist tot. Ich weiß es. Das Mädchen erzählte es mir. Ich möchte ihn sehen."

„Ich bitte dich, Grete!" flehte Löcknitz und wollte sie zurückhalten.

„Ich habe ein Recht darauf. Ich bin seine Braut."

Graf Hajnal reichte ihr seinen Arm und sagte: „Kommen Sie, meine Tochter."

Der Rittmeister folgte ihnen nicht. Er verließ das Haus und ging mit schwankenden Schritten dem Park entgegen, der das Kastell gegen die Theiß abschloß. Friedhofsstille lagerte über den Wegen, die kunstvoll verschlungen durcheinanderliefen. Die Hitze war erdrückend, aber der Mann, der ruhelos wanderte, litt nicht darunter. Ihn fror.

Die Gräfin begrüßte ihre Gäste erst beim Abendessen. Als sie erschien, zuckten Löcknitz und seine Tochter zusammen. Sie war eine große, stattliche Frau und hatte das Gesicht des toten Sohnes. Als sie die Braut des Verstorbenen umarmte, war sie unfähig, ein Wort zu sprechen, aber sie hielt sich aufrecht. Während des ganzen Abends blieb sie ruhig und gelassen. Nur ihre dunklen Augen fieberten. Sie verstand nicht Deutsch, man mußte, solange sie anwesend war, Französisch sprechen. Es redete aber niemand außer dem alten Grafen, der belanglose Geschichten von der Jagd und von Pferden erzählte.

Am nächsten Tag wurde der junge Graf Hajnal beerdigt. Eine unübersehbare Schar von Trauergästen war vom frühen Morgen an in Hajnal-Ujfalu eingetroffen. Grete Löcknitz schritt hinter dem Sarg zwischen den Eltern des Toten. Der Rittmeister folgte weiter rückwärts, inmitten von fremden Edelleuten, die schwere Pelzgewänder trugen, obwohl die Sonne lotrecht vom wolkenlosen Himmel brannte. Er hatte das Bedürfnis, sich zu verstecken und zu verkriechen. Barhäuptig schlich der Zug durch die schattenlose Ebene. Die Zigeuner spielten Rákoczi szomorú, den traurigen Rákoczi. Wie merkwürdig, dachte Löcknitz, daß Zigeuner auch Trauermärsche spielten. Man kannte doch nur Zigeuner, die schmachtende Walzer und tolle Csárdas herunterfiedelten, während Pfropfen knallten und schöne Frauen lachten. Die ergreifenden Trauertöne zitterten durch die Luft.

Beim Grab sprach ein alter Pfarrer. Der Schweiß rann in Strömen über sein rotes Gesicht. Nach dem Geistlichen redete ein silberhaariger Magnat und rührte die Anwesenden zu Tränen, als er von der Jugend und Schönheit, von der Güte und Ritterlichkeit des Hajnal Dénes erzählte. Es war dem Rittmeister, als könnte er jedes Wort der fremden Sprache verstehen. Wie ein Mörder stand er hier, verdammt und ausgestoßen.

Der alte Graf trat zu dem Grab und sandte dem Sohn drei Schollen seiner Heimatserde als letzten Gruß nach. „Leb' wohl, mein lieber Dénes", sagte er mit klarer, deutlicher Stimme und hatte keine Träne im Auge.

Ein wildes Aufschluchzen ging durch die Menge.

Auf dem Heimweg spielten die Zigeuner fröhliche Weisen, aber es wollte nicht recht klingen. Es schien, als wären die Saiten noch von Traurigkeit und Wehmut getränkt.

In der Halle des Kastells erwartete die Gäste der Leichenschmaus, der bis spät in den Abend hinein dauerte. Es war eine stille und beherrschte Tafelrunde, die es mit vollendetem Zartgefühl verstand, den großen Schmerz der Stunde zu schonen. Grete Löcknitz wurde zum Mittelpunkt der Gesellschaft. Jeder einzelne bemühte sich, der jungen, wunderschönen Braut des Toten ein freundliches Wort zu sagen und seine Verehrung zu bezeigen. Der alte Graf übersetzte unermüdlich die überströmenden Huldigungen. Der Rittmeister saß in dumpfer Betäubung an diesem Tisch und hatte schwere, müde Augenlider. Er war welk und verfallen. Er wußte: Nun war alles vorbei.

Am Morgen des folgenden Tages ließ ihn Graf Hajnal zu einer Unterredung bitten. „Herr von Löcknitz," sagte er, „es ist mir ein Herzensbedürfnis, Ihnen dafür zu danken, daß Sie mit Ihrer Tochter den Weg zu uns gefunden haben."

„Ich hätte früher kommen müssen, Graf Hajnal."

Der alte Mann wehrte ab. „Wir wollen die Toten ruhen lassen, Herr von Löcknitz. Man muß den Lebenden helfen. Ich habe eine große Bitte an Sie."

„Ich habe nicht das Recht, Ihnen irgend etwas abzuschlagen, Graf Hajnal."

„Es handelt sich um Ihre Tochter, Herr von Löcknitz."

Der Rittmeister erriet sofort, was der Mann von ihm wollte.

„Lassen Sie uns Ihre Tochter hier. Wenigstens für eine Zeitlang. Wir sind einsame Leute geworden, meine Frau und ich. Wir lieben Ihre Tochter wie unser eigenes Kind. Sie wird hier ein Heim und vielleicht eine Heimat finden."

„Wie denkt meine Tochter darüber?" fragte der Rittmeister beklommen.

„Sie teilt unseren Wunsch, Herr von Löcknitz, und bat mich, Ihre Erlaubnis zu erwirken."

„Ich maße mir nicht mehr an, über andere Menschen, und wäre es meine eigene Tochter, Entscheidungen zu treffen. Wenn sie hierbleiben will, habe ich nichts dagegen. Ob meine Frau damit einverstanden sein wird, ist eine Frage, die ich nicht lösen kann."

„Ich danke Ihnen, Herr von Löcknitz", sagte Hajnal voll Wärme und drückte ihm die Hand.

Der Rittmeister ging in den Park und traf seine Tochter. Eine schmerzliche Eifersucht erfüllte sein Herz. „Du willst hierbleiben, Grete?"

„Ja, Vater."

„Es tut mir weh, dich zu verlieren."

„Du verlierst mich nicht, Vater. Es macht nichts aus, daß ich hier bin und du in Berlin. Wir haben uns ein ganzes Jahr lang nicht gesehen, obwohl wir in derselben Stadt gelebt haben."

„Verzeih' mir, wenn du kannst", bat er schuldbewußt.

„Liebte ich dich deswegen weniger, Vater? Im Gegenteil, du warst mir immer mehr als alle andern Menschen." Sie stand nachdenklich da und sagte leise: „Ich liebte dich sogar mehr als Dénes. Das war meine größte Schuld. Daran ist er gestorben."

„Was willst du hier beginnen?" fragte er gequält.

„Ich werde bei Dénes sein."

„Und das soll deine Zukunft sein?"

„Gott, Zukunft! Wir haben kein Glück, Vater."

Am nächsten Morgen reiste der Rittmeister ab. Seine Tochter begleitete ihn ein Stück des Weges durch die Akazienallee. Sie gingen schweigend nebeneinander, Hand in Hand, und wußten sich nichts zu sagen. Eine trostlose Traurigkeit zitterte in ihren Herzen. Endlich blieb der Vater stehen und sagte: „Du mußt jetzt zurückgehen, Grete."

„Noch ein Stückchen, Vater", bat sie und ließ seine Hand nicht los. Sie marschierten weiter.

„Was wird nun mit dir, Vater?"

Er zuckte die Achseln. „Mit mir ist es aus."

„Sag' das nicht!" schrie sie auf in Todesangst.

Er beruhigte sie. „Könntest du nicht auch hierbleiben, Vater?"

Er schüttelte den Kopf. „Die Fremde ist bitter, wenn man alt ist."

Sie waren bis zum Ende der Akazienallee gekommen. „Jetzt mußt du aber wirklich zurückgehen, Grete", sagte er mit tonloser Stimme.

„Ja, Vater."

Der Wagen hielt.

„Leb' wohl, Gretel. Bleib gesund." Ein Schluchzen stieg in seiner Kehle auf.

„Schreib mir, Vater. Und komm' bald wieder. Vergiß nicht, daß ich dich schrecklich liebhabe."

Sie küßten sich und konnten nicht voneinander lassen.

Der Rittmeister riß sich los und stieg in den Wagen.

„Leb' wohl, Vater. Auf Wiedersehen!"

Die Pferde stürmten davon.

Grete Löcknitz lehnte an dem letzten Baum der Allee und sah dem Wagen nach, der in einer dichten Staubwolke entschwand.

XXXII

Als Löcknitz nach Berlin zurückkam und seine Wohnung betrat, schien es ihm, als wären viele Jahre vergangen, seitdem er das letztemal hier gewesen war. Ein fremdes Gesicht blickte ihm aus dem Spiegel entgegen. Dieser Mann mit spitzem Kinn, mit eingefallenen Wangen, mit Furchen an den Schläfen und mit ergrauenden Haaren hatte nichts Gemeinsames mit dem berühmten Rennreiter Albrecht Löcknitz. Er pfiff das Signal: Jagd vorbei! und kehrte dem Mann im Spiegel verächtlich den Rücken.

Er öffnete die Briefe, die sich auf seinem Schreibtisch angesammelt hatten, und hörte noch einmal die Stimme des jungen Grafen Dénes Hajnal, der aus dem Grab zu ihm sprach. Die Bank teilte dem Rittmeister mit, daß für ihn hunderttausend Mark von Graf Hajnal eingezahlt worden wären. Einige Tage später waren von Wien aus weitere zwanzigtausend Mark geschickt worden.

Jetzt wußte Löcknitz, warum Hajnal falsch gespielt hatte. Es war ihm, als risse sein Herz entzwei. Die Schuld wuchs ins Riesengroße, war schwerer, als ein Mensch ertragen konnte.

Der Rittmeister überlebte diese Stunde. Er war zu stolz, um davonzulaufen und den Tod als wohlfeilen Erlöser herbeizurufen. Er wollte seinen Weg bis zu Ende gehen. Nun hatte das Leben für ihn keine Drohungen und Gefahren mehr.

Als er abends in den Klub kam, erschrak Stöckel über sein Aussehen. „Sind Sie krank, Herr von Löcknitz?" fragte er besorgt.

„Nein, Stöckel, nur alt und müde."

„Warum sind Sie nicht länger weggeblieben?"

„Es freute mich nicht. Ich hatte keine Ruhe. Gibt es etwas Neues?"

„Nichts, Herr von Löcknitz. Den Falschspieler habe ich noch immer nicht entdeckt."

Der Rittmeister zuckte zusammen. „Lassen wir die Falschspieler in Frieden, Stöckel."

„Herr Dunkelbaum ist übrigens seit vorgestern wieder hier."

„Das ist mir angenehm."

„Ich traue dem Burschen nicht über den Weg. Er hatte gestern abend eine lange Beratung mit den Herren vom Vorstand. Es gehen Sachen vor im Klub, ich warne Sie, Herr von Löcknitz."

Der Rittmeister lächelte schwermütig und drückte Stöckel die Hand. „Ich danke Ihnen. Sie haben sich immer als Freund bewährt, aber mit Warnungen weiß ich jetzt nichts mehr anzufangen."

Er ging in das Spielzimmer und betrachtete die Runde mit Augen, die zum erstenmal deutlich sahen. Welch ein armer, blinder Narr war er gewesen! Mit diesen Menschen wollte er einen Bund der Brüderlichkeit begründen und Brücken der Verständigung schlagen. Wer lachte nicht? Er war auch nicht der Mann dazu, um diese gewaltige Aufgabe zu lösen. Dazu bedurfte es reiner Hände und eines unbeschwerten Gewissens. Vielleicht war es überhaupt unmöglich, Menschen einander näherzubringen, damit sie aufhörten, gleich hungrigen Hunden aufeinander loszugehen. Er zweifelte in dieser Stunde an allem. Hajnal war wertvoller als diese Ehrenmänner, die keine Karten punkteten, und mußte sein junges Leben hingeben. Er schien noch immer in diesem Saal zu weilen und mit zitternden Händen um sein Glück zu kämpfen. Ein Grauen rann dem Rittmeister über den Rücken.

Dunkelbaum stand vom Spieltisch auf und begrüßte Löcknitz kalt und förmlich.

„Haben Sie einige Minuten Zeit für mich, Herr Dunkelbaum?" fragte der Rittmeister. „Ich habe Ihnen eine wichtige Mitteilung zu machen."

„Betrifft sie die Angelegenheit, die ich Ihnen vor meiner Abreise ans Herz gelegt habe?"

„Jawohl."

„Dann muß ich bedauern, Herr von Löcknitz. Ich fühle mich nicht berechtigt, als Privatmann Mitteilungen entgegenzunehmen, die die Lebensinteressen des Klubs berühren. Ich möchte Ihnen empfehlen, Ihren Bericht dem Vorstand zu erstatten, der ohnedies in einer Viertelstunde zu einer Sitzung zusammentritt."

„Halten Sie es für richtig, Herr Dunkelbaum, daß der Vorstand von diesen Vorgängen Kenntnis erhält?"

„Der Vorstand ist bereits unterrichtet."

„Das ist eine Schurkerei!"

„Bitte, ersparen Sie sich die großen Worte. Sie werden in Zukunft unbedingt bescheidener werden müssen, wenn der Klub fernerhin Ihre Dienste in Anspruch nehmen sollte."

„Es ist wirklich nicht leicht, mit Ihnen ein Gespräch zu führen," sagte Löcknitz ohne Erregung, „da Sie keine Genugtuung geben. Man kann mit Ihnen offenbar nur reden, wenn man eine Hundspeitsche in der Hand hält."

Dunkelbaum grinste. „Sie tun mir leid, Herr von Löcknitz, so wahr mir Gott helfe, Sie tun mir leid." Der Rittmeister wendete ihm den Rücken und begab sich in das Sitzungszimmer, um den Vorstand zu erwarten.

Als die Herren in Gesellschaft Dunkelbaums eintraten, sagte Löcknitz: „Ich dachte, Herr Dunkelbaum wäre nicht mehr Mitglied des Vorstandes."

Graf Heydebrinck antwortete herablassend: „Herr Dunkelbaum hat auf unsere dringenden Bitten von dem Rücktritt Abstand genommen."

„Das ist etwas anderes. Ich wußte nichts davon."

Die Herren nahmen Platz und bemühten sich, ihre Gesichter in feierliche Falten zu legen, was besonders dem Photographen Bomse Schwierigkeiten bereitete, da durch seine Pflaster die Bewegungsfreiheit seiner Mienen beeinträchtigt wurde. Dem Rittmeister fiel jetzt erst auf, daß Sally Fischbein einen staubigen Straßenanzug trug. Auch seine Fingernägel waren schwarz gerändert, so daß man annehmen mußte, seine Beziehungen zu der Handpflegerin Trude Waldmann wären frühzeitig abgebrochen worden.

„Sie wollten uns wichtige Mitteilungen machen, Herr von Löcknitz", begann der Rechtsanwalt Gegenherz im Ton eines strengen Verhandlungsleiters.

„Ich mache Sie darauf aufmerksam, verehrter Herr Gegenherz, daß es mein eigener guter Wille ist, wenn ich Ihnen Mitteilungen zu machen bereit bin, die eigentlich nur mich selber betreffen. Ich möchte Ihnen daher empfehlen, Ihre Amtsmiene abzulegen und mir mit der größtmöglichen Freundlichkeit zuzuhören."

„Ich erlaube mir zwar anderer Meinung zu sein, aber bitte." Er machte eine sehr höfliche Handbewegung.

„Wie Sie durch Herrn Dunkelbaum bereits wissen, meine Herren," sagte Löcknitz, „ist das Ansehen unseres Klubs durch sehr bedauerliche Vorgänge empfindlich geschädigt worden. Ich glaube Ihnen mit Bestimmtheit versichern zu können, daß sich diese traurigen Ereignisse nicht mehr wiederholen werden."

„Na, na!“ rief Fischbein zweifelnd.

„Der beklagenswerte junge Mensch, der seine Verfehlungen offenbar in vollkommener Sinnesverwirrung begangen hat, ist keinesfalls mehr in der Lage, noch einmal in unserer Mitte zu erscheinen. Ich wurde von ihm beauftragt, den Schaden, den er verursacht hatte, voll zu ersetzen. Es handelt sich um einhundertzwanzigtausend Mark, die bereits in meinen Händen sind. Da es unmöglich ist, die einzelnen Verlustträger festzustellen und zu entschädigen, so schlage ich vor, daß die Summe dem Klubvermögen zugeführt wird.“

Eine Minute lang herrschte Schweigen in dem Zimmer, dann ergriff Graf Heydebrinck das Wort: „Wir danken Ihnen für Ihre Mitteilungen, Herr von Löcknitz, die in mancherlei Hinsicht sehr befremdend und merkwürdig sind. Es ist wohl selbstverständlich, daß Sie uns über Ihre Verbindung mit dem Falschspieler eine Aufklärung geben, die uns befriedigt und Sie rechtfertigt.“

„Diese Frage werde ich trotz ihrer verdächtigenden Fassung nicht beantworten, Graf Heydebrinck.“

„Diese Weigerung spräche allerdings für ein Einverständnis mit dem Falschspieler“, erklärte Heydebrinck tückisch.

Löcknitz sprang auf und ging auf ihn zu. „Überlegen Sie sorgfältig jedes Wort, das Sie sagen, Graf Heydebrinck, sofern Sie nicht wie Herr Dunkelbaum Genugtuung verweigern. Gegen Ehrabschneider, die für ihre Worte nicht einstehen, ist man allerdings wehrlos.“

„Ich denke in keiner Weise daran, Ihrer Ehre nahezutreten, Herr von Löcknitz“, lenkte Heydebrinck vorsichtig ein. „Ich finde es nur im Namen des Vorstandes merkwürdig, daß der Direktor unseres Klubs mit dem Falschspieler in so enger Verbindung steht.“

Bevor Löcknitz etwas erwidern konnte, riß Sally Fischbein das Wort an sich: „Wichtiger als diese Ehrenfragen — mein seliger Großvater hat immer gesagt: Ehre ist, wenn man nicht erwischt wird — also wichtiger als diese Ehrenfragen der Herren Aristokraten ist mir, zu erfahren, welche Sicherheit Herr von Löcknitz uns dafür geben kann, daß die Schadensumme einhundertzwanzigtausend Mark nicht übersteigt.“

„Ich verpfände mein Ehrenwort, daß der Schaden nicht größer war“, antwortete Löcknitz mit weißen, bebenden Lippen.

„Gott, Ehrenwort!“ meinte Fischbein verdrießlich. „Wie soll ich Ihr Ehrenwort ins Kassenbuch eintragen?“

Der Rittmeister rang nach Luft. Dann begann er zu lachen. Sein Lachen klang wie ein wildes Aufheulen. Er musterte diese schäbigen Krämer, die sich als seine Richter aufspielten, und erinnerte sich einer ähnlichen Versammlung, die über seine Zukunft entschieden hatte. Es war wohl sein Schicksal, immer vor so kläglichen Richtern zu stehen.

„Der Einwand des Herrn Fischbein erscheint mir durchaus beachtenswert", behauptete der Rechtsanwalt und legte den Finger auf seine Nase. „Ich stelle den Antrag, daß Herr von Löcknitz einer Disziplinaruntersuchung unterworfen wird, falls die Herren nicht vorziehen, die sehr bedenkliche Sache dem zuständigen Gericht zu unterbreiten."

„Ich bin für das öffentliche Gerichtsverfahren", rief Dunkelbaum und leuchtete vor Schadenfreude.

„Genug, meine Herren!" befahl Löcknitz und richtete sich hoch auf. In seiner Stimme lagen eisige Überlegenheit und Kommandogewalt. „Sie können mich ruhig verklagen, wenn Sie Lust haben. Es ist mir gleich. Sie handeln an mir wie Wegelagerer und Erpresser. Auch diese Äußerung dürfen Sie zum Gegenstand einer Klage machen."

Dunkelbaum wollte eine Entgegnung machen.

„Schweigen Sie!" donnerte der Rittmeister. „Jetzt spreche ich. Es ist meine eigene Schuld, daß diese Stunde möglich geworden ist. Es ist meine Schuld, weil ich vergaß, daß ich nicht mit Ehrenmännern, sondern mit Spielern zu tun hatte. Keiner von Ihnen hätte an meiner Stelle diese einhundertzwanzigtausend Mark zurückgegeben. Keiner! Ich tat es, und wenn Sie mich deswegen anspeien, haben Sie recht. Solche lästige und bedrohliche Fremdkörper müssen Sie aus Ihrer Mitte entfernen. Ich räume den Platz. Ich will mit diesem Klub nichts mehr zu tun haben und mache Ihnen meine Arbeit zum Geschenk. Es braucht sich in Zukunft kein Mitglied mehr die Nägel zu putzen und einen Frack anzuziehen. Sie werden sich wahrscheinlich in einem Schweinestall viel wohler fühlen. Ich wollte aus diesem Haus etwas anderes machen, das war mein Irrtum, für den ich heute büße. Es war eine dumme Lüge, von Brüderlichkeit zu sprechen, denn zwischen Männern meiner und Ihrer Art gibt es keine Gemeinschaft. Gott sei Dank, sage ich. Freuen Sie sich Ihrer Klugheit und verachten Sie uns Männer vom Adel, weil wir so einfältig an lächerlichen Ehrbegriffen festhalten, — wir verzichten gern auf Ihre Gerissenheit."

„Schluß!" röchelte Bomse.

„Dank für den Zuruf, Herr Photograph Bomse. Es ist wirklich um jedes Wort zu schade." Er kehrte dem Vorstand des Philadelphia-Klubs den Rücken und ging mit starken Schritten aus dem Zimmer.

Stöckel kam ihm entgegen und blickte ihn fragend an.

„Sie haben recht gehabt, Stöckel", sagte der Rittmeister. „Sie haben überhaupt immer recht. Die Brüder haben mich hier rausekeln wollen. Es ist ihnen gelungen. Ich gehe."

„Ich wußte es", antwortete der Gewesene bedrückt.

„Was geschieht mit Ihnen, Stöckel?"

„Ich gehe auch, das ist selbstverständlich."

„Was wollen Sie beginnen?"

„Ich weiß nicht, Herr von Löcknitz. Es wird sich schon etwas finden. Ich habe jahrelang ohne den Philadelphia-Klub gelebt und bin nicht verhungert. Machen wir einen neuen Klub!"

„Nein, Stöckel, mit den Klubs ist es für mich vorbei."

Der Rittmeister suchte den Ritter von Miaczynski auf, um auch von ihm Abschied zu nehmen. Als der alte Komödiant hörte, was vorgegangen war, sprang er auf und machte eine heiße Gebärde, als zöge er ein rasselndes Schwert aus der Scheide. „Ich bleibe nicht eine Minute länger hier," erklärte er mit tiefrollender Stimme, „wenn Sie, Herr Baron, weggehen."

„Das ist doch unvernünftig, Herr von Miaczynski", mahnte der Rittmeister.

„Wenn der Purpur fällt, muß auch der Herzog nach", deklamierte Theodor Höß mit glänzenden Augen und stand noch einmal, ein letztesmal, da wie Bankban, der treue Diener. Er war sehr glücklich über diese Gelegenheit, die ihm einen prachtvollen Abgang ermöglichte. Die Zukunft winkte rosig und verlockend wie ein Posaunenengel, der vom Schnürboden herabgelassen wurde. Jetzt konnte er wieder auf der Bühne stehen und die berauschende Luft einatmen, die nach Schminke und Staub und Leim und Schweiß roch, denn er hatte achttausend Mark im Vermögen. Achttausend Mark! Wo war der deutsche Theaterdirektor, der über eine ähnliche Summe verfügte? Die ganze Welt hielt den Atem an und wartete ungeduldig auf Theodor Höß, den besten Dienerspieler der deutschen Bühne.

„Sie werden Ihren Schritt bereuen, Herr von Miaczynski", warnte Löcknitz und war gerührt von der Anhänglichkeit des alten Schauspielers.

„Ich werde nichts bereuen, Herr Baron", erwiderte Höß starrköpfig und begann sofort abzurechnen. Er wollte nicht eine Stunde mehr in diesem Idiotenklub versäumen, denn die Kunst rief, die Kunst!

Löcknitz entfernte sich kopfschüttelnd und betrat das Zimmer, in dem die Gräfin Söderblom arbeitete. „Ich will Ihnen Lebewohl sagen, Gräfin."

Sie blickte ihn erstaunt an. „Sie verreisen?"

„Ja, um nicht wiederzukehren. Ich habe alle Verbindungen mit diesem Klub gelöst."

Sie überlegte eine Weile und sagte dann sehr bestimmt: „Dann will ich auch gehen."

„Ja, warum denn, um Himmels willen? Es ist ein Wahnsinn, so eine Stellung aufzugeben."

„Ich muß Ihnen ein schmachvolles Geständnis machen, lieber Baron", erwiderte die Söderblom und schloß langsam das Buch, in dem sie geschrieben hatte. „Die Arbeit hier freut mich nicht. Ich habe mich überschätzt. Arbeit ist Zwang, und ich ertrage keinen Zwang. Verachten Sie mich, aber ich kann nicht still sitzen und Ziffern eintragen. Mein Blut ist zu unruhig."

Sie erhob sich und sagte leidenschaftlich: „Ich sterbe hier vor Sehnsucht!"

„Wonach sehnen Sie sich denn, liebe Gräfin?"

„Nach Freiheit!"

„Was ist Freiheit?"

Ein schlaues Lächeln spielte um ihre Lippen. „Freiheit ist Abwesenheit der aggressiven Gewalt oder des Zwanges. Ich bin fürchterlich klug, nicht wahr? Man kann auch sagen, Freiheit ist eine Ausrede für lebensuntüchtige Menschen, aber was helfen uns Worte."

„Was gedenken Sie nun anzufangen, Gräfin?"

„Ich will nach Paris zurückkehren."

„Ist in Paris die Freiheit?"

„Nein, gewiß nicht. Aber das Leben ist leichter in Paris. Hier ist die Luft mit Paragraphen gesättigt."

Er betrachtete sie voll Mitleid. „Was erwartet Sie in Paris, Gräfin?"

„Zum guten Schluß das Armenhaus oder ein Spital. Das klingt grauenhaft, ist es aber gar nicht. Nur die Bürger haben den Ehrgeiz, in seidenen Prunkbetten zu sterben. Wir andern wissen, dem Himmel sei Dank, daß es darauf nicht ankommt."

Der Rittmeister reichte ihr die Hand und sagte ernst: „Ich wünsche Ihnen, Gräfin Söderblom, daß Sie darüber niemals anders denken mögen."

Als Löcknitz die schöne, breite Treppe des Klubs hinunterging, hatte er das Gefühl, dies alles schon einmal erlebt zu haben. Es waren knapp zwei Jahre vergangen, seitdem er in einer ähnlichen Nacht, besiegt und geschlagen, ein Spielhaus verlassen hatte und mittellos in der Rue du Quatre-Septembre gestanden war. Damals freilich hatte er noch lachen können, war leichtsinniger und jünger gewesen und nicht zu Boden gedrückt von Vorwürfen und Verantwortungsgefühlen. Die Söderblom hatte recht, man atmete freier in Paris und vergaß seine Pflichten. Aber es war sicherlich ein Trugschluß. In dieser Nacht fühlte er es genau. Das Glück bestand in Pflichterfüllung, nicht in Pflichtvergessenheit.

Was nun? fragte er sich, als er in seiner Wohnung saß, und lächelte vertraulich Napoleon zu, der noch immer nicht begreifen konnte, daß er soeben die Schlacht bei Waterloo verloren hatte. Er begann zu rechnen und fand, daß er, alles in allem, noch fünfzehnhundert Mark besaß. Damit konnte man kein neues Leben mehr beginnen. Wozu auch und für wen? Die Besiegten müssen nach Sankt Helena, daran war nichts zu ändern. Man mußte froh sein, daß man sich in den Zeiten des Glanzes einen Ruheplatz in Kleinrüdde gesichert hatte.

Plötzlich fiel ihm Lisa Dierkher ein. Er hatte während der ganzen Tage nicht eine Sekunde lang an sie gedacht. Er hatte sie vergessen, wie damals, als er von ihr bei der Ankunft in Berlin weggegangen war.

Er erinnerte sich der hellen Tage von Fanö und der Lieblichkeit des jungen Mädchens, aber sein Herz blieb stumm. Seine Liebe lag verschüttet unter den Trümmern des Zusammenbruches. Nun mußte er Abrechnung halten mit Lisa Dierkher und seine Zahlungsunfähigkeit offen eingestehen.

Was machte sie? War sie noch in Berlin? Wartete sie auf ihn? Er zitterte vor der Stunde, da er ihr sagen mußte, wie es um ihn stand. Er sah ihr Gesicht, ihr Erblassen und Erschrecken, die Tränen, die den Haselnußaugen entströmten, während er wie ein Dieb und Betrüger vor ihr stand. Nein, dieser Stunde war er nicht mehr gewachsen. Zuviel des Leids hatte seine Kraft gebrochen.

Er beschloß, ihr zu schreiben. Man schrieb immer, wenn man Schulden nicht bezahlen konnte.

„Liebe Liſa,
ich habe meine Partie verſpielt und muß von Dir Abſchied nehmen. Ich habe Dich ein Stück Weges begleitet, nun kann ich nicht mehr und laſſe Dich allein weitergehen, denn ich bin alt und müde geworden. Alle Pläne und Hoffnungen ſind vernichtet, und ich bin nicht ſtark und jung genug, um von neuem aufzubauen. Darum werde ich fahnenflüchtig und laſſe alles im Stich.

Ich habe keine Entſchuldigung für mich, nur das eine möchte ich ſagen, daß ich immer den beſten Willen hatte und keinem Menſchen ein Leid tun wollte. Es war mein bitteres Schickſal, Unglück zu bringen.

Ich danke Dir aus vollem Herzen für alles, was Du mir geſchenkt haſt. Ich kann nichts zurückzahlen, nichts wiedergeben, nichts gutmachen, denn ich bin ein armer, bankrotter Mann. Das einzige, was ich für Dich tun kann, iſt, daß ich Dir Deine Freiheit zurückgebe und abtrete.

Verzeih mir, Liſa, wenn Du kannſt, und erinnere Dich meiner ohne allzu große Bitterkeit. Denke Dir, daß ich geſtorben bin, dann wird es Dir leichter fallen, mir zu verzeihen.

Leb' wohl, Liſa."

Zum erſtenmal in ſeinem Leben war Albrecht Löcknitz feig geweſen.

XXXIII

An einem ſtrahlenden Sommervormittag ging der Rittmeiſter, langſam und zögernd, gleich einem Geneſenden, den Landwehrkanal entlang, um ſeine Frau zu beſuchen und über Grete Bericht zu erſtatten.

Stumm und abweiſend ſtand das Haus am Herkules-Ufer und ſtrömte Trauer und Verlaſſenheit aus. Dem Rittmeiſter erſchien es wie ein verbitterter, unverſöhnlicher Gegner, den nichts zum Freund gewinnen kann. Wenn wir unſer Haus im Etſchtal gebaut hätten, wäre vieles anders geweſen, dachte Löcknitz und läutete an. Kein Ton drang aus dem Innern. Er ſchellte ein zweites Mal. Grabesſtille. Sollte niemand daheim ſein? Er wartete eine ganze Weile und läutete dann ein drittes Mal. Endlich kamen Schritte näher. Die Tür wurde geöffnet. Agnes Löcknitz ſtand vor dem Rittmeiſter. „Guten Tag, Agnes", ſagte er freundlich.

Sie antwortete mit einem höhnischen Lachen: „Du kommst wohl, um mir dein Beileid auszusprechen? Du bist sehr liebenswürdig, aber ich verzichte auf deine Teilnahme."

„Ich verstehe dich nicht, Agnes."

„Liest du keine Zeitungen?"

„Ich habe es in den letzten Tagen vielleicht unterlassen."

Sie betrachtete ihn verwundert. „Was suchst du dann hier?"

„Ich wollte dir wegen Grete Bescheid sagen, Agnes."

Sie verschloß die Haustür und stieg langsam die Treppen hinan.

„Warum mußtest du selber öffnen? Ist Martin nicht hier oder das Hausmädchen?"

„Nein, ich habe die Dienstboten entlassen."

„Du hast die Dienstboten entlassen?"

„Jawohl."

Sie traten in das Wohnzimmer. Die Vorhänge waren herabgenommen, und Kisten und Koffer standen herum. „Was soll dies alles bedeuten, Agnes?" fragte er erstaunt.

„Ich verlasse dieses Haus."

„Und wohin gehst du?"

„Das will ich dir später sagen, Löcknitz. Erzähle mir, was mit Grete geschehen ist."

Er berichtete ausführlich von Hajnal und von dem Entschluß Gretes, bei den Eltern des Toten zu bleiben.

„Das ist das Beste, was Grete tun konnte", meinte sie nachdenklich. Sie fand kein Wort des Mitleids für den jungen Hajnal und für das zerstörte Glück ihrer Tochter.

„Willst du mir jetzt nicht sagen, Agnes, was hier vorgeht?"

Sie schob ihm ein Zeitungsblatt zu. „Lies."

Er las mit steigender Verwunderung, daß Herr Varsbotter verhaftet worden war, weil er einigen adeligen Damen auf betrügerische Weise große Geldbeträge entlockt hatte, deren Summe bereits zwei Millionen überschritt, aber noch nicht abgeschlossen war, da sich noch täglich Geschädigte meldeten. Varsbotter hatte den größten Teil des Geldes verspielt, sowohl an der Börse als auch auf dem Rennplatz und in verschiedenen Klubs.

Der Rittmeister ließ die Zeitung sinken und fragte fröhlich: „Hat er auch dir Geld abgenommen, Agnes?"

„Alles", erwiderte sie voll Scham.

Er brach in ein schallendes Gelächter aus. Es war lange her, daß er so herzlich gelacht hatte. „Eigentlich freue ich mich darüber, Agnes."

„Warum?"

„Weil du auch einmal leichtsinnig gewesen bist, und ganz gehörig noch dazu."

Sie schüttelte den Kopf. „Es war nicht Leichtsinn, Löcknitz, sondern eher Gleichgültigkeit. Ich bin froh, daß dieses elende Geld weg ist. Ich sah mit offenen Augen zu, wie man es mir aus der Tasche stahl und freute mich. Das Geld ist an meinem verunglückten Leben schuld. Wenn ich arm gewesen wäre, hättest du für mich gearbeitet. Nicht einen Tag lang würdest du mich hungern gelassen haben. Ist es so oder nicht?"

„Es ist so", antwortete er und wurde ernst.

Sie sah ihn lange an und sagte leise: „Du bist grau geworden, Löcknitz. Ihre Stimme klang weich und zärtlich.

„Wir sind beide grau geworden, Agnes."

„Was willst du nun beginnen?" fragte er nach einer Weile.

„Ich werde in ein Stift gehen, Löcknitz."

„In ein Stift willst du, wo sie Orgel und Harmonium spielen? Du lieber Himmel!"

„Ich habe mir nie viel aus Musik gemacht."

„Das ist dein unabänderlicher Entschluß, Agnes?"

„Jawohl. Mir ist bereits ein Platz im Stift Himmelspfort zugesichert worden. Es handelt sich nur mehr um das Geld."

„Um das Geld?"

„Ich muß fünfzehntausend Mark beim Eintritt bezahlen, aber ich besitze vorläufig erst fünftausend, nachdem ich alle Sachen, die mir gehören, verkauft habe."

„Und dieses Haus?"

„Das Haus gehört Ulrich und ist überdies durch Vermittlung Barsbotters mit Hypotheken überlastet."

„Woher willst du dir das nötige Geld verschaffen? Von deinem Bruder?"

„Nein", antwortete sie und runzelte die Stirn. „Ich habe keine Lust, mich verspotten zu lassen und dann demütig ein Almosen in Empfang zu nehmen. Mit meinen Leuten will ich nichts zu tun haben. Sie haben mich immer verhetzt und irregeführt."

Er blickte sie nachdenklich an und wiederholte seine Frage. „Wo willst du aber das Geld hernehmen, Agnes?"

„Ich dachte an dich, Löcknitz", antwortete sie schüchtern.

„An mich?" Sein Gesicht war von heißer Freude überströmt.

„Ja. Ich wollte dir schreiben."

„Ich danke dir, Agnes", sagte er voll Stolz, weil sie in der Stunde der Not nun doch zu ihm gekommen war und zu keinem andern Menschen in der Welt.

„Kannst du mir das Geld verschaffen, Löcknitz?"

„Natürlich!" rief er großartig und hatte vergessen, daß er ein armer Teufel war. „Bis wann brauchst du das Geld?"

„Das überlasse ich dir, Löcknitz. Sobald du mir das Geld verschaffen kannst, gehe ich ins Stift."

„Schön. Ich bringe dir das Geld morgen oder spätestens übermorgen."

Als er wieder auf der Straße stand, kam ihm erst zum Bewußtsein, welche Verpflichtung er auf sich genommen hatte. Aber jetzt konnte er nicht mehr zurück. Das Geld mußte herbeigeschafft werden. Vor zwei Wochen noch wäre dies alles ein Kinderspiel gewesen, während heute zehntausend Mark eine unerreichbare Summe zu sein schienen. Er überdachte alle Möglichkeiten und fand keinen Ausweg. Von seinem Bruder Gerhard das Geld zurückzufordern, war ausgeschlossen. Der hätte auch mit dem besten Willen eine solche Summe von heut auf morgen nicht heranschaffen können. Sein Bruder Kurt? Er würde seine Bitte glatt abweisen. Die wildesten Gedanken schossen ihm durch den Kopf. Wenn er an einige Klubmitglieder heranträte? Sie würden ihn auslachen. Fritz Dunkelbaum wäre vielleicht der einzige, der ihm das Geld gäbe, nur um ihn zu demütigen. Nein, dies alles ging nicht. Und wenn man zu Ulrich Plagge hinausführe? Er würde zweifellos helfen, aber dies wäre ein schimpflicher Verrat an Agnes. Wenn sie das wollte, bedurfte sie seiner nicht.

Plötzlich fiel ihm Stöckel ein. Der wußte vielleicht einen Rat. Er beschloß, den gewesenen Leutnant aufzusuchen.

Stöckel wohnte in einem alten Haus der Dorotheenstraße. Die junge Frau, die Löcknitz die Tür öffnete, betrachtete ihn sehr mißtrauisch. „Ist Herr Stöckel zu Haus?"

„Gehen Sie nur weiter", antwortete die Frau und wies auf ein Zimmer.

Der Rittmeister klopfte an die Tür. Nichts rührte sich. „Das Zimmer ist nicht versperrt", sagte die Frau und zog sich in die Küche zurück.

Stöckel lag noch im Bett, mit dem Gesicht der Wand zugewendet. Das Zimmer war dumpf und düster.

„Ich habe kein Geld, Verehrtester!" rief Stöckel.

Löcknitz mußte unwillkürlich lachen. „Guten Morgen, Stöckel."

Der Gewesene fuhr auf und sagte überrascht: „Oh, Sie sind es, Herr von Löcknitz! Verzeihen Sie, ich dachte, es wäre der Gerichtsvollzieher. Der kommt nämlich immer um diese Zeit."

Der Rittmeister nahm einen Sessel und setzte sich zum Bett. „Nein, diesmal ist es nicht der Gerichtsvollzieher. Ich brauche Ihren Rat, Stöckel. Wie verschafft man sich bis morgen zehntausend Mark?"

Der Gewesene pfiff durch die Zähne. „Das ist viel Geld, Herr von Löcknitz."

„Das weiß ich selber, Stöckel."

Der Mann im Bett überlegte. „Sind Sie ganz blank, Herr von Löcknitz?"

„Nein, ich habe ungefähr fünfzehnhundert Mark."

Stöckel atmete erleichtert auf. „Dann sieht ja die Geschichte viel freundlicher aus. Mit fünfzehnhundert Mark in der Tasche kann man Millionär werden."

„In fünfzig Jahren, gewiß. Aber ich muß das Geld bis morgen haben."

„Wie wäre es, wenn Sie Ihr Glück heute beim Rennen versuchten, Herr von Löcknitz? Ich habe einen guten Tip. Ammergau gewinnt todsicher."

Der Rittmeister schüttelte den Kopf. „Nee, lieber Freund, mit Rennen ist nichts los. Die Sache ist mir zu unsicher."

„Da haben Sie freilich nicht unrecht. Sicher ist der Tod, sonst nichts." Er zündete sich eine Zigarette an und blies den Rauch zur Decke.

„Ich weiß noch etwas Besseres für Sie, Herr von Löcknitz", sagte er nach einer Weile und machte ein siegesgewisses Gesicht. „Sie müssen in einen Klub gehen und spielen. Sie werden sicher gewinnen, ich fühle es, weil Sie so lange keine Karte berührt haben. Enthaltsamkeit belohnt sich immer."

„Daran dachte ich auch schon", gestand der Rittmeister. „Aber es ist unmöglich."

„Warum, wenn ich fragen darf?"

„Weil ich in keinen Berliner Klub gehen kann. Das werden Sie einsehen, Stöckel. Ich mache mich lächerlich. Der gewesene Besitzer des Philadelphia-Klubs kann sich nirgends einführen lassen, um Karten zu spielen."

„Das ist richtig", gab Stöckel zu. „Aber wenn Ihnen die Umgebung gleichgültig ist, Herr von Löcknitz, will ich Sie in einen Spielklub bringen, wo Sie gewiß niemand kennt."

„Was für ein Klub ist das?"

„Es ist eigentlich kein Klub, sondern ein Keller und gehört der Klamotten-Lotte, die mir sehr gewogen ist. Ich komme manchmal hin, wenn ich mir einen Tip holen will."

„Und in diesem Keller soll es möglich sein, zehntausend Mark zu gewinnen?" fragte der Rittmeister ungläubig.

„Auch hunderttausend Mark. Sie werden überrascht sein, Herr von Löcknitz, was für Summen dort unten auf dem Tisch liegen. Es wird übrigens einwandfrei gespielt. Der Mann ist noch nicht geboren, der es wagen würde, in dieser Gesellschaft zu mogeln."

„Da muß man wohl den Revolver mitbringen?"

„Ist ganz unnötig, weil er Ihnen nichts helfen würde. Die einzige Gefahr ist, daß man von der Polizei ausgehoben wird, aber dieser Fall muß ja nicht gerade heute nacht eintreten. Sie sollten jedenfalls Ihr Glück versuchen, Herr von Löcknitz."

„Ich habe keine Wahl, Stöckel. Wo ist dieser vornehme Klub?"

„In der Mehnerstraße. Wenn es Ihnen recht ist, treffen wir uns um elf Uhr beim Untergrundbahnhof Alexanderplatz."

„Abgemacht. Ich danke Ihnen, Stöckel."

„Bitte, ziehen Sie aber nicht den Frack an, Herr von Löcknitz," lachte der Gewesene, „sonst werden wir verhauen."

„Ich schäme mich, Stöckel", sagte Löcknitz kleinlaut und verließ das Zimmer. Er verbrachte einen Tag voll Zweifel und Unsicherheit, schmiedete Pläne, die er wieder verwerfen mußte, trug sich mit Hoffnungen, die nie erfüllt werden konnten, und stand mit dem Schlag Elf vor dem Bahnhof Alexanderplatz. Einige Minuten später kam Stöckel.

„Es ist gut, daß Sie nicht beim Rennen waren, Herr von Löcknitz."

„Hat Ammergau nicht gewonnen?"

„Doch, aber er zahlte siebzehn für zehn. Damit hätten Sie die Suppe nicht fett machen können."

Auf dem Weg zur Mehnerstraße gab er dem Rittmeister nähere Aufklärungen über die Spielweise im Keller. Die Bank kam der Reihe nach an jeden der Spielteilnehmer. Niemand durfte länger als dreißig Minuten die Bank halten, gleichviel, ob er gewonnen oder verloren hatte. „Sparen Sie Ihr Geld, bis Sie zum Bankhalten kommen, Herr von Löcknitz. Sie können die Bank abgeben, sobald sich Ihre Einlage verdoppelt hat."

„Ich muß ja zehntausend Mark gewinnen", antwortete der Rittmeister verzagt.

„Sie werden Sie gewinnen", behauptete Stöckel mit unerschütterlicher Sicherheit, als hätte er allein darüber zu entscheiden.

Sie traten in eine kleine, schmierige Destille, die schwach besucht war. Einige Droschkenkutscher saßen an einem Tisch und spielten Karten. An einem andern Tisch las ein einsamer Mann in der Zeitung, einen schweren Krückstock zwischen den Beinen. Löcknitz hielt den Menschen für einen Polizeiagenten.

„Guten Abend, Herr Baron", grüßte der Mann hinter dem Schanktisch, ein Hüne von Gestalt.

„Guten Abend, Hanke", antwortete Stöckel und nahm mit dem Rittmeister an einem Ecktisch Platz. „Zwei Echte!"

Hanke brachte das Bier. „Sagen Sie, Hanke, ist heute was los?"

Der Riese zwinkerte beruhigend mit den Augen. „Großer Betrieb, Herr Baron."

„Fragen Sie Fräulein Lotte, ob wir 'runter können."

Hanke ging in einen Glasverschlag und redete in ein Sprachrohr hinein.

„Sie müssen ihm zwanzig Mark geben", sagte Stöckel.

„Das Bier in dieser Gegend ist nicht billig."

„Die zwanzig Mark sind Eintrittsgebühr und Kartengeld für uns beide."

„Das ist etwas anderes."

Hanke kam zurück.

„Det Jeschäft ist richtig."

Sie standen auf, nachdem Löcknitz dem Riesen ein Goldstück in die Hand gedrückt hatte, und traten durch eine Tür, seitlich des Schanktisches, in einen engen, schlecht beleuchteten Gang. Am Ende des Ganges führte eine Eisentür in ein solides Bureauzimmer, das nur von einer grünbeschirmten Lampe erhellt wurde, die auf dem breiten Schreibtisch stand. Eine Dame im ausgeschnittenen Abendkleid, mit allzuviel Schmuck behangen, kam ihnen entgegen. Sie war über vierzig, zeigte noch Spuren früherer Schönheit und hatte Diseusenmanieren. „Guten Abend, lieber Baron", sagte sie mit einer beschädigten Stimme und reichte Stöckel die duftende Hand, die er in die Nähe seines Mundes führte.

„Guten Abend, Fräulein Lotte. Gestatten Sie, daß ich Ihnen meinen besten Freund, Herrn von Heydebrinck, vorstelle." Er lächelte dem Rittmeister freundlich zu.

„Sehr erfreut, Herr von Heydebrinck", antwortete die Klamotten-Lotte und überließ auch Löcknitz ihre Hand. „Sind Sie vielleicht mit dem Grafen Heydebrinck verwandt, den ich zufällig kenne?"

„Nein, mein gnädiges Fräulein, ich bin aus einer andern Linie."

„Ach bitte, sagen Sie ruhig Fräulein Lotte zu mir." Sie schaukelte mit den Augen und lachte entgegenkommend. Sie hatte zwei Reihen goldener Zähne, die im ungünstigen Licht des Zimmers schwarz aussahen.

„Sie sind zu liebenswürdig, Fräulein Lotte."

Sie öffnete einen großen Schrank, dessen Rückwand eine Tür verbarg, und flötete: „Sie gestatten, meine Herren, daß ich vorangehe." Eine schmale, mit Teppichen belegte Stiege führte in Windungen zwei Stockwerke tief in den Keller. „Schwerer Film", scherzte Stöckel. „Aber dafür sind die Unterstände bombensicher."

Sie traten in einen übermäßig hellen Raum, der als Bar eingerichtet war. Das Licht war so grell, daß es die Augen verletzte. Fünf junge Mädchen, mit sehr hübschen, aber frechen Gesichtern, betrachteten die neuen Gäste erwartungsvoll. Vier der Mädchen saßen hinter dem Bartisch, während das fünfte einem älteren Herrn ohne Hemdkragen Gesellschaft leistete, der französischen Champagner trank. In einem Winkel befand sich ein selbstspielendes Pianino, das von einem jungen schwindsüchtigen Menschen im Frack auf der Geige begleitet wurde. Die beiden spielten einen schmachtenden Liebeswalzer. Es machte einen unheimlichen Eindruck, daß der Partner des kranken Geigenspielers ein lebloses, von unsichtbaren Händen berührtes Instrument war. Man konnte glauben, der Tod, von niemandem gesehen, säße vor dem Klavier.

Fräulein Lotte führte die Herren in das Spielzimmer, das ebenso überhellt war wie die Bar. Die gewölbte Decke des Raumes, die mit starken Glühlampen dicht besteckt war, sah aus wie ein irrsinnig gewordener Sternenhimmel.

Als sie eintraten, wendeten sich ihnen eine Sekunde lang die Augen aller Spieler zu, um sofort beruhigt zu den Karten zurückzukehren. Ungefähr dreißig Männer saßen um den Tisch herum. Es waren Viehhändler, Buchmacher, Jockeis, Schlächtermeister, Fuhrwerksbesitzer und Stalleute. Hier gab es keine Spielmarken, sondern nur bares Geld. Vor dem Bankhalter lag augenblicklich ein hoher Goldhaufen. Fräulein Lotte wies Löcknitz einen Platz an. Die beiden Männer links und rechts nickten ihm freundlich zu. Kein lautes Wort wurde gesprochen. Man hörte das Schluchzen des Walzers aus der Bar.

Der Bankhalter mischte die Karten, die nicht allzu reinlich waren, und ließ von seinem Nachbar abheben. Der niedrigste

Satz war fünf Mark. Die Leute benahmen sich tadellos. Jedenfalls viel besser als die Herren Fischbein, Bomse und Genossen in den prunkvollen Räumen des Klubs in der Viktoriastraße. Sie spielten kavaliermäßig und blieben gleichmütig, ob sie nun gewannen oder verloren. Herr Alois Muggenthaler vom Wiener Jockei-Klub hätte an den Herren seine helle Freude gehabt.

Es war maßlos ungerecht, dachte Löcknitz, daß sich diese Menschen gleich Verbrechern zwei Stockwerke tief unter der Erde verstecken mußten, während ihre Kameraden vom grünen Tisch. mit viel weniger Anstand und Haltung, unbehelligt und freundlich geduldet, vor aller Welt ihrer Leidenschaft frönen durften.

Der Mann mit dem Goldhaufen gab die Bank ab und verstaute das Geld in seinen Taschen. Man rief ihm einige Scherzworte zu, aber keinem Menschen fiel es ein, den Gewinner mit glühendem Haß zu verfolgen. Diese Viehhändler und Schlächtermeister, in schlechtsitzenden Anzügen, mit knallig roten Krawatten, in denen barbarisch große Diamanten funkelten, mit dicken Wurstfingern, deren Nägel gespalten waren, mit schweren goldenen Uhrketten, die den prallen Bauch umspannten, rauchten gemächlich ihre Zigarren und verloren ihr Geld mit einer Gleichgültigkeit wie geborene Aristokraten.

Löcknitz beobachtete die Leute mit steigender Verwunderung und vergaß oft, sein Fünfmarkstück zu setzen. Ein dicker Mann, dem das Nackenfett über dem niedrigen Kragen wulstete, hatte ein starkes Bündel neuer Tausendmarkscheine vor sich liegen, aus dem er ab und zu, da er beständig verlor, mit undergleichlicher Gelassenheit eine Note hervorzog. Es gab so viel Geld auf diesem Tisch, daß man damit hundert adelige Damen in ein Stift einkaufen konnte.

Der Rittmeister hatte über hundert Mark in kleinsten Sätzen verloren, als er zum Bankhalten kam. Er legte tausend Mark in die Bank. Stöckel stand hinter ihm, die Hände um die Stuhllehne gekrampft. Man konnte spüren, wie er vor Aufregung zitterte. Die Karten waren so schmierig und fettgetränkt, daß das Mischen fast unmöglich wurde. Löcknitz bat um neue Karten. „Det is n Kavalier", meinte ein Viehhändler und lachte dröhnend.

Löcknitz verlor den ersten Coup und damit über die Hälfte seines Kapitals. Der Angstschweiß stand in Perlen auf seiner Stirn. Er dachte an Agnes und suchte das Glück mit aller Kraft seines Willens zu erzwingen. Ich muß gewinnen,

fieberte es in ihm, als er zum zweitenmal die Karten ausgab. Er gewann. Er gewann, Schlag auf Schlag, aber als die halbe Stunde, die ihm zugeteilt war, ihrem Ende zuging, hatte er nach seiner Berechnung höchstens fünftausend Mark vor sich liegen. Die Spieler waren ihm gegenüber vorsichtig und zurückhaltend geworden. Es erschien dem Rittmeister aussichtslos, die Summe, die er brauchte, zu gewinnen.

Plötzlich rief der dicke Mann, der das Bündel von Tausendmarkscheinen vor sich hatte, mit heiserer Stimme: „Banco!"

Der Rittmeister zuckte unwillkürlich zusammen. Nun entschied sich sein Schicksal. „Es sind ungefähr fünftausend Mark in der Bank", erklärte er, geradeso, als ob er beim Spieltisch im Klub der Rue du Quatre-Septembre säße.

„Sie müssen nich halten, wenn Sie keenen Mumm nich haben", antwortete der Schlächtermeister gutmütig.

„Doch. Ich wollte Ihnen nur sagen, wieviel in der Bank ist."

„Is nich nötig", lachte der Dicke. „Deckung is da." Er klopfte auf sein Notenbündel.

Löcknitz teilte die Karten aus. Sein Herz stand still. Aus der Bar kam dünn und verweht eine Melodie. Der schwindsüchtige Geiger und Gevatter Tod spielten miteinander einen argentinischen Tango. Der Rittmeister erlebte im Bruchteil einer Sekunde einen Frühlingsabend in Bozen, ein Begräbnis in der Theißebene, den Abschied von seiner Tochter am Rand der Akazienallee, eine Sommernacht in Fanö, einen Herbstvormittag im Parc Monceau und einen einsamen Ritt in Karlshorst.

Dann deckte er auf. Er hatte Neun. Eine zitternde Schwäche rieselte durch seine Glieder. Es war ihm, als müßte er jetzt weinen, unaufhaltsam und unversiegbar. „Wieviel is denn in der Pinke?" fragte eine Stimme.

Er zählte mit verschwimmenden Augen. „Fünftausenddreihundertfünfzig Mark."

Eine dicke, rote Hand reichte ihm das Geld über den Tisch. Löcknitz mußte sich zurückhalten, um diese helfende Hand nicht zu küssen. „Es ist für meine Frau", wollte er sagen und preßte die Lippen aufeinander.

„Aufhören!" zischelte Stöckel.

Es erschien Löcknitz unmöglich, jetzt aufzuhören. Er konnte nicht weniger vornehm sein als diese Spieler im Keller der Klamotten-Lotte.

Sein Nachbar nahm ihm die Karten aus der Hand und sagte: „Ihre Zeit ist um."

Löcknitz steckte langsam das Geld in die Tasche und betrachtete die Spieler, Mann für Mann. Er fühlte das Bedürfnis, jedem einzelnen die Hand zu drücken und zu danken.

„Kommen Sie", flüsterte Stöckel und zerrte ihn am Ärmel.

Der Rittmeister stand auf und folgte dem Freund in die Bar. Sie setzten sich an einen Tisch und tranken Whisky. Die Klamotten-Lotte saß bei ihnen und zeigte ihre goldenen Zähne. Der Geiger und das Klavier spielten ein Lied, das vielleicht Solveigs Sang war. Löcknitz schenkte dem Schwindsüchtigen ein Goldstück.

Als sie durch den Wandschrank in das Bureauzimmer eintraten, verabschiedete sich Fräulein Lotte. „Kommen Sie bald wieder, Herr von Heydebrinck", sagte sie und schaukelte mit den Augen. In der Destille saß noch immer der Mann mit dem Krückstock und las in seiner Zeitung.

„Gute Nacht, Herr Baron", rief Hanke.

Als sie auf die Straße kamen, empfing sie ein lauer, dünnrieselnder Regen.

„Dank, Stöckel, Dank", stammelte der Rittmeister mit erstickter Stimme und stopfte dem Widerstrebenden Geld in die Tasche.

XXXIV

Als Lisa Dierkher in sein Zimmer trat, starrte sie der Rittmeister wie eine unwirkliche Erscheinung an und brachte keinen Gruß über die Lippen.

„Du brauchst nicht zu erschrecken, mein Lieber", sagte sie und kräuselte spöttisch die Lippen. „Ich komme weder mit Vitriol noch mit einem Revolver."

Er streckte ihr die Hände entgegen, aber sie nahm sie nicht. „Ich habe nur eine kleine bescheidene Bitte an dich."

„Was ist es Lisa?"

„Ich will noch einmal, ein letztes Mal, mit dir zusammen Abendbrot essen. Ist das zu viel verlangt?"

Er senkte den Kopf. „Wozu sollen wir uns quälen, Lisa?"

„Du bist sehr wehleidig, mein Lieber."

„Ich bin müde."

„So viel Kraft wird dir hoffentlich noch übriggeblieben sein, um mit mir Abendbrot essen zu können."

Er nahm Hut und Stock. „Bitte, gehen wir."

Vor dem Hause wartete das Auto, mit dem sie gekommen war. „Wohin befiehlst du?" fragte er.

„Wir wollen in das Weinhaus, in dem wir an jenem Abend nach dem Rennen gewesen sind."

Sie fuhren schweigend in die Stadt.

Der Pförtner öffnete den Wagenschlag und grüßte vertraulich: „Guten Abend, Herr Rittmeister."

Nur wenige Tische im Saal waren besetzt. Löcknitz bestellte das Abendbrot. „Ich habe Durst", sagte Lisa.

„Was willst du trinken?"

„Champagner, wenn es dir möglich ist." Sie hatte ein verzerrtes Lächeln auf ihren Lippen.

Auch diese Stunde wird vorübergehen, dachte er und unterdrückte seine Antwort. Sie trank hastig ihr Glas aus.

„Du solltest nicht so schnell trinken, Lisa."

„Fürchte dich nicht, mein Lieber, ich mache dir keinen Skandal."

Er betrachtete nachdenklich ihr schönes Gesicht und entsetzte sich. Wo war das junge, frische Kind geblieben, mit dem er einmal von Köln nach Berlin gefahren war? Der zarte Flaum, der auf ihren Wangen gelegen war, war weg. Um die Mundwinkel gruben sich feine Fältchen ein. Die Augen blickten manchmal wie durch Schleier. Alles Frische und Unberührte war weggewischt und ausgelöscht. Nichts war übriggeblieben als eine hübsche Schauspielerin, die jeden Abend, wenig bekleidet, auf der Bühne stand und von hundert Männern begehrt wurde.

Und dieses alles war sein Werk. Er hatte dieses wunderbare Geschöpf aus dem Gleichgewicht gebracht und zu sich hinabgezogen. Seine Liebe war nur ein letztes Aufflackern, ein flüchtiges Spätsommerglück gewesen, dem die Reue folgte, wenn der Herbstwind über die Felder ging.

„Gib mir, bitte, eine Zigarette", sagte Lisa und lehnte sich zurück. Sie lauschte der Musik, die eben Cavaradossis Lied spielte, und sang ganz leise und selbstvergessen: „E non ho amato mai tanto la vita e muoio disperato!"

Sie brach jäh ab und rief verächtlich: „Ach, welch ein Schwindel! Die Musik und das Meer und die Liebe!" Ihr bräunliches Gesicht wurde ganz blaß, und die Augen, die Haselnußaugen, funkelten wild und zornig.

„Das eine muß ich dir sagen, mein Lieber: Wie ein Feind hast du an mir gehandelt. Ein Betrüger warst du mir gegenüber! Du hast immer nur deine Frau geliebt."

Er hörte ihr erstaunt zu und versank in tiefstes Nachdenken. Es schien ihm seltsam, daß sie eine Wahrheit aussprach, die er

bis zu dieſer Stunde ſelber nicht erkannt hatte. Nie hatte er eine andere Frau geliebt als Agnes Löcknitz, die noch ſtolzer und adeliger war als er ſelber. Nie war ein Mann treuer geweſen als er. Nie hatte ein Mann mehr darunter gelitten, daß er kein Heim und keine Familie beſaß, als er. Es war Treue, wenn man von vielen andern Frauen immer zu der einen zurückkehrte, weil ſie die einzige war, zu der man zurückkehren mußte. In den fremden Frauen hatte er immer nur die eigene geſucht. Die Sehnſüchtigen ſind die Treueſten.

„Ich hatte ſo viel Vertrauen zu dir, mehr als irgendein Menſch je zu einem andern gehabt hat. Du haſt es ruhig hingenommen und mißbraucht. Für dich hätte ich jede Schmach ertragen, jedes Verbrechen begangen, gehungert und gebettelt hätte ich für dich, aber du ſchiebſt dies alles mit einem einfachen Schreibebrief weit weg von dir. Ich wollte ein friedliches, ſpießbürgerliches Glück — erinnerſt du dich an das kleine Landhaus am Rhein? — du verführteſt mich zu koſtbaren Kleiderfetzen und behängteſt mich mit Perlen."

Ich weiß, ich weiß, ſchrie ſein Herz. Aber wo man nicht mehr lieben kann, da ſoll man vorübergehen.

„Du haſt mich bitter enttäuſcht, mein Lieber. Du haſt mich ſo weit gebracht, daß ich jetzt gleichgültig hier ſitzen und dir all dies Schreckliche ſagen kann, ohne daß mein Herz einen Schlag ſchneller geht."

Es ſchien ihr, als ſpräche ſie die Wahrheit. Ein alter, müder Mann ſaß ihr gegenüber. Nichts von dem Zauber, der ſie wehrlos und unterwürfig gemacht hatte, war mehr da.

„Ich war arm und hatte nichts als meine Liebe. Die ſchenkte ich dir, aber was gabſt du? Wie eine Bettlerin gehe ich von dir."

„Du ſprichſt wie von einem Handelsgeſchäft", antwortete er bedrückt und ſchämte ſich dieſes Abſchiedsgeſprächs.

„Du warſt der Händler!" rief ſie.

„Ich nehme alle Schuld auf mich, Liſa, ich kann nicht mehr tun." Er hatte einen elenden Zug im Geſicht.

„Man macht keine Schulden, die man nicht bezahlen kann."

„Du haſt vollkommen recht, Liſa, aber warum ſagſt du mir dies alles? Was ſoll es helfen?"

„Ich wollte dir zeigen, daß ich nicht zerbrochen und vernichtet worden bin, daß ich auch ohne dich weiterleben kann. Es iſt meine letzte Eitelkeit."

„Du mußt mir verzeihen, Liſa", bat er leiſe. „Die Frauen müſſen immer verzeihen. Es bleibt ihnen nichts anderes übrig."

Er wollte ihre Hand fassen, aber sie zog sie zurück. „Wir wollen gehen", sagte sie hochmütig. „Die Eitelkeit der kleinen Zwischenhändlerin ist befriedigt."

Während er die Rechnung bezahlte, betrachtete sie ihn mit kalten, prüfenden Augen und nahm Abschied von ihrer ersten Jugend und von ihrer ersten Liebe, die dieser fremde Mann gestohlen hatte.

Sie verließen den Saal und traten auf die Straße, die schwül und dunstig war. Sie gingen ein paar Schritte, dann rief Löcknitz einen Wagen an. Lisa stieg ein.

„Soll ich dich nach Haus bringen?"

„Nein, danke."

„Willst du mir nicht deine Hand zum Abschied geben, Lisa?" bat er demütig. Er erinnerte sich, daß er einmal in der Avenue Van Dyck bei einem Wagenschlag gestanden war und ganz wie heut eine erzürnte junge Dame zu versöhnen sich bemüht hatte, Miß Nelly Hitchcock. Das Leben war eine ewige Wiederholung. „Vergib mir, Lisa."

Sie reichte ihm die Hand. „Leb' wohl, Albrecht, aber vergessen kann ich nichts."

Der Wagen setzte sich in Bewegung.

Löcknitz blickte ihm nach, bis er seinen Augen entschwand. Es ist alles nicht wahr, dachte er, wehmütig und befreit zugleich. Du bist jung, kleine Lisa, und wirst vergessen. Wenn man jung ist, kann man alles vergessen.

Am nächsten Tag fuhr der Rittmeister mit seiner Frau nach Stift Himmelspfort. Er hatte es sich nicht nehmen lassen, sie zu begleiten, obwohl Agnes, die Sentimentalitäten haßte, durchaus dagegen war. Er hatte fröhliche Tage gesehen, nun wollte er auch den Tagen des bitteren Abschiednehmens nicht ausweichen.

Das Stift lag eine gute halbe Stunde von dem kleinen Bahnhof entfernt. Sie beschlossen, zu Fuß zu gehen, und schickten den Wagen mit dem Gepäck voraus. Sie wanderten gemächlich und schweigend auf der einsamen Landstraße, die auf beiden Seiten von reifenden Kornfeldern begleitet war. Die Welt war still und blau, hielt gleichsam den Atem an, um das Wunder des Reifwerdens nicht zu stören.

Sie waren schon ein ganzes Stück gegangen, als Löcknitz endlich sagte: „Das Beste und Schönste, was es gibt, sind Landstraßen. Man müßte immerzu wandern, weiter und weiter, ohne Wunsch und ohne Bedürfnisse, und nie nach rückwärts blicken und nie zur Seite."

Agnes lächelte. „Alle Menschen können nicht wandern, Löcknitz. Es muß auch Leute geben, die still sitzen und die Landstraße in Ordnung halten."

„Freilich," antwortete er ein wenig beschämt, „aber die Gefahr ist nicht groß, Agnes. An Ordnungsmenschen wird es nie fehlen, und die wenigen, die vom Glück der Landstraße wissen, sterben aus."

Das Stift wurde sichtbar. Es lag grau und massig da, von einer starken Umwallungsmauer behütet, und blickte mit verdrießlichen Augen in die lachende Sonne. Der Rittmeister begann zu zittern, als er dieses düstere Gebäude sah, das ihm schlimmer als ein Gefängnis erschien. Im dunkelsten Kerker blühte noch eine Hoffnung, aber dieses Haus umschloß nur Verzicht und Todesbereitschaft. Er stellte sich das Stift an einem rieselnden Spätherbstabend vor und entsetzte sich.

Nun standen sie vor dem Tor und zagten vor dem letzten Abschied.

Agnes holte tief Atem und sagte zögernd, während eine feine Röte in ihre welken Wangen stieg: „Ich habe noch etwas auf dem Herzen."

„Was ist es denn, Agnes?" fragte er stockend.

„Du sollst wissen, Löcknitz, daß ich nie aufgehört habe, dich lieb zu haben. Nie, Löcknitz, nicht einen Augenblick lang. Das ist die bittere Wahrheit."

Was hilft das alles, dachte er gequält und erschüttert. Du hättest mich lieben müssen, so wie ich bin. Jede andere Liebe gilt nicht.

„Wenn ich hart und schroff zu dir gewesen bin, so war es immer nur gekränkte und beleidigte Liebe, Löcknitz. Du darfst mir glauben."

„Ich glaube dir, Agnes", sagte er leise und griff nach ihrer Hand und streichelte sie schüchtern.

Aus der blauen Höhe kam Lerchenjubel.

Er gab ihre Hand nicht frei und sprach wie zu sich selber: „Nun ist es zu spät. Das Leben ist vorbei. Wir haben verspielt."

Agnes Löcknitz blickte starr in die Luft und meinte ruhig: „Es ist schade, daß wir beide uns nicht haben verständigen können."

„Es ist sehr schade, Agnes."

Sie zog sacht ihre Hand aus der seinen. „Nun will ich läuten, Löcknitz."

Er rief in einer jähen, herzlichen Aufwallung: „Ich werde dich oft besuchen, Agnes."

„Das sollst du nicht tun, Löcknitz", bat sie voll Angst.

„Warum nicht?" fragte er verwundert.

Sie schüttelte den Kopf. „Wir wollen uns nicht mehr sehen, Löcknitz. Es wäre zu bitter und zu schmerzlich für mich. Immer müßte ich daran denken, was ich verloren habe. Ich würde die Einsamkeit da drinnen nicht ertragen. Nie würde ich zum Frieden kommen."

Er biß die Zähne zusammen und senkte den Kopf.

Sie zog die Glocke, die kläglich bimmelte. „Noch eins, Löcknitz", sagte sie mit Anstrengung. „Wenn du die Scheidung willst, ich bin einverstanden."

„Danke, Agnes. Es ist nicht nötig."

Ein frohes, stolzes Leuchten kam in ihre Augen.

Man hörte Schritte über den Kiesweg schlürfen. Agnes Löcknitz reichte ihrem Mann die Hand und flüsterte mit bebenden Lippen: „Habe Dank für alles."

„Ich habe zu danken, liebe Agnes", stammelte er beschämt. Sein Herz stieß bis in den Hals hinauf.

Die Tür ging. Agnes machte sich frei und umarmte ihren Mann mit einem letzten Blick. Dann schritt sie, ohne zu zögern, der Einsamkeit entgegen.

Es ist so schrecklich viel versäumt worden, dachte Löcknitz und starrte die geschlossene Pforte an. Gute Worte sind versäumt worden und Nachsicht und Zuspruch.

Er riß sich los und wanderte mit taumelnden Schritten zurück. Die Beine wollten ihn nicht tragen. Der Glanz der Junisonne war erloschen und die Lerchen schwiegen.

Der Rittmeister kam nicht weiter. Das Herz brannte in seiner Brust. Er setzte sich in den Straßengraben und blickte zu dem grauen Stiftsgebäude hinüber.

Aus seinen Augen tropften große Tränen.

XXXV

Da war ein altes, müdes Pferd in Kleinrüdde, auf dem ritt Löcknitz manchesmal über die Stoppelfelder im Schritt und ohne Ziel. Tief zogen die Wolken, Raben krächzten, und die Zeit stand still.

Der Rittmeister war ein grauer, alter Herr geworden, der hager und ein wenig gebeugt im Sattel saß. Niemand wunderte

sich mehr über sein jugendliches Aussehen. Das Leben hatte ihn gebrochen und zur Seite geschleudert, aber die Sehnsucht und die Unruhe waren zurückgeblieben. Er ertrug das Besiegtsein nicht. Das Schweigen der Felder bedrückte ihn. Hier war es still wie in einem Grab, aber draußen fieberte die Welt, gierig, unersättlich und sinnlos. Er haßte die Einsamkeit wie einen bittersten Feind. Er sah, wie die Tage vergingen, kurz und lang, aber unwiederbringlich, und zitterte immer aufs neue, wenn die Schatten des Abends kamen. Er sehnte sich nach Lärm, nach dem gewaltigen Berliner Lärm, und blickte voll Grauen in die leeren Augen dieser stummen Ebene. Warum kann ich nicht zahm und ruhig werden? klagte er zähneknirschend und hetzte seinen alten Gaul in einen kümmerlichen Galopp hinein.

Abends saß er schweigend beim Kamin in dem Försterzimmer, wo das Bild des lachenden Vaters und der Lübecker Totentanz hingen. Der Hund seufzte im Schlaf, die Wanduhr schnarchte, und der Bruder arbeitete beim Schreibtisch. In dieser Verlassenheit pflegte der Rittmeister sein Leben zu überdenken, die vergeudete Kraft, die unnützen Leidenschaften und die Wege, die in die Irre geführt hatten. Es war nichts los mit mir, sagte er sich. Es war keine Arbeitsfreude in mir, immer nur Unruhe. Ich habe niemandem mit meinem Leben genützt. Niemals bin ich auf dem richtigen Posten gestanden. Alle Sehnsucht war ein Irrtum gewesen.

In solchen Stunden kroch die graue Reue durch das Zimmer und vergiftete die Luft. Aber dann riß er sich wieder zusammen und schüttelte die lästigen Gedanken ab, wie ein Hund, der aus dem Regen in die Stube kommt.

Alwine Löcknitz lebte immer noch. Der Rittmeister saß oft an ihrem Bett und leistete ihr Gesellschaft. „Hier kann man nicht sterben, lieber Albrecht", sagte sie und hatte ein verzweifeltes Lächeln auf den Lippen. „Du hättest dir ein anderes Plätzchen aussuchen müssen."

„Ich will gar nicht sterben, Alwine."

„Erwartest du noch etwas vom Leben?" fragte sie höhnisch.

„Ich weiß nicht", antwortete er und konnte nicht begreifen, daß dies das Ende sein sollte.

Eines Tages begann er zu arbeiten. Er tat es aus einem inneren Zwang heraus, aber ohne Freudigkeit. Er wollte nicht müßig herumstehen, sondern sich das Brot verdienen, das er aß, und die leeren Stunden ausfüllen. Er griff nach der Arbeit wie nach einem Betäubungsmittel, das ihm körperliche Ermüdung und Schlaf verschaffte.

Dann kam der eisgraue Winter mit Schnee und Erstarrung, und es wurde noch stiller in Kleinrüdde. Diese langen Abende waren qualvoll. Löcknitz versuchte zu lesen, aber alles langweilte ihn. Jedes der Bücher, die ihm in die Hände fielen, wollte erziehen und besser machen und den Leser zu irgend etwas bekehren. Es schien ihm, als gäbe es nur mehr Oberlehrer und Pastoren auf der Welt.

Am Weihnachtsabend sagte Gerhard Löcknitz zu seinem Bruder, als sie beim Punsch saßen: „Ich möchte dir gern helfen, Albrecht, aber ich weiß nicht wie."

„Laß nur, Gerhard", wehrte der Rittmeister ab.

„Du fühlst dich hier sehr unglücklich. Ich begreife es durchaus. Wenn du auch graue Haare hast, bist du doch zu jung, um den Einsiedler zu spielen. Deine Zeit ist noch nicht gekommen."

„Falle ich dir zur Last?" fragte Löcknitz gereizt.

„Du weißt selber genau, daß diese Frage überflüssig ist. Ich denke an dich, nicht an mich."

Der Rittmeister schwieg beschämt.

„Ich meine, du hast den Kampf zu früh aufgegeben, Albrecht. Es ist viel Unglück über dich gekommen, gewiß, aber deswegen mußt du noch lange nicht in die Verbannung gehen."

„Was soll ich tun, Gerhard?"

„Das weiß ich nicht, aber raus sollst du. Man muß immer wieder von vorn anfangen, wenn etwas schief geht."

„Es ist zu spät", erwiderte Löcknitz schwermütig.

„Nichts ist zu spät, solange man noch kriechen kann. Hör' mal zu, Albrecht, ich habe ein ganz gutes Jahr gehabt und kann dir ohne Schwierigkeit die Hälfte des Geldes, das du mir seinerzeit geliehen hast, zurückgeben. Nimm dir das Geld und steig wieder rein ins Leben."

„Ich danke dir, Bruderherz. Du hast eine zu gute Meinung von mir. Ich bin fertig und erledigt. Was noch in mir ist, ist kraftlose Sehnsucht. Ich habe die Kurasche verloren."

„Du wirst sie wiederkriegen. Wage nur den ersten Sprung."

Der Rittmeister schüttelte den Kopf und zeigte auf den Lübecker Totentanz. „Ick schall danssen unde kan nich ghan."

„Du mußt ja nicht tanzen, du kannst gehen oder fahren."

„Ich kann nur mehr still im Winkel sitzen, Gerhard."

„Unsinn! Ein Kerl wie du bleibt noch nicht hinter dem Ofen hocken, um Trübsal zu blasen und alten Geschichten nachzuweinen. Wenn du jetzt zum reuevollen Büßer wirst, ist dein ganzes Leben eine Lüge gewesen."

„Mich reut nichts", begehrte der Rittmeister zornig auf. „Nichts, nichts!"

Der Bruder blinzelte mit den Augen und fragte ungläubig: „Gar nichts?"

„Nein, Gerhard. Aber daß ich nicht lüge, eins tut mir leid, und das ist das einzige in meinem ganzen Leben."

„Was ist es?"

„Ich bin einmal eine Stunde zu früh in das Zimmer eines jungen Menschen getreten."

Gerhard Löcknitz drang nicht weiter in seinen Bruder. Man mußte ihm noch Zeit lassen und warten, bis die alten Wunden verheilt waren.

Die Tage wurden länger, und es war wieder Frühling. Aber es war kein Frühling wie ehemals, mit lockendem Vogelschlag und zärtlichem Mondenschein, sondern eine grämliche Zeit mit Windstößen und Regenschauern.

Diesem Frühjahr gelang es nicht, die Erstarrung zu lösen, die Löcknitz umfangen hielt. Eine gewaltigere Stimme mußte ertönen, um den Schläfer zu erwecken. Aber als der Rittmeister dieses helle Signal hörte, sprang er auf, wischte die bösen Tränen aus den Augen und begrüßte den Krieg als Retter und Befreier.

„Bruder, ich habe meine Kurasche wieder", jauchzte er und umarmte Gerhard mit stürmischer Leidenschaft.

„Jetzt weiß ich, worauf ich gewartet habe", sagte er mit blitzenden Augen zu Alwine und saß an ihrem Bett, wunderlich verjüngt und hoffnungsselig, ein Verkünder des Lebens.

Dann ging er im Hof herum und nahm Abschied von den Pferden und Kühen im Stall, von dem Wald, den er gerettet hatte, von dem lachenden Bild seines Vaters und von der schnarchenden Wanduhr. Von allem nahm er Abschied, denn er wußte, daß er hierher keinesfalls zurückkehren würde, und war fröhlich im Herzen.

Als er nach langwieriger Nachtfahrt morgens in Berlin ankam, war sein erster Weg zu seinem alten Regiment. Im Vorzimmer der Regimentskanzlei saß wartend Hermann Stöckel.

„Legen Sie ein gutes Wort für mich ein, Herr von Löcknitz", bat der Mann mit der Bügelfalte ohne Hose. „Ich will mit."

„Zuerst muß ich angenommen werden, lieber Freund," lachte Löcknitz, „dann kommen Sie, Stöckel."

„Ich bringe mein eigenes Pferd mit. Mein Vater hat sein Herz entdeckt."

Der Regimentskommandeur, der während der Dienstzeit des Rittmeisters Major und ihm stets wohlgesinnt gewesen war, empfing Löcknitz sehr freundlich. „Sie können natürlich mit, lieber Löcknitz, das ist gar keine Frage, eine Schwierigkeit besteht nur darin, daß Sie Ihre Charge niedergelegt haben. Sie müssen ein Immediatgesuch einreichen."

„Herr Oberstleutnant, ich bin sehr glücklich, wenn ich als Kriegsfreiwilliger mitreiten darf."

Der Kommandeur reichte ihm die Hand. „Sie sind mir herzlich willkommen, lieber Löcknitz."

Auch Hermann Stöckel wurde angenommen. Der Oberstleutnant teilte sie der Schwadron des Rittmeisters Grafen Miersdorf zu.

Als die beiden Freiwilligen auf die Straße kamen, sagte Stöckel sehr ernst: „Es war doch gut, daß man sich keine Kugel vor den Kopf geschossen hat."

„Es wäre schade gewesen."

Dann sprachen sie von den alten schlimmen Zeiten und erinnerten sich vieler gemeinsamer Erlebnisse.

„Hören Sie etwas vom Philadelphia-Klub? Besteht er überhaupt noch?"

„Natürlich, Graf Heydebrinck ist Präsident. Der Photograph Bomse ist gestorben, beim Spieltisch. Muggenthaler soll über diese Taktlosigkeit sehr entrüstet gewesen sein."

Löcknitz lachte. „Muggenthaler war der Vornehmste von uns allen."

„Dunkelbaum hat geheiratet. Raten Sie, wen?"

„Wie soll ich das wissen, Stöckel?"

„Die Dierkher vom Olympiatheater."

Löcknitz blieb stehen und fragte verblüfft: „Die Dierkher?"

„Jawohl."

Frau Lisa Dunkelbaum! Wie seltsam und unwahrscheinlich das klang. Ein sanftes Mitleid zog durch sein Herz. So sah der Peer dieser armen Solveig aus.

Löcknitz ging weiter. „Sagen Sie, Stöckel, wo kriegt man noch einen anständigen Gaul?"

„Wieviel Geld wollen Sie anlegen?"

„Bis fünftausend. Mehr habe ich nämlich nicht."

„Gehen Sie zu Schwaab, Herr von Löcknitz. Der hat noch einige Vollblüter."

„Danke. Das will ich sogleich besorgen. Auf Wiedersehen, Stöckel."

Der Pferdehändler Schwaab sagte bedauernd: „Es ist nicht mehr viel los, Herr Rittmeister. Ich bin nahezu ausverkauft, aber vielleicht finden Sie noch ein passendes Tier."

Sie gingen in den Stall. Schwaab zeigte einige Pferde, die Löcknitz nicht gefielen.

„Nee, das ist nichts, lieber Schwaab. Ist das Ihr ganzer Reichtum?

„Im andern Stall habe ich noch eine Stute. Sie ist sehr schnell, aber sie rohrt ein wenig. Wollen Sie sie sehen, Herr Rittmeister?"

„Anschauen kostet nichts."

Löcknitz betrachtete die Stute und erkannte voll Freude Szeretlek. Er rief sie leise an. Sie spitzte die Ohren und wendete ihm ihren Kopf zu. Ja, das waren die guten, treuen Augen Szeretleks. Er legte seine Wange an den glatten Hals und umarmte das Tier wie einen alten, wiedergekehrten Freund.

„Ich kaufe die Stute. Was kostet sie?"

„Dreitausend Mark, Herr Rittmeister."

„Sie ist mehr wert, lieber Schwaab, viel mehr", lachte Löcknitz und bezahlte den Preis.

Sie fuhren am 4. August von Berlin über Hannover nach Köln. Viele Erinnerungen begleiteten den Kriegsfreiwilligen Löcknitz auf dieser Reise. Als der Zug in langsamer Fahrt über die Rheinbrücke ging, winkten den Dragonern viele junge Mädchen zu, die alle irgendwie Lisa Dierkher glichen. So schien es wenigstens Löcknitz.

Von Trier aus ritten sie durch Luxemburg in Belgien ein. Die Aufklärungsschwadron des Rittmeisters Miersdorf stieß über Namur nach Dinant vor, überschritt bei Sivry die französische Grenze, in unausgesetzten Kämpfen mit hinterlistigen Freischärlern, erlitt starke Verluste bei Saint-Quentin und war am 1. September in Soissons.

Die Kriegsfreiwilligen Löcknitz und Stöckel hielten stets zusammen, obwohl sie in der Schwadron von allen Herren wie Offiziere behandelt wurden und niemals eine Zurücksetzung erfuhren. Besonders Graf Miersdorf tat alles, um die beiden scheuen Menschen heranzuziehen, aber sie lagen lieber bei ihren Pferden im Stroh, statt bei den Offizieren zu sitzen.

Stöckels Groll war unversöhnlich. „Im Frieden haben sie meinen Gruß nicht erwidert", brummte er und bürstete sein Pferd. Er ging mit einem verschlossenen harten Gesicht umher, das aus Haut und Knochen bestand. Nur in seinen Augen flammte es manchmal auf, wenn der Tod an den Ohren

vorbeibrauste. Er machte die verwegensten Patrouillenritte mit einer Kaltblütigkeit und Todesverachtung ohnegleichen. Er war ein besserer Soldat als Löcknitz, der seinen Krieg ohne Haß führte und eine sentimentale Zärtlichkeit für Frankreich nicht aus seinem Herzen zu verjagen vermochte.

Einmal, in einer öden Stunde, da man hungrig auf das Essen wartete, wurde von einigen Herren mit Karten gespielt. Löcknitz und Stöckel konnten sich nicht zurückziehen und wurden eingeladen, mitzuspielen. Sie lehnten höflich ab. „Sie waren doch sonst keine Kostverächter", meinte Twesten.

„Nein", antwortete Stöckel. „Aber früher nahm man mir es übel, wenn ich spielte, jetzt, da man es mir gestattet, mag ich nicht mehr."

„Ich schließe mich Stöckel an", sagte Löcknitz. „Man macht zu viel Aufhebens mit dem Spiel und mit dem bißchen Leichtsinn. Das sind lauter kleine Dinge, in die kein fremder Mensch seine Nase hineinstecken sollte. Man müßte sich überhaupt abgewöhnen, die Mitmenschen bevormunden zu wollen. Es gleicht sich alles aus, so oder so."

Twesten zuckte die Achseln und gab Karten aus.

Von Soissons aus schickte der Rittmeister Miersdorf eine Erkundungspatrouille gegen Compiègne vor, deren Führung Löcknitz anvertraut wurde, weil er die Stadt kannte. Stöckel und zwei Dragoner wurden ihm beigegeben. Sie ritten am 3. September eine halbe Stunde vor Mitternacht weg.

Löcknitz wählte den Weg durch den Wald, obwohl Stöckel vor der Gefahr eines Hinterhaltes warnte und die Straße an der Aisne entlang für sicherer hielt. Seine Befürchtungen erwiesen sich aber als unbegründet. Der Wald war leer und totenstill. Sie ritten im schlanken Trab auf der guten Waldstraße und erreichten in der Morgendämmerung den Rennplatz von Compiègne. Nirgends ein Vorposten. Löcknitz ließ die beiden Dragoner im Gehölz am Rand des Rennplatzes warten, während er noch bis zum Rond Royal vorreiten wollte.

„Ich halte das für überflüssig", meinte Stöckel sehr leise. „Wir haben unsere Aufgabe gelöst. Es hat keinen Zweck, Aufmerksamkeit zu erregen."

„Es sind nur ein paar Schritte", bat Löcknitz.

„Na schön, wie Sie glauben."

Sie ritten vorsichtig durch eine wunderschöne Allee bis zum Rond Royal. Eben ging die Sonne auf.

Löcknitz wies auf das Hotel du Rond Royal und flüsterte: „Dort habe ich vor drei Jahren mit einem netten Pariser Mädel

Kaffee getrunken. Ist das nicht seltsam?" Er sah Huguette de Troyes vor sich, die immer zu Tränen gerührt war, wenn sie „Das Schloß von Compiègne" sang.

„Zurück!" schrie Stöckel und wendete sein Pferd.

„Was ist denn?" fragte Löcknitz verwundert.

Aus den Fenstern des Hotels kam Gewehrfeuer.

Löcknitz fühlte einen leichten Stoß gegen seine Brust. Wie ein leises Anpochen war es. Er machte kehrt und jagte die Allee zurück. Stöckel nach. Die Luft war mit einemmal bitter und herb geworden. Auch die Sonne hatte ihre Kraft verloren.

Stöckel war nicht zu erreichen, obwohl er keinen großen Vorsprung haben konnte. Löcknitz erinnerte sich eines dummen Traumes, da er auf einer Landstraße einer langsam schreitenden Frau nachgelaufen war, ohne ihr jemals näherkommen zu können.

Szeretlek keuchte. Bis zum Rennplatz trug sie ihren Herrn, dann brach sie zusammen. Löcknitz glitt aus dem Sattel und fiel in das Gras. Er lag neben Szeretlek und sah, wie aus vielen Wunden ihr Blut entströmte. Mit bleischwerer Hand streichelte er ihren Hals. Das Tier blickte ihn mit großen schwermütigen Augen an, die sich verschleierten und dann brachen.

Eine ferne Stimme rief.

Löcknitz versuchte sich zu erheben, und griff mit der Hand in die Luft. Ick schall dansen unde kan nich ghan, dachte er lächelnd und sank zurück.

Die Kwannon von Okadera

Roman von

Ludwig Wolff

1. Die Wolke

Als Harlander die Treppe hinunterging, überfiel ihn jäher Schwindel.

„Verdammt!" sagte er zornig und hielt sich mit verkrampften Fingern an dem Geländer fest.

Schleier wallten vor seinen Augen auf und machten ihn blind. Hilflos starrte er in den milchigen Nebel. Ungeheure Leere und Einsamkeit waren um ihn. Nur im Gehirn dröhnte es, als hallten schwere Schritte durch das Schädelgewölbe.

Verdammte Schweinerei! dachte er voll Grimm und mühte sich, die endlos gleitenden Schleier zu zerreißen, die ihn wie Spinngewebe umhüllten.

Allmählich tagte es wieder. Durch buntbemalte Treppenfenster stachen rotglühende Sonnenstrahlen. Ein Messingknauf glitzerte verlockend. Die Nebel rissen, aber in den Lichtkegeln tanzten Myriaden von Fliegen. Die hallenden Schritte im Schädelgewölbe entfernten sich.

Harlander stieg vorsichtig, Schritt für Schritt, die Treppe hinab. Er fühlte sich seltsam leicht und ausgeleert. Auf dem Treppenabsatz ließ er das stützende Geländer los und versuchte, frei zu stehen. Es gelang ausgezeichnet.

„Blinder Feuerlärm", sagte er befriedigt, holte eine Zigarette hervor und zündete sie an.

Eine tiefe Falte hatte sich zwischen seinen Augenbrauen eingekerbt, als er das Tor öffnete und aufatmend vor das Haus trat. Gierig sog er die linde Frühlingsluft ein und betrachtete mit Entzücken, als sähe er ihn heute zum erstenmal, den freudigen Glanz der breiten Straße.

Menschen mit deutlichen Zielen marschierten, elektrische Bahnen schnurrten, in den Haaren junger Mädchen wehten

Schleifen, Sperlinge lärmten, der Postbote unterhielt sich mit der dicken Portiersfrau, die Bäume des Kurfürstendamms trugen neue Blätter.

Nur leben mußte man. Leben! Leben!

Der Chauffeur lüftete die Kappe und grüßte. „Morgen, Herr Harlander."

„Morgen, Opitz. Schöner Tag heute, Donnerwetter!"

Der Chauffeur zeigte weiße, feste Zähne.

„Haben Sie Benzol gekriegt?"

„Jawohl, Herr Harlander. Blauzwirn hat welches geschickt. Aber sündteuer. Das Liter zwölf fünfzig."

Harlander lachte. „Aber dafür haben wir schönes Wetter. Mensch, sehen Sie sich mal den Himmel an!"

Opitz kurbelte den Wagen an.

„Heut sollte man aufs Land hinaus fahren, wo Kirschbäume blühen, verstehen Sie?"

„So fahren Sie doch, Herr Harlander."

„Mit Ihnen allein, Opitz? Nee. Da müßt' 'n junges flottes Mädel mit!"

„Junge flotte Mädchens gibt's genug in Berlin", meinte der Chauffeur sachverständig.

Harlander setzte sich auf den Führersitz. Opitz neben ihn. Der Sechzigpferdige ging an.

Harlander, zurückgelehnt, Zigarette im Mundwinkel, fühlte sich von strömendem Glücksgefühl überrieselt, während Häuser und Menschen vorüberglitten und kühler werdende Luft entgegenstürzte.

„Langsamer!" warnte der Chauffeur und gab vor der Straßenecke Signale.

Weiter. Ein alter Herr überquerte zeitunglesend und gemächlich den Fahrdamm. Stopp. Harlander schimpfte wie ein Müllkutscher.

Freie Bahn. Dritte Geschwindigkeit. Die Straße bäumte sich entgegen.

„Langsamer!"

Ein Bierwagen wich nicht aus. In letzter Sekunde gab es haarknappe Durchfahrt.

„Langsamer!"

Plötzlich war es Harlander, als verschöbe sich die Straße, schlösse sich irgendwie enger zusammen, um den Wagen zu erdrücken. Unmöglich erschien es, geraden Kurs zu halten. Ein Baum lockte. Man mußte gegen ihn losfahren. Kein Ausweg.

Opitz riß das Lenkrad herum, griff über seinen Herrn hinüber und brachte den Wagen zum Stehen.

Harlander, vergewaltigt und gerettet, wischte den Schweiß von der Stirn und stammelte verlegen: „Ein plötzlicher Schwindelanfall."

Opitz machte ein vorwurfsvolles Gesicht.

Wieder tanzten Myriaden von Fliegen vor Harlanders Augen.

Tastend stieg er aus dem Wagen, blickte angestrengt zu den Häusern auf und sagte schroff: „Warten!"

Im Zickzackkurs überschritt er den Fahrdamm, gedemütigt von seiner Schwäche, erbittert über seine Hilflosigkeit, voll Haß gegen den Frühlingsglanz, der jetzt matt und verschleiert war.

Ein Schild: Geheimrat Professor Dr. Gotteswinter.

Harlander trat ins Haus. Kroch die Treppe hinauf, läutete, wurde von einem Diener empfangen, der ihn vertraut begrüßte und in das Wartezimmer geleitete.

„Dauert es lange?"

„Nein, Herr Harlander. Die Dame ist schon eine ganze Weile bei Herrn Geheimrat."

Harlander setzte sich in eine Ecke und ließ seinen trüben Blick angewidert durch das ihm allzu bekannte Zimmer laufen. Da hingen an den Wänden Venedig, opernhaft und mit kitschigen Gondeln, und das blödsinnige Matterhorn, das hochmütig in die Wolken stach, und die Radierung von Pablo Picasso, die ihn zum Lachen kitzelte.

Freilich, die Dame mit Maske von Rops war auch da. Harlander suchte ihren blaßblauen Blick, der in die Ferne entglitt, betrachtete den glühenden Mund, die fahlroten Haare, auf denen die schwarze Maske wie ein Trauerfalter ruhte, und empfand irre Sehnsucht nach der lässig sinnenden Frau. Dieses Weib besitzen und dann sterben in Teufels Namen!

Er schloß ermüdet die Augen, um das quälende Flirren zu verscheuchen. Aus dem Ordinationszimmer drang spitz die hohe, piepsige Stimme des Geheimrats, begleitet vom dumpfen Brummen der tiefen Stimme des Assistenten.

Als Harlander die Augen wieder öffnete, schien es ihm, als wäre viel Zeit inzwischen vergangen. Er mußte sich mit Anstrengung besinnen, wo er war, warum er hier saß, worauf er wartete. Holte dann die Zigarettentasche hervor, bedachte, daß Rauchen im Wartezimmer nicht anging, legte entmutigt die Dose auf den Tisch und starrte ohne Gedanken auf das Blinken des Goldes im Sonnenlicht.

Der Assistent, Doktor Schlee, öffnete die Tür. „Darf ich bitten?"

Harlander schreckte auf und erhob sich.

Den Näherkommenden erkannte der kurzsichtige Arzt und begrüßte ihn freundlich.

Der alte Geheimrat ging ihnen entgegen. „Guten Tag, mein lieber Herr Harlander. Was führt Sie wieder zu uns? Sie sehen übrigens brillant aus, ganz brillant!"

Die hohe, spitze Stimme tat weh. Die elfenbeinerne Billardkugel, die dem Geheimrat als Kopf diente, wirkte aufreizend. Die skeptischen Falten des Altmännermundes verursachten Übelkeit.

Harlander mußte an sich halten, um nicht aufzuschreien oder die gütig nickende Elfenbeinkugel mit einem Faustschlag zu zertrümmern.

„Bitte, nehmen Sie Platz, mein lieber Herr Harlander."

Harlander kehrte den Sessel um. „Ich kann nicht gegen das Licht sitzen, Herr Geheimrat."

„Bitte, bitte, ganz wie es Ihnen genehm ist."

Sie saßen sich gegenüber. Neben dem Geheimrat stand Doktor Schlee. Sein Bart schimmerte blauschwarz. Ob der Mann wohl ein Kinn hat, wenn man ihm den Bart gewaltsam abrasierte? dachte Harlander zerstörungslustig.

„Verfügen Sie über mich!" piepste Professor Gotteswinter.

Harlander riß sich von dem blauschimmernden Bart des Assistenten los, klammerte sich mit den Blicken an dem Elfenbeinschädel an und sagte: „Hören Sie zu, Herr Geheimrat. Ich möchte mal ganz offen mit Ihnen sprechen, Mann zu Mann. Sie sollen mir ehrlich und ohne Rückhalt sagen, was mit mir los ist."

„Mein lieber Herr Harlander, ich habe Ihnen niemals etwas verheimlicht."

Harlander ballte die Fäuste, daß die Gelenke krachten. „Bitte, hören Sie auf, Herr Geheimrat. Auf die Gefahr hin, daß Sie mir die Tür weisen, muß ich Ihnen sagen, daß ich mich mit Phrasen nicht abspeisen lasse."

Der Assistent öffnete die Lippen.

„Bitte, sagen Sie nichts, Herr Doktor. Ich beschwöre Sie."

Doktor Schlee klappte den Mund zu. Der Professor lächelte sanft. „Sprechen Sie sich ruhig und ohne Hemmung aus, mein lieber Herr Harlander."

„Vor allem: Glauben Sie, Herr Geheimrat, daß ich den Tod fürchte?"

„Aber' natürlich."

„Wie können Sie das behaupten, Herr Geheimrat?"

„Alle Menschen fürchten den Tod, mein lieber Herr Harlander. Und die, welche es leugnen, sind armselige Poseure. Das ist ja das bittersüße Geheimnis des Lebens, daß wir den Tod fürchten. Bitte, sehen Sie mich an: ich bin ein zweiundsiebzigjähriger Mann, der nicht unintelligent ist, aber ich gestehe es Ihnen ohne Scham ein, daß ich den Tod fürchte und hasse."

Harlander sah in die Luft, überlegte, schien sich zu prüfen. „Wenn Sie mich nicht belügen, tun Sie mir leid, Herr Geheimrat. Ich bin vom Land. Meine Leute sind Bauern gewesen. Ich fürchte den Tod nicht."

„Ausgezeichnet. Sie fürchten den Tod nicht. Wunderschön. Wir können also auf dieser Basis weiterdiskutieren."

Tobender Haß gegen das glatte Entgegenkommen des Professors brauste durch Harlander. „Den Tod fürchte ich nicht, Herr Geheimrat, aber das Verrücktwerden. Und über diesen Punkt verlange ich im Namen der Menschlichkeit volle Wahrheit von Ihnen."

„Du lieber Himmel, mit dem Verrücktsein ist das so 'ne Sache. Wie wollen Sie heutzutage feststellen, ob einer verrückt oder bloß genial ist?" Dünnes Lachen erschütterte den hageren Greisenkörper.

„Sie sollten keine Witze mit mir machen, Herr Geheimrat! Mir ist nicht zum Lachen."

„Seien Sie nicht hart gegen mich alten Mann, mein lieber Herr Harlander. Ich habe so selten Gelegenheit, ein wenig zu lachen."

Harlander stand auf. Verrecken sollte die alte Billardkugel!

„Bitte, behalten Sie Platz, mein lieber Herr Harlander. Ich sehe, Sie wollen heute keinen Spaß verstehen. Na schön, so wollen wir fachsimpeln."

Harlander setzte sich wieder und begann, überstürzt sein Leid auszuschütten. „Ich merke mir nichts mehr. Kein Erinnerungsvermögen. Ich vergesse alles. Heute früh hatte ich einen scheußlichen Schwindelanfall. Kann keinen geraden Kurs halten. Vorhin wäre ich um ein Haar mit dem Auto in einen Baum gefahren. In meinem Schädel geht ein Kerl mit Doppelsohlen spazieren. Vor den Augen tanzen Fliegen."

„Dies alles sind arteriosklerotische Alterserscheinungen, mit denen Sie sich abfinden müssen, Herr Harlander", erwiderte der Geheimrat und hatte ein eiskaltes Gesicht. „Der klinische

Befund ist klar. Wir haben trotz Ihrer Anamnese bei der Lumbalpunktion kein Krankheitsvirus mehr in Ihrem Körper feststellen können."

„Sprechen Sie deutsch, Herr Geheimrat", rief Harlander gequält. „Ich verstehe kein Wort."

„Entschuldigen Sie das Quacksalberlatein, Herr Harlander. Schlechte Angewohnheit. Also, wie gesagt, Ihre inneren Organe sind gesund, Krankheitskeime sind nicht mehr konstatierbar, wozu sollen wir Sie abermals mit einer spezifischen Kur quälen?"

„Na, und die Paralyse?" höhnte Harlander.

„Sprechen Sie deutsch, mein lieber Herr Harlander", antwortete der Professor listig und freute sich des Gegenstoßes.

„Wollen Sie mich wirklich verblöden lassen, ohne mich vorher zu warnen? Halten Sie das für menschlich?"

Er sprang auf und marschierte mit schweren Schritten durch das Zimmer.

„Nein, meine Herren, das ist inkorrekt und unanständig. Es ist Ihre verdammte Pflicht und Schuldigkeit, mir zu sagen: Lieber Freund, machen Sie glatten Tisch, denn Ihr Verstand reicht gerade noch für — — für ein halbes Jahr."

„Das kann Ihnen kein Arzt der Welt sagen, Herr Harlander", erklärte der Geheimrat und spannte die Augenbrauen. „Da müssen Sie sich an den Herrgott persönlich wenden."

„Jetzt verstecken Sie sich wieder mal hinter dem Herrgott. Den Dreh kenne ich."

Doktor Schlee wendete sich zu dem Professor: „Gestatten Sie, Herr Geheimrat?"

„Bitte, mit dem größten Vergnügen."

„Herr Harlander, ich begreife Ihre Erregung vollkommen und möchte mir erlauben, Ihnen einen Rat zu geben. Nehmen Sie ruhig an, daß Sie morgen sterben werden. Machen Sie daher heute noch Ihr Testament und regeln Sie alle Ihre Geschäfte. Sollten Sie wider Erwarten morgen nicht sterben, so haben Sie jedenfalls einen fröhlichen Tag gewonnen."

Harlander wurde mit einemmal ganz ruhig. Lächelte still vor sich hin und trat dann nahe an den Assistenten heran. „Sehr schlau, was Sie da gepredigt haben, lieber Doktor Schlee. Höchst gerissen, möchte ich sagen, wenn das Wort hier nicht zu ordinär wäre. Aber die Sache hat 'nen kleinen Haken. Es handelt sich bei mir nicht um das Sterben, sondern um das Blödsinnigwerden. Verstehen Sie? Heute bin ich nämlich selber noch helle."

„Ich fürchte, Sie überschätzen den Unterschied zwischen Tod und Paralyse, Herr Harlander."

„Wahrscheinlich, denn ich fürchte nur die Verblödung, aber nicht den Tod."

„Mein aufrichtiges Kompliment, Herr Harlander", sagte der Geheimrat lächelnd. „Für einen angehenden Paralytiker sind Sie geistig noch sehr regsam."

„Herr Doktor Schlee hat mir jedenfalls einen gangbaren Weg gezeigt. Ich werde heute kein Testament machen und meine Geschäfte nicht regeln, sondern erst — sagen wir in einem halben Jahr. Ist Ihnen die Frist zu lang, Herr Geheimrat?"

„Ich verstehe Sie nicht ganz, Herr Harlander."

„Doch, Sie verstehen mich ausgezeichnet, Herr Geheimrat. Sie wollen nur Zeit zur Überlegung gewinnen. Bitte, überlegen Sie ruhig! Können Sie mir versprechen, freibleibend selbstverständlich," — er begann plötzlich jungenhaft zu lachen — „daß ich noch sechs Monate geistig gesund bleibe?"

Der Professor zwang sich zu einem Kichern in den höchsten Tönen. „Das Geschäft mache ich mit Ihnen, mein lieber Herr Harlander. Das Geschäft mache ich herzlich gern. Natürlich müssen Sie in diesen sechs Monaten vernünftig leben: keine Exzesse in venere, kein Alkohol, wenig Nikotin, keine Überarbeitung."

Harlanders Gesicht versteinte, als hätte es der Finger des Todes berührt. Also wirklich nur sechs Monate? In einem halben Jahr war die Komödie aus?

„Sehen Sie, mein Lieber, jetzt ärgern Sie sich, weil ich Ihnen mit den sechs Monaten auf den Leim gegangen bin. So sind die Menschen. Jeder stellt sich protzenhaft hin und verlangt Wahrheit. Wenn man ihm aber etwas sagt, was halbwegs nach Wahrheit riecht, ist er gekränkt und beleidigt."

Harlander grinste qualvoll. „Stimmt nicht, Herr Geheimrat. Ich bin kein Waschlappen. Ich hatte nur eben überlegt, daß sechs Monate eine ganze Menge Zeit sind."

„Stimmt nicht, mein lieber Herr Harlander. Sie hatten sich eben ausgerechnet, daß Sie am zweiten November um elf Uhr vierzig blödsinnig sein werden. Das hat man davon, wenn man auf hypochondrische Mätzchen eingeht. Und dabei können Sie gut und gern auch noch dreißig Jahre in voller geistiger Gesundheit leben."

Harlander durchschnitt mit der Hand die Luft. „Die Hauptsache ist das halbe Jahr, das Sie mir noch garantieren."

Der Geheimrat, ärgerlich über sich selber, rieb seine Schläfe. „Die Sajodintabletten nehmen Sie vorläufig weiter, Herr Harlander."

„Was halten Sie von Nervina, Herr Geheimrat?" fragte der Assistent höflich.

„Ausgezeichnet, lieber Schlee. Bitte, schreiben Sie es Herrn Harlander auf. Nervina nehmen Sie abwechselnd mit Sajodin. Es wird Ihnen gute Dienste leisten gegen den Mann mit Doppelsohlen, der in Ihrem Schädel spazierengeht."

„Ich danke Ihnen, Herr Geheimrat." Er reichte dem Greis die Hand, die der Professor festhielt.

„Das beste für Sie wäre, wenn Sie Ihre Geschäfte im Stich ließen und für ein paar Monate ins Ausland gingen. Fremde Menschen und fremde Gegenden werden Sie auf andere Gedanken bringen."

Harlander machte sich frei. „Das ist eine gute Idee, Herr Geheimrat."

„Und wenn Sie im Herbst wiederkommen, mein lieber Herr Harlander, dann lachen wir über die tragische Unterhaltung von heute."

Harlander stand betäubt im Vorzimmer, ließ sich in den Mantel helfen, gab dem türöffnenden Diener ein Trinkgeld und empfand stechenden Durst nach einer Zigarette. Er griff nach der Dose, fand sie nicht und erinnerte sich nach angestrengtem Nachdenken, daß er sie auf dem Tisch im Wartezimmer liegengelassen hatte.

Er machte kehrt und ging in das Zimmer zurück, um die Dose zu holen.

Aus dem Ordinationsraum drang spitz die hohe piepsige Stimme des Geheimrats: „Glauben Sie mir, sechs Monate sind das höchste der Gefühle."

Harlanders Herz wand sich wie unter stählernem Griff.

„Ich bin nicht Ihrer Meinung, Herr Geheimrat", brummte die tiefe Stimme des Assistenten.

Harlander schlich aus dem Zimmer.

2. Endymion

Der Chauffeur sah verwundert seinen Herrn aus dem Haus treten, stehenbleiben und die Zigarettendose anstarren, die er in der Hand hielt.

Als Harlander einige Minuten in dieser Stellung verharrte, sprang Opitz vom Wagen und ging auf seinen Herrn zu. „Herr Harlander!“

Harlander hob langsam den Blick und sagte freundlich: „Ach Sie sind es, Opitz! Sie haben wohl geglaubt, ich sei plemplem? Nein, mein Sohn, ich habe nur nachgedacht.“ Er lächelte schüchtern. „Ich muß jetzt über vieles nachdenken.“

Dann öffnete er die Dose, nahm eine Zigarette heraus, ließ sich vom Chauffeur Feuer geben, machte einen Zug und schleuderte die Zigarette fort.

Opitz ging schweigend zum Wagen. Harlander folgte ihm auf der Stelle und sagte, als der Diener den Schlag öffnete: „Ich will ein bißchen laufen.“

Er überquerte abermals den Fahrdamm und marschierte in der Richtung zur Gedächtniskirche. Er ging sehr straff und aufrecht, wie einer, der haarscharf geraden Kurs halten muß.

Wieder kamen ihm junge Mädchen mit wehenden Schleifen im Haar entgegen, aber entsetzt wendete er den Blick ab, denn er sah grinsende Totenschädel, die mit lächerlichen Schleifen geschmückt waren. Gespensterhaft leise, so schien es ihm, glitten Straßenbahnwagen vorüber, dicht gefüllt mit durcheinandergewirbelten Skeletten.

Alles, was lebte, war tot.

Aber die Bäume zum Beispiel lebten. Sie hatten die seltsamsten und vielfältigsten Gesichter, die spöttisch oder leichtsinnig oder sorgenvoll waren, je nachdem. Auch die gutmütigen Steinfiguren, die die dreiundachtzigtausend Balkone des Kurfürstendamms trugen, blinzelten mit den Augen und lächelten freundlich. Sah dies niemand sonst außer ihm? Grauen rieselte über seinen Rücken.

Harlander schritt fast laufend über den Platz und setzte sich atemlos in dem leeren Vorgarten des Romanischen Kaffeehauses nieder. Hier war es fein und gesichert. Die Holzschranke sperrte von der Welt ab. Sommerhaft glühte die Sonne. Die Welt war blau.

Der Kellner. Kognak? Ja.

Ein Auto fuhr vor, mit Opitz am Lenkrad. Er packte eine Stulle aus und begann zu essen.

Harlander sah ihm interessiert zu und bekam selber Hunger. Bestellte zwei kernweiche Eier, die ihm gut schmeckten. Auch der Kognak war trinkbar. Die Zigaretten herrlich.

Ein kleines Blumenmädel mit lasterhaftem Mund bog sich, die Brust an das Gitter gepreßt, zu ihm hinüber und bot

Veilchen an. Harlander nahm die Blumen wie ein Almosen, roch daran, sie dufteten wahrhaftig nach Veilchen, und gab der Kleinen eine Geldnote.

„Ich kann nich rausgeben", sagte sie und schenkte sich mit den Augen.

„Gehört dir."

Sie lächelte dankend und wartete neugierig. Dann ging sie, in den mageren Hüften sich wiegend.

Sechs Monate waren übrigens tatsächlich eine ganze Menge Zeit. Hundertachtzig Tage. In Stunden ließ sich das gar nicht ausrechnen.

Natürlich, das Leben mußte anders eingeteilt werden. Alles, was er bis heute geleistet hatte, wurde lächerlich und belanglos. Wozu noch alle diese Geschäfte und Betriebe? Wofür die schlauen Kapitalsverschleierungen und die tüchtigen Steuerhinterziehungen?

Die Erben sollen zahlen, daß ihnen die Schwarten krachen! Es blieb ihnen immer noch Geld genug, viel zu viel Geld.

Vorderhand mochten die Unternehmungen laufen, wie sie liefen, diese stumpfsinnigen Unternehmungen, in die er seine überschwellenden Kapitalien hineingestopft hatte, weil sie ihn zu ersticken drohten.

Jetzt weg, raus aus dem Betrieb! Endgültige Ordnung wollte er nach seiner Rückkehr machen.

Wie seltsam, lächelte Harlander, daß alle diese ihm so fernliegenden Unternehmungen zu blühen und neues Geld zu gebären anfingen, sowie er nur mit einem Finger daran tippte. Was er berührte, wurde zu Darlehnskassenscheinen. Diese Gabe Gottes mußte man wahrscheinlich mit Gehirnerweichung bezahlen. Ein schlechtes Geschäft. Aber die sechs Monate Restguthaben aus dem schlechten Geschäft wollte er auskosten, bis zum letzten Glockenschlag. Die mußte man schlürfen wie edelsten Wein einer nie mehr wiederkommenden Lese, in kleinen, vorsichtigen Schlucken, um den Duft lange auf der Zunge nachzuschmecken.

Verlockend und aller Möglichkeiten voll lag vor ihm dieses halbe Jahr, das sich wie eine pfeilgerade, leicht übersehbare Landstraße ohne Krümmung und Umweg hinausschwang, bis sie bei einem Kirchhof endete. Aber endeten nicht alle Landstraßen bei Kirchhöfen? Und war es vielleicht kein köstliches Geschenk, sechs Monate lang in höchster menschlicher Freiheit leben zu dürfen, ohne Zwang und ohne Lüge?

Harlander reckte sich und blickte mit hochmütiger Überlegenheit auf die Menschen, die gleich Puppen, an tausend Schnüren gezogen, durcheinanderliefen. Dann bezahlte er, steckte die Veilchen ins Knopfloch und ging zu seinem Wagen.

Der Chauffeur legte die Zeitung weg und öffnete den Schlag. Harlander zauderte eine Sekunde, dann sagte er abschiednehmend: „Sie fahren, Opitz." Er stieg in den Wagen.

„Wohin, Herr Harlander?"

„Hardenbergstraße."

Das Auto hielt vor einem Haus, das mit dem weithin rufenden Schild „Endymion-Verlag" geschmückt war.

Harlander ging langsam die breite, teppichbespannte Treppe hinan und betrat die schöne Diele des Bureaus, das im ersten Stockwerk lag. Ein Boy stürzte grüßend ihm entgegen. Telephone klingelten. Schreibmaschinen hämmerten. Man arbeitete heftig. Man arbeitete für Herrn Harlander.

Der Junge öffnete die Tür von Harlanders Privatbureau und verschwand. Ein hohes, festliches Zimmer, von einem Raumkünstler ausgezeichnet eingerichtet, das Harlander sehr bevorzugte, und von wo aus er seine andern Unternehmungen leitete.

Die Flügeltür zum Balkon stand offen. Der Frühlingswind blähte die Vorhänge.

Harlander setzte sich an den Schreibtisch und sah gewohnheitsmäßig die Briefe durch. Theateragenten, Autoren, Komödiantinnen, Möbelverleihanstalten, Papierlieferanten, noch ein Autor — Quatsch!

Er läutete der Sekretärin.

Ein junges Mädchen, in weißer Bluse und blauem Rock. „Guten Tag, Herr Harlander."

„Sind Sie aber heute hübsch, Fräulein Nauert!"

Das Mädchen errötete.

Harlander nahm die Veilchen aus dem Knopfloch und überreichte sie dem Fräulein. „Das kriegen Sie zur Belohnung für Ihr Hübschsein."

Sie errötete tiefer.

„Bitte, liebes Fräulein, nehmen Sie diese Briefe mit sich. Was soll ich damit? Der Kram interessiert mich nicht. Antworten Sie, was Sie wollen."

Fräulein Nauert starrte verständnislos. „Ja, aber —"

„Die Verlagssachen können Sie Doktor Büntell geben, und wegen der andern Briefe fragen Sie bei Herrn Kreebs oder Direktor Zimmerhackl an, falls Sie im Zweifel sind."

„Jawohl, Herr Harlander.“ Sie raffte die Briefe zusammen und wendete sich zum Gehen.

„Das hat aber Zeit, Fräulein Nauert. Heute gehen Sie lieber ein bißchen spazieren. Es ist so schön draußen. Ich brauche Sie nicht mehr.“

„Vielen Dank, Herr Harlander.“

Er blickte dem befangen schreitenden Mädchen nach, bis es die Tür hinter sich schloß, und trat dann auf den Balkon. Lehnte an die Brüstung und sah zum Himmel auf, der im Osten mit eilig fliehenden weißen Wölkchen besäumt war. Ja, man mußte in die Welt hinauslaufen und fremde Gesichter sehen, — die geheimrätliche Billardkugel hatte durchaus recht.

Eine Turmuhr schlug. Zwei Uhr. Harlander erschauerte. Wie toll die Zeit verging, wenn sie einem knapp zugemessen war! Man mußte rationell wirtschaften, sonst war man zum Schluß der schmählich Betrogene. Hastig verließ er Balkon und Zimmer und ging zu Doktor Büntell, dem angestellten Leiter des Endymion-Verlags.

„Ich kann Ihnen eine angenehme Mitteilung machen, Herr Harlander“, sagte der Doktor mit schweizerischen Kehllauten. „Die Subskription auf unsere Verlaine-Ausgabe ist überzeichnet worden. Wir müssen die Auflage erhöhen.“

„Großartig, lieber Doktor. Ich gratuliere Ihnen“, antwortete Harlander und hatte eine ungeheure Lachlust zu unterdrücken.

„Gewissermaßen kann der Verlag auf den Erfolg stolz sein, den er mit Verlaine erzielt hat.“

„Und mit Maroquin.“

„Wieso Maroquin, Herr Harlander?“

„Na, wenn ich das Maroquinleder nicht 'rangeschafft hätte, wär's doch mit dem guten Verlaine Essig gewesen.“

„Aber, aber, Herr Harlander, wie können Sie das sagen!“ Doktor Büntell sah hinter den runden Gläsern seiner mächtigen Hornbrille wie ein ertrinkender Taucher aus.

„Lieber Doktor, machen wir uns doch nichts vor. Für einen Band Maroquin zahlen die Brüder gern zweihundert Mark, aber nicht für einen Band Verlaine, der ihnen so piepe ist wie mir.“

„Wenn Sie recht haben, Herr Harlander, dann ist ein Mensch wie ich vollkommen überflüssig.“

„Natürlich sind Sie überflüssig, ebenso wie ich.“

Doktor Büntell dachte ruhig nach. „Dann ist die ganze Literatur wohl auch überflüssig, Herr Harlander?“

„Ist sie. Ist sie. Wenigstens für mich und meinesgleichen.“

Der Schweizer begann unvermittelt herzlich zu lachen. „Dann wollen wir beraten, welche literarischen Meisterwerke der Endymion-Verlag jetzt herausbringen soll."

„Sie wissen, ich habe keine Ahnung. Schlagen Sie vor, Doktor."

„Ich hätte große Lust zu einer schönen Ausgabe von Jean Paul."

„Lieber Doktor, ich bin nicht übertrieben nationalistisch gesinnt, aber halten Sie es nicht für einen taktischen Fehler, wenn wir wieder einen Franzosen herausbringen?"

„Jean Paul ist ein Deutscher", erklärte Doktor Büntell sachlich.

„Ach so, dann liegt die Sache anders. Was kann der Mann?"

„Er ist einer der geistreichsten und merkwürdigsten deutschen Schriftsteller gewesen."

„Schon tot?"

„1763 bis 1825."

„Literarisch?"

„Eins-A."

„Sehr langweilig?"

„Nur zum Teil, Herr Harlander."

„Na schön, machen Sie Jean Paul, wenn Sie Freude daran haben."

Büntell stand angeregt auf, begann im Zimmer umherzuwandern und redete wie zu sich selber: „Wir machen zwanzig Bände. Die Einleitung schreibt uns Professor Semmelrogge aus Leipzig, der als bester Jean-Paul-Kenner gilt. Hundert numerierte Exemplare drucken wir auf Kaiserlich-Japan und binden sie mit der Hand in —" Er machte vor Harlander halt und fragte besorgt: „Bekommen wir auch zuverlässig das versprochene Kalbspergament?"

Harlander spottete: „Sehen Sie, mein Bester, jetzt steigen Sie schon wieder vom hohen Olymp hinab zu den Leder- und Pergamentschiebern."

„Mir geht es um das Kleid, das ich dem Dichter mitgebe."

„Sie haben mir einmal erzählt, Doktor, daß Ihre Vorfahren Goldsticker in Venedig gewesen sind."

„Jawohl."

„Sehen Sie, das bleibt im Blut. Sie haben noch immer was vom Goldsticker. Und jetzt fällt mir etwas schrecklich Geistreiches ein: die ganze Literatur erinnert mich an ein Goldsticker-Geschäft."

„Gar nicht übel, Herr Harlander, aber wie steht es mit dem Kalbspergament?"

„Rufen Sie Nagoschiner an. Der Verbrecher hat Pergament."

Harlander erhob sich. Wie überflüssig war diese Unterhaltung! Es konnte einem um die schöne Zeit leid tun. „Eigentlich wollte ich Ihnen bloß mitteilen, lieber Doktor, daß ich für einige Monate verreise. Krankheitsurlaub. Ich muß mich erholen."

„Das tut mir aber sehr leid, Herr Harlander. Auch für den Verlag."

„Keine Übertreibungen, Doktor. Ich verstehe ja nichts von Ihrer Branche."

„Ihre Anwesenheit genügt, Herr Harlander. Sie sind der Antrieb. Wenn Sie da sind, bekommt man Lust zum Arbeiten."

Harlander ging zur Tür. Der Doktor lief ihm nach. „Und wie ist es mit der großen Stifter-Ausgabe, über die ich Ihnen seinerzeit berichtet habe? Darf ich mit den Vorarbeiten beginnen?"

„Sie dürfen."

Bei der Tür blieb Harlander stehen und bemühte sich krampfhaft, die Hand auf der Klinke, irgend etwas ins Gedächtnis zurückzurufen. „Ich wollte Sie noch was fragen, Doktor. Aber ich vergesse, ich vergesse alles. Man verkalkt jammervoll."

Er verließ gereizt das Zimmer.

Auf der Diele fiel es ihm ein. Er kehrte zurück. „Ich hab's, Doktor", rief er erleichtert. „Haben Sie das Manuskript meines Sohnes gelesen?"

„Jawohl, Herr Harlander."

„Na — und?"

„Was soll man da sagen, Herr Harlander? Es sind die jetzt üblichen Manifeste und Aufrufe und Aufschreie zur Brüderlichkeit, zur Menschenliebe, zum Kampf gegen Gewalt und Kapitalismus. Obwohl ich selber noch kein alter Mann bin, so muß ich doch feststellen, daß mir dieses Allmitleid gewissermaßen als üble Konjunkturangelegenheit erscheint. Wenn Deutschland gesiegt hätte, würden die gleichen Herrschaften den Übermenschen und das Recht des Stärkeren besingen."

„Sind die Sachen talentlos?" fragte Harlander ungeduldig.

„Du lieber Gott, mit zwanzig Jahren hat man immer Talent. Haben Sie das Manuskript nicht gelesen, Herr Harlander?"

„Ich habe es versucht, aber ich verstehe kaum eine Zeile. Es könnte ebensogut alt-isländisch geschrieben sein. Rätselhaft, wo

der Junge das her hat. Sagen Sie, Doktor, würde es dem literarischen Ansehen des Endymion-Verlages sehr schaden, wenn Sie das ‚Werk' meines Sprößlings herausbrächten?"

„N—ein", antwortete Büntell zögernd. „Man riskiert kaum etwas, denn aus Furcht, veraltet und unmodern zu sein, wagt kein Kritiker, gegen diesen eiskalt berechneten Irrsinn aufzutreten."

„Na, dann drucken Sie das Zeug und binden es in die Haut geschundener Kapitalisten."

„Ich stelle mir rote Frotté-Seide als Einband vor."

Harlander lachte gequält auf.

„Natürlich Frotté-Seide, Herr Goldsticker. Rote Frotté-Seide."

3. Astoria

„Ins Atelier, Opitz."

Der Wagen durchfuhr Berlin von Westen nach Osten.

Wieder blickte Harlander aufmerksam zum Himmel auf und stellte erbittert fest, daß die Sonne nicht mehr so hoch stand wie zwei Stunden vorher. Schon lungerten verdächtig und drohend die Dunstschleier der Dämmerung.

So ein Tag war ein armselig Ding. Stieg und sank. Stieg und sank. Gleich war die Woche voll. Und die Wochen liefen, und die Monate rasten, und der Tod stand da, gefällig winkend wie eine arme Straßendirne.

Wohin sollte man fahren? Er war sein Leben lang aus Deutschland nicht herausgekommen und konnte sich nicht vorstellen, was für eine Art von Menschen in der Fremde hauste.

Und mit wem sollte er fahren? Er mußte jemanden neben sich haben, mit dem er reden konnte. Und vielleicht zur Hilfe. Sechs Monate waren das höchste der Gefühle, hatte der Medizinmann gesagt.

Er dachte einen Augenblick an seine Frau und erkannte sofort, daß dies unmöglich war. Mit Luischen war nichts zu wollen. Da wurde er am dritten Tag tobsüchtig. Die Schlächtermeisterstochter Luise Streichhahn aus Zehdenick war ein nettes, liebes Mädelchen gewesen, aber der Reichtum hatte ihr vollkommen den Kopf verdreht.

Und sein Sohn? Aber der fuhr gar nicht mit ihm. Der verachtete den ekelhaften Kapitalisten, der so schrecklich ungebildet war.

Und Malwinchen, die Tochter? Sie war zu jung und ſtand gleichfalls fremd und kühl ihrem Vater gegenüber.

Blieb nur Margot Cramm übrig. Aber auch das ging nicht. Eine Reiſebegleiterin, die mit Gott und der Welt kokettierte, danke. Außerdem: Keine Exzeſſe in venere, hatte der Elfenbeinſchädel geſagt. Schluß, liebe Margot. Leben Sie wohl, Fräulein Venus.

Man ſtand wirklich allein in der Welt. Wenn er für das letzte Halbjahr ſeines Lebens Geſellſchaft haben wollte, mußte er ſich an die Zeitung wenden.

Der Wagen ſtoppte, eingekeilt, auf dem Alexanderplatz.

Harlander holte ſeinen Notizblock hervor und begann eine Anzeige aufzuſetzen. Keine einfache Sache. Reifere Dame? Da erſchienen die ſpitzen Zolloberaufſeherswitwen mit Kapotthütchen. Reiſebegleiterin? Da kamen die Weiber aus der Motzſtraße. Krankenpflegerin? Roch nach Karbol und beſſerem Leben im Jenſeits. Immerhin, es fand ſich nichts anderes, wenn man keinen Irrenwärter mitnehmen wollte. Alſo: Krankenpflegerin geſucht.

Das Auto ſchälte ſich los und fuhr weiter.

Proletariergegend. Schmutzige, geduckte Häuſer ohne Blumenerker. Zahlloſe Straßenkinder mit blaſſen, aber ſchlauen Geſichtern. Holzſohlen klappern. Viele Deſtillen. Geſchäfte mit altem Eiſen, mit alten Kleidern, mit altem Papier. Keſſe Mädels ohne Hut, aber kunſtvoll friſiert. Unfeierlich galoppierende Leichenwagen. Drehorgeln. Grammophongekreiſch aus jeder Wirtſchaft.

Harlander liebte den Oſten mit heimlicher Zärtlichkeit. Dieſe Menſchen verſtand er, ihnen fühlte er ſich nahe, hier war ſeine Jugend geweſen. Heute noch, wenn er durch die Frankfurter Allee fuhr, beim Schloſſermeiſter Heinrich Schmackeit vorüber, von dem er ſo gediegene Lehrlingsprügel bekommen hatte, gab es ihm einen Ruck durch den ganzen Körper.

Das Aſtoria-Haus tauchte auf, hoch, frech, amerikaniſch.

Harlander ſtieg aus und reichte dem Chauffeur das beſchriebene Notizblatt. „Geben Sie dieſes Inſerat für die ‚Voſſiſche' auf, Opitz. Muß morgen erſcheinen, verſtanden?"

„Jawoll, Herr Harlander."

„Dann können Sie Mittag eſſen. In einer Stunde müſſen Sie wieder hier ſein."

Harlander ſchritt durch den Hof, durchtoſt vom vielfältigen Lärm knurrender, ſchreiender, quietſchender Maſchinen, und fuhr ins Atelier hinauf.

Astoria-Film-Gesellschaft. Rauchen verboten.

Das Fräulein am Telephon: „Frau Harlander hat angefragt, ob Sie zum Speisen nach Haus kämen, Herr Harlander."

„Wie? Nein. Ich komme nicht. Verständigen Sie meine Frau."

„Jawohl, Herr Harlander."

Er ging durch den schmalen Gang, in den die Türen der Bureaus mündeten, und trat in sein Zimmer. Der Fußboden bebte unter dem Ansturm der Maschinen, daß die Nerven prickelten. Der Pfiff einer Dampfsirene spaltete die Gehirnwände. Der Klamauk wird mir fehlen, dachte Harlander bedauernd und gab sich den Erschütterungen hin.

Unter dem berückend lächelnden Bild der Hausdiva Gemma Raya stand auf dem Kamin eine schöne Dreihunderttage-Uhr. Harlander starrte sie an, und als er bedachte, daß dieses Teufelswerk Leben für dreihundert Tage in sich hatte, mehr als ihm selber vielleicht zugeteilt waren, brachte er sie mit schadenfrohem Griff zum Schweigen. Die Uhr schnitt so höhnisch-vorwurfsvolle Grimassen, daß er ihren Anblick nicht ertrug und das Zimmer verließ.

Im Atelier tobte die Aufnahme.

Wollanke, Emil, der Regisseur, hellblonder Köpenicker, der sich als smarten Amerikaner gab, in streifigem Flanellhemd und weißen Leinenhosen, lederriemengegürtet, kommandierte mit Würde. Hinter ihm stand dick und massig Hugo Bassist, Filmdichter und Dramaturg der Astoria, und zuckte beständig die Achseln. Der Operateur Erich Wachtmeister schrie mit den Beleuchtern. Gemma Raya aber lag sparsam bekleidet auf schwellender Ottomane und lächelte belanglos dem jungen Harlander zu, der, an das verkommene Pianino gelehnt, die weißgepuderte Frau verzehrend anstarrte.

„Die Stellung wirkt unnatürlich, lieber Wollanke", erklärte mit dumpfrollender Stimme Harald Rupp, der Liebhaber. „Ich kann mich nicht so tief niederbeugen. Das ist dämlich! Kientopp!! Da mach' ich nicht mit!"

Herr Bassist drehte sich um und hauchte wutzerfressen: „Schospieler!" Bei dieser Gelegenheit erblickte er Harlander und dienerte, bis er einen roten Kopf bekam.

„Sie regen sich ohne Grund auf, lieber Herr Rupp", erklärte Emil Wollanke mit amerikanischer Gelassenheit. „Die Stellung sieht sehr gut aus."

„Ausgeschlossen! Das macht Harald Rupp nicht. Ich sehe grauenvoll aus, wenn ich mich so tief niederbeugen muß. Ich

kriege Glotzaugen. Verlassen Sie sich darauf. Haben Sie vielleicht den Film ‚Melitta, die wahnsinnige Harfenspielerin' gesehen?"

„Natürlich", erwiderte Wollanke mit wunder Stimme, denn die ‚Wahnsinnige Harfenspielerin' war ein gewaltiger Erfolg der Minerva-Film-Gesellschaft gewesen.

„Da hat man mich ebenfalls zu einer solchen Stellung überredet. Und wie sehe ich aus? Wie ein abgestochenes Kalb sehe ich aus."

Plötzlich erlitt der Operateur Wachtmeister einen Tobsuchtsanfall. „Wenn Herr Rupp sich nicht niederbeugt, kann ich keine Großaufnahme machen. Ich nicht! Ich nicht! Soll drehen, wer will!" Er begann wie ein rasseechter Dackel um seine eigene Achse zu rotieren.

„Mecker' nich, oller Quasselkopp", mahnte der Amerikaner Wollanke.

Auch Gemma Raya hatte jetzt Harlander entdeckt und winkte verführerisch lächelnd ihm mit der Hand zu. Der junge Georg Harlander biß knirschend die Zähne aufeinander.

Harald Rupp steigerte sich zu wohlberechneter Ekstase. Die Arbeiter hörten gelangweilt zu. Gemma, der Star, verhielt sich neutral.

Harlander trat vor und sagte zu Wollanke: „Legen Sie doch Fräulein Raya einige Kissen unter, dann braucht sich Herr Rupp beim Kuß nicht so tief hinabzubeugen."

„Ausgezeichnet", rief Harald begeistert. „Vielen Dank, Herr Direktor."

„Das Kissen des Kolumbus", lispelte Hugo Bassist, heftig um Gunst buhlend. Der Regisseur, bitter gekränkt, bestellte Kissen.

„Wie geht's, Direktorchen?" fragte Gemma und schaukelte mit den märchentief verlogenen Augen. Harlander nickte abwesend. Der Requisiteur brachte Kissen.

„Können wir?" fragte Wollanke-Emil streng.

Gemma sprang von der Ottomane auf, ging zu ihrem Toilettetischchen und puderte Gesicht, Busen, Arme.

„Ich habe vierzig Meter im Kasten. Reicht das, Herr Wollanke?" erkundigte sich der Operateur.

„Hinlänglich."

Gemma schwebte zur Ottomane zurück. „Licht!" schrie Wollanke. Die Lampen knatterten.

Der Violinspieler, ein langer, schmaler Mensch mit Hängelocken und schiefgelagerten Augen, stand kubistisch verbogen auf dem rechten Bein, dessen Wade von dem andern Bein kratzend

umschlungen wurde, und begann, von dem dicken Klavierpauker kräftig unterstützt, einen sacharinsüßen, durch alle Gossen geschleiften Walzer zu fiedeln, der geeignet war, die Stimmung der Künstler in der wunderbarsten Weise zu steigern.

Sobald die ersten Schmachttöne die Halle durchzitterten, verklärten sich Gemmas Augen in feuchtem Schimmer, während Harald Rupp seine Brust reckte und Sinnlichkeit ausströmte. Hugo Bassist, der Filmdichter, aber begann, schwelgerisch die Melodie mitzusummen.

„Der dritte Jupiter brennt nicht", brüllte der Operateur.

Ein tolles Geschäft, dachte Harlander, an einen Pfeiler gelehnt, und mußte unwillkürlich lächeln, als er sich erinnerte, daß er diesen Betrieb gekauft und in die Höhe gebracht hatte, ohne zu wissen, was Positiv und Negativ war.

„Los!" kommandierte Wollanke. Wachtmeister drehte taktmäßig. Gemmas Busen begann in edlem Rhythmus zu wogen, während Harald Rupp, von Leidenschaft durchbebt, in wohlabgemessenen Schritten ihr überraschend von rückwärts näherrückte. Harlander überlegte angestrengt, wie der Titel dieses Films hieß, und wurde gereizt, als es ihm nicht gelang, der Sache auf die Spur zu kommen.

„Der Galgen brennt nicht", heulte plötzlich der Operateur und hörte zu kurbeln auf. Dann tanzte er den Dackeltanz um die eigene Achse. Gemma hielt automatisch mit dem Wogen ein. Harald schüttelte die Leidenschaft von sich ab und blickte kühl auf die Uhr.

„Licht aus!" befahl der Regisseur, ohne seinen amerikanischen Gleichmut zu verlieren. Der elende Walzer vertröpfelte, zuerst vom Klavierspieler, dann von dem Geiger im Stich gelassen.

„Wie heißt der Film?" fragte Harlander den Dramaturgen.

Bassist riß die Augen auf und lispelte vorwurfsvoll, als begriffe er die Welt nicht mehr: „‚Wenn die Liebe stirbt', Herr Direktor."

Die Beleuchter arbeiteten an der durchgebrannten Lampe des Galgens.

Gemma Raya wippte auf der Ottomane und sang: „Heut bin ich in Stimmung."

Harlander ging langsam aus dem Atelier. Er fühlte sich mit einemmal sehr elend. Unerträglich, wieviel Zeit diese Menschen hatten.

Quälender Durst trieb ihn in die Arbeiterkantine. Einige Schreiner und Anstreicher saßen rauchend in dem freudlosen

Raum und verstummten jählings, als sie Harlander erblickten, der sie freundlich grüßte.

„Eine Weiße, Frau Waldvogel.“ Die Kantinenverwalterin schenkte knicksend ein.

Harlander setzte sich an einen Tisch beim Fenster, trank mit gierigen Zügen, zündete eine Zigarette an und starrte auf die Dächer hinaus. Der Himmel hatte seine Bläue verloren und wölbte sich in grauer Verdrießlichkeit. Aber die Maschinen dröhnten gleichmäßig und unermüdet.

Schön ist das Leben, dachte Harlander schwermütig, berauschend schön, besonders hier im Berliner Osten, wo die kleinen Leute leben, wo die Arbeit erbitterter Kampf ist. Er blickte zu seinen Schreinern und Anstreichern hinüber, die gedämpft miteinander sprachen. Was hatten sie für gute Herzen, wenn sie auch die freche Schnauze führten und die Nase hoch trugen! Arbeiteten sie nicht? Hatten sie nicht schwielige Hände und zerrissene Fingernägel? Waren sie nicht zu beneiden? Und von keinem mehr als von ihrem Herrn, der aus ihrer Mitte aufgestiegen war und nun in brennender Verlassenheit dem Tod entgegenmarschierte.

Einen Augenblick lang hatte er das Gefühl, als müßte er sich zu seinen Arbeitern setzen und ihnen sagen: „Kinder! In einem halben Jahr bin ich ein toter Mann.“ Aber welchen Zweck sollte das haben?

Harlander trank seine Weiße aus, grüßte kühl und ging aus der Kantine.

Direktor Kreebs diktierte Briefe, als Harlander bei ihm eintrat. Die Schreiberin erhob sich sogleich und verließ das Zimmer. Harlander setzte sich in einen Klubsessel neben dem Schreibtisch.

Kreebs reichte ihm, wie jeden Tag, das Kassabuch zur Kontrolle. Er hatte ein hartes Puritanergesicht, das noch niemand lachen gesehen hatte.

Harlander warf, um seinen Angestellten nicht zu verletzen, einen flüchtigen Blick in das Buch und klappte es wieder zu.

„Wollen Sie sich das ‚Verlorene Paradies‘ ansehen, Herr Harlander? Der Film ist fertig und kann morgen abgeliefert werden.“

„Danke, Herr Kreebs. Kein Paradies. Auch kein verlorenes. Ich habe nicht die Zeit dazu.“

„Das Meteor-Kino in der Friedrichstadt ist uns zum Kauf angeboten worden“, referierte Kreebs. „Sollen wir es kaufen? Die Bedingungen sind günstig.“

Erbitternd wirkte diese knarrende und leidenschaftslose Stimme. „Nee, kaufen wir nicht."

Was fange ich mit dem Meteor-Kino an, wenn ich in einem halben Jahr verrückt bin? dachte Harlander und mußte an sich halten, um dem gewissenhaften Beamten nicht das Tintenfaß ins starre Gesicht zu schleudern.

„Ich verreise nämlich, Herr Kreebs."

„Auf lange?"

„Einige Monate."

„Aber der Betrieb wird weitergeführt?" Mißtrauen schwelte in der Stimme.

„Ja", antwortete Harlander versonnen. „Der Betrieb geht weiter." Weiter, immer weiter, auch ohne ihn.

Es klopfte an der Tür. Wollanke und Bassist traten ein. „Stören wir?"

Kreebs blickte Harlander an und erwiderte zögernd: „Nein."

Harlander erhob sich. „Ich will Ihnen Adieu sagen, meine Herren. Ich verreise für einige Monate."

Enttäuschung malte sich in den Gesichtern des Regisseurs und des Dramaturgen. Sie arbeiteten mit Harlander viel lieber als mit Kreebs, der von Sparwut besessen war und jede Ausgabe, die er bewilligen mußte, als persönliche Beleidigung empfand.

„Das ist aber schade", klagte Wollanke aufrichtig betrübt.

„Ein Schlag ins Kontor", lispelte der Filmdichter und schielte verdrossen zu Kreebs hinüber, der pagodensteif dastand.

„Sie arbeiten ruhig weiter, meine Herren."

„Es bleibt also bei Madame Bovary?" fragte Bassist so eifrig, daß ein Sprühregen über das Zimmer niederging.

Harlander nickte gleichmütig.

„Und dann machen wir Buddha, ein Lebensbild in sieben Akten. Der berühmte Indologe Professor Gunsilius hat seine Mitwirkung bereits zugesagt."

„Schön, Herr Bassist."

„Gegen Buddha sprechen allerdings finanzielle Bedenken", krächzte Herr Kreebs und litt Folterqualen. „Außerdem, wen interessiert Buddha?" Er sprach Buddha wie Butter.

„Glauben Sie mir, Herr Harlander," sang Wollanke lyrisch bewegt, „mit Buddha schlagen wir die ‚Wahnsinnige Harfenspielerin'. Die Branche wird Kopf stehen, wenn sie meinen Buddha sieht."

„Sie machen Buddha!" erklärte Harlander und stürzte nach hastigem Abschied zur Tür.

Im Vorzimmer saß der junge Harlander und starrte entrückt in die Luft. „Komm mit. Ich möchte mit dir sprechen, Georg."

„Muß das sein?"

„Nee. Du kannst auch hierbleiben und Gemma, das liebe Kind, anschmachten, wenn dir das mehr Spaß macht."

Georg erhob sich widerwillig und folgte dem Vater. Sie stiegen schweigend die Treppen hinab. Über dem Hof lag Dämmergrau. Die Maschinen waren verstummt. Schwermut des Abends kroch Harlander ins Blut. Vor dem Haus standen halbwüchsige Mädels versammelt und warteten auf Gemma Raya, deren lieblicher Gruß ihre Träume vergoldete.

„Wir wollen in die Stadt fahren. Ich möchte eine Kleinigkeit essen."

In langsamem Tempo schlängelte sich das Auto durch die schmalen Straßen, die zum Alexanderplatz führten. Zu schwarzen Klumpen geballt, standen die Menschen des Ostens, lösten sich auf, glitten auseinander, stockten bei der nächsten Ecke. Dumpfes Brausen erfüllte die engen Straßenschächte und kletterte an den Hausmauern hinauf, in deren Fenstern bis zum späten Abend buntes Bettzeug lag. Aus den Destillen quollen erhitzte Männer. Lauter kreischten die Grammophone. Die sorgfältigen Frisuren der flanierenden Mädels waren zerdrückt.

Endlich bekam der Wagen freie Bahn und jagte bellend der Stadt zu.

Im Hotelspeisesaal saßen lauter Engländer, eiskalt, höflich, korrekt, guterzogene und schöne Menschen. Harlander betrachtete sie voll Unlust. „Hier kann ich nicht essen. Hier bleibt mir der Bissen im Hals stecken."

„Du wirst dir diese atavistischen Sentimentalitäten abgewöhnen müssen", höhnte Georg.

Harlander nahm ohne ein Wort der Entgegnung an einem leeren Tisch Platz. Es war ja ganz egal. Sechs Monate! Ein Tag war schon fast dahin. Man mußte still und bescheiden sein.

„Ich kann dir eine angenehme Mitteilung machen", sagte der Vater nach der Suppe. „Doktor Büntell will deine Sachen drucken."

„Danke. Ich verzichte. Der doofe Onkel soll drucken, wen er will. Ich mache mich unmöglich, wenn mein Werk in einem kapitalistischen Verlag herauskommt."

„Rote Frotté-Seide", sprach Harlander gedankenlos in die Luft.

„Mein Buch erscheint im Flammen-Verlag", erklärte Georg mit stolzer Befriedigung.

„Druckkostenbeitrag zweitausend Mark, die der kapitalistische Vater bezahlen muß."

Georg zog verächtlich die Mundwinkel herab.

„Aber es kommt mir nicht auf das Geld an. Und es ist mir auch Wurst, wo du deine blödsinnigen Ausschleimungen drucken läßt. Ich möchte nur wissen, wen du eigentlich zum besten hältst, dich oder mich?"

„Du erwartest doch hoffentlich keine Antwort?"

„Nein, denn du hast keine. Mein Geld zu nehmen und gegen den Kapitalismus loszuziehen, ist Hochstapelei."

Georg lächelte überlegen. „Vielleicht ist es dir möglich, diesen Widerspruch zu begreifen, wenn ich dir erkläre, daß ich für meine Person den Kapitalismus am radikalsten bekämpfen kann, indem ich dein Geld zum Fenster hinauswerfe."

Schwerfällig und schmerzend arbeiteten die Gedanken in Harlanders Hirn. Alles zerfloß und verdampfte. Wer war dieser junge Mensch, der Haßwellen gegen ihn aussendete?

„Dann wird es dir gewiß höchst sympathisch sein, wenn ich mein Vermögen unter wirklich arme Leute verteile. Der Kapitalismus der Familie Harlander hört dann auf, dir Kummer zu bereiten."

„Kokolores", sagte Georg gelangweilt.

Jäher Zorn schwoll auf Harlanders Stirn und ebbte gleich wieder ab, als er in das magere und verbissene Gesicht seines Sohnes blickte. Wie verhungert der Junge aussah! Als hätte er nicht satt zu essen.

„Ich muß ausspannen. Ich fahre weg. Hast du keine Lust, mich zu begleiten?"

„Ich habe keine Lust."

„Es könnte dir nicht schaden. Du siehst elend aus."

„Ein jeder kann nicht so blühend wie du aussehen."

Wozu hat man Kinder? fragte sich Harlander und starrte über den Kopf seines Sohnes hinweg in die Luft.

„Vielleicht wirst du auch einmal Söhne haben, mein Junge. Dann wünsche ich dir nicht, daß sie dich ebenso als alten Trottel behandeln wie du mich!"

„Komm mir bloß nicht mit der Gefühlskiste! Das liegt dir nicht, lieber Vater."

Harlander zahlte und schritt stumm der Diele zu, um dort Kaffee zu trinken.

„Ich habe eine Verabredung", erklärte Georg.

„Bitte, laß dich nicht stören. Ich danke dir für die angenehme Stunde."

Georg blinzelte mißtrauisch den Vater an, der ihm die Hand entgegenstreckte.

„Ich danke dir aufrichtig, auch wenn du es nicht begreifst, warum ich dich grünen Jungen nicht zum Abschied gründlich verhaue."

Georg lächelte nachsichtig.

„Ich tue es nicht, weil ich dir Dank schulde. Du machst mir vieles leichter."

Der junge Harlander kehrte sich um und ging ohne Gruß aus der Halle.

4. Deutsches Bürgertheater

Auf der ewigen Jagd nach Geld war Direktor Amadäus Zimmerhakl, von einem Agenten geschleppt, eines Tages auch zu Harlander gekommen und hatte ihm Beteiligung am Deutschen Bürgertheater angeboten. Harlander hörte dem Mann, dessen anmutig plätscherndes Wienerisch er nur mit Anstrengung verstand, aufmerksam zu, denn jegliches Unternehmen, ob es nun Filmfabrik oder Vertrieb von Lederbänden oder Theater war, bot dem Kapitalstrotzenden Möglichkeit, Geld derartig zu investieren, daß es nicht ohne weiteres hervorgeholt werden konnte.

Direktor Zimmerhackl schilderte überschwenglich, von jedem gewünschten Standpunkt aus, die im Deutschen Bürgertheater ruhenden Goldadern, zu deren Schürfung es nur genügender Barmittel bedurfte. Er sprach hinreißend, denn das Wasser reichte ihm bis hart zu den Lippen: Wenn er zum Gagetag kein frisches Geld auftrieb, war er der verlorenste Mann von der Welt.

Sooft Zimmerhackl Atem holte, sprang der Agent ein, ein flinker und ausgekochter Herr aus Bromberg, und packte Zahlen aus, daß einem weniger massiven Menschen als Harlander Hören und Sehen vergangen wären.

Harlander wehrte den Zahlensturm mit leichter Handbewegung ab und fragte sachlich: „Warum geht Ihr Theater nicht? Die Lage ist gut, das Haus ganz nett, Sie haben ausgezeichnete Verbindungen: Straßenbahn, Untergrund-, Stadtbahn, ich verstehe das nicht."

Zimmerhackl sprudelte zwanzig Entschuldigungsgründe hervor. Gemeinsam mit dem Bromberger entwickelte sich ein stürmisches Duett. „Wissen S', Herr von Harlander, i mach Ihnen nix vor, i bin an ehrlicher Mann, der Hauptfehler is, daß i mi auf d'Literatur kaprizier'. Aber i kann net anders. Ohne Literatur freut mi's ganze Thiater net."

„Daran kann es nicht liegen", entgegnete Harlander kopfschüttelnd. „Mit Literatur läßt sich ein erstklassiges Geschäft machen."

Zu dieser wohlbedachten Äußerung wurde Harlander durch den großen Erfolg verführt, den der Endymion-Verlag gleich zu Beginn seiner Tätigkeit mit der Herausgabe eines sowohl freimütig illustrierten als auch in Saffian gehüllten Grécourtbandes erzielt hatte.

Amadäus Zimmerhackl beharrte bei seiner Meinung, daß Literatur und Kunst den Theaterbetrieb aufs äußerste erschwerten. Er verschwieg allerdings, daß das Deutsche Bürgertheater Literatur vielleicht ertragen hätte und nur unter der Doppelbelastung von Literatur und Bac alle drei Monate zusammenbrach.

„Wieviel Geld brauchen Sie, Direktor?"

„Hundert Mille", stotterte Amadäus zaghaft.

„Lächerlich! Was wollen Sie mit hundert Mille beginnen? Ich werde eine Million in das Theater stecken."

Dann begann er seine Bedingungen zu diktieren. Das Theater ging während der Pachtdauer an ihn über und wurde dem Einfluß Zimmerhackls vollkommen entzogen, der nur den Behörden gegenüber den konzessionierten Direktor zu spielen hatte, für welche wenig anstrengende Rolle er eine traumhaft hohe Gage erhielt.

Am nächsten Abend war Harlander im Lauf einer kurzen informatorischen Unterhaltung mit Direktor Zimmerhackl sich völlig im klaren über das Wesen des Theatergeschäfts vom rein kommerziellen Standpunkt.

„Sagen Sie, Direktor, wer sind die gediegensten Verfertiger von Theaterstücken?"

Zimmerhackl nannte einige Namen.

„Schön. Gehen Sie zu den Leuten und bestellen Sie ein Theaterstück."

„Sie redn grad a so daher, Herr von Harlander," empörte sich der idealistische Wiener, „als wann Sie sich bei an ersten Schneider an Frack machen lassen täten."

„Gerade das will ich, lieber Zimmerhackl. Gute Ware. Die beste Ware. Bei mir soll das Publikum reell bedient werden. Geld spielt vorläufig keine Rolle. Zahlen Sie dem Stückmacher, was er verlangt."

Einige Wochen später war das Stück da.

„So, mein lieber Zimmerhackl," sagte Harlander an diesem Tag, „jetzt engagieren Sie mir die besten und teuersten Schauspieler, die aufzutreiben sind. Dazu den tüchtigsten Regisseur."

„Entschuldigen, Herr von Harlander, aber inszenieren könnt' i dös Stuck."

„Dürfen Sie mit gutem Gewissen behaupten, daß Sie der tüchtigste deutsche Regisseur sind? Dann mit Vergnügen."

„Bitte, bitte, i reiß' mi net drum. I engagier' Ihnen, wen S' wolln. Aber an Etat werden S' zsammkriegn, Herr von Harlander, pfirt mi Gott!"

Nachdem die denkbar beste Truppe zusammengetrommelt worden war, berechnete Harlander die täglichen Kosten und setzte auf Grund dieser Kalkulation die Sitzpreise fest, so daß dem Theater bei ausverkauftem Haus zweitausend Mark an Reingewinn verblieben.

Amadäus Zimmerhackl lachte Hohn. „Dös is der helle Wahnsinn, Herr von Harlander. Wenn Sie bei die Preis' dös Haus voll kriegn, will i Zipfl-Zapfl heißen."

„Zimmerhackl is ooch janz scheen", berlinerte Harlander fröhlich.

Zwei Wochen vor der Premiere eröffnete Harlander einen Reklamefeldzug für das Deutsche Bürgertheater und sein neues Stück „Das Frauenherz" mit einem im Theaterleben noch nie vernommenen Getöse. Die abgebrühtesten Berliner gerieten unter dem Ansturm des Trommelfeuers ins Wanken. Harlander hämmerte den Leuten das „Frauenherz" so gewalttätig ein, als handele es sich zumindest um Hühneraugenringe in der Uhr.

Die Filmbranche blickte, wie stets, sorgenvoll gen Himmel. Sogar Herr Kreebs, der Direktor der Astoria, die von Harlander damals schon gekauft worden war, schüttelte mißbilligend das Haupt und sagte gepreßten Herzens zu dem Dichter Hugo Bassist: „Man kann nicht mit einem Gesäß auf zwei Hochzeiten sein." Herr Bassist lachte sprühend über die gewählten Ausdrucksformen des Direktors Kreebs.

Trotz allem hatte das „Frauenherz" bei der Premiere einen ganz netten Erfolg. Die Schauspieler waren vortrefflich. Die glanzvolle Ausstattung der Bühnenräume erweckte den Neid

der versammelten Kriegs- und Revolutionsgewinner. Das Stück, nun ja, es war ein „Stück" in drei Aufzügen, schöne, gutentkleidete Frauen spazierten durch die Akte, klapperten mit den Augen, gaben erstklassige Sprüche von sich über allgemeine Angelegenheiten und über das Frauenherz im besonderen, lachten und weinten, wie es sich eben traf, aber auch die Herren waren berückend, wenn sie in neugeschaffenen Modellanzügen erzürnt den Busen wölbten oder, um Gunst buhlend, neckische Wangengrübchen zeigten, — genug an dem, es war ein hochkünstlerisches Bühnenwerk in drei Akten, genau wie es die Prospekte verhießen.

Das Publikum der teuren Plätze unterhielt sich ausgezeichnet, denn wenn man 75 Mark für ein Billett hinlegt, ist man fest entschlossen, sich zu unterhalten. In billigen Theatern kann man sich leichter Radau leisten.

Die Kritik allerdings, die in holder Weltfremdheit die Sache ernst genommen hatte, war bitterböse und in ihren heiligsten Gütern gekränkt. Sie verriß einstimmig Theater, Stück, Publikum, kannibalische Ausstattung und ließ nur einige Schauspieler am Leben.

Daraufhin verdoppelte Harlander, der diese Geschäftsstörung nicht begriff, seine Reklame, so daß bei der fünfzigsten Aufführung des „Frauenherzens" die Gazetten bereits von dem liebenswürdigen und erfolgreichen Stück berichten konnten.

Heute, da Harlander, um Abschied zu nehmen, in das Deutsche Bürgertheater fuhr, enthüllte sich das „Frauenherz" den treuen Berlinern zum 189. Male.

Direktor Zimmerhackl stand in heiterem Gespräch mit dem Rendanten vor der Kasse, die mit der Tafel „Ausverkauft" behängt war, als Harlander in den Vorraum trat.

„Hab' die Ehre, Herr von Harlander", grüßte der Direktor der dicker geworden war, seitdem er der Literatur entsagt hatte. Harlander dankte und ging, von dem Wiener begleitet, in die Direktionskanzlei.

Zimmerhackl erzählte, um seinen Herrn aufzuheitern, ohne Unterbrechung Schnurren, Schwänke und Schabernacke aus dem Leben des heiteren Künstlervölkchens. Kein Mensch verlangte diese Betätigung von ihm, aber der ungestüme Drang, Frohsinn um sich zu verbreiten, spornte ihn stets aufs neue an.

Harlander stierte auf die wirr durcheinanderlaufenden Zahlen des Kassenberichts und hing schweren Gedanken nach. Man konnte sich mit Mühe und Not vorstellen, daß ein Mensch

ſtarb, obwohl der Vorgang immerhin rätſelhaft war. Unvorſtellbar aber blieb es, daß ein lebendes Gehirn plötzlich aufhören ſollte, Entſchlüſſe zu faſſen, Wünſche zu haben, Pläne durchzuführen. „Man verſteht es nicht", ſagte Harlander laut vor ſich hin.

Zimmerhackl hörte zu ſchnurren auf und ſah Harlander fragend an, der den Kopf auf die Hand ſtützte.

Aus dem Zuſchauerraum drang dumpf praſſelnd, wie ferne Brandung, Gelächter des dankbaren Publikums.

„Ich verreiſe für längere Zeit, lieber Zimmerhackl. Das Theater geht jetzt von ſelbſt. Bei ſchönem Wetter müſſen Sie die Reklame verſtärken."

„Wir ſpielen den Sommer durch, Herr von Harlander?"

„Natürlich. Die Preiſe regulieren Sie nach dem Wetter. Wenn es regnet, Winterpreiſe. Bei Hitzſchlagfällen halbe oder Drittelpreiſe."

„I kenn' jetzt das Werkel ſchon, Herr von Harlander."

Voll Widerwillen ſah Harlander den betulichen Mann an und ſeine roten Bäckchen. Dieſer Kerl durfte weiterleben, während er — „Leben Sie wohl, Herr Zimmerhackl."

„Angenehme Reiſe, Herr von Harlander."

Harlander ſchritt langſam durch den Gang, der zur Bühne führte. Nun war noch Margot Cramm zu erledigen.

Bühnenarbeiter grüßten. Harald Rupp unterhielt ſich flüſternd mit der Salondame, die, zum Auftreten bereit, an einer Tür ſtand. Auf der Bühne arbeitete ehrgeizig der Komiker.

„Gute Stimmung heute, Herr Direktor", berichtete der dienſttuende Regiſſeur, ein alter Mann mit ſchlechtſitzendem Gebiß. Harlander nickte gequält.

In der engen, überhitzten Garderobe ſtand Margot Cramm vor dem Spiegel und ließ ſich das Kleid für den zweiten Akt anziehen.

„Guten Abend, Fräulein Cramm."

„Guten Abend, Herr Direktor", ſagte Margot feierlich und lächelte ihm zu. Die alte Garderobenfrau grüßte ſtumm und beſchleunigte ihre Arbeit.

„Bitte, nehmen Sie Platz, Herr Direktor."

Harlander ſetzte ſich in die Ecke auf einen Seſſel, über deſſen Lehne mauvefarbene Seidenſtrümpfe hingen. Kaum atembar erſchien ihm die Luft, die nach ſchweren Parfüms und nach Schminke und ondulierten Haaren roch."

„Bin ich ſchön?" fragten Margots Augen durch den Spiegel.

Du bist schön, kleine Margot, aber ich muß sterben.

„Striepke, holen Sie mir, bitte, 'n Glas Bier. Ich habe mächtigen Durst."

„Jawoll, Fräulein Cramm." Die alte Striepke latschte aus der Garderobe.

Margot trat zu Harlander und küßte ihn vorsichtig, um die Schminke nicht zu verwischen, auf die Wange. „Nanu, Alterchen, was machste bloß für'n Gesicht? Was ist dir denn über die Fettleber gelaufen?" Margot Cramm war ein urwüchsiges Pankower Mädchen, dem man nicht gram sein konnte.

Harlander klopfte sie freundlich ab. „Ich muß dir Adieu sagen, Margotchen. Ich fahre weg."

„Auf lange?"

„Für einige Monate."

Margot Cramm begann heftig nachzudenken. „Wohin fährste denn?"

„Weiß ich noch nicht."

„Falle! Schwere Falle!" Sie machte erregt zwei Schritte durch die Garderobe.

„Wieso denn, Margot?"

„Oh, ich kenne das! Mit mir brauchste keene Menkenke zu machen. Du bist gerade so'n Aas wie alle andern Theaterdirektoren, bei denen ich engagiert war."

Harlander mußte über die hemmungslose Art des rassigen Fräuleins lächeln, mit dem er sich irgendwie verwandt und verbunden fühlte. „Du tust mir unrecht, Margot. Ich gehe nicht freiwillig. Der Arzt schickt mich fort."

Sie legte einen Arm um seinen Hals. „Nimm mich mit!"

„Es geht nicht, kleine Margot. Es geht wirklich nicht."

Sie gab ihn frei und sagte mit trotzigen Lippen: „Na denn nich, liebe Tante."

Harlander holte den Füllfederhalter hervor, schrieb einen Scheck aus und reichte ihn Fräulein Cramm. „Für die Zeit bis zu meiner Rückkehr, Margot."

Margot nahm das Blatt, warf einen überraschten Blick auf die Ziffer und erklärte hochachtungsvoll: „Du bist doch 'n feiner Kerl, Harlander. Die andern Direktoren, weißte, haben mir immer gekündigt, wenn sie mich abwimmeln wollten." Sie wiederholte den Blick auf den Scheck und sagte gerührt: „Wenn 'n Mensch gut zu mir is, krieg' ich's gleich mit'm Heulen."

„Na, laß gut sein, Margotchen. Ich glaub's dir schon."

„Nee, wirklich —" Sie hatte die Augen voller Tränen.

„Ich dank' dir schön, Margot. Für alles. Laß dir's gut gehen."

Frau Striepke brachte das Bier.

„Glückliche Reise, Herr Direktor."

„Adieu, Fräulein Cramm."

Aktschluß. Wie Regen, der auf Blechdächer fällt, hörte sich der Beifall an. Die Türen zum Zuschauerraum wurden aufgestoßen. Harlander sah im Vorübergehen, wie erwachsene Menschen die Handflächen gegeneinanderschlugen, um auf diese Weise ihre Zufriedenheit kundzugeben. Welch lächerliche und einfältige Bewegung, dachte er und trat vor das Theater.

Im Halbdunkel lag die Straße, aber der Himmel schimmerte rötlich und ließ matte Sterne glitzern. Harlander bog um die Ecke und ging der Kneipe zu, in der Opitz zu warten pflegte. Ein alter Mann, die Hände in den Hosentaschen vergraben, stand Wache bei dem Auto.

Harlander setzte sich in den Wagen und sagte dem herangeholten Chauffeur: „Nach Haus!"

Opitz machte ein sehr verwundertes Gesicht, denn es war ihm noch nie passiert, daß er seinen Herrn um neun Uhr abends nach Haus gefahren hatte.

Als Harlander die Treppe seines Hauses hinaufstieg, schien es ihm, als wären viele Jahre vergangen seit dem morgendlichen Schwindelanfall.

Aus dem Salon drang grelle Negermusik: Grammophon mit Klavierbegleitung. Die Frau des Hauses hüpfte dick und schwitzend mit einem zu eleganten jungen Menschen, der wie ein Berufstänzer aussah, durch den Raum und winkte erstaunt ihrem eintretenden Gatten zu. Auch Wollanke, der Regisseur, tanzte. Der Dichter Bassist dagegen saß neben einer emaillierten Dame und kaute rhythmisch Marzipan.

Zwanzig Menschen ungefähr füllten den Salon, Leute, die Harlander kaum kannte oder deren Namen er vergessen hatte. Er betrachtete die rauchende, lärmende und tanzende Gesellschaft wie einer, der aus weiter Ferne kommt, und fühlte sich wunderlich vereinsamt. Diese zu jugendlich gekleidete, fette Dame war seine Frau? Und stümperhaft Jazz zu tanzen bildete ihr Abendvergnügen? Und dieses blasse, magere Mädel, das neben einer bedrohlich aussehenden Dame saß, war seine Tochter?

Harlander erkannte, daß ihm kein Recht zustand, heute, weil der Arzt den Schleier der Zukunft gelüftet hatte, ein pharisäisch hartes Urteil über seine Familie zu fällen, die er

die letzten Jahre hindurch immer sich selber überlassen hatte. War es ihm, während er dem Geld nachjagte und die errafften Kapitalien mit Indianerschlauheit zu verbergen sich bemühte, nicht vollkommen gleichgültig gewesen, wie seine Frau ihre Abende verbrachte, ob seine Tochter kurze Haare trug, in welcher Gesellschaft Georg sich herumtrieb?

Die Grammophonplatte war abgelaufen. Frau Harlander hörte zu tanzen auf und kam keuchend ihrem Mann entgegen. „Wa—a—s ist denn geschehen?" fragte sie freundlich.

„Du solltest nicht tanzen, Luise. Du machst dich lächerlich."

Die Frau lächelte und rief gutmütig: „O pfui!"

Immer und ewig rief die geborene Streichhahn: „O pfui!" Es half ihr über jede Verlegenheit hinweg, ersparte lange Auseinandersetzungen und machte Streit unmöglich. Dieses Pfui schlug Harlander alle Waffen aus der Hand und lähmte ihn. Wenn sie erfahren wird, daß ich blödsinnig geworden bin, dachte er voll Bitterkeit, wird sie „O pfui!" rufen.

„Na schön, von mir aus kannste tanzen, bis du schwarz wirst."

„O pfui!"

Harlander krümmte sich vor Widerwillen. „Dauert der Rummel noch lange?"

„Aber wir haben doch erst angefangen, Männe."

Frau Harlander sagte stets Männe zu ihrem Ehegemahl, und er ertrug diese Hundezärtlichkeit ohne seelische Verdauungsstörungen, weil er nie richtig hinhörte, wenn die harmlose Frau den Mund öffnete. Heute zum erstenmal fuhr das Wort Männe wie ein Dolch in sein gereiztes Herz. „Na, ich gehe schlafen. Unterhalte dich gut, Luischen."

„Bist du krank, Männe?" Das Grammophon begann wieder zu rasseln.

„Es ist nicht schlimm. Ich soll ein wenig ausspannen und wegfahren, meint Gotteswinter."

Der Preistänzer machte in der Ferne eine Verbeugung. „Sofort, Monsieur Jules!"

„Laß dich nicht aufhalten, Luischen."

„Och, es pressiert nicht. Wirst du wegfahren, Männe?"

„Ja."

„Für längere Zeit?"

„Will sehen, wie lange ich es aushalte."

„Soll ich dich begleiten, Männe?"

„Es wird dir zu langweilig sein, Luischen."

„O pfui!"

„Bitte, geh' jetzt tanzen."

„Denn auf später, Männe."

Sie stand ausgeruht auf und wälzte sich ihrem Tänzer zu.

Harlander warf hilflose Blicke auf den unermüdlich kauenden Bassisi, auf die Tochter, die so elend aussah und so kurze Haare trug, auf die geborene Streichhahn, die in gottgesegneter Ahnungslosigkeit durch das schöne Leben hüpfte, und schlich gedemütigt aus dem Salon.

Als er im Bett lag, ließ ihn eine hohe, spitze Stimme nicht einschlafen, die wie das Summen einer Stechmücke die Stille der Nacht zerriß.

„Sechs Monate sind das höchste der Gefühle", sang die Stechmücke.

5. Die Pflegerinnen

Eine knallrote Seidenbluse trat in das schöne Balkonzimmer und blendete Harlander.

„Kläre Fiedler ist mein Name", sagte die Seidenbluse. „Ich habe Ihr Inserat gelesen und wäre bereit, Krankenpflege zu übernehmen. Mein seliger Mann war Postsekretär, aber von der Pension allein kann man bei den heutigen Verhältnissen kaum leben. Nöch? So habe ich mir denn einen Krankenpflegekurs zugelegt. Wer ist der Kranke, wenn ich fragen darf?"

„Ich", antwortete Harlander wie aus einem bösen Traum heraus.

„Och!" rief die Knallrote und begann heftig mit dem Busen zu wippen. Entsetzt starrte Harlander auf das schauerliche Naturschauspiel.

„Wir würden uns vorzüglich verstehen, mein Herr."

Harlander hatte seine Fassung wiedergewonnen und meinte schmerzlich: „Sie sollten ein festeres Korsett tragen, liebe Dame."

„Wie meinen Sie?"

„Sie sind zu aufregend als Krankenpflegerin, verehrte Frau Fiedler."

„Och nein!" flüsterte die Witwe verschämt, führte den Schirmknopf, der ein entzückendes Möpschen darstellte, an den Mund und gab sich maßvollen Schaukelbewegungen hin. Harlander, seekrank, drückte auf die Klingel und zauberte den Boy herein, der ausladend die Tür öffnete.

„Es kann Ihnen leid tun, lieber Herr", sagte die Seidenbluse und wogte aus dem Zimmer.

Hoffnungslos, dachte Harlander und preßte die schmerzenden Schläfen mit den Händen zusammen. „Sind noch viele Weiber im Vorzimmer?"

„Nur noch eine Schwester, Herr Harlander", entgegnete der Boy.

„Führen Sie sie herein, in Gottes Namen."

Medusenhaft blickte das starre Gesicht der Pflegerin, die in das Zimmer knatterte. Nein, nein, schrie es in Harlander, dann lieber gleich sterben!

Die Schwester stellte sich vor, erzählte mit leidenschaftsloser Stimme alles Nötige und legte Zeugnisse auf den Schreibtisch. „Verzeihen Sie, daß ich Sie bemüht habe", erklärte Harlander fröstelnd. „Ihr Gesicht ist mir zu streng. Ich brauche ein wenig Freundlichkeit und Güte."

„Ich verstehe vollkommen. Sie suchen eine Geliebte und keine Krankenpflegerin."

Wie verbittert ihre Stimme klingt, dachte Harlander, ohne die Beleidigung abzuwehren, und sah teilnahmsvoll zu, wie die Schwester ihre Papiere zusammenraffte und grußlos aus dem Zimmer schritt.

Der Boy klopfte an und trat ein. „Es ist noch eine Dame gekommen. Soll ich sie hereinführen?"

Harlander nickte gleichmütig.

Ein großes, schlankes Mädchen kam herein. „Guten Tag. Herr Harlander, nicht wahr?"

„Jawohl."

„Ich komme wegen Ihrer Anzeige." Sie hatte helle, kluge Augen, die mit einem Blick den Mann und das ganze Zimmer erfaßten.

Harlander fühlte in sich unerklärlichen Widerstand gegen die überlegene und damenhafte Art des jungen Mädchens.

„Ich bin in Krankenpflege gut bewandert. Ich war drei Jahre im Feld draußen. Wer ist der Kranke?"

„Ich selber."

Sie betrachtete ihn mit Argwohn. „Sie, Herr Harlander? Sie machen aber einen sehr gesunden Eindruck."

„Dennoch bin ich schwerkrank, Fräulein —?"

„Ingelene von Goertz."

„Ich mag diese zusammengesetzten Namen nicht", erklärte er verärgert und unwirsch.

„Sie können mich ja Emma oder Minna rufen. Darauf kommt es mir nicht an.“

Harlander taute jählings auf und lächelte dem jungen, straffen Gesicht zu. Die sechs Monate ließen sich leichter ertragen, wenn man dieses feine Mädchen, das aus einer andern Welt kam, neben sich hätte. „Bitte, nehmen Sie Platz, Fräulein von Goertz.“

Sie setzte sich und studierte Harlanders Gesicht.

„Ich bin leider wirklich krank. Meine Nerven sind kaputt. Ich muß ausspannen.“

„Sind Sie im Krieg gewesen, Herr Harlander?“

„Nein, ich hatte Glück mit meinem Geburtsjahr. Ich rutschte gerade noch durch. Aber was ist Glück? Man kann auch im Frieden sterben.“

„Man stirbt nur, wenn man will.“

„Das sollten Sie dem Geheimrat Gotteswinter erzählen, Fräulein von Goertz.“ Er lachte gezwungen auf und starrte ins Leere.

„Übrigens ist das Leben nicht so wichtig, Herr Harlander. Der einzelne Mensch ist wertlos.“

„Fürchten Sie sich nicht vor dem Tod?“

Sie überlegte. „Vor dem Tod, nein. Vor dem Sterben, wahrscheinlich, denn wir sind alle wehleidig und mit Angst gefüllt.“

Harlander streckte ihr seine Hand entgegen. „Kommen Sie mit mir, Fräulein von Goertz. Ich brauche Sie.“

„Sie kennen mich doch gar nicht und wissen noch nichts von mir, Herr Harlander.“

„Ich verstehe mich ein bißchen auf Menschen.“

„Man täuscht sich immer, Herr Harlander.“

„Mir bleibt nicht genug Zeit übrig, um Enttäuschungen zu erleben. Kommen Sie mit mir, Fräulein von Goertz. Ich engagiere Sie für sechs Monate und biete Ihnen — biete Ihnen zehntausend Mark für diese Zeit.“

Sie runzelte die Stirn und fragte mißtrauisch: „Ist das kein Amateurpreis, Herr Harlander?“

„Ich verstehe nicht.“

Sie lächelte ungläubig.

„Sie dürfen nicht ironisch zu mir sein, Fräulein. Gegen Ironie bin ich wehrlos. Was meinen Sie mit Amateurpreis?“

Fräulein von Goertz verlor ein wenig ihre Sicherheit. „Ich wollte wissen, welche Dienste Sie für dieses Geld von mir beanspruchen, Herr Harlander.“

„Sie sollen ein halbes Jahr lang neben mir leben.“

„Dafür bezahlt man doch nicht zehntausend Mark?"

„Bitte, ich klammere mich nicht an die Ziffer. Ich zahle auch fünfzehn- oder zwanzigtausend Mark. An der Geldfrage soll die Sache nicht scheitern."

„Wir verstehen uns nicht", sagte Fräulein von Goertz leise. Und nach einer Weile: „Für mich sind zehntausend Mark eine gewaltige Summe, Herr Harlander. Ich habe alles durch den Krieg verloren. Mein Vater war Oberstleutnant und ist im Feld an Typhus gestorben. Der einzige Bruder ist im ersten Kriegsjahr gefallen. Nun stehe ich allein und bin argwöhnisch, wenn ein Mann wie Sie mir eine solche Summe anbietet."

„Sie brauchen nicht argwöhnisch zu sein, Fräulein von Goertz, denn ich bin viel, viel ärmer als Sie. Wenn Sie mein Gebot annehmen, bin ich der Beschenkte."

Immer noch glomm Mißtrauen in ihren prüfenden Augen.

„Es ist mir nicht ganz klar, Herr Harlander, welche Tätigkeit mich erwartet. Wenn man Sie, scheinbar gesund, hier in Ihrem schönen Bureau sitzen sieht, bekommt das Wort Krankenpflege keinen rechten Sinn."

„Es gibt wohl auch seelische Krankenpflege, Fräulein von Goertz. Ich brauche neue Menschen und fremde Gegenden, das heißt, mein Arzt empfiehlt es mir. Vielleicht irrt er."

„Sie wollen reisen, Herr Harlander?"

„Ja, wenn es ginge, schon morgen. Ich habe wenig Zeit, Fräulein von Goertz."

„Wohin soll die Reise gehen?"

„Ich weiß es nicht. Ich war noch niemals draußen. Raten Sie mir."

„Das ist nicht leicht, Herr Harlander, denn ich habe keine Ahnung, was Sie interessiert und ob Sie Norden oder Süden vorziehen."

„Mir ist alles gleich. Bitte, bestimmen Sie, Fräulein von Goertz."

„Ich?" Sie erschrak aufrichtig.

„Natürlich", antwortete er ungeduldig und begann mit den Fingern zu trommeln.

„Die Schweiz ist schön, Herr Harlander." Ihre Augen leuchteten auf.

„Dann wollen wir in die Schweiz fahren. Ihre Papiere sind in Ordnung?"

„Ich habe einen Reisepaß."

„Ausgezeichnet. Dann können wir, wenn alles klappt, vielleicht schon übermorgen losfahren."

„Ja aber —"

„Wenn Sie für Ihre Reisevorbereitungen Geld benötigen, Fräulein von Goertz, verfügen Sie ohne weiteres über mich."

„Wieviel Vertrauen Sie zu mir haben, Herr Harlander!"

„Jedenfalls mehr als Sie zu mir. Ein bißchen Argwohn steckt immer noch in Ihnen."

„Argwohn mehr gegen den Glücksfall als gegen Sie, Herr Harlander."

Er lächelte trüb. „Ich weiß nicht, ob Sie nach sechs Monaten noch von einem Glücksfall sprechen werden. Sie werden es nicht leicht mit mir haben."

„Niemand hat es heute leicht, Herr Harlander."

Er streckte ihr seine Hand entgegen. „Wir sind einig, Fräulein von Goertz?"

Sie stand auf. „Ich werde Ihnen morgen endgültigen Bescheid sagen, Herr Harlander."

Enttäuschung machte sein Gesicht kalt. „Muß das sein? Sie rauben mir einen Tag, einen ganzen Tag."

„Ich bin verlobt, Herr Harlander. Sie werden begreifen, daß ich mit meinem Verlobten sprechen muß, bevor ich mich Ihnen für ein halbes Jahr verpflichte."

„Schön, wie Sie glauben, Fräulein von Goertz." Müde Gleichgültigkeit erfüllte ihn.

„Ich bringe Ihnen morgen vormittag Antwort, Herr Harlander."

Er nickte.

Fräulein von Goertz grüßte und ging aus dem Zimmer. Harlanders Blick tastete ihr durch aufsteigenden Nebel nach.

6. Nichts geht verloren

Eppingen hatte ein unsicheres Gefühl, als er Ingelene entgegenging, die schlank und lächelnd auf ihn zuschritt.

„Guten Abend, Conny." Ihre Stimme klang herzlich und tapfer, als wüßte sie, daß ihre Aufgabe Mutmachen war. Eppingen küßte seiner Verlobten die Hand.

„Was gibt's Neues, Conny? Hast du was ausgerichtet?"

„Es ist hoffnungslos, Inge. Ein Offizier ist heute das überflüssigste Möbel in Deutschland. Von einem Offizier wollen die Brüder nichts wissen."

„Nicht verzagen, Conny! Du bist doch nicht nur Offizier. Du bist doch auch ein junger, tüchtiger Mensch, dem die ganze Welt offen steht."

„Ach, Inge, nichts steht offen. Die ganze Welt ist blödsinnig geworden."

Sie schüttelte den Kopf und sagte leise: „Die Welt ist hell geworden, Conny."

„Über diesen Punkt kann man wirklich nicht mehr mit dir sprechen, Inge." Er blickte finster den Tiergartenweg entlang, der sich in grüner Dämmerung verlor.

„Du willst die Augen nicht öffnen", klagte Ingelene. „Die Welt ist weitergegangen, aber du bist stehengeblieben. Jetzt glaubst du, Unrecht zu erleiden, weil die andern nicht neben dir haltgemacht haben."

Er brauste auf. „Ich kann aus meiner Haut nicht raus, Inge! Ich bin Offizier. Ich habe nichts anderes gelernt, als König und Vaterland zu dienen. Das mag dir und andern lächerlich und altmodisch erscheinen, aber deswegen ist man doch noch kein Idiot und Verbrecher."

„Wie hart du zu mir sprichst, Conny!"

„Weil du mich mit deiner Allerweltsweisheit aufreizt."

„Und du vergißt, daß man zuerst Mensch und dann Offizier oder Postbote oder Legationsrat ist."

Er lachte bitter.

„Phrasen, Inge, Phrasen. Der Beruf macht den Menschen. Wer leidet heute um Deutschland?"

„Alle, Conny. Fast alle."

„Lüge! Herrn Pisunke vom Bezirksverein und den Schiebern, die ihr zusammengegaunertes Judasgeld über die Grenzen schaffen, ist es vollständig piepe, wie tief unser Land erniedrigt wird. Wir, wir überflüssigen und Altmodischen, wir leiden um Deutschland. Wir sind die einzigen, die wissen, daß man für die Freiheit kämpfen und sterben müsse, aber nicht — streiken."

„Das ist dein Irrtum, Conny. Ihr habt die Liebe zu unserem Vaterland nicht gepachtet. Auch wir andern lieben Deutschland, aber ein freies und aufrechtes Deutschland."

Er schüttelte heftig den Kopf.

„Du urteilst nur nach dir, Inge, und verrechnest dich. Du überschätzst die Deutschen. Wir sind ein unfertiges Volk, das der Schulmeister und Büttel bedarf."

„Wenn du recht hast, Conny," rief sie leidenschaftlich, „dann will ich nicht länger leben. Dann ist es auch kein Schade, wenn unser Volk zugrunde geht."

„Du verlangst zu viel, Inge, von unserem Volk und von mir."

Sie ging schweigend neben ihm und kämpfte gegen das Mattwerden ihres Herzens an. War es nicht Torheit, die kurzen Stunden des Beisammenseins mit dem geliebtesten Menschen durch solche Gespräche zu verderben? Erschien es nicht aussichtslos, diesen Mann, der seinen Fesseln nicht entrinnen konnte, bekehren zu wollen?

Sie griff nach seiner Hand und sagte schuldbewußt: „Ich hab' dich sehr lieb, Conny."

„Wir sind arme Teufel, Inge."

Ein plötzlicher Regenschauer ging nieder. Ingelene begann zu laufen und zog Eppingen mit sich. „Komm, komm!"

„Wohin denn, Inge?"

„Wir werden ja pitschenaß. Mein neuer Hut, Menschenskind!" Sie lachte über sein fassungsloses Gesicht.

„Aber wohin denn, Inge?"

„Wir sind doch gleich zu Haus."

Fräulein von Goertz wohnte in einem alten, einfachen Haus In den Zelten.

„Ja, aber Inge, was fällt dir ein!"

Sie lachte übermütig. „Komm, komm!"

Sie erreichten das Haus, als der Regen noch stärker einsetzte. Ingelene nahm ihren Hut ab und betrachtete ihn aufmerksam. „Du, das war höchste Eisenbahn. Viel mehr hätte das Hütchen kaum vertragen."

Sie öffnete die Haustür.

Eppingen starrte entsetzt seine Verlobte an und sagte: „Ich verstehe dich wirklich nicht, Inge."

„Ja was denn?"

„Ich kann doch jetzt unmöglich zu dir kommen."

„Warum kannst du nicht?"

„Also, Inge, ich muß sagen — —"

Die Fröhlichkeit schwand aus ihrem Gesicht. „Ach so! Es schickt sich nicht, Herr Leutnant. Man kompromittiert sich. Wenn Tante Stina nicht dabei ist, dürfen zwei erwachsene junge Menschen verschiedenen Geschlechts nicht beisammen sein."

„Alles hat doch Grenzen, Inge."

Bitterkeit zuckte um ihren Mund. „Du kannst ruhig hinaufkommen, Conny. Es geschieht dir nichts. Und mir geschieht auch nichts. Wir brauchen Tante Stina nicht. Wir passen selber auf uns auf."

Eppingen stand in ratloser Unschlüssigkeit da.

„Sei doch nicht so kleinlich und unfrei, Menschenskind! Fühlst du nicht, wie beleidigend für mich dein Zögern ist?"

„Es ist unverantwortlich, was ich tue", sagte er mit gepreßter Stimme, während er neben Ingelene die Treppe hinaufstieg. Welten liegen zwischen uns, dachte Ingelene erschauernd und spürte voller Trauer, wie ihr Herz starr wurde.

Die kleine Wohnung des verstorbenen Oberstleutnants machte einen etwas nüchternen, altpreußisch-steifen Eindruck und wirkte dennoch nicht ungemütlich. Vor den offenen Fenstern des Salons, der eigentlich nur gute Stube war, wehten gleich grünen Fahnen die Bäume des Tiergartens. Die bescheidenen Möbel standen sauber und wohlgeordnet da, an den Wänden hingen karg eingerahmte friderizianische Stiche neben Moltke und dem alten Kaiser, durch die hellen Gläser des Bücherschranks leuchteten die Lederrücken militärwissenschaftlicher und nationalökonomischer Werke.

Eppingen blieb inmitten des Zimmers stehen, das er vor Jahren zum letztenmal betreten hatte, und sagte leise: „Wieviel haben wir verloren, Inge!"

Sie wurde einen Augenblick lang weich und starrte das Zimmer an, dessen Bewohner weggestorben waren, aber sie gab der Stimmung nicht nach. „Wir werden wieder hochkommen, Conny", sagte sie tapfer und zuversichtlich. „Nichts geht verloren. Was gut und echt in uns ist, kann nicht zugrunde gehen. Wird weiterleben, Conny, bis zum letzten Tag."

„Wir, die heute jung sind, haben nichts mehr zu erhoffen."

„Aber wir sind doch jung, Conny!" Wie ein jubelnder Kampfruf gegen alles Alte schwang ihre Stimme durch den Raum. Er stand ungläubig inmitten des Zimmers.

„Ach bitte, nehmen Sie doch Platz, Herr Leutnant von Eppingen", sagte sie mit verkrampfter Heiterkeit. „Tante Stina wird sogleich erscheinen. Sie muß nur ihre Perücke ausbürsten."

Eppingen setzte sich an den Tisch.

„Du kannst rauchen, Conny."

Er schüttelte den Kopf. „Ich kann nicht, Inge."

„Warum nicht?"

Ein gequältes Lächeln ging über sein Gesicht. „Die Zigaretten sind zu teuer, mein Herz. Diesen Luxus kann sich heute ein adliger Offizier nicht leisten. Nur ungelernte Arbeiter und Müllkutscher dürfen rauchen."

„Du bist ungerecht, Conny."

„Wenn man in meiner Lage ist, kann man nicht gerecht sein. Ich bin auch nur Mensch und kein Engel mit schneeweißen

Flügeln. Aber das ist alles Unsinn! Man muß wirklich nicht rauchen."

Sie stand schweigend auf und holte aus dem Nebenzimmer eine halbvolle Zigarettenschachtel. „Bitte, rauche, Conny."

Er gab ihr Feuer. Sie rauchten und blickten zum Fenster, vor dem der Regen wie ein endloser grauer Vorhang niederfiel.

„Du hast gar kein Geld mehr, Conny?"

„Ich bin blank. Alles, was ich erspart hatte, ist draufgegangen, obwohl ich, weiß Gott, nicht schwelgerisch gelebt habe. Aber das Leben ist teuer, und die Inserate schlucken viel Geld."

Sie blickte zu Boden und sagte entschlossen: „Ich werde den Teppich verkaufen. Wozu braucht man Teppiche?"

Er fragte verzweifelt: „Kommst du mit deinem Geld nicht aus, Inge?"

„Doch, ich wurstle so weiter. Mit der Pension und mit den paar Märkern, die Tante Stina jeden Monat schickt, reicht es schon. Wie du siehst, kann ich mir sogar Zigaretten und einen neuen Frühlingshut leisten."

„Warum willst du dann den Teppich verkaufen?"

„Für dich, Conny."

Sein Gesicht tauchte in dunkle Röte. „Für mich? Kannst du dir wirklich vorstellen, daß ich auch nur einen Pfennig von dir nehme?"

„Wir müssen uns gegenseitig helfen, Conny. Was du hast, habe ich, und was ich habe, gehört dir."

„Eher will ich hinterm Zaun verrecken, Inge —"

„Nimm doch an, daß wir schon verheiratet sind!"

„Still, Inge, still! Kein Wort mehr, um des Himmels willen!" Er sprang auf und marschierte erregt durch das Zimmer. „Ich halte dieses Leben nicht länger aus, Inge. Ich kann nicht mehr wie ein stellenloser Kommis um einen Posten hausieren. Und wenn du mich tausendfach verachtest und selbst wenn du mich aufgibst, ich kann nicht mehr, Inge. Ich kann nicht. Ich kann nicht!"

Sie trat zu ihm und legte ihre Hand auf seine Schulter. „Du darfst den Kampf nicht aufgeben, Conny! Nicht kleinmütig werden und verzagen!"

„Ich kann nicht mehr, Inge. Ich bin am Schluß. Dieses Jahr hat mich mürbe gemacht."

„Was willst du tun, Conny?" Sie kannte die Antwort, bevor sie kam.

„Ich werde zur Reichswehr gehen."

Ein letztes Mal lehnte sie sich auf. „Das wirst du nicht, das kannst du nicht, Conny. Ich spreche nicht für mich, obwohl ich ein Recht dazu hätte, denn meine Hoffnungen werden begraben, wenn du diesen Schritt tust. Wann könnten wir heiraten, Conny? Nie, nie!"

„Das ist nicht richtig, Inge."

„Doch, aber es geht nicht um mich. Um dich geht es. Niemals kannst du einem Staat Treue geloben, dessen Regierungsform du haßt und bekämpfst."

Er nahm ihre Hände und hielt sie fest. „Ich kann es. Ich habe es gekonnt, Inge."

Ihre Augen, weit aufgerissen, starrten ihn an.

„Jawohl, ich habe es gekonnt. Ich bin — Gott sei Dank, muß ich sagen — angenommen worden und habe heute den Treueid geleistet."

„Conny!"

Er gab ihre Hände frei.

„Ich habe es gekonnt, weil ich an deinen Vater gedacht habe, Inge. Gab es einen freiheitlicher, ja republikanischer gesinnten Mann als den Oberstleutnant von Goertz? Und war er nicht trotzdem der treueste Offizier seines Königs?"

Ingelene blickte die Bücherrücken im Schrank an. „Seines Vaterlands."

„Ebenso treu werde ich dem Vaterland dienen."

„Mit dem Königstraum im Herzen!"

„Die Aristokratie ist ein Prinzip, das sich mit jeder Staatsform verträgt."

Diesen Satz hat dir ein anderer zur Beruhigung eingeblasen, wollte sie entgegnen und bezwang sich.

„Die Plebejer sind kleinlich", fügte er zaghaft hinzu.

„Es gibt nur Menschen, Conny. Solange du das nicht begreifst, sprechen wir verschiedene Sprachen."

Regendämmerung verschattete das Zimmer.

Er ging auf sie zu und fragte leise: „Verachtest du mich?"

„Du tust mir leid, Conny, bitter leid."

Sein Kopf senkte sich. „Nun will ich gehen, Inge."

„Hör' zu, Conny. Mir wurde heute eine Stellung als Krankenpflegerin angeboten. Da du mich jetzt nicht mehr brauchst, werde ich sie annehmen."

„Wie kalt du sprichst, Inge!"

„Ich muß mich für ein halbes Jahr verpflichten und bekomme dafür zehntausend Mark."

„Das geht nicht mit rechten Dingen zu, Inge."

„Der Mann, er heißt Harlander, scheint so reich zu sein, daß er Geld anders bewertet wie wir."

„Es ist ein Mann?"

„Ein Kranker."

„Trotzdem, Inge. Ich weiß wirklich nicht, ob das möglich ist."

„Es ist möglich. Wir haben kein Recht, eine solche Summe zurückzuweisen."

„Wir könnten heiraten", dachte er laut.

„Wir könnten heiraten", wiederholte sie wie fernstes Echo.

„Dennoch ist es schrecklich demütigend, Inge."

„Mich kann man nicht demütigen, Conny. Und sechs Monate gehen schnell vorüber."

Er seufzte und wendete sich der Tür zu.

„Wir müssen Abschied nehmen, Conny. Für sechs Monate Abschied."

„Abschied?"

„Ich soll Herrn Harlander in die Schweiz begleiten. Wir fahren schon übermorgen."

„Inge!" Eifersucht zerriß sein Gesicht.

Sie las seine Gedanken und preßte ihm ihre Hand auf den Mund. „Kein Wort, Conny! Ich flehe dich an. Du beleidigst mich. Vergiß nicht, wer ich bin."

Mit übermenschlicher Kraft würgte er die bitter aufquellenden Worte zurück. „Leb' wohl, Inge", stammelte er mit zitternder Stimme. „Bleib' gesund und schreib' mir oft."

„Leb' wohl, Conny." Ihr Herz zuckte vor Leid.

Eppingen ging mit starren Schritten durch das Vorzimmer.

„Du darfst mir einen Kuß zum Abschied geben, Conny. Tante Stina erlaubt es."

Er riß sich herum und küßte, ein verdurstender junger Mensch, die sehnsüchtigen Lippen. „Genug, Conny", bat sie mit zusammengeraffter Kraft.

Er gab sie frei, stand wie ein aus tiefstem Schlaf Emporgerissener und sagte leise: „Wir sind arme Teufel, Inge."

Sie verschloß die Tür hinter ihm und trat in das Zimmer zum Fenster. Eppingen marschierte, ohne sich umzublicken, durch den regenverhängten Abend, bis ihn die Dunkelheit verschlang.

Ingelene drehte sich hastig um, als stände jemand drohend hinter ihrem Rücken, und merkte jetzt erst, wie leer und verlassen das Zimmer war.

Wir sind arme Teufel, dachte sie fröstelnd und kämpfte ihr Grauen nieder.

7. Nachtgedanken

Das Auto glitt in mittlerer Fahrt durch Dörfer und kleine Städte, wurde schneller, wenn pfeilgerade Landstraßen lockten, jagte an schütteren Kiefernwäldern und grüngewellten Äckern vorbei, winkender Ferne nach, die nie zu erreichen war und zu immer neuen Horizonten sich zusammenschloß, stoppte vor zwei schnatternden Gänsen und stieß, war das Hindernis überwunden, mit neuer Kraft ins Leere.

Stundenlang saß Harlander schweigend da, zurückgelehnt, den Blick starr nach vorwärts gerichtet auf die endlos sich abrollende Straße. Frühlingswind, angefacht durch die schnelle Fahrt, brauste entgegen, als wollte er den Wagen aufhalten. Wie ein ungeheurer blauer Seidenschirm spannte sich der Himmel über die Welt.

Es war ein guter Gedanke gewesen, so schien es Harlander, mit dem Auto bis zur Grenze zu fahren und dem Menschendunst überfüllter Eisenbahnzüge auszuweichen. Man sah nur Sonne und Blau, Luft biß zärtlich in die Wangen, Bäume verneigten sich, und manchmal wurde es so still in der Welt, daß man das Klopfen des eigenen Blutes hören konnte.

Nach der Hetzjagd des gestrigen Tages war dieses sanfte Hingleiten wie Belohnung und Gnade. Weit zurück lagen jetzt schon Steuerämter, bevölkert von grauen, freudlosen Menschen, Polizeireviere mit Feldwebelgeruch, die Gesandtschaft, wo mit unerschütterlichem Ernst Pässe gestempelt wurden, und der lästige Abschied und Luisens allzubillige Tränen und Endymion und Astoria und ganz Berlin.

Man war von allem losgelöst und jedem Wunder des Augenblicks überantwortet. Auch die junge Dame an seiner Seite war ein Glücksfund. Sie störte nicht und war doch da. Man konnte mit ihr sprechen, wenn man Lust hatte, oder noch besser schweigen. Man durfte sich an ihrer Hübschheit erfreuen, ohne von Wünschen oder Ansprüchen belästigt zu werden.

Fräulein von Goertz fühlte sich nicht so wohl und sicher wie Harlander. Jetzt erst, da sie neben einem schweigenden Mann der Ferne zustürzte, überfielen sie Befangenheit und Mißtrauen. Je schöner ihr diese Fahrt durch den Frühling erschien, desto abenteuerlicher trat das ganze Unternehmen vor ihre Augen. Die Fremdheit Harlanders, die sie heute weit stärker empfand als beim ersten Besuch in der Hardenbergstraße, wirkte wie Bedrohung und Alarm. Sie wurde sich nicht klar über das Wesen des Mannes, begann erneut an seinem Kranksein zu

zweifeln und witterte Gefahren, deren Maß sie nicht einzuschätzen vermochte. Aus seinem Gesicht war nichts zu lesen. Ein angespanntes und dennoch müdes Gesicht, in dem sich Brutalität und Gutmütigkeit mischten.

Wenn das Auto durch menschliche Siedlungen fuhr, fühlte Fräulein von Goertz brennendes Verlangen, aus dem Wagen zu springen und den Nächstbesten um Hilfe zu bitten. Hilfe gegen was? Und gegen wen? Sie fühlte selber, wie lächerlich ihre Furcht war, eine Furcht, die sie nie gekannt hatte. Aber sooft auch ihr Verstand die unklare Angst beschwichtigte, Reue blieb. Reue über ihre vorschnelle und seltsam willenlose Zustimmung zu allem, was geschah.

Was wußte sie von Harlander? Daß er Verleger, Filmfabrikant und Theaterdirektor zu gleicher Zeit war. So viel hatte sie bei ihrem zweiten Besuch erfahren, mit einiger Befremdung, denn sie konnte das Band, das diese drei Berufe verknüpfte, nicht sogleich entdecken.

Warum hatte sie der Reise im Auto zugestimmt, die im letzten Augenblick plötzlich und unvermutet aufgetaucht war? Warum hatte sie sich nicht heftiger gegen diesen zu kostspieligen Automantel gewehrt, der wie ein Nessusgewand brannte?

„In diesem Kostüm können Sie keine Autofahrt von Berlin bis Lindau unternehmen, liebes Fräulein", hatte er entschieden behauptet. „Da werden Sie mir am ersten Tag krank, und ich habe keine Lust, Krankenpfleger zu spielen. Das ist wider die Verabredung." Dann hatte er den Wagen vor einem vornehmen Geschäft haltmachen lassen und ihr diesen Mantel gekauft, der phantastisch teuer war.

Wie war dies alles zugegangen? Und erschien es möglich, daß sich diese Szene vor einigen Stunden abgespielt hatte, nicht vor Wochen und Monaten?

Fräulein von Goertz schloß die Augen und ließ ihr Gesicht vom Wind peitschen. Wie tiefes Fallen im Traum war jetzt die Fahrt.

„Langsamer, Opitz!" Der Chauffeur mäßigte die Geschwindigkeit.

Nur gesunde und junge Leute können es sich leisten, in den Graben zu fallen und die Knochen zu brechen, dachte Harlander erbittert. Ich habe keine Zeit, sechs Wochen im Bett zu liegen. Ich muß mit meinem Pfund wuchern.

Wieder ein Dorf mit aufgeregten Hühnern und kläffenden Kötern. Kinder winkten, Weiber blickten von ihrer Arbeit auf, Männer hatten gehässige Augen.

Ingelene spürte diesen Haß in allen Nerven und begriff ihn. Sie konnte sich mühelos in die Seelen der Männer versetzen. Da kutschiert dieser Kapitalist auf unsere Kosten durch die Welt, während wir schuften müssen, dachten die Männer. Und ein junges, frisches Mädel hat er auch neben sich, während wir uns mit abgerackerten, frühgealterten Weibern begnügen sollen, dachten die Männer.

Niemand darf fahren, fühlte Ingelene, solange ein Bruder mit wunden Füßen auf der Landstraße marschiert. Niemand darf faul sein, wenn die anderen arbeiten. Niemand darf sich in Pelze hüllen, bevor nicht der Letzte im Land seine Blöße decken kann. Niemand darf schlemmen, solange Kinder nach Brot jammern.

„Schneller, Opitz! Sie schlafen ja ein!"

In diesem Tempo kam man nächstes Jahr in die Schweiz, dachte Harlander gereizt und beugte sich vor, um die Geschwindigkeit vom Messer abzulesen.

Aber war es nicht gleich, ob man schnell oder langsam fuhr? Wurde der Tag länger, die Stunde reicher, die Minute voller? Glitt man nicht unaufhaltsam dem Tod in die Arme? Er stöhnte verzweifelt auf.

„Fühlen Sie sich nicht wohl, Herr Harlander?"

Er machte eine unwillige Abwehrbewegung.

Ist es Kummer, fragte sich Fräulein von Goertz, oder körperlicher Schmerz? Angst? Bedrücktes Gewissen? Keine Antwort kam.

Vor einem Krug an der Landstraße ließ Harlander halten. „Sie werden Hunger haben, Fräulein von Goertz?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Aber Opitz hat sicherlich Hunger." Der Chauffeur lachte.

Sie stiegen aus und setzten sich an einen staubigen Tisch vor der Wirtschaft. Eine ältere Frau trat aus dem Haus und fragte unfreundlich nach ihren Wünschen. Es gäbe nichts zu essen. Kein Mensch kehre mehr bei ihr ein. Die Straße sei verödet. Schließlich rückte sie mit einem Teller magerer Suppe und mit Bohnen heraus, auf denen eine dünne Schnitte Speck lag.

„Warum ist sie so unwirsch?" fragte Harlander verwundert.

„Sie ist in Not, Herr Harlander. Sie hat vielleicht ihren Mann verloren oder Söhne. Die Wirtschaft bringt nichts ein. Steuern drücken. Nun kämpft sie um ihr bißchen Leben. Wie kann sie freundlich sein?"

„Sie haben eine lebhafte Phantasie, Fräulein von Goertz."

„Ich fühle mit, Herr Harlander."

Er schwieg und aß widerwillig die dumpf schmeckenden Bohnen.

Die Fahrt ging weiter, durch ewig sich wiederholende Dörfer, durch freudlose Fabrikstädtchen, deren Häuser mit Kohlenruß bedeckt waren, wo Schlote rauchten, Hämmer dröhnten, Pfiffe schrillten und müde Bäche blau und gelb aus den Färbereien flossen. Weithin war die Landschaft von der Traurigkeit der Fabriken überströmt, daß man eine ganze Weile fahren mußte, bis die Sonne wieder Glanz gewann und reine Luft durch grüne Wälder wehte.

Als der Abend dämmerte, wurde eine kleine, altertümliche Stadt erreicht, eine Stadt, wo hoffnungslose Bürger hausten, ein Biedermeierstädtchen, ohne Fabriken und zum Tod verurteilt.

Der Wagen schleuderte über spitzes Pflaster und hielt auf dem Ringplatz vor dem Gasthof „Zum goldenen Hirschen". Der Wirt trat behäbig vor die Tür und grüßte altmodisch. Jawohl, es gäbe Zimmer, und auch für das Auto wäre sichere Unterkunft vorhanden.

Sie stiegen aus und wurden in das erste Stockwerk geführt. Der Wirt schloß zwei stattliche Zimmer auf, die aneinanderstießen und wie Ausstellungsräume einer Stickereischule wirkten, so sehr waren sie mit Deckchen, Überwürfen, Vorhängen, Glockenzügen, gestickten Bildern und Handarbeiten jeglicher Art überladen. „Der König von Sachsen hat einmal hier zu übernachten geruht", erklärte der Wirt nicht ohne Stolz.

Ingelene sah den gutmütigen Mann aufmerksam an und mußte unwillkürlich an Eppingen denken. Vielleicht hast du recht, Conny! Vielleicht gehört ein König zu Michels vollem Glück.

„Paßt Ihnen das Zimmer, Fräulein von Goertz?"

„Aber natürlich, Herr Harlander. Ausgezeichnet."

Der Hausdiener brachte die Koffer.

Bevor Harlander sich in sein Zimmer zurückzog, fragte er: „Wollen wir vor dem Abendbrot noch ein bißchen laufen, Fräulein von Goertz?"

„Sehr gern, Herr Harlander."

Eine Viertelstunde später, nachdem sie sich vom Staub der Landstraßen gereinigt hatten, machten sie die Runde um den Ringplatz, in dessen Mitte ein Brunnen rauschte. Auf der einen Seite des Platzes waren Lauben, die Fräulein von Goertz an Bozen erinnerten.

Sie blieben vor den Läden stehen und bewunderten die kunstlosen Auslagen, die keine Anstrengungen machten, die erschöpfte Kaufkraft des kleinen Bürgers zu reizen. Sie entdeckten eine wunderschöne alte Apotheke mit Vorbau und kleiner Treppe, die Fräulein von Goertz entzückte. „Ist das nicht wie bei Raabe oder Jean Paul?" Harlander horchte auf. Jean Paul. Es gab also wirklich Menschen, sogar hübsche junge Mädchen, die diesen Namen kannten. Er empfand große Hochachtung vor Doktor Büntell.

Stille, friedliche Leute, in dürftigen Kleidern, spazierten auf dem Ringplatz und starrten das unbekannte Paar mit der Neugier zahmer Haustiere an. Das Lachen der Mädchen erlosch, jedes Wort verstummte, wenn die Fremden vorbeikamen. Hinter dem massigen Turm der Kirche trat der Mond hervor.

„Könnten Sie in solcher Stadt leben, Fräulein von Goertz?"

„Als Großmutter vielleicht, wenn man nur mehr ein paar Jahre vor sich hat und auf den Tod wartet."

„Auf den Tod wartet", wiederholte Harlander nachdenklich.

„Aber das ist Unsinn und Überhebung. Man kann überall leben. Und wahrscheinlich lebt man hier viel glücklicher als in Berlin."

Sie hatten den Kreis vollendet und standen wieder vor dem „Goldenen Hirschen".

In einem kleinen Extrazimmer war für sie der Tisch gedeckt worden, den der Wirt mit großer Sorgfalt geschmückt hatte. „Ich glaube, wir müssen ihm den König von Sachsen ersetzen", meinte Harlander, nachdem er dem geschmeichelt abgehenden Wirt anerkennende Worte gesagt hatte.

„Es liegt vielleicht an der übergroßen Bescheidenheit der Deutschen, daß sie an die Gleichberechtigung aller Menschen nicht glauben und immer auf der Suche nach Höhergewachsenen sind, vor denen sie sich verbeugen können."

„Alle Menschen haben das Verlangen, anzubeten und zu verehren."

„Ja, sie beten an, sie verehren, fürchten, hassen, aber sie lieben nicht."

Er fragte gleichgültig: „Wie kann man die Menschen lieben?"

„Man muß sie lieben, so wie sie sind: tückisch, bösartig, treulos und habgierig."

„Geschmacksache, Fräulein von Goertz."

„Man kann doch nicht bloß sich selber lieben."

„Kein Mensch verdient geliebt zu werden."

Der Wirt trug feierlich Schüsseln auf.

Ingelene sagte leise wie zu sich selber: „Trotzdem, es gibt viel Liebe unter den Menschen."

Harlander verschluckte eine höhnische Antwort und begann zu essen. Heilsarmee, dachte er voll Ärger, Pastorstochter, Reiseprediger. Aber schließlich, was wollte man von so einem jungen Ding verlangen, das keine Ahnung hatte, wie es in der Welt zuging?

Der Wirt lobte ohne Zudringlichkeit einen schönen alten Beaujolais. Harlander bestellte. „Ich soll zwar Alkohol vermeiden, hat mein Geheimrat gesagt, aber wenn man nicht mal ein Glas Wein abends trinken darf, dann hat die ganze Chose keinen Wert."

Im Nebenzimmer, um einen Stammtisch geschart, saßen die Honoratioren des Städtchens und klopften Skat. Man hörte das Auftrumpfen der Kartenblätter, bescheidenes Lachen, Stichelworte und gutmütige Abwehr.

„Beneidenswerte Leute! Glauben Sie mir, Fräulein von Goertz, ein anständiger Stammtisch gehört zu den reellsten Dingen im Leben."

„Ich kann mir dieses Behagen nicht gut vorstellen, Herr Harlander. Es ist so beschränkt und eng und genügsam."

„Das können Sie sich natürlich nicht vorstellen, aber für einfache ältere Männer ist es eine gute Sache."

Als der Wein da war, hob Harlander sein Glas. „Prost, Fräulein von Goertz. Auf unsern ersten Abend!"

Sie trank zögernd einen Schluck.

„Schmeckt Ihnen der Wein nicht?"

„Doch, Herr Harlander. Ich bin nur an Wein nicht gewöhnt."

„Ach Gott, ein Gläschen wird Sie nicht umwerfen. Rauchen Sie?"

„Wenn ich die Wahrheit sagen soll, ja, Herr Harlander."

„Famos!" Er bot ihr eine Zigarette an. „Endlich verraten Sie auch ein Laster. Mir ist schon angst und bange vor Ihrer Engelhaftigkeit geworden."

Sie begann zu lachen. „Wieso kommen Sie auf Engelhaftigkeit, Herr Harlander?"

„Na, wissen Sie, das mit der allgemeinen Menschenliebe ist 'n starkes Stück. Da bin ich furchtbar mißtrauisch. Ich habe nämlich einen Herrn Sohn, der handelt auch mit dem Artikel. Ich kann Ihnen sagen, liebes Fräulein, eine schwere Pleite!"

Sie entgegnete leidenschaftlich: „Man kann ohne Liebe zu den Menschen nicht leben, Herr Harlander."

Er schwieg und starrte in die Luft.

Ingelene hatte das peinliche Gefühl, ihre Meinung zu aufdringlich ausgesprochen zu haben. Menschenliebe war kein Wort, mit dem man dröhnend auf den Tisch schlug wie drüben die Bürger mit den Skatkarten.

Harlander trank sein Glas aus und sagte herzlich: „Lassen Sie sich bloß von mir nicht irre machen, Fräulein von Goertz. Ich zähle nicht mit. Und haben Sie Nachsicht mit mir, wenn ich auch manchmal ein recht ekelhafter Kerl bin."

Sie errötete heftig. „Aber, Herr Harlander!"

„Ich weiß schon, was ich sage. Mit mir ist nicht viel los. Ich glaube, Kultur heißt das, was mir fehlt. Na ja, der eine hat die Kultur, der andere hat's Geld. Und jeder überschätzt das, was er hat. Gut gebrüllt, finden Sie nicht, Fräulein von Goertz?"

Sie wußte keine Antwort.

„Aber jetzt wollen wir schlafen gehen. Es ist ein weiter Weg bis Lindau."

Als Ingelene allein in ihrem Zimmer war, stand sie verwirrt da und begann angestrengt nachzudenken, was sie in diesem Städtchen, in diesem Gasthof, in diesem Raum zu tun hätte. Sie konnte sich von dem Gefühl einer Befangenheit nicht befreien, das ihr bisher unbekannt geblieben war. Sie hatte sich innerlich auf Krankenpflege vorbereitet und verlor den festen Boden unter den Füßen, da sie Dame, Reisebegleiterin spielen und auf vertraute, wohlgeübte Tätigkeit verzichten mußte. Fieberlisten zu führen, Verbände zu wechseln, Gelähmte zu baden waren einfache und klare Dinge, sobald man erste Scheu überwunden hatte, aber mit einem fremden Mann, an dessen Krankheit sie nicht glaubte, durch die Welt zu reisen, erschien ein bedenkliches und verdächtiges Unternehmen.

Aus allen Ecken des Zimmers stürzten abenteuerliche Gedanken auf sie zu und vergrößerten ihre Unruhe, je weiter die Nacht vorschritt, je stiller es in Haus und Stadt wurde. Ihr Kopf, vom Wein erhitzt, begann zu fiebern. Sie setzte sich an den Tisch und fing einen Brief an Eppingen an, aber sie kam über „Lieber Conny!" nicht hinaus. Sie zerriß den Bogen und lauschte angstvoll. Kein Laut drang aus dem Nebenzimmer. Schlief Harlander? War er gestorben?

Ich muß nach Haus, dachte sie gepeinigt. Ich ertrage ein solches Leben nicht. Ich verzichte auf Geld, Heirat, alles. Der Preis ist zu hoch.

Mit einemmal erkannte Fräulein von Goertz, was die Unruhe in ihr Herz getragen hatte. Es war das Geld. Die übergroße Gage brachte sie aus dem Gleichgewicht, demütigte, beschimpfte, vergiftete sie. Wer in eine solche Summe einwilligte, verkaufte sich. Überschätzte sie vielleicht nicht das Geld? War es unmöglich, daß diesem Mann zehntausend Mark wenig oder nichts bedeuteten? Und daß er jetzt ruhig schlief, während sie mit lächerlichen und eingebildeten Gefahren rang?

Harlander schlief nicht. Er lag mit sehr wachen Augen in dem Bett, dessen Fremdheit ihn beunruhigte, und fühlte sich elend. Der ganze Plan der Reise erschien ihm als eine dumme Spiegelfechterei und kindisches Versteckspiel. Wohin wollte man dem unerbittlich nahenden Ende entrinnen? Wen konnte der Wechsel des äußeren Schauplatzes über die Unbeugsamkeit des verhängten Schicksals hinwegtäuschen? Nichts, nichts konnte verhindern, daß diesem Frühling Herbst und Tod folgten.

Die fremde Nacht bedrückte Harlander wie eine erstickende Wolke und trieb Angstschweiß aus seinen Poren. Man lag in einem engen Sarg und atmete noch, aber die Luft wurde immer dünner, floß immer sparsamer, daß man mit dem Atemholen geizen mußte. Endlich, endlich wurde die Luft rationiert. Man erhielt Luftverbrauchskarten und konnte sich das Atmen einteilen. Wer sehr reich war, hatte allerdings die Möglichkeit, sich eine Zusatzkarte zu kaufen, denn auch die Luft wurde verschoben. An keinem Artikel wurde so dick verdient wie an Luft, denn nichts war schwerer zu beschaffen als eine Luftkarte. Nur verzweifelte Mütter, die sich für ihre Kinder opferten, verkauften die Karten und erlitten heldenhaft den Erstickungstod.

Harlander fuhr entsetzt aus dem Halbtraum auf und blickte mit flatternden Augen in die Silberströme, die der Mond durch die gehäkelten Fenstervorhänge ergoß. Unmöglich war der Schlaf, der solche Bilder im Mantel trug. Kein Mensch konnte dieses Alleinsein, diese grenzenlose Verlassenheit erdulden. Man mußte die Pflegerin rufen. Wozu war die Pflegerin da? Sie sollte bei ihm wachen, aus einem Buch vorlesen oder noch besser Märchen erzählen, Märchen von Menschenliebe. Die junge dumme Gans!

Harlander ließ sich in die Kissen zurücksinken und rief die junge Gans nicht. Sie sollte schlafen. Sie war jung. Sie konnte doch nicht helfen. Vor allem aber schämte er sich, seine klägliche Schwäche zu zeigen Er riß sich zusammen und schloß die Augen, bereit, sich allen Schrecknissen des Traums auszuliefern.

Fräulein von Goertz hatte endlich den Mut gefunden, sich zu entkleiden und ins Bett zu legen, aber an Schlaf war nicht zu denken. Sie lauschte mit angespannten Nerven dem leisesten Geräusch. Ihr Blut wachte, das Herz schlug hart gegen die Brust, das Hirn fieberte und schuf immer neue Spiegelungen.

Wenn dieser ungekannte Mann die Tür öffnete und zu ihrem Bett trat? Sie überwältigte und ihren Schrei erstickte? Wer sollte auch ihren Schrei auffangen in diesem grabesstillen Haus, in dieser schlafversunkenen Stadt? Aber sie könnte gar nicht schreien, so sehr wäre sie vom Schreck gelähmt. Sie richtete sich im Bett auf und horchte bebend auf Schritte, die nicht kamen. Und plötzlich merkte sie, schamüberflossen, daß ihre Angst kleiner war als die dumpfe Erregung, die rätselvoll ihr Blut verbrannte.

Zutiefst gedemütigt durch die Schwäche ihres Körpers, sprang sie aus dem Bett und lief auf den Fußspitzen zum Fenster, das sie hastig aufstieß. Über den toten Ringplatz rieselte in zitternden Wellen das Mondlicht. Der Brunnen rauschte tröstlich durch die Nacht. Auf dem Brunnenrand saß der Frühling, ein nackter Jüngling, und lächelte.

Ingelene breitete die Arme aus und gab sich dem treulos Lächelnden hin.

Dann schlug die Uhr vom Kirchturm und verjagte den Spuk. Der Brunnenrand war leer.

Man muß die Tür verschließen, überlegte Ingelene fröstelnd und wunderte sich, daß sie diese einfache Lösung nicht früher gefunden hatte. Sie ging mit leisen Schritten zur Tür und drehte vorsichtig den Schlüssel herum.

8. Die Galgenfrist

„Haben Sie gut geschlafen, Fräulein von Goertz?"

Ströme von Scham rannen durch ihr Blut. „Danke, Herr Harlander, sehr gut."

„Wenn man jung ist, kann man schlafen", meinte er weise. „In meinem Alter fürchtet man sich vor dem Schlaf."

„Fürchtet man sich?"

„Ja, liebes Fräulein, vor dem Versinken, vor dem Wehrlos-Werden, das dem Tod so verdammt ähnlich sieht. Früher bildete ich mir manchmal ein, daß ein wacher Mensch nicht sterben könnte, daß nur den Schlafenden der Tod zu überwältigen imstande wäre. Aber das ist blanker Unsinn."

Ingelene betrachtete voll Mitleid Harlanders Gesicht, das ihr heute wunderlich vertraut und befreundet erschien. Vor diesem Mann, der mit seinem unbekannten Leid beschäftigt war, brauchte man keine Angst zu haben und in lächerlicher Einbildung die Tür zu versperren. Wir Frauen überschätzen uns, dachte sie mit kühler Nüchternheit, während sie zu dem Brunnen hinüberblickte, um den herum alte Marktweiber hockten und geringe Ware feilboten.

„Wie schön der Morgen ist!"

Harlander nickte.

„Und wie bezaubernd dieses kleine, friedliche Städtchen! Ich bin so furchtbar anhänglich, daß mir das Herz ein bißchen weh tun wird, wenn wir diesen Platz verlassen. Ich vertrage Trennung in gar keiner Form, obwohl ich nicht sentimental bin. Sie lachen mich aus, Herr Harlander."

„Nein, gewiß nicht. Ich verstehe schon, wie Sie es meinen. Der Mensch ist ein Gewohnheitstier. Wenn wir noch ein paar Tage hierbleiben, kommen wir überhaupt nicht mehr weg."

Sie stiegen in den Wagen, der sich langsam durch die schmalen und gekrümmten Gassen schlängelte, bis er freie Fahrt gewann und in die morgenkühle Welt hinausstieß.

Heute, da Furcht und Befangenheit von Ingelene gewichen waren, genoß sie das Glück der Reise und jauchzte selig der brausenden Ferne zu. Als das Auto, eine lange Steigung überwindend, die Schnelligkeit vermindern mußte, fragte sie mit leidenschaftlichem Ungestüm: „Ist das Leben nicht wundervoll, Herr Harlander?"

Ich weiß es besser als du, dachte er voll Bitterkeit.

„Gibt es ein heißeres Glück, als da zu sein, atmen zu dürfen, eine Wolke zu sehen, Vogelrufe zu hören, den Wald zu riechen?"

Er litt unter ihrem überschwenglichen Ausbruch, den zu hemmen er doch nicht über das Herz brachte, denn er freute sich, daß ihre Starrheit gelöst war.

Als erriete sie seine Gedanken und müßte Einwürfen begegnen, sagte sie: „Ich weiß, es gibt Not, Kummer, Leid und Schmerz, aber alles ist klein und gering gegen die Herrlichkeit des Lebens, des nackten Lebens. Die äußeren Dinge sind wesenlos. Nichts, nichts wiegt das Leben auf. Tauscht ein lebender Bettler mit dem sterbenden Milliardär?"

„Sie vergessen nur, daß der Tod für Schiebungen nicht zu haben ist."

„Aber der Tod macht erst das Leben schön und kostbar, Herr Harlander. Ohne den Tod wäre das Leben wertlos."

Der Wagen hatte die Höhe erklommen und jagte zu Tal.

Die Fahrt verlief während des ganzen Tages ohne Hindernis, aber auf den Plan, München zu erreichen, mußte verzichtet werden, da Harlander eine Steigerung der Schnelligkeit nicht gestattete.

Als sie in der Dämmerung durch Fürth fuhren, sausten gegen das Auto Steine, von halbwüchsigen Burschen geschleudert. Harlander beugte sich vor, um Ingelene zu decken, und Opitz, der die Gefahr erkannt hatte, beschleunigte das Tempo.

„Sind Sie getroffen worden, Fräulein von Goertz?"

Sie schüttelte den Kopf.

Er schimpfte wütend und konnte sich über den heimtückischen Angriff lange nicht beruhigen. Noch am späten Abend, als sie in einem Nürnberger Hotel saßen, fragte er empört: „Können Sie verstehen, warum uns diese Verbrecher mit Steinen beworfen haben?"

„Es war ein Protest, Herr Harlander."

„Ein Protest?"

„Ja, gegen Ihr Auto, gegen Ihr Fahren, gegen den Kapitalismus."

„Und da protestiert man mit Steinwürfen?"

„Man protestiert, wie man kann, Herr Harlander."

Er fühlte Widerstand und Parteinahme gegen sich und fragte geringschätzig: „Sind Sie Kommunistin, Fräulein von Goertz?"

Sie merkte seine Auflehnung und antwortete: „Kommunismus ist eine jüdische Angelegenheit. Arier fühlen sozial, haben die Neigung zu gesellschaftlicher Kooperation."

Harlander lachte auf. „Verzeihen Sie meine Unhöflichkeit, Fräulein von Goertz, aber jetzt haben Sie tatsächlich wie ein alter Professor gesprochen. Ihre Worte, die ich übrigens nicht verstanden habe, passen gar nicht zu Ihrem Gesicht."

Da sie keine Neigung zeigte, in seine Heiterkeit einzustimmen, hörte er zu lachen auf und zwang sich zu spöttischem Ernst. „Sie lieben also die Armut, Fräulein von Goertz?"

Durch den Vorwurf des Lehrerhaften gereizt, entgegnete sie in gleichem Ton: „Ich liebe die Armut, weil Jesus Christus sie geliebt hat, — hat Pascal gesagt."

„Ich kenne leider keinen Mann, der Pascal heißt. Ich bin schrecklich ungebildet. Haben Sie das noch nicht gemerkt, Fräulein von Goertz?"

„Nein, Herr Harlander."

„Sie werden sich daran gewöhnen müssen, liebes Fräulein. Aber ich bin gern bereit, von Ihnen zu lernen."

„Ihr Hohn trifft mich nicht, Herr Harlander."

„Es ist nicht Hohn, liebes Fräulein. Wirklich nicht, viel eher Befangenheit und Neid. Bitte, erzählen Sie mir doch noch etwas von dem Bruder Pascal."

„Derselbe Pascal hat auch gesagt: ‚Ich liebe die irdischen Güter, weil sie uns die Mittel geben, den Armen beizustehen'."

„Na also, mit dem Mann läßt sich ja reden", rief Harlander in guter Laune. „Wenn mir in Zukunft eine schöne junge Dame den Kapitalismus an den Kopf wirft, werde ich mich auf Herrn Pascal berufen und antworten, daß ich das Geld nur zusammenkratze, um den Armen beistehen zu können."

„Wenn Sie es wirklich tun, wird sich die schöne junge Dame besiegt vor Ihnen verneigen, Herr Harlander."

Er lachte von neuem. „Gegen Sie komme ich nicht auf, Fräulein von Goertz. Sie sind mir über. Aber sagen Sie, wo haben Sie so gräßlich viel gelernt?"

„Sie überschätzen mich, Herr Harlander. Ich weiß gar nicht so viel, aber das bißchen, was ich weiß, habe ich von meinem Vater, der ein sehr kluger Mensch gewesen ist."

Er sah nachdenklich auf den Tisch. „Ich habe nie die Möglichkeit gehabt, zu lernen und mich zu bilden, aber es ist vielleicht angenehm, viel zu wissen."

„Wenn jedem jungen Menschen die Möglichkeit geboten wird, zu lernen, so viel und was er will, dann ist der höchste sozialistische Gedanke verwirklicht."

„Doch nur zur Hälfte, denn auf die Lehrer kommt es an. Man kann auch falsch erzogen und unterrichtet werden."

Ingelene mußte jählings an Eppingen denken und nickte langsam mit dem Kopf. „Sie haben recht, Herr Harlander. Die Lehrer sind wichtiger als die Schüler."

Er hob sein Glas. „In diesem Sinn! Meine liebenswürdige Lehrerin soll leben!"

Fräulein von Goertz schlief in dieser Nacht ruhig und traumlos, ohne vorher die Tür zu dem Zimmer ihres Pflegebefohlenen versperrt zu haben.

Am nächsten Tag beschloß Harlander, den die Autofahrt bereits zu ermüden begonnen hatte, mit der Bahn nach Lindau zu reisen.

Die Fahrt war weniger schlimm, als er befürchtet hatte, denn sie fanden ein leeres Halbabteil, in dem sie lange Zeit allein blieben.

„Haben Sie sich schon überlegt, Fräulein von Goertz, wohin Sie Ihren Kranken bringen werden?"

Ihr Blick ging unsicher zu ihm. „Soll wirklich ich darüber bestimmen, Herr Harlander?"

„Ja, natürlich. Ich habe keine Ahnung, wohin man gehen soll. Sie kennen doch die Schweiz."

„Wenn Ihnen der Arzt die Höhe nicht untersagt hat, würde ich das Engadin empfehlen. Es ist wunderschön." Ihre Augen leuchteten auf.

„Dem guten Geheimrat ist es egal, wohin ich mich setze. Wir können ruhig ins Engadin."

„Sie werden sich dort sehr wohl fühlen, Herr Harlander."

Bitteres Lächeln zuckte um seine Lippen. Er blickte zum Fenster hinaus und sah schöne Kühe auf bunten Wiesen, friedlich geduckte Bauernhäuser, glitzernden Schnee auf behäbigen Bergen, jagende Wolken am hellen Frühlingshimmel. Wie langsam der Zug kriecht, dachte er. Und wie wahnsinnig schnell die Zeit verströmte! Über ein Kurzes werden die Wiesen braun daliegen, die Blätter von den Bäumen rieseln, wird der Herbst durch die Wälder wandern.

Schleier auf Schleier sanken vom Himmel und machten die Welt grau. Harlander schloß die Augen, als könnte er die Herbstgespenster verscheuchen. Dann fühlte er den besorgten Blick der Begleiterin und riß sich aus seiner Versunkenheit empor. Man durfte nicht so jammervoll wehleidig sein. Man mußte anständig sterben, so anständig wie nur möglich.

„Ich hoffe, in einem Tag meine Geschäfte in Zürich erledigen zu können", sagte er, um Belangloses zu reden und teilnehmenden Fragen vorzubeugen. „Wenn Geldabheben bei der Bank ein Geschäft genannt werden kann. Was hält übrigens Pascal von Banken?"

Fräulein von Goertz lächelte freudlos.

„Geld ist schon eine gute Sache, liebes Fräulein. Das lasse ich mir von Ihnen nicht ausreden. Man muß selber Proletarier gewesen sein, um den Wert des Geldes zu verstehen. Glauben Sie mir, nur Proletarier können richtige Kapitalisten werden. Geld ist Freiheit und Unabhängigkeit."

„Vielleicht ist man ohne Geld noch freier und noch unabhängiger."

„Das glauben Sie selber nicht, Fräulein von Goertz. Wenn Sie reich wären, würden Sie sich es wohl überlegen, mit mir altem Ekel durch die Welt zu kutschieren."

Und Eppingen würde nicht in die Reichswehr eintreten, dachte sie. Und wir wären schon längst verheiratet. Dennoch, dennoch ...

„Ich weiß nicht, Herr Harlander. Ich weiß aber, daß ich keine Freude am Sattsein habe, wenn mein Bruder hungert. Alles, was einen andern trifft, trifft mich selber."

„So kann man nicht leben!" rief er gereizt.

„So muß man leben, Herr Harlander!" In dem Augenblick, da sie es sagte, schämte sie sich der aufdringlichen Bestimmtheit ihres Tons.

„Predigen Sie das andern Leuten, verehrtes Fräulein. Ich komme wirklich nicht mehr in Betracht."

Ihr Gesicht versank in Röte.

„Diese sentimentalen Redensarten von Allerweltbeglückung sind wertlos, liebes Fräulein von Goertz. Das Geld der andern verschenkt und verteilt man freigebig, aber jeder Prediger soll bei sich selber anfangen. Und im übrigen — man soll seine Ideale nicht andern aufzwingen wollen."

Wieder stand Eppingen vor den Augen Ingelenes. War sie nicht unduldsam gegen ihn, wollte sie ihn nicht um jeden Preis und unbedingt zu ihrer alleinseligmachenden Freiheit bekehren, war ihr Gefühl von Überlegenheit nicht Hoffart, hatte sie recht und der junge Offizier unrecht? Alles geriet ins Wanken. Wo war Sicherheit?

Harlander streckte ihr seine Hand entgegen. „Verzeihen Sie, liebes Fräulein von Goertz, daß ich so laut und taktlos zu Ihnen gesprochen habe. Sie müssen es meinen gereizten Nerven zugut halten. Schließlich ist es auch zu lächerlich, daß wir uns über Weltanschauungen zerkriegen."

„Ich habe um Entschuldigung zu bitten, Herr Harlander. Ich war taktlos."

Er gab ihre Hand frei und lehnte sich in plötzlicher Müdigkeit zurück. Sanfte Dämmerung wölkte durch sein Gehirn und trug ihn weg. Ingelene betrachtete scheu das Gesicht des Schlafenden und entdeckte zum erstenmal den Gram, der um seinen Mund lag. Schweres Leid drückt ihn, dachte sie voll Erbarmen und merkte, wie ihr Herz in mütterlicher Opferbereitschaft aufglühte. Ich möchte ihm helfen, sprach das Herz.

Erst kurz vor Lindau schlug Harlander die Augen auf und wunderte sich über seinen tiefen Schlaf. Der Bodensee lag grau unter fahlgewordenem Himmel. Die Schweizer Berge erschienen nahegerückt im harten Licht, das Gipfel und Flanken verzerrte.

„Ist es Ihnen nicht zu kühl?" fragte Ingelene, als sie auf dem Verdeck des fast leeren Schiffes saßen und die bayrischen Löwen von Lindau immer kleiner werden sahen.

Er verneinte lächelnd.

„Wundervoll ist diese Stimmung, finden Sie nicht, Herr Harlander? Wie Karfreitag, wie Welttraurigkeit und Weltreue."

Er blickte in ihr klares Gesicht und sagte herzlich: „Ich freue mich, daß Sie nichts nachtragen, Fräulein von Goertz. Ich hasse die gekränkten Leberwürste."

Ihre Augen strahlten ihm dankbar entgegen.

„Vielleicht haben Sie sogar in allem recht, Fräulein von Goertz. Man kann nicht wissen."

Sie wehrte hastig ab, als fürchtete sie, die Verantwortung für ihre Ansichten zu tragen. „Niemand hat das Recht auf seiner Seite allein, Herr Harlander."

Er schüttelte den Kopf. „Sie dürfen sich von mir nicht irremachen lassen, Fräulein von Goertz."

Jäh einsetzender Regen trieb sie vom Verdeck. Im Salon war alte Luft, Geruch längst verrauchter Zigarren, müdes Licht. An den abgeriebenen Plüschmöbeln haftete die Erinnerung an Menschen, die einmal hier gesessen hatten. Ziellose Schwermut kroch aus allen Ecken. Harlander saß stumm und in sich versunken. Den letzten Schimmer von Hoffnung nahm das rieselnde Grau.

Heftiger Regen empfing sie in Zürich.

„Das ist die Schweiz?" fragte Harlander höhnisch und Streit suchend.

Fräulein von Goertz gab keine Antwort und fuhr mit dem Gereizten in das Hotel am See, wo sie Zimmer bestellt hatten.

„Ein Affenkäfig", sagte er wütend, als sie die Halle betraten, in der sich geleckte Männer und festlich entblößte Frauen wie unter Leitung eines unsichtbaren Regisseurs bewegten. Gleich einem trotzigen Jungen weigerte er sich, zum Abendbrot in den Speisesaal zu gehen, nahm kühlen Abschied von Ingelene und verschloß sich in seinem Zimmer.

Dies alles hat keinen Zweck, sagte sich Harlander, während er ruhelos durch den Raum lief und eine Zigarette an der andern entzündete. Wem nützte die Galgenfrist? Wer konnte diesen nicht zu dämmenden Ablauf von Tagen und Wochen ertragen? Niemand. Niemand. Kein lebender Mensch war dieser Qual gewachsen.

In seinem Hirn dröhnte es, als hallten schwere Schritte durch das Schädelgewölbe. Die Schläfen zuckten vor Schmerz.

Harlander mußte an sich halten, um nicht wie ein Tier im Wald aufzuheulen und Menschen um Hilfe zu rufen. Aber wer konnte helfen? Man stirbt allein, erkannte er in dieser Stunde. Man stirbt mutterseelenallein, Harlander!

Er stürzte zum Fenster und riß es auf. Seine Augen, gebrochen vor Angst, sahen den See, der klatschend an die Ufer schlug. Ein hellerleuchtetes Schiff glitt dahin. Bäume krümmten sich im Regensturm. Viele Lichter schimmerten und legten Kränze um den See. Irgendwoher kam die gemeine Traurigkeit einer Ziehharmonika.

Dies alles hat keinen Zweck. Man muß nobler sein als der schäbige Tod. Man dankt für das Almosen des halben Jahres. Man verzichtet.

Er holte die Glasröhre mit den zu Tabletten gepreßten Schlafpulvern aus der Tasche und betrachtete sie mit angespannter Aufmerksamkeit. Ein sanfter und ruhiger Schlummer, der sich ins Zeitlose erstreckt. Der Tod wird betrogen. Kein Kampf, kein Sichaufbäumen, kein Verröcheln, man schläft und stirbt so nebenbei.

Kannst dich pensionieren lassen, Gevatter! Man braucht dich nicht mehr. Kauf' dir eine Drehorgel und stell' dich an die Straßenecke! Du Schuft!

Die Regenluft machte Harlander plötzlich kühl und nüchtern.

Die Regenluft weckte seinen feigsten Gedanken.

Drohte denn Tod? Siehe, von Tod war niemals die Rede gewesen. Kein Wort von Sterben hatte der Geheimrat Gotteswinter gesagt. Paralyse, allerdings. Aber konnte man nicht als friedlicher Blödsinniger auf einer Bank in einem schönen Garten sitzen? Vielleicht spürte man die Sonne, hörte eine Amsel, roch Flieder. Wer weiß?

Ekelhaft war die gemeine Traurigkeit, die draußen irgendwo der Ziehharmonika entströmte.

Harlander schloß das Fenster und steckte die Glasröhre mit den Tabletten wieder in die Tasche. Vielleicht regnet es morgen nicht, dachte er mit treulosem Lächeln.

9. Der Feind

Es regnete in Strömen.

Fräulein von Goertz saß schuldbewußt am Frühstückstisch und wartete mit Bangen auf Harlander. Er kam seltsamerweise sehr ruhig zum Tisch, grüßte freundlich und scherzte:

„Na, Sie haben mich in ein feines Land verschleppt, Fräulein von Goertz. Die Sache wird sich nicht halten."

„Es tut mir schrecklich leid, Herr Harlander."

„Sie können ja nichts dafür, liebes Fräulein, aber Pech ist es, das muß ich sagen. Dieses Hundewetter bringt einen um die paar Tage —" Er vollendete den Satz nicht.

Nebel schwamm auf dem See und verhüllte die Welt.

Ein Boy kam und meldete: „Herr Muntwyler fragt telephonisch an, ob sein Besuch jetzt erwünscht sei."

„Ich lasse ihn bitten."

Harlander blickte nachdenklich in den grauen Tag hinaus. „Was wird nun, Fräulein von Goertz? Fahren wir ins Engadin?"

„In Sankt Moritz schneit es heute früh", antwortete sie kleinlaut. „Ich habe vorhin durch den Portier anrufen lassen."

„Was fangen wir an? Ich muß Sonne und Wärme haben. Dieser Regen macht mich wahnsinnig."

„Ich überlegte schon, Herr Harlander, ob wir nicht das Engadin für später aufsparen und jetzt weiter nach dem Süden gehen sollen."

„Natürlich, nur raus aus dem Nebel!" Und mit brutalem Hohn: „Sehen Sie, liebes Fräulein, das gehört zu den kleinen Annehmlichkeiten des Geldbesitzes, daß man weiter nach Süden oder nach Westen oder sonstwohin fahren kann, wenn das Wetter schlecht wird."

Ingelene verschluckte eine Antwort.

Der Portier erschien und meldete, daß es in Lugano regne.

„Ich dachte an Lugano," erklärte sie, „aber auch dort ist das Wetter schlecht. Wir müssen noch südlicher. Wie wär's mit Italien, Herr Harlander?"

„Ausgezeichnet. Italien gehört zur Bildung, nicht? Ich muß was für meine Bildung tun."

Ingelene hörte den Spott nicht. Ihre Augen sahen italienischen Himmel und leuchteten. „Italien ist schön."

„Waren Sie denn schon dort?"

„Ja, mit meinem Vater. Es waren die seligsten Wochen meines Lebens."

Ihre Begeisterung rührte irgendwie an sein Herz. „Da kommt ja der Schweizer Regen sehr erwünscht."

„Wollen wir nach Florenz, Herr Harlander?"

„Selbstverständlich. Nur Florenz."

„O fein!" sagte sie und freute sich wie ein ganz junges Mädchen.

Freude zu machen ist schön, dachte Harlander plötzlich und fühlte Wärme durch sein Blut laufen.

„Macht es nicht große Schwierigkeiten, nach Italien zu fahren?" fragte sie bekümmert.

„Wieso denn? Wir leben doch im Frieden, und die Italiener sind feine Kerls und tüchtige Kaufleute."

„Es ist wie ein Traum", sagte sie andächtig. „Niemals hatte ich gehofft, noch einmal Italien wiedersehen zu dürfen. Nun verwirklichen Sie den Traum mit zwei Worten."

„Jetzt schimpfen Sie bloß nicht mehr gegen den Kapitalismus!" Er lächelte ihr zu und erhob sich. „Wir wollen in die Halle gehen und Muntwyler erwarten."

„Soll ich Sie allein lassen, Herr Harlander?"

„Nee, kommen Sie ruhig mit, Fräulein von Goertz. Ich habe keine Geheimnisse vor Ihnen. Muntwyler ist mein Makler, ein ulkiger Bursche, steif wie ein Quäker und schlau wie ein polnischer Jude. Er hat viel Geld von Berlin nach der Schweiz verschoben."

Ingelene hatte Bitterkeit auf der Zunge. Blutdunst verschleierte das italienische Bild.

In der Halle war es leer und grabesstill. Die geleckten Herren und die schönen Damen schliefen noch. Aber viele, viele Menschen arbeiteten schon stundenlang. Es ist ungerecht, fühlte Fräulein von Goertz. Ihre Augen trauerten.

Muntwyler kam, gemessen und feierlich. Er sah wie ein Prediger aus, der Geißeln schwang. Harlander stellte seine Begleiterin vor. Muntwyler verbeugte sich, nahm Platz, blickte Harlander fragend an.

„Was haben Sie mir zu berichten, Herr Muntwyler? Sie können ruhig vor Fräulein von Goertz sprechen."

Muntwyler betrachtete das junge Mädchen und begann mit wunderlich klangloser Stimme: „Ich wollte Ihnen den Rat geben, Herr Harlander, Ihr Geld aus der Bank zu nehmen."

„Warum?" fragte Harlander erstaunt.

„Ich glaube zwar nicht an eine Beschlagnahme der deutschen Guthaben, aber es ist nicht unmöglich, daß man die fremden Kapitalisten in der Schweiz zur Steuer heranziehen wird."

Harlander wurde ernst und überlegte. „Was soll man machen, Muntwyler?"

„Sie müssen Ihr Geld in guten Schweizer Unternehmungen anlegen. Viele Gesellschaften suchen Geld. Geld ist knapp."

Harlander vergaß einen Augenblick lang sein Schicksal und meinte aufflammend: „Es müßten Elektrizitätsgesellschaften sein oder Fabriken, die für den täglichen Bedarf arbeiten."

„Ganz recht, Herr Harlander", erwiderte der Makler und zog sein Notizbuch. „Folgende Gesellschaften kämen in Betracht."

Harlander fiel in die Wirklichkeit zurück. „Bemühen Sie sich nicht, Muntwyler. Ich mache keine Geschäfte mehr."

Der Schweizer blickte zweifelnd.

„Aus, mein Lieber. Der Laden wird geschlossen."

„Trotzdem rate ich Ihnen, Herr Harlander, Ihr Geld aus der Bank zu nehmen, wenn Sie Bewegungsfreiheit behalten wollen. Man kann nicht wissen, was kommt."

„Was soll ich denn mit dem Geld anfangen? Ich kann es doch nicht in einen Topf legen und im Wald vergraben."

„Verwahren Sie es in einem Privat-Safe. Auf die Zinsen können Sie leicht verzichten, wenn Sie die Steuer ersparen."

„Wo ist der Privat-Safe, der halbwegs Sicherheit bietet?"

„Bei Trettenbach, dem Juwelier. Der Mann ist gut. Sie können sich auf mich verlassen. In seinen Safes sind Milliardenwerte. Alle vorsichtigen Leute haben ihr Geld bei Trettenbach liegen."

Die Sache leuchtete Harlander ein. Er mußte über sein Geld frei verfügen können. Es kam vielleicht auf Tage, auf Stunden an, wenn die letzte Dämmerung anbrach. „Sie haben recht, Muntwyler. Wir bringen das Geld zu Trettenbach. Kündigen Sie mein Guthaben bei der Bank. Wie lange wird das dauern?"

Ein kleines Lächeln spielte um die dünnen Lippen des Maklers. „Sie können Ihr Geld heute abheben, Herr Harlander. Ich habe es auf eigene Verantwortung gekündigt."

„Famos!" rief Harlander gutgelaunt und blickte Fräulein von Goertz an. „Da können wir morgen reisen."

Er stand auf.

„Und jetzt wollen wir zur Bank. Kommen Sie mit, Fräulein von Goertz. Was sollen Sie hier den ganzen Vormittag allein machen!"

Zwei Betrüger, dachte Ingelene, als sie neben den Männern dem Hotelausgang zuschritt. Rücksichtslose Betrüger an ihrem Vaterland, an ihren Brüdern, an allen Armen der Welt. Was für ein naiver und guter Junge war der Leutnant von Eppingen, der müden Gespenstern Treue hielt! Ein Don Quixote, aber doch ein Held gegenüber diesen eiskalten Geldmenschen.

Nicht nur die Aristokratie, mein lieber, armer Conny, auch der Kapitalismus ist ein Prinzip, das sich mit jeder Staatsform verträgt.

„Wir fahren jetzt nach Florenz," erzählte Harlander, als sie im Wagen saßen, „aber dann wollen wir einige Monate im Engadin bleiben. Hören Sie mal, Muntwyler, vielleicht können Sie mir eine nette, möblierte Villa verschaffen. Von den großen Etepetete-Hotels habe ich nämlich die Nase voll. Den Zauber mach' ich nicht mit."

„Ein Landhaus können Sie leicht haben. Ich werde Ihnen nach Florenz Offerte machen."

Da war die Bank. Ein Privatkontor mit einem steifen und sehr zurückhaltenden Beamten, aus dessen Gesicht Ingelene Verachtung zu lesen glaubte. Langwierige Abrechnung. Dicke Bündel von Banknoten häuften sich und bedeckten den Tisch. Harlander zählte in wunderlicher Entrücktheit und dennoch aufmerksam.

Man müßte das Geld abschaffen, dachte Fräulein von Goertz und rang nach Atem. Wir haben Kaiser und Könige abgesetzt, wir müssen auch das Geld absetzen, das uns härter tyrannisiert als alle Cäsaren, die je getobt haben. Wir Proletarier der ganzen Welt müßten sagen: Wir erkennen euer Geld nicht mehr an. Macht mit euren Papierscheinen, was ihr wollt, wir setzen euer verfluchtes Geld ab. Es ist ungültig. Es ist wertlos. Verbrennt es! Ihr kriegt nichts mehr dafür, kein Stückchen Brot, keine Minute Arbeit, nichts, nichts!

„Jetzt bitte ich noch um einen Kreditbrief für Florenz", sagte Harlander zu dem Bankmenschen.

Muntwyler schnürte die Noten zu einem großen Packen zusammen. Sie verließen die Bank und fuhren nach der Bahnhofstraße zu Trettenbach, dem Juwelier.

Ein dürrer, wortkarger Mann empfing sie in einem bescheiden eingerichteten Zimmerchen. Muntwyler stellte vor. Dann wurde gefeilscht. Der Juwelier verlangte einen sehr hohen Mietpreis für den Safe. Der Makler bemühte sich, den Preis zu drücken. Der Wortkarge erhob sich gelangweilt. Harlander mietete den Safe.

„Bestellen Sie einen Vertreter?" fragte Trettenbach.

„Nein", erwiderte Harlander zögernd, nachdem sein Blick über Muntwyler hingegangen war. Dann fiel ihm ein, daß er jählings erkranken könne. „Das heißt, ich muß wohl einen Vertreter haben."

Seine Augen wanderten zu Ingelene. Er wußte wenig von ihr, er kannte sie erst seit einigen Tagen, aber ehrlich war sie zweifellos, jedenfalls vertrauenswürdiger, als dieser Gauner von Muntwyler. „Fräulein Ingelene von Goertz wird mich vertreten."

Sie hob den Arm, als wollte sie Gefahr abwehren. „Herr Harlander!"

Sie ist ehrlicher als wir alle, dachte er befriedigt und scherzte: „Eine tüchtige Krankenpflegerin muß auch Geld abholen können."

Muntwyler und Trettenbach sahen das junge Mädchen an, das blaß und verstört war.

Dann schrieb der Juwelier den Namen Ingelenes von Goertz in sein Buch.

Sie stiegen in den Stahlkeller hinab, Harlander, Fräulein von Goertz und Trettenbach. Viele Stufen stiegen sie hinab, bis sie zu der Kammer gelangten, die wie ein Caisson in die Erde versenkt war. Eine schwere Tür ging langsam auf. In einem niedrigen, grell beleuchteten Zimmer, durch das Ventilatoren Luft peitschten, saßen drei starke, bewaffnete Männer bei einem Tisch und jaßten. Sie wendeten die Köpfe zur Tür und spielten weiter, nachdem sie Trettenbach festgestellt hatten.

Warum bewacht ihr euern Tyrannen? fragte Ingelene stumm die Männer.

Warum begleitest du Harlander? antworteten die Wächter.

Trettenbach öffnete die Panzertür zum Heiligtum, das ein gekuppeltes Oval war. In blauglitzernden Reflexen warfen die Stahlwände das scharfe Licht zurück. Der Juwelier wies Harlander das gemietete Fach an und erklärte den Mechanismus.

Harlander begriff. Er schob sein Papierbündel in das Fach und schlug die Tür zu.

Ingelene hatte das Gefühl, an einem schimpflichen Verbrechen teilzunehmen. Die Stahlkammer schien zu stöhnen, geschwellt von Seufzern vieler bedrückter Menschen. Um des Geldes willen, das in dieser sicheren Gruft ruht, werden Unschuldige in der Heimat härtere Not tragen, werden Frauen weinen, Männer hungern, Kinder frieren.

„Versuchen Sie, Fräulein von Goertz, ob Sie den Schrank öffnen können", bat er dann und gab ihr den kleinen, verschnörkelten Schlüssel.

Sie stand ratlos mit zitternden Fingern.

Trettenbach erklärte noch einmal den Mechanismus.

Ingelenes Augen schwammen in Tränen.

Nicht der Militarismus — der Kapitalismus ist der Feind, erkannte sie in der Sekunde, da ihre Hände das Schließfach öffneten und wieder schlossen.

Harlander nahm den Schlüssel und steckte ihn sorgsam ein. Sie verließen das stählerne Oval, schritten durch den Raum der Wächter und stiegen die Treppe hinan. „Was ist Ihnen?" fragte Harlander teilnahmsvoll.

Trettenbach ging voran.

„Ich schäme mich, eine Deutsche zu sein", sagte sie, Tränen verschluckend.

Oben stand Muntwyler und rief: „Eine fabelhafte Einrichtung, nicht wahr?"

Harlander nickte. Der Juwelier empfahl sich.

Sie traten vor das Haus. Es regnete immer noch. Durch die Bahnhofstraße schoben sich eilige Menschen, elegante und verkommene, magere und dicke, alte und junge, Fremde und manchmal Schweizer, aber aus allen Gesichtern schrie gleichförmig und unverbergbar: Geld! Die Straße brüllte: Geld! Die Stadt, das ganze Land gab das Echo zurück: Geld!

„Was machen Sie jetzt?" fragte der Makler.

„Wir fahren zum italienischen Konsulat."

„Dann will ich mich verabschieden. Ich wünsche Ihnen gute Erholung in Italien. Wegen des Landhauses schreibe ich Ihnen nach Florenz. Wo werden Sie absteigen?"

Fräulein von Goertz nannte ein Hotel, dessen Namen ihr in Erinnerung geblieben war. Muntwyler grüßte und schritt in den Regen hinein.

Harlander fragte unsicher, als sie im Wagen saßen: „Ich verstand Sie vorhin nicht. Wie meinten Sie das, Fräulein von Goertz?"

„Ich schäme mich, eine Deutsche zu sein."

„Ja, aber —"

„Denken diese Menschen, die ihr Geld in die Stahlkammer des Herrn Trettenbach gerettet haben, nicht daran, daß für sie in der ausgebluteten Heimat die kleinen Leute, die ärmsten und schwächsten, die entzogenen Steuern werden bezahlen müssen? Denkt keiner dieser schlauen Lebenskünstler daran?"

Harlander blickte zum Fenster hinaus und sah durch den Regenschleier die Proletarierstraßen des Berliner Ostens, die schmutzigen, geduckten Häuser, in deren Fenstern buntes Bettzeug lag, die armseligen Geschäfte mit altem Eisen, mit alten Kleidern, mit altem Papier, die frühverwelkten Mütter, die sorgenvoll beim Grünkramhändler standen, die kraftlosen

Männer, die ſich aus den Deſtillen Mut holten, die vielen, vielen blaſſen Straßenkinder, — er ſah ſich ſelber als verprügelten Lehrjungen beim Schloſſermeiſter Heinrich Schmackeit in der Frankfurter Allee.

„Wie können dieſe Menſchen ſchlafen?“ fragte Ingelene verzweifelt.

Der Berliner Oſten verſank. Die prunkvolle und ſatte Züricher Bahnhofſtraße glitt am Wagenfenſter vorüber.

Harlander tauchte aus ſeiner Verſunkenheit auf und erwiderte mit verbiſſenem Trotz: „Die Brüder ſchlafen ausgezeichnet. Verlaſſen Sie ſich darauf, Fräulein von Goertz.“

10. Die Göttin

„Da! Oben! Die roſaſchimmernde Kirche! Das iſt San Miniato, Herr Harlander!“ rief Ingelene mit erhitzter Stimme und wies, am Fenſter des Waggons ſtehend, auf den Hügel. „Und weiter unten, ſehen Sie das Standbild?“

„Ja“, ſagte Harlander und lächelte über ihren Eifer.

„Das iſt der junge David auf dem Piazzale Michelangelo!“

„So ſo.“

„Und da der Ponte Vecchio! Der Arno! Iſt es nicht herrlich, Herr Harlander?“

„Sehr ſchön, Fräulein von Goertz.“

Sein Blick wanderte von den goldbraunen Dächern der Stadt zum wolkenloſen Himmel, der jauchzendes Blau über das Land ſchüttete. Auf allen Hügeln in weitem Umkreis leuchteten weiße Landhäuſer, Olivenbäume kletterten bergan, immergrüne Eichen wehten, Pinien ſtanden wie fromme Beter da, über Gartenmauern ergoſſen ſich Roſen.

Hier iſt Frühling, hier iſt Sommer, dachte Harlander, tiefatmend, und freute ſich, dem Regen entronnen zu ſein, der ſie bis Mailand verfolgt hatte.

Der Zug hielt.

In dem Hotel am Lung'arno Amerigo Veſpucci wurden ſie mit ruhiger Höflichkeit empfangen und bekamen ſehr ſchöne Zimmer mit Ausſicht auf den Fluß.

Ingelene führte Harlander zum Fenſter und fragte mit unermüdlicher Begeiſterung: „Iſt das nicht herrlich?“

Er wurde vom Überſchwang ihrer Jugend mitgeriſſen und bekam fröhliche Augen.

Eine Weile später fuhren sie den Viale del Colle hinauf, bis San Miniato, wo die Zypressen trauern. Der Abend kam und goß Ströme von Gold über die Stadt. Purpurn floß der Arno.

Ingelene, mit dem Gold des Abends in den Augen, erklärte das große Bild: „Das ist der Dom. Und dort Santa Maria Novella. Und die Kirche del Carmine. Der Palazzo Pitti. Oben ist Fiesole. Und dort die Certosa."

„Wie soll ich mir all die Namen merken?" fragte er lächelnd.

Sie hörte ihn nicht und umschrieb mit ausgestreckter Hand den Bogen der Landschaft. „Ich bin so glücklich, daß ich mich vor mir selber schäme."

Wie jung sie ist, dachte Harlander und freute sich ihrer Stimme, die strahlend in den Abend hinausschwang.

„Nie werde ich vergessen, daß ich Ihnen, Herr Harlander, das Glück dieser Stunde verdanke."

Er konnte mit ihr nicht Schritt halten und lächelte befangen. Der Blick von hier oben war recht nett, fand er, und die Stadt sah sehr romantisch aus, aber deswegen mußte man sich kein Bein ausreißen.

„Ich komme Ihnen wohl ein bißchen lächerlich und überspannt vor, Herr Harlander, aber verzeihen Sie: ich bin wie berauscht."

„Ich begreife es schon, aber ich kann nicht so mit, wie ich gern möchte, liebes Fräulein Ingelene. In solchen Augenblicken merke ich, daß ich ein sehr alter Herr bin."

„Kokettieren Sie nicht mit Ihrem Alter!" rief sie übermütig. „Wollen Sie durchaus Komplimente von mir hören?"

Zum erstenmal, seitdem er Ingelene kannte, hatte er das Gefühl, daß dieses schrecklich kluge, an Bildung ihm allzu überlegene Berliner Fräulein ein Weib war. Zum erstenmal sah er, daß dieses Fräulein einen starklippigen, sehr roten Mund besaß und blonde Haare, die im Abendlicht rötlich schimmerten, zum erstenmal erblickte er ihre schlanke, hohe Gestalt und die sanften Linien ihrer Mädchenbrust.

„Ja, bitte, schenken Sie dem alten Herrn ein Kompliment", sagte er mit unsicherer Stimme.

Sie blickte ihm unbefangen lächelnd ins Gesicht.

Jetzt, jetzt müßte man die nie wiederkehrende Stimmung dieser Stunde ausnützen und dieses Mädchen an sich reißen, dachte Harlander aufglühend, und es mit irrsinnigen Küssen überwältigen. Aber die nächste, nüchtern gewordene Sekunde

rief: Harlander, alter, verkalkter Knabe, mache dich nicht lächerlich!

„Sie sind der netteste Kapitalist, den ich bisher kennengelernt habe."

„Danke."

„Zufrieden?"

„Sehr, Fräulein Ingelene."

Er nahm ihre heiße Hand, wollte sie zu seinen Lippen führen, zögerte und begnügte sich mit einem festen Druck. „Die Florentiner Landschaft kleidet Sie sehr gut, Fräulein Ingelene."

„Wie meinen Sie das?"

„Ich habe Sie noch nie so hübsch gesehen wie heute abend."

„Oh, Sie wollen Komplimente zurückgeben, Herr Harlander."

„Nein. Der alte Herr stellt nur fest."

Sie schwieg und blickte mit nachdenklichen Augen in die Luft, deren Goldstaub in kupfriges Violett überging. Ein sanfter Wind wehte Rosendüfte herüber.

Harlander sagte gegen seinen Willen: „Wenn ich zwanzig Jahre jünger wäre, würde ich Ihnen heute abend auf diesem Hügel eine Liebeserklärung machen."

„Lieber nicht, Herr Harlander."

„Gewiß nicht. Ich sage ausdrücklich: Wenn!"

Ingelene stellte sich einen Augenblick lang vor, daß Conny neben ihr stehe, und kam zu der Überzeugung, daß der Leutnant Eppingen nicht hierher passe. Man darf die Menschen nicht aus ihren Rahmen nehmen. „Wollen wir zurückfahren, Herr Harlander?"

„Gern, Fräulein Ingelene. Ich habe nämlich, verzeihen Sie meine Aufrichtigkeit, ich habe Hunger."

„Ich auch", lachte sie. „Haben Sie Lust, italienisch zu speisen, Herr Harlander? Spaghetti, Risotto, eine Mista con funghi?"

„Selbstverständlich. Ich habe zwar keine Ahnung, was dies alles ist, aber Probieren geht über Studieren." Sie fuhren in die Altstadt und kehrten in einem kleinen Ristorante ein.

„Das schmeckt ausgezeichnet", erklärte Harlander. „Das Unglück ist nur, daß ich allein mir niemals diese guten Sachen bestellen könnte."

„Sie haben ja mich, Herr Harlander."

Er sah sie an, unterdrückte eine Antwort und hob sein Glas Chianti: „Ihr Wohl, Fräulein Ingelene."

Sie machte einen herzhaften Schluck.

„Hier ist es doch noch gemütlicher als im Extrazimmer beim Goldenen Hirschen'. Finden Sie nicht, Fräulein Ingelene?"

Sie erinnerte sich jener wunderlich erregten Nacht und errötete langsam. „Man soll nicht undankbar sein, Herr Harlander. Auch beim ‚Goldenen Hirschen' war es schön."

Als sie das Wirtshaus verließen und in den Strom der Menschen gerieten, erschien es ihnen undenkbar, schon jetzt in das Hotel zurückzukehren. Ingelene, der Verzückung dieser lauen Frühlingsnacht hingegeben, führte Harlander zum Palazzo Vecchio, zeigte ihm die Loggia dei Lanzi und warf mit Donatellos, Cellinis und andern großen Namen um sich, daß ihrem Begleiter der Schädel brummte. „Zuviel! Zuviel!" rief Harlander lachend. „Das merke ich mir heute doch nicht mehr, Fräulein Lehrerin."

Er nahm sie sehr zart unter den Arm und zog sie weiter, bis sie zu einem Platz kamen, wo viele Menschen vor einem Kaffeehaus saßen. Sie fanden ein freies Tischchen und bestellten Eis.

Eine Stunde lang saßen sie da, sparsame Worte wechselnd, lauschten der Melodie toskanischer Gespräche und starrten zum Himmel empor, der dunkelblauem Samt glich, auf dem gleich glitzernden Diamanten die Sterne lagen.

Auf dem Heimweg kamen sie durch leere, stillgewordene Gassen, mattes Mondlicht tropfte von den Dächern, rieselte über Rundbogen, Säulchen und Kleeblattfenster, dann öffnete sich ein Platz, Brunnen verströmten ihr Wasser in schimmernde Marmorbecken, ein bronzener Reiter ritt ernst durch die Nacht, Rosen blühten überall.

„Es ist zum Verrücktwerden schön", flüsterte Ingelene und preßte ihre Hände gegen die Brust, als vermöchte sie die Seligkeit dieser Stunde nicht zu ertragen.

Küß sie! schrie das Blut Harlander zu. Nimm sie! Sie ist wehrlos. Der Brunnen, die Rosen, der Reiter, die Nacht, die ganze Stadt kuppeln und werben für dich!

Nichts tat Harlander. Sein Herz war müde, fürchtete Abenteuer, mißtraute der Romantik florentinischer Nächte. Es ist zu schade um dieses Mädel, dachte der Altgewordene, dafür sind Margot Cramm und die andern gut genug.

Ingelene ahnte nicht, in welchem Kampf Harlander Sieger geblieben war, als sie mit dem gelassen Schreitenden dem Hotel zuwanderte.

Harlander schlief in dieser Nacht traumlos ruhig und erwachte frisch und erquickt für den neuen Tag, der sich jauchzend von Hügel zu Hügel schwang.

Ingelene wartete schon am Frühstückstisch und fieberte vor Ungeduld, die Wunder der Stadt zeigen zu können. „Womit sollen wir heute beginnen, Herr Harlander? Mit den Uffizien oder mit dem Palazzo Pitti oder mit dem Baptisterium?"

„Womit Sie wollen, Fräulein Lehrerin."

„Denken Sie, Herr Harlander, die Venus des Tizian hängt nicht mehr in der Tribuna. Der Portier erzählte es mir. Sie ist nach der Pittigalerie übergesiedelt."

„Wahrscheinlich wohnt sie dort angenehmer", scherzte Harlander.

„Und die Botticellis sind von der Akademie nach den Uffizien gekommen."

„Was Sie sagen! Die guten, ehrlichen Botticellis!"

„Und denken Sie, alle Fra Angelicos sind jetzt im Kloster San Marco beisammen."

„Die Leute werden Familientag haben." Er lachte laut und herzlich.

„Bitte, bitte, lieber Herr Harlander, machen Sie keine Berliner Witze!"

„Nicht böse sein, liebes Fräulein Lehrerin, ich habe doch keine Ahnung, was für Brüder das sind, von deren Wohnungswechsel Sie mir berichten."

„In einigen Tagen werden Sie anders sprechen, Herr Harlander."

„Sie dürfen nur nicht zuviel auf einmal von mir verlangen, Fräulein Lehrerin", sagte er bekümmert und heuchelte Angst. „Vergessen Sie nicht: ich habe einen schwachen Kopf."

Sie lächelte ihm Mut zu.

Als sie auf die Straße traten, sagte er: „Wissen Sie, Fräulein Ingelene, wie ich mir hier vorkomme?"

„Nun?"

„Wie auf einer Hochzeitsreise ohne Flitterwochen."

Sie lachte gedankenlos der morgendlichen Sonne entgegen.

Viele Menschen, eilig und fröhlich, glitten an ihnen vorüber, in den offenen Werkstätten wurde gehämmert, überall war Leben und Arbeit. „Großer Betrieb in dem Städtchen", meinte Harlander anerkennend. „Die Leute arbeiten."

Da standen sie schon vor dem Baptisterium und Ingelene begann, Ghibertis Türen zu erklären.

Viele Tage lang ließ Harlander sich geduldig durch Galerien, Kirchen und Klöster schleifen und bestaunte seine Nachsicht, die sich gegen diesen kunsthistorischen Kursus nicht auflehnte. Es schien ihm, als verdürbe er seiner Begleiterin alle Freude,

wenn er plötzlich streikte. Auch machte es ihm Spaß, ihr auf den rotblühenden Mund zu blicken, wenn sie eifrig und voll Andacht von erlauchten Künstlern erzählte, die vor Jahrhunderten in dieser heiteren Stadt herumgegangen waren. Er verstand kaum den Sinn der Worte Ingelenes oder gab sich nicht die Mühe, zu verstehen, sondern begnügte sich, der Musik ihrer Begeisterung zu lauschen.

Aber eines Mittags, nach einem Vortrag über Andrea del Sarto und Fra Bartolommeo, nahm Harlander seine junge Lehrerin sacht bei der Hand und führte sie aus dem Palazzo Pitti. „Heute will ich Ihnen was zeigen, Fräulein Ingelene."

Ihre Augen richteten sich erwartungsvoll auf ihn, der nach oben wies.

„Haben Sie schon jemals einen blaueren Himmel gesehen?"

Sie starrte schweigend in die Höhe.

„Ist es nicht schade, die Zeit in kühlen Sälen vor bemalten Leinwänden zu verbringen?"

„Ich hoffte," sagte sie kleinlaut und ein wenig gekränkt, „daß die großen Künstler Sie interessieren würden, Herr Harlander."

Er setzte sich auf einer Bank im Boboli-Garten nieder und bat: „Kommen Sie, liebes Fräulein Ingelene. Nehmen Sie Platz. Hier ist es wunderschön, nicht?"

Sie nickte stumm.

„Ich will Ihnen was erzählen, liebes, gutes Fräulein Ingelene."

Er machte eine Pause und grub in seinem Gedächtnis. „Als ich vierzehn Jahre alt geworden war, Fräulein Ingelene, fuhr mein Vater mit mir nach Berlin. Mein Vater war ein Bauer und hatte ein kleines Gewese in der Mark. Ich als jüngster Sohn sollte ein Handwerk erlernen, denn um alle Harlanders zu ernähren, war unser Hof zu klein. Mein Vater fuhr also mit mir nach Berlin und brachte mich zu dem Schlossermeister Heinrich Schmackeit, mit dem er von früher irgendwie bekannt war. Der Schlossermeister Schmackeit hauste in der Frankfurter Allee. Mein Vater gab mir zum Abschied einen Taler und sagte ernst: ‚Spar!' Dann fuhr er in die Heimat zurück und überließ mich der Frankfurter Allee."

Harlander holte eine Zigarette aus der Tasche und zündete sie langsam an.

„In der zweiten Nacht, als ich in meiner Kammer lag, packte den kleinen Jungen Heimweh. Übermächtiges Heimweh, nicht so sehr nach den Eltern, als nach unsern Kühen, nach

unserm Hund, nach der freien Luft auf den Feldern. Als der Morgen graute, stand ich auf und schlich leise aus dem Haus. Ich wanderte Tag und Nacht, es war im Herbst, ich sehe heute noch die roten Fruchtbüschel der Ebereschen am Weg, bis ich den Rauch aus unserm Häuschen kerzengerade in die Luft steigen sah. Die Kühe auf der Weide hoben die Köpfe und glotzten mich freundlich an. Der Hund lief mir entgegen und leckte meine Hand. Die Mutter gab mir Verhungertem einen Topf Kaffee und ein großes Butterbrot. Aber der Vater verhaute mich und brachte mich am nächsten Tag nach Berlin zurück. In der Frankfurter Allee bekam ich auch vom Schlossermeister Schmackeit meine Tracht Prügel, und damit war mein Heimweh gründlich kuriert. Ich lief nicht mehr davon."

„Wie traurig ist dies alles", sagte Ingelene leise.

„Mag sein, aber dennoch gesund. Ich lernte was Tüchtiges beim Schlosser Schmackeit, obwohl er ein kotzengrober Kerl war. Nach Beendigung meiner Lehrzeit arbeitete ich in verschiedenen Fabriken und machte mich selbständig, als ich von meinen Eltern ein paar hundert Mark geerbt hatte. Das Unternehmen gedieh sehr schön. Dann machte ich eine gute Partie. Meine Frau, eine Schlächtermeisterstochter aus Zehdenick, brachte — für die damaligen Verhältnisse — ein kleines Vermögen mit in die Ehe. Ich konnte meinen Betrieb erweitern. Eine kleine Fabrik entstand. Ich wurde wohlhabend. Aus der kleinen Fabrik wuchs eine große hervor. Dann kam der Krieg, und ich wurde reich, so reich, daß ich mein Geld in den lächerlichsten Betrieben verstecken mußte, nachdem ich die Fabrik vor dem Zusammenbruch mit großem Gewinn verkauft hatte. Und jetzt sitze ich hier neben Ihnen, in Florenz im Boboli-Garten. Aber warum erzähle ich Ihnen dies alles, Fräulein Ingelene?"

„Ich weiß es nicht, Herr Harlander", antwortete sie, ergriffen von der Aufrichtigkeit seiner Beichte.

„Ich erzähle es," sagte er und lächelte, „wegen der Herren del Sarto, Botticelli und der andern Brüder. Ich habe in unserer Dorfschule lesen und schreiben gelernt, nicht wahr? Ein bißchen was hat mich das Leben dazu gelehrt, doch das waren lauter praktische Dinge, die mit Kunst nichts zu tun hatten. Aber sehen Sie, liebes Fräulein Ingelene, Kunst muß anerzogen und gelehrt werden. Das weiß ich jetzt. Alle diese schönen Bilder, für die Sie sich begeistern, sagen mir nichts. Ich sehe immer die gleichen Madonnen, Heiligen, Fürsten und Könige, die mir unendlich gleichgültig sind, weil ich nichts von

ihrer Geschichte weiß. Die Maler vermag ich nicht zu unterscheiden. Ich weiß nicht, daß Tizian so malt und Filippo Lippi so und Raffael wieder anders. Das muß alles gelernt sein. Wenn Sie den Proletariern von Berlin O den ganzen Palazzo Pitti schenken, werden sie damit nichts anfangen können. Habe ich recht, Fräulein Ingelene?"

Sie nickte und hatte Traurigkeit in den Augen.

„Und wissen Sie, welchen Schluß ich aus meinen geistvollen Ausführungen ziehe?"

„Nein, Herr Harlander."

„Es kommt nicht auf den Kommunismus des Geldes an, Fräulein Ingelene, sondern auf den Kommunismus der Bildung. Wenn nicht allen Menschen die Möglichkeit geboten wird, sich zu bilden, wenn nur Kapitalisten ihre Kinder so erziehen lassen können, daß sie Freude an der Kunst haben, dann müssen alle Bilder und Bücher verbrannt werden. Es darf keine bevorzugten Bildungsklassen geben. Es darf nicht möglich sein, daß ich wie ein Eskimo mit stumpfen Augen an Kunstwerken vorbeigehe, die Ihnen und den andern Bildungskapitalisten Glück und Freude bedeuten."

„Sie überschätzen vielleicht die Kunst", sagte Ingelene schüchtern. „Das Leben ist viel wichtiger als Kunst."

„Mag sein. Ich kann es nicht beurteilen. Ich weiß nur, daß ich Sie manchmal um Ihre Freude an der Kunst beneidet habe."

Sie ergriff seine Hand. „Verzeihen Sie, daß ich Sie mit den Bildern gequält habe, Herr Harlander. Es war dummer Egoismus, nicht Hochmut."

„Sie sind sehr freundlich, Fräulein Ingelene, und Sie dürfen sich nichts vorwerfen. Sie haben es gewiß gut mit mir gemeint."

Harlander war unzufrieden mit sich. Er hatte Ingelene die Freude an der Kunst zerstört und nichts dabei gewonnen. Er hatte neue Schranken aufgerichtet und die unbefangene Vertraulichkeit vernichtet, die zwischen den Bildern und Statuen aufgeblüht war.

In dieser Stimmung geschah es, daß er eine Weile später, als sie durch die Via Strozzi gingen, vor dem Auslagefenster eines kleinen Antiquitätenladens stehen blieb und auf eine seltsame Bronzefigur deutete, die ruhevoll die Menschen anblickte. Es war eine mädchenhafte Frau, die das rechte Bein über das linke gelegt hatte und die Hand des aufgestützten rechten Arms sinnend gegen ihre Wange hielt. „Was stellt dies vor?" fragte Harlander und heuchelte Interesse, um Ingelene zurückzugewinnen.

„Es dürfte eine Buddha-Figur sein", erwiderte Ingelene teilnahmslos.

„Aber das ist doch ein Mädchen!"

„Ja, dann weiß ich wirklich nicht."

„Kommen Sie, Fräulein Ingelene, wir wollen in den Laden gehen und fragen, was mit der jungen Dame los ist."

Jetzt erst betrachtete sie die Statue aufmerksamer und sagte: „Sie ist sehr reizvoll, wenn man länger hinsieht."

Harlander freute sich, daß seine Begleiterin ein wenig auftaute. „Sie ist wirklich nett. Wir wollen sie zur Erinnerung an Florenz kaufen."

Sie traten in den kleinen Laden. Ein Japaner in mittleren Jahren kam ihnen freundlich lächelnd entgegen und grüßte. Ingelene fragte auf italienisch, ob die Figur im Fenster Buddha vorstelle.

„Nein, gnädige Frau," erwiderte der Japaner in deutscher Sprache, „das ist kein Buddha, sondern eine Kwannon."

Harlander und Ingelene waren so erstaunt, von einem Japaner in einem kleinen Laden der Via Strozzi in Florenz deutsch angeredet zu werden, daß sie sich stumm anblickten und nicht gleich das Gespräch fortzusetzen vermochten. Endlich sagte Harlander: „Wie merkwürdig, daß Sie deutsch sprechen!"

Der Japaner verbeugte sich und lächelte stärker. Dann lud er seine Gäste ein, Platz zu nehmen.

„Was ist das, eine Kwannon?" fragte Ingelene. „Ich habe nie davon gehört."

„Das glaube ich Ihnen nicht, Fräulein von Goertz", scherzte Harlander. „Sie wissen doch alles."

„Was eine Kwannon ist, weiß ich wirklich nicht."

„Eine Kwannon ist ungefähr das, was hierzulande die Madonna bedeutet", sagte der Japaner und holte mit zärtlichen Händen die Figur aus dem Fenster, um sie vor den Fremden auf den Tisch zu stellen. „Sie ist sehr schön, nicht wahr?"

Unendliche Freundlichkeit und Güte strömten aus dem kindlichen Gesicht der Göttin, das den ganzen Laden mit mildem Licht erfüllte, das Herz besänftigte und die Lungen leichter atmen ließ.

„Sie ist wunderschön", wiederholte der Asiate mit lockender Stimme und streichelte behutsam den Rücken der Göttin. „Wer sie einmal besitzt, kann sich schwer von ihr trennen. Ich verkaufe sie ungern."

Diese Mätzchen kennen wir, dachte Harlander und machte ein überlegenes Gesicht.

„Es gibt verschiedene Kwannons, sitzende und stehende", erklärte der Ladenbesitzer. „Diese hier ist die Kwannon von Okadera."

„Ich weiß aber noch immer nicht, was eine Kwannon eigentlich ist", sagte Ingelene leise, als wagte sie nicht, angesichts der Göttin die Stimme zu erheben.

„Wir haben eine Legende von der Kwannon, gnädiges Fräulein. Wenn Sie gestatten, will ich sie erzählen, dann haben Sie sogleich ein Bild von der Kwannon."

Ingelene nickte.

„Die Kwannon hatte die letzte Stufe der Vollkommenheit erreicht und war berechtigt, in das Nirwana einzugehen, aber sie entsagte dem Buddhatum, weil sie noch eine Zeitlang auf Erden wandeln und uns armen Menschen beistehen wollte. Sie lebte viele Jahre oder Jahrhunderte oder Jahrtausende — den Göttern gilt die Zeit nichts — unter den Menschen und half ihnen, brachte Trost, linderte Schmerzen, machte die Herzen sanft, verbreitete Milde und Güte in allen Seelen. Erst als die Kwannon glaubte, die Welt von jeglichem Leid befreit zu haben, verließ sie die Erde und entschwebte in die Seligkeit."

„Sehr schön", sagte Ingelene und blickte die Göttin mit neuen Augen an.

„Ich bin noch nicht zu Ende, gnädiges Fräulein. Als die Kwannon von der Höhe der unendlichen Seligkeit auf die Erde hinabsah, merkte sie voll Entsetzen, daß neue und noch schrecklichere Leiden über die Welt hinströmten, ungeahnte, furchtbare Qualen und Schmerzen, unter denen sich die Menschheit wie ein Wurm krümmte. Da stützte die Kwannon ihr Haupt in die Hand und sann über das Leid der Welt nach. Sie sann und sann, bis ihr Kopf den Gedanken des großen Weltleids nicht mehr zu fassen vermochte und in Stücke zersprang."

Die Kwannon von Okadera saß da, als hörte sie, was von ihr erzählt wurde, und lächelte den Fremden tröstlich zu.

„Danke, mein Herr," sagte Ingelene leise, „jetzt weiß ich, wer die Kwannon war."

Harlander bemühte sich, die Stimmung zu zerreißen, die den Kauf einer Bronzestatue in ein romantisches Abenteuer zu verwandeln drohte, und fragte in übertrieben schnoddrigem Ton: „Was kostet die junge Dame?"

Der Japaner, sehr liebenswürdig, nannte eine erstaunlich hohe Summe als Preis.

„Wie sagten Sie?"

Der Japaner wiederholte die Ziffer.

„Das ist viel zu teuer", erklärte Ingelene in grundloser Erregung und erhob sich. „Sie sollten die Statue nicht kaufen, Herr Harlander."

Harlander nahm die Göttin in die Hand und betrachtete sie aufmerksam. „Warum ist das Zeugs eigentlich so teuer?"

„Es ist ein Kunstwerk, mein Herr. Aus dem achten Jahrhundert wahrscheinlich."

„Aber das ist doch nicht das Original!" rief Ingelene.

„Gewiß nicht, gnädiges Fräulein, aber die Nachbildung ist so gut, daß man sie vom Original kaum unterscheiden kann. Und die Seele der Kwannon ist in jedem ihrer Bilder."

Harlander stellte die Göttin auf den Tisch zurück und erhob sich. „Ich gebe Ihnen fünftausend Lire für das Fräulein mit'm schwachen Kopp."

Ingelene hatte ein Gefühl des Grauens, als sie das unverändert lächelnde Gesicht des Japaners sah, der sich gegen die geschmacklose Verhöhnung seiner Göttin nicht wehrte. „Ich bedaure sehr, mein Herr. Um diesen Preis kann ich die Kwannon nicht abgeben, zumal da ich sie ungern verkaufe, wie ich mir schon vorhin erlaubte zu bemerken. Wer sie einmal besitzt, kann sich schwer von ihr trennen."

Ein gerissener Junge, dachte Harlander und ärgerte sich über die höflich-weiche, nicht zu fassende Art des Widerstandes, den ihm der Gelbe entgegensetzte.

„Vielleicht kaufen Sie etwas anderes, mein Herr", sagte der Ladenbesitzer zuvorkommend und holte Buddhas, Pagodenfiguren, Majas, Shakas herbei.

Die Kwannon von Okadera stand neben den Gefährten und lächelte menschlich.

Harlander nahm eine Maja in die Hand und fragte nach dem Preis, der bescheiden war. Aber die Figur gefiel ihm nicht. Sein Blick glitt unwillkürlich zu der kleinen Kwannon zurück, aus deren kindlichem Gesicht Ströme von Güte und Zärtlichkeit zu ihm hinüberflossen. Und er wußte mit einemmal, daß er diese kindliche Frau kaufen würde, um jeden Preis. „Diese Sachen gefallen mir nicht", erklärte er unzufrieden.

Ingelene machte eine nervös-ungeduldige Bewegung zur Tür hin.

„Packen Sie mir die Kwannon ein", bat Harlander und holte tief Atem.

Ingelene sah ihn verständnislos an.

Als sie aus dem dämmerigen Laden auf die Via Strozzi traten, sagte Harlander mit unsicherem Lächeln: „Eine raffinierte Nepperei!“ und schloß die Augen, so stark blendete die Sonne.

11. Die toten Könige

Briefe waren gekommen. Einen ganzen Stoß hatte der Kellner auf den Frühstückstisch gelegt. Harlanders Gesicht wurde düster.

Luischen schrieb. Nett, teilnahmvoll und betulich. O pfui! Und „liebster Männe“. Und sie gedenke, für einige Wochen nach Heringsdorf zu gehen. Malwinchen sei allerdings mehr für Norderney. Aber Heringsdorf sei doch vornehmer. Und viele herzliche Grüße. Harlander sah ziellos auf den langsam gleitenden Fluß. Er hatte etwas Hungriges in seinem Blick. Alle Nerven zitterten.

Doktor Büntell schrieb. Offenbar hatte Frau Harlander ihm und den andern die Adresse mitgeteilt. Doktor Büntell schrieb über neue Tarife der Buchdrucker, über Preiserhöhungen, über Jean Paul. Wer war Doktor Büntell?

Direktor Kreebs schrieb und beklagte sich über den Regisseur Wollanke. Regisseur Wollanke schrieb und beklagte sich über Direktor Kreebs. Hugo Bassist, der Dramaturg, schrieb und beklagte sich über beide, über Kreebs und Wollanke.

Direktor Zimmerhackl berichtete über neue Gagenforderungen der Mitglieder.

Herrgott! Wie belanglos und armselig war dies alles!

Auch Ingelene las in einem Brief, den Eppingen geschrieben hatte. Er erzählte vom Dienst, von Zukunftshoffnungen, vom Erwachen des nationalen Geistes. Es war ein herzlich kühler Brief, so empfand ihn wenigstens Ingelene. Nicht ein Wort griff ans Herz und ließ das Blut aufglühen. Man durfte von Conny nicht mehr verlangen, als er geben konnte. Er war ein guter Junge. Er liebte sie. Aber man erfror bei dieser Liebe.

Harlander zerriß seine Briefe und erhob sich.

Sie fuhren nach Fiesole hinauf, wie fast jeden Vormittag, seitdem der Bilderkursus aufgelassen worden war. Die Hitze stieg von Tag zu Tag. Wenn man von dem Hügel hinabsah, schien die Stadt zu dampfen. Die Rosen welkten.

Harlander rauchte schweigend und betrachtete mit gehässigen Augen das sonneflirrende Land. Er hatte das Gefühl, seine

kostbare Zeit zu vergeuden. Wie im Märchen der Mann mit den drei Wünschen kam er sich vor. Da saß man und starrte blinzelnd in die Sonne. Und die Zeit wehte vorüber, vorüber...

„Ein waschlappiges Leben ist das hier!" rief er plötzlich in einem Ton, der vor Sehnsucht nach Unbekanntem barst.

Alles in Ingelene bejahte. Empörung gegen dieses Einerlei war in ihr, Aufruhr gegen zufriedene Bürgerlichkeit, unklares Verlangen nach Abenteuerhaftem, auch wenn es im Tod endete. Farblos und gleichgültig erschienen ihr in dieser heißdurchbluteten Stunde Conny und seine Reichswehr, Republik und Monarchie, Kapitalismus und Kampf der Besitzlosen.

„Wir hätten nach Amerika fahren sollen, Fräulein Ingelene!"

„An mir liegt es nicht, Herr Harlander. Ich gehe mit Ihnen, wohin Sie wollen."

Er wendete jäh den Kopf und sah sie an. Sah die roten, reifen Lippen, die wehenden Nasenflügel, die Haare, die wie florentinische Bronze leuchteten, und sagte, voll Freude über seine Entdeckung: „Jetzt weiß ich, wem Sie ähnlich sehen, Fräulein Ingelene. Einem Bild von Rops! Wie gebildet ich bin, nicht wahr? Dieses Bild hängt nämlich im Wartezimmer meines Berliner Arztes und heißt ‚Dame mit Maske'. Ihr Gesicht, Fräulein Ingelene, ist viel edler, aber irgendwie gleicht es jenem Bild."

Sie hielt gelassen seinen prüfenden Blick aus.

„In diese Dame mit Maske hatte ich mich fast verliebt."

Ein dünnes Lächeln spielte um ihre Mundwinkel.

Die heiße Luft sang.

Jetzt, jetzt müßte man diesen aufreizend roten Mund küssen, bis er um Gnade bat!

„Nun, was ist es mit Amerika, Herr Harlander?"

In diesem Augenblick begriff er, daß seine Sehnsucht nicht Amerika galt, sondern dem jungen Mädchen an seiner Seite, das er vielleicht gewinnen, aber niemals einholen konnte. „Ach, Amerika! Es würde doch nur eine neue Enttäuschung. Man kann sich nicht selber entlaufen."

Er nahm ihre Hand und sagte schuldbewußt: „Ich weiß selber nicht, was ich will, liebes Fräulein Ingelene."

Sie lauschte aufmerksam dem Ton, in dem ein schweres Leid zu schluchzen schien. Sie wollte fragen und brachte keinen Laut über die Lippen. Ihr Herz weitete sich in Zärtlichkeit und war doch nicht tapfer genug, dem Schwermütigen mit einer leisesten Liebkosung Teilnahme zu bezeigen.

Harlander gab ihre Hand frei, die ihm das Blut verbrannte, und rief griesgrämig: „Dieses Land ist mir zu opernhaft. Kann man das sagen?"

„Man kann, Herr Harlander."

„Diese Stadt ist mir zu sehr von Kunst verseucht. Alles dreht sich um Künstler, die längst tot sind. Wie ein Statist geht unsereiner hier 'rum."

„Wir können ja Florenz verlassen, Herr Harlander."

Seine nervöse Ungeduld wuchs. „Natürlich können wir. Aber wohin? Wohin? Warum läßt dieser schäbige Muntwyler nichts von sich hören? Vielleicht ist es im Engadin schon sehr schön."

„Das ist möglich."

„Ich sehne mich nach Einsamkeit, Fräulein Ingelene. Ich kann Menschen nicht mehr sehen."

Wieder zog eine Welle von Zärtlichkeit durch ihr Herz, als sie Harlander von seiner Sehnsucht nach Einsamkeit sprechen hörte.

„Man könnte Herrn Muntwyler telegraphieren."

„Ja, das wollen wir. Und zwar sogleich."

Er stand auf. „Aber bis Antwort kommt, vergehen mindestens zwei Tage. Könnten wir inzwischen nichts unternehmen, Fräulein Ingelene? Ich möchte weg von hier."

Sie überlegte, während sie zur Straßenbahn gingen.. „Lieben Sie das Meer, Herr Harlander?"

„Gibt es denn hier in der Umgebung Meer?"

„Das Mittelmeer, Herr Harlander. Wir könnten in ein paar Stunden dort sein."

„Das ist ja herrlich! Warum haben Sie mir das nicht schon früher gesagt, Fräulein Ingelene? Natürlich liebe ich das Meer. Das heißt, es ist mir ziemlich gleichgültig, denn ich war nur einmal acht Tage auf einer Nordseeinsel, aber es ist doch was anderes als diese blödsinnigen Bilder."

„Dann fahren wir nach Viareggio."

„Ist dort Meer?"

„Jawohl, Herr Harlander."

„Auf nach Viareggio!"

Die Aussicht, irgend etwas organisieren zu können, wenn es auch nur eine kümmerliche Eisenbahnfahrt von einigen Stunden war, rüttelte seinen Tätigkeitstrieb wach und brachte ihn in frohe Laune. „Können wir noch heute reisen?"

„Natürlich, Herr Harlander."

„Famos! Heute abend schlafen wir schon an der See. Das Telegramm an Muntwyler darf ich nicht vergessen. Ach, sehen Sie doch, Fräulein Ingelene, wie schön Florenz ist, wenn man

wegfahren darf!" Er lachte und freute sich wie ein Schuljunge, der in die Ferien geht.

Eine Stunde später saßen sie im Zug.

In Pisa mußten sie aussteigen und erfuhren, daß der Anschlußzug nach Viareggio erst in zwei Stunden abging. „Kommt uns nicht darauf an", scherzte Harlander. „Wir werden Kaffee trinken."

Mit einemmal blieb er nachdenklich stehen und fragte unsicher: „Sagen Sie mal, liebes Fräulein Ingelene, aber lachen Sie mich nicht aus, ich glaube, ich habe mal was von einem schiefen Turm in Pisa läuten gehört. Ist das vielleicht hier?"

„Jawohl, Herr Harlander."

„Das muß ich mir ansehen. Für schiefe Sachen habe ich eine Schwäche. Kommen Sie, Fräulein Ingelene."

Sie stiegen in einen Wagen und fuhren los.

„Ein poweres Städtchen, dieses Pisa! Nicht einmal begraben möchte ich hier werden."

„Falsch, Herr Harlander", lachte sie. „Gerade fürs Begrabenwerden eignet sich Pisa hervorragend."

„Wieso?"

„Weil Pisa einen der schönsten Friedhöfe Italiens besitzt. Sie werden ihn ja sehen."

„Wie man sich täuschen kann! Das kommt alles von der nicht vorhandenen Bildung."

Der Turm wurde sichtbar. „Toll!" rief Harlander. „Ein ulkiger Witz! Können Sie mir sagen, warum die Brüder den Turm schief gebaut haben?"

„Wahrscheinlich ein Konstruktionsfehler."

„Oh, wie nüchtern Sie sind, liebes Fräulein Ingelene! Ein Konstruktionsfehler. Warum kein Erdbeben oder der Finger Gottes oder sonst was Romantisches?"

„Mit der Romantik habe ich es nicht", erwiderte Ingelene fröhlich.

„Berlin! Berlin!" spottete er und stieg aus dem Wagen.

Sie besichtigten Dom und Baptisterium, dann gingen sie nach dem Campo Santo. Spätnachmittagsstille lag über dem menschenleeren Kirchhof. Kein Laut kam von den Lebenden zu den Toten, nur ein Vogel, der sich auf einem Zypressenzweig schaukelte, schickte leise Flötentöne in die Welt. Rosen kletterten an einer Säule empor und wehten sanft im Abendhauch.

„Ein hochherrschaftlicher Friedhof", sagte Harlander, während sie durch den inneren Umgang schritten. „Ein Friedhof für Kapitalisten."

Ein großer bunter Schmetterling flog langsam über die Gräber.

„Wenn ich die Wahl hätte, würde ich lieber in Grönland leben als in Pisa begraben liegen. Sie nicht auch, Fräulein Ingelene?"

„Vielleicht gibt es eine Wollust des Nichtseins, Herr Harlander."

Er verzog den Mund. „Was stellen denn diese gräßlichen Bilder vor?"

„Das ist der Triumph des Todes von Orcagna."

Harlander betrachtete voll Grauen die Leichname der drei Könige, die in offenen Gräbern lagen. Der eine im ersten Stadium der Verwesung, der zweite von Würmern benagt, der dritte fleischloses Skelett. „Feine Wollust des Nichtseins", sagte Harlander, den vor Ekel fror.

„Die schönen Damen und Herren, die angeritten kommen, denken ebenso wie Sie, Herr Harlander, aber es hilft nichts, auch wenn man sich die Nase zuhält und die Augen schließt."

„Und sehen Sie sich mal diesen Bruder Tod an! Wie sich der Kerl 'ranschleicht! Graue Haare hat er auch schon."

„Die Gruppe der Bettler und Krüppel ist ganz gut. Wie sehnsüchtig sie den Tod herbeiwinken, der sie nicht beachtet und weitergeht, um sich lieber die Jungen, Starken und Mächtigen zu holen! Das ist ein bißchen zu absichtlich gemacht, aber doch trostvoll, finden Sie nicht, Herr Harlander?"

„Aufklärungsfilm!"

Er kehrte, wie unter einem Zwang, zu den drei Gräbern zurück. „Am scheußlichsten sind doch die verwesenden Könige. Man muß sich unbedingt verbrennen lassen. Aber jetzt habe ich genug vom Triumph des Todes. Mir ist schon ganz flau im Magen. Kommen Sie, Fräulein Ingelene."

Er flüchtete mit großen Schritten aus dem Campo Santo und konnte es kaum erwarten, daß der Wagen sich wieder in Bewegung setzte.

„Wie nett dieses kleine Städtel ist!" sagte er, als sie den Umkreis des schiefen Turms verlassen hatten. „Welch ein Glück, wenn man wieder lebende Menschen sehen darf, die noch nicht von Würmern benagt werden!"

Der Himmel glühte in ungeheurem Abendbrand.

Harlander blickte mit aufgerissenen Augen in das flammende Rot und rief sehnsüchtig: „Leben muß man! Fräulein Ingelene. Leben! Leben!"

Ingelene saß still neben ihm. Harlander versank in sich, als quälte ihn Scham über seinen Ausbruch, und sprach kein Wort mehr.

Sie erreichten den Zug und trafen am Spätabend in Viareggio ein. In einem Hotel am Strand bekamen sie zwei Zimmer, die aneinanderstießen und einen großen gemeinsamen Balkon hatten.

„Wie gefällt es Ihnen hier?" fragte Ingelene vorsichtig, als sie beim Abendbrot in dem schon leeren Speisesaal saßen.

„Ich weiß noch nicht", antwortete er freudlos. „Man kann auch jetzt noch nichts sagen. Ich finde nur, daß es hier nicht nach Meer riecht. Eher nach Öl. An der Nordsee hat es nach Meer gerochen."

Der Triumph des Todes hat ihm die Laune verdorben, fühlte Ingelene, während sie in sein schwermütiges Gesicht blickte.

„Außerdem ist es hier sehr warm."

„Es ist ein südliches Meer."

„Na ja." Er starrte vor sich ins Glas. „Man muß sich jedenfalls verbrennen lassen." Pause. „Haben Sie eine Ahnung, welche Formalitäten nötig sind, um einen solchen Wunsch rechtsgültig zu machen?"

„Ich glaube, eine einfache schriftliche Erklärung genügt, Herr Harlander."

„Wirklich? Das will ich dann sogleich machen."

„Das hat noch Zeit, Herr Harlander." Sie versuchte zu lächeln.

„Wie können Sie das wissen? Vielleicht sterbe ich heute nacht."

„Sie werden heute nacht nicht sterben, Herr Harlander", sagte sie zuversichtlich.

Er rief den Kellner und verlangte Schreibzeug. „Genügt das: Ich wünsche nach meinem Tode verbrannt zu werden?"

„Das genügt vollkommen."

Er begann, langsam und sorgfältig zu schreiben. Dann schob er das Papier Ingelene zu und bat: „Bitte, unterschreiben Sie sich als Zeugin."

„Das ist nicht notwendig, Herr Harlander."

„Bitte, tun Sie es. Was liegt Ihnen daran!"

Sie schrieb ihren Namen.

„Vielen Dank, Fräulein Ingelene. Bewahren Sie dieses Schriftstück. Und wenn ich plötzlich sterben sollte, sorgen Sie dafür, daß mein Wunsch erfüllt werde."

Sie beſchloß, ihn durch Widerreden nicht zu reizen, und nahm wortlos den Brief.

„Sie ſind ſehr freundlich zu mir, Fräulein Ingelene. Sie haben auch ſehr viel Geduld und Nachſicht. Ich danke Ihnen."

Er reichte ihr die Hand.

„Jetzt wollen wir ſchlafen gehen. Ich bin müde."

Er war ſehr müde, aber der Schlaf kam nicht.

Mit offenen Augen lag Harlander im Bett und hörte die Nacht rauſchen. Manchmal ſchlug das Meer an den Strand, ſanft plätſchernd wie ein Bach, der durch Wieſen läuft. Graublaues Dämmerlicht war in dem Zimmer.

Sooft Harlander die Augen ſchloß, erblickte er die drei Gräber und Würmer, die aus dem Fleiſch der toten Könige hervorkrochen. Ekel würgte in ſeinen Eingeweiden. Schließlich ſprang er aus dem Bett, zog ſich an und ging leiſe auf den Balkon. Lau und windlos war die Nacht. Am Himmel viele Sterne, die ins Meer zu vertropfen ſchienen.

Er zündete ſich eine Zigarette an und ſetzte ſich. In ſeinen Schläfen tobte Angſt. Man iſt allein, dachte er. Immer iſt man allein. Der Menſch mit ſich allein. Seine Augen blickten glaſig auf die See, die ſich träg und lautlos wiegte. Irgendwo in der Ferne ſchimmerte tröſtlich ein einſames Licht. Leuchtturm oder Schiff.

Qualvolles Gähnen riß an ſeinen Geſichtsmuskeln, aber er ging nicht ins Zimmer zurück, wo die Könige ihn erwarteten. Lieber hier draußen unter einem großen Himmel die Nacht überwinden. Er hörte die Stunden rinnen, wie Sand durch enge Glashälſe. Dann kam leichter Wind auf. Das Meer erwachte und reckte ſich, daß die Wellen an den Strand ſprangen. Grauer Schein flog über den Himmel und verlöſchte die Sterne. Mit raſender Geſchwindigkeit ergoß ſich das Licht der Frühe. Aus dem Hafen glitt ein Fiſcherboot mit aufgeſetzten lateiniſchen Segeln in die See.

Harlander ging in das Zimmer, aus dem die Morgenklarheit alle Geheimniſſe vertrieben hatte. Die Könige waren geflohen.

Er legte ſich ins Bett und ſchlief ſogleich ein, wie von einem mächtigen Fauſtſchlag niedergeſchmettert.

Ingelene, die ihn vergebens beim Frühſtück erwartete, wurde immer unruhiger, je weiter der Tag vorſchritt. Sie ſcheute ſich, ſein Zimmer zu betreten, obwohl dies die Pflicht einer ſorgſamen Krankenpflegerin geweſen wäre, und lauſchte angſtvoll an der Tür. Dann erinnerte ſie ſich, daß der Balkon beiden Zimmern gemeinſam war, und erblickte durch die offenſtehende

Balkontür mit großer Erleichterung den schlafenden Harlander. Um seinen Schlaf nicht zu beunruhigen, sah sie nur kurz und flüchtig auf ihn, aber es konnte ihr nicht entgehen, daß schweres Leid dieses schlummernde Gesicht zerriß.

Ich muß ihm helfen, dachte Ingelene und fühlte, wie ihr Herz schwer von Mitleid wurde. Er muß mir sagen, was ihn bedrückt.

„Ich habe schmählich verschlafen", sagte Harlander mit verlegener Heiterkeit, als er endlich auftauchte. „Verzeihen Sie, Fräulein Ingelene."

„Ich freue mich, daß Sie gut geschlafen haben, Herr Harlander."

Er lächelte hinterhältig. „Hoffentlich haben Sie schon gefrühstückt, Fräulein Ingelene?"

Sie nickte.

„Dann gehen wir sogleich los. Ich habe keinen Hunger. Außerdem gibt es sehr bald Mittagbrot."

Im Schlaf trug er keine Maske, dachte Ingelene.

Sie gingen den Strand entlang. Viele Menschen, zum größeren Teil Frauen und Kinder, tummelten sich im Sand und im Wasser. Lachen, Quietschen und Schreien. Fahnen wehten. Eine Musikkapelle, mit viel Blech und Schlagzeug, spielte dröhend: Umba, wumba, mtata. Knallig stand die Sonne am blauesten Himmel. „Großer Betrieb", lachte Harlander.

„Ich hatte den Ort nicht in so lauter Erinnerung", sagte Ingelene entschuldigend. „Dieser Lärm ist schrecklich."

„Ja, aber er ist Leben. Diese Kerls von der Musik sind unbezahlbar. Hören Sie nur."

Die wilden Fanfaren des Umba, wumba, mtata beschossen gleich Flammenwerfern den blauglitzernden Schuppenpanzer des südlichen Meeres.

„Was für Nerven die Leute haben, um diese Musik, dieses Meer und diese Sonne zu ertragen! Beneidenswert. Ich fürchte, wir werden hier nicht alt werden, Fräulein Ingelene."

Sie schritten vorwärts, kamen allmählich aus der Schußweite der Musik und erreichten den Schatten der Pineta.

Harlander wischte den Schweiß vom Gesicht. „Es ist heiß. Setzen wir uns ein bißchen."

Die Luft über dem Meer flirrte vor Hitze. Zwei ockerbraune Segel klebten unbeweglich am Wasser. „Ein Bottich mit Waschblau", spottete Harlander. „Ansichtskarte mit Gruß aus dem Süden. Nee, ich bin mehr für die Nordsee. Für Wellen, Wind und Wolken. Wenn schon, denn schon. Die Sache ist mir zu süß. Geht's Ihnen nicht ebenso, Fräulein Ingelene?"

„Die Sonne protzt ein wenig, da haben Sie wohl recht, Herr Harlander, aber auch hier ist es schön. Denken Sie nur an die Regentage in Zürich. Wie sehnten Sie sich nach Sonne!"

„Stimmt. Ich bin undankbar. Man sollte froh sein, wenn man noch schnaufen darf."

Er starrte gierig in die blaue Farbenorgie, die wie ein langhingezogener Schrei der Lust war. „Es ist schön. Sie haben recht, liebes Fräulein Ingelene. Sie haben überhaupt immer recht. Die Welt ist wunderschön. Das Paradies ist hier auf Erden. Ganz klare Sache. Und der Tod vertreibt einen aus diesem herrlichsten aller Paradiese." Er seufzte und verhöhnte sich selber. „Weich wie Buttermilch. So'n Kerl wie ich! Was, Fräulein Ingelene? Aber es hilft nichts, wenn's zum Schluß geht, machen wir alle schlapp."

„Sie quälen sich, Herr Harlander", sagte sie, ganz zart und leise.

Er lächelte mühsam.

„Wollen Sie mir nicht sagen, was Sie bedrückt?" Sie strich sanft über seine Hand. „Vielleicht kann ich Ihnen helfen, Herr Harlander."

Ihr Ton griff an sein Herz. „Sie können mir nicht helfen, liebes Ingelenchen. Mir kann niemand helfen."

„Sie dürfen so nicht sprechen, Herr Harlander. Solange man lebt, ist nichts verloren."

„Solange man lebt! Richtig. Aber in fünf Monaten werde ich nicht mehr leben."

Sie hatte einen Augenblick lang das Gefühl, daß er den Verstand verloren habe. „Um des Himmels willen, wie kommen Sie auf diesen unmöglichen Gedanken, Herr Harlander?"

„Dieser unmögliche Gedanke stammt von meinem Arzt. Ein vortrefflicher Arzt, der Herr Geheimrat Gotteswinter."

Sie schüttelte unwillig den Kopf. „Sie können mir doch nicht einreden, daß Ihnen Ihr Arzt mitgeteilt habe, Sie hätten nur mehr fünf Monate zu leben."

„Damals waren es allerdings noch sechs Monate. Einen Monat habe ich inzwischen verläppert und kleinweise ausgegeben."

Sie betrachtete ihn wie einen Irrsinnigen.

„Sie halten mich für verrückt, Fräulein Ingelene? Aber es ist noch nicht so weit. Ich hoffe wenigstens."

„Sie müssen klar und offen mit mir sprechen, Herr Harlander", rief sie und runzelte die Stirn. „Ich verstehe dies alles nicht, obwohl ich sonst ganz hell bin. Was Sie mir bisher

erzählt haben, ist ebenso grotesk wie unglaublich. Es gibt keinen Arzt der Welt, der seinem Patienten sagen kann: In sechs Monaten sind Sie tot. Das gibt es einfach nicht." Ihre Augen funkelten in Erregung.

„Stimmt. Das tut ein Arzt nicht. Ich begreife übrigens jetzt erst, warum dies ein Arzt nicht tun darf. Ich habe die Wahrheit durch einen Zufall erfahren." Er begann, ruhig und sachlich die Vorgänge an jenem Frühlingstag zu erzählen.

„Und da haben Sie gehört, daß Sie in sechs Monaten tot sein werden?" fragte sie ungläubig und fiebernd.

„Um den Tod handelt es sich doch nicht."

„Na, sehen Sie."

„Wissen Sie, was Verkalkung ist? Wissen Sie, was Paralyse ist?"

„Das weiß ich."

„Dann werden Sie begreifen, was es zu bedeuten hat, wenn mein Professor zu seinem Assistenten sagt, daß ich in längstens sechs Monaten Gehirnerweichung habe."

„Das kann er nicht wissen", behauptete sie leidenschaftlich. „Das kann er nicht wissen, und wenn er tausendmal Professor und Geheimrat ist."

„Aber ich weiß es", sagte Harlander leise und blickte wieder in die jauchzende Bläue hinaus.

Ingelene zitterte am ganzen Körper.

„Und glauben Sie," sprach Harlander weiter, den Blick auf das Meer gerichtet, „daß ich Lust habe, als hilfloser Idiot weiterzuleben? Ich denke nicht daran. Wenn es so weit ist, mache ich ein Ende."

Ingelenes Herz schlug wild gegen die Brust.

„Nur eines quält mich. Das ist die Angst, den gegebenen Augenblick zu verpassen. Verstehen Sie, was ich meine?"

Sie nickte mit Anstrengung.

„Die Gefahr besteht, daß ich blödsinnig werde, ohne es zu merken, und vergesse, was ich zu tun habe. Dieser Gefahr ließe sich natürlich begegnen, wenn ich mich rechtzeitig, heute oder morgen, aus dem Weg räumte. Aber dazu bin ich zu feig. Verzeihen Sie meine schamlose Aufrichtigkeit, Fräulein Ingelene."

Ihre Mundwinkel zuckten.

Harlander wendete sich ihr jäh zu. „Sie können mir den größten Liebesdienst erweisen, den je ein Mensch dem andern geleistet hat."

„Was für ein Dienst sollte dies sein?"

„Wenn Sie früher als ich die ersten geistigen Störungen bemerken, sagen Sie es mir, Fräulein Ingelene."

Sie saß versteinert.

„Sie erleichtern mir das Leben, Fräulein Ingelene. Versprechen Sie es mir. Ich bitte Sie." Er streckte ihr fiebernd die Hand entgegen.

Sie schlug ein. Dann aber löste sich ihre Spannung in einem Weinkrampf. In ihren Gedanken vergrößerte sich das Leid, das dieser Mann ertrug, ins Unermeßliche.

Harlander starrte die Schluchzende fassungslos an. „Aber, Fräulein Ingelene, beruhigen Sie sich doch!"

Sie riß sich mit letzter Willenskraft zusammen und wischte die Tränen aus dem Gesicht. Aber ihr Körper erbebte immer aufs neue. „Das ist ein grauenhafter Irrtum, Herr Harlander. Ein Mißverständnis. Ein fixer Gedanke. Sie werden nicht erkranken. Nicht in sechs Monaten, nicht in sechs Jahren. Ich weiß es, Herr Harlander. Sie sind wahrscheinlich nur ein wenig überarbeitet. Wenn Sie still und vernünftig leben, werden Sie selber über Ihre Einbildung lachen."

Er verzog den Mund.

„Es ist eine Einbildung! Glauben Sie mir, Herr Harlander."

„Um so besser, liebes Fräulein Ingelene. Ich lege keinen besonderen Wert darauf, blödsinnig zu werden."

„Sie dürfen nicht daran denken, Herr Harlander. Dieser schauerliche Gedanke müßte ja den Gesündesten wahnsinnig machen."

Er konnte ein Gefühl des Verdrusses kaum unterdrücken, obwohl ihm anderseits diese Teilnahme wohltat, weil sie aus dem Herzen zu kommen schien und das Maß berufsmäßiger Fürsorge überschritt. „Na, schließlich ist die ganze Sache wirklich nicht so wichtig. Der einzelne Mensch ist wertlos. Das haben Sie selber gesagt, Fräulein Ingelene. Ich bin ein gelehriger Schüler."

Er sah auf die Uhr. „Aber jetzt wollen wir zum Speisen gehen. Ich bin hungrig."

Sie erhob sich fügsam und schritt mit wankenden Knien neben Harlander einher. Er marschierte leichter und befreiter, als hätte er einen Teil seiner Last auf die junge Gefährtin abgewälzt. „Vorläufig ist das Leben noch wunderschön", prahlte er. „Und fünf Monate sind eine lange Zeit. Kein Grund, zu verzweifeln."

Jedes Wort verwundete Ingelene. Dieſe verkrampfte Heiterkeit war nicht zu ertragen.

Die Muſikkapelle hatte ſich ausgetobt. Der Strand war leer. Die ockerbraunen Segel ſtanden noch immer am Horizont.

„So was von Blau habe ich doch noch nicht geſehen", rief Harlander ſehr angeregt.

Ingelene erblickte nur graue Schleier, die ſich langſam auf das leuchtende Meer niederſenkten.

12. Muntarütſch

Die zweite Nacht in Viareggio war noch ſchlimmer als die erſte. Wieder ſtanden die Gräber offen, wieder krochen die Maden aus den Leichnamen der Könige, wieder verbrachte Harlander die dunkeln Stunden auf dem Balkon.

Ingelene hörte den Schlafloſen, denn auch ſie lag wach im Bett, aber ſie wagte nicht, aufzuſtehen und Harlander Geſellſchaft zu leiſten. Sie fühlte ſich zu ſchwach und zu erſchüttert, um Troſt bringen zu können.

Als der Morgen kam, mit lohenden Feuern, die vom Himmel fielen, kroch Harlander in ſein Zimmer zurück. Aber der Schlaf wich ſeinen heißen Augen aus. Sooft Harlander ſich ihm hinzugeben bereit war, ſtürzte er aus Turmhöhe in Abgründe und wurde vom Entſetzen über den Fall wieder wachgerüttelt.

Nachdem er ſtundenlang die erſchöpfenden Kämpfe geführt hatte, beſchloß er, auf Schlaf zu verzichten, und erhob ſich. Seine Augen flatterten und ſahen die klare Morgenluft in lauter ſchmale Streifen zerſchnitten. Er wuſch und rieb die Augen mit kaltem Waſſer, um die Streifen zu verjagen, aber ohne Erfolg. Erſt einer Zigarette gelang es, den Blick wieder klar zu machen.

Ingelene war überraſcht, als Harlander ſo früh ſichtbar wurde.

Sie nahmen das Frühſtück gemeinſam auf dem Balkon, vor dem das Meer üppig ausgebreitet lag. Mit erneuter Kraft ſchüttete die Sonne ihr heißes Licht auf den glitzernden Schuppenpanzer. Immer noch lehnten lateiniſche Segel an die Wand des verblauenden Horizonts.

Harlander bemerkte, wie blaß und abgehetzt das Geſicht ſeiner Pflegerin war, und fragte teilnehmend: „Fühlen Sie ſich nicht wohl, Fräulein Ingelene?"

„Ich habe ſchlecht geſchlafen."

„Trösten Sie sich. Ich habe gar nicht geschlafen."

„Es ist zu heiß. Selbst die Nächte kühlen kaum ab."

„Das Klima bekommt mir nicht. Auch vertrage ich diese Menschen nicht und ihre Fröhlichkeit und ihre Musik und das viele Blau." Er blickte sie an. „Ich vertrage kein menschliches Gesicht mehr außer dem Ihrigen, Fräulein Ingelene. Ist das vielleicht ein bedrohliches Zeichen?"

„Nein, Herr Harlander", antwortete sie und bekam Farbe in den Wangen. „Es macht mich stolz."

„Ich wüßte nicht, was ich beginnen sollte, wenn Sie mich heute verließen."

„Ich verlasse Sie nicht, Herr Harlander. Ich bleibe bei Ihnen, solange Sie mich brauchen. Auch über die sechs Monate hinaus, für die ich mich verpflichtet habe."

Er lächelte kümmerlich.

„Sie dürfen nicht so lächeln, Herr Harlander", bat sie, und ihre Stimme leuchtete wie Stahl. „Sie dürfen nicht. Sie müssen kämpfen. Sie müssen wollen. Man stirbt nur, wenn man will."

„Dann werde ich niemals sterben."

„Doch, Herr Harlander. Immer und für jeden kommt der Tag, da man zu sterben bereit ist. Aber für Sie kommt dieser Tag erst in vielen, vielen Jahren. Ich weiß es."

Er trank schweigend.

„Wir müssen fort von hier, Herr Harlander."

„Ja, dieses Gefühl habe ich auch."

„Wir reisen noch heute nach Florenz zurück."

„Und dann?"

„Vielleicht ist von Herrn Muntwyler schon Nachricht da. Wenn nicht, so fahren wir aufs Geratewohl ins Engadin."

„Wo es am einsamsten ist, Fräulein Ingelene. Wo ich niemanden außer ihnen sehen muß. Wo ich mich wieder auf mich selber besinnen kann."

In den ersten Nachmittagsstunden verließen sie Viareggio. Die Hitze war beklemmend.

Als sie abends Florenz erreicht hatten, erschien ihnen die Schwüle noch bedrohlicher. Die Häuser atmeten Glut aus. Der Arno schlich so matt dahin, daß es aussah, als bewegte er sich überhaupt nicht von der Stelle.

„Am liebsten möchte ich sofort weiterreisen", sagte Harlander, während sie zu ihrem Hotel fuhren. „Solche Sehnsucht habe ich nach grünen, kühlen Wäldern mit Bergen dahinter, auf denen Schnee liegt. Aber ich muß heute nacht mal zu schlafen versuchen."

Im Hotel war kein Telegramm von Muntwyler da.

Harlander ging enttäuscht in sein Zimmer. Aber als er den Schrank aufschloß und die Kwannon von Okadera erblickte, die ihm so herzlich zulächelte, als freute sie sich über seine Wiederkehr, löste sich seine üble Laune in nichts auf.

Er nahm die Göttin in die Hand und streichelte sie freundlich. „Weil ich dich nicht mitgenommen habe, kleine Kwannon, konnte ich nicht schlafen. Nicht wahr?"

Die Göttin lächelte, lächelte ...

Während er noch mit der Bronzefigur, wie ein Kind mit seiner Puppe, spielte, brachte der Cameriere eine Depesche von Muntwyler.

Harlander las und rief Ingelene. „Gute Nachrichten! Muntwyler hat ein Landhaus für uns gefunden. In Samaden. Kennen Sie den Ort?"

„Jawohl. Er liegt bei Sankt Moritz und ist wunderschön."

„Na also. Das wäre ja ausgezeichnet. Muntwyler will uns in Chur erwarten, um mit uns nach Samaden zu fahren und das Haus zu zeigen. Wann können wir in Chur sein?"

„Da muß ich erst die Fahrpläne studieren, Herr Harlander. Wollen Sie die Tour in einem Zug machen oder irgendwo unterbrechen?"

„Wir fahren durch, liebes Ingelenchen, bis Chur. Ich habe zwar keine Ahnung, wo Chur liegt, aber wir fahren jedenfalls durch. Genug Italien! Addio!"

Als sich Ingelene zum Gehen wendete, hielt er sie zurück und wies auf seine Göttin. „Ist die kleine Kwannon nicht entzückend?"

„Ja", antwortete Ingelene einsilbig und blickte der Göttin mit feindseligem Mißtrauen ins Gesicht. Ihr graute bis in die letzten Tiefen vor dieser Fratze, deren Lächeln das Blut erstarren ließ. Die nüchterne Vernunft wehrte sich gegen ihre abergläubische Angst, aber sooft Ingelene die Kwannon ansah, leuchtete wie in langsam erglühender Flammenschrift ein Vers auf, ein Vers, der nicht abzuschütteln war:

„Denn sie, die uns das himmlische Feuer leihn,
Die Götter, schenken heiliges Leid uns auch."

Wie hypnotisiert stand Ingelene vor der Bronzefigur.

„Wissen Sie, was mir in Viareggio gefehlt hat?" fragte Harlander. „Die Kwannon! Lächerliche Einbildung, ich weiß, aber der japanische Schieber hatte recht: Wer die Kwannon einmal

besitzt, kann sich schwer von ihr trennen." Er lachte. „Ist das vielleicht schon Wahnsinn?"

„Nein, Suggestion, Herr Harlander."

Sie riß sich los und ging zur Tür. „... schenken heiliges Leid uns auch", sang der Vers.

Am Spätnachmittag des zweiten Tages trafen Harlander und Ingelene in Chur ein, wo sie von Muntwyler empfangen wurden, der steif wie ein Leichenbestatter mit seinem langen schwarzen Rock die ganze helle Sommerlichkeit verdüsterte. „Wie war es in Italien?" fragte er gleichgültig, als sie vom Bahnhof zum Hotel hinübergingen.

„Eine heiße Angelegenheit, lieber Muntwyler. Und zu viel Kunst."

„Die Leute machen aber gute Geschäfte mit der Kunst", erwiderte der Makler hochachtungsvoll. „Mit Kunst und Südfrüchten. Sie sind übrigens magerer geworden, Herr Harlander."

Ingelene blickte ihren Pflegebefohlenen voll Sorge an.

„Das italienische Dampfbad, lieber Muntwyler. Aber jetzt erzählen Sie, was Sie für uns gefunden haben."

„Sie werden zufrieden sein, denke ich. Das Landhaus liegt ein wenig außerhalb Samadens, auf dem Abhang eines Hügels, der Muntarütsch heißt."

„Hübscher Name, nicht wahr, Fräulein Ingelene?"

Sie stimmte zu.

„Das Haus ist vollkommen eingerichtet und sehr bequem. Ich habe es vom Nachlaßverwalter, die Besitzerin ist vor längerer Zeit gestorben, für ein Jahr gemietet."

Harlander blieb stehen. „Sie vergewaltigen mich, Muntwyler. Wenn mir nun die Sache nicht gefällt?"

„Sie wird Ihnen gefallen."

Harlander wendete sich lächelnd zu Ingelene. „Behandelt er mich nicht wie einen Minderjährigen?"

„Ich denke, Sie können sich durchaus auf Herrn Muntwyler verlassen."

„Schließlich habe ich das Haus so billig bekommen," meinte der Makler, „daß Sie den Verlust leicht verschmerzen können, falls Ihnen die Villa aus irgendwelchen Gründen nicht behagt. Sie sind doch ein reicher Mann."

„Stimmt. Was soll ein Mensch wie ich mit so viel Geld anfangen?" Er suchte Ingelenes Blick, der ihm auswich. „In jedem Fall meinen herzlichsten Dank für Ihre Mühe, lieber

Muntwyler. Ich werde mich revanchieren." Der Makler sah ernst und gefaßt vor sich.

Als sie später zu dritt in dem kühlen Gartenhof des Hotels beim Abendessen saßen, rief Harlander: „Herrschaften, ich kann mir nicht helfen, aber die Schweiz ist mir tausendmal lieber als das Makkaroni-Ländchen. Hier kriegt man wenigstens richtige Luft in die Lungen. Die Schweiz soll leben!" Er trank sein Glas leer. Muntwyler, würdevoll, tat ihm Bescheid.

„Oben in Samaden werden Sie sich noch wohler fühlen, Herr Harlander."

„Sagen Sie, Muntwyler, können wir das Haus gleich morgen beziehen?"

„Selbstverständlich. Sie können sogar morgen abend schon zu Hause speisen. Ich habe eine Köchin und ein Hausmädchen engagiert, die morgen früh ihren Dienst antreten."

„Also, Muntwyler, Sie sind einfach großartig!"

Der Makler wehrte bescheiden ab. „Sparen Sie Ihr Lob für morgen, Herr Harlander."

Als Harlander am folgenden Nachmittag das Haus auf dem Muntarütsch erblickte, war er so begeistert, daß das steinerne Gesicht des Schweizers auftaute und sich zu einem schwachen Lächeln fältelte. „Es ist prachtvoll!" rief Harlander entzückt. „Unvergleichlich! So schön hatte ich mir dies alles nicht vorgestellt."

Er bewunderte die mit honiggoldnem Zirbelholz getäfelten Zimmer, die stolz-bescheidene Einrichtung, die Behaglichkeit des ganzen Baus, dessen äußerliche Nüchternheit zu dem großartigen Rahmen der heroischen Landschaft paßte.

Das einstöckige Haus war nicht groß, denn es hatte im ersten Stockwerk nur drei Räume, von denen zwei als Schlafzimmer eingerichtet waren, die ein Wohngemach voneinander schied. Im Parterre waren Salon und Speisezimmer, dessen hohe Flügeltüren auf die große Steinterrasse gingen. Von der Terrasse führten drei Stufen, nicht in den Garten, sondern auf den buntesten Wiesenteppich, der in allen Farben schimmernd nach Samaden hinabfloß. Hinter dem Haus schwang sich dieser Blumenteppich hügelan, bis er bei einer Gruppe grünwehender Lärchen endete.

„Wir haben viel Zeit verloren", sagte Harlander nachdenklich, während er neben Ingelene auf der Terrasse stand. Der Blick stürzte über Samaden hinweg ins Inntal, kletterte dann die Muottas Muraigl hinauf, wanderte nach rechts zum Schnee und Eis der Bernina und verlor sich im enzianblauen Himmel,

der mit kleinen weißen Wölkchen seidig bestickt war. „Wir hätten schon vor Wochen hierherkommen müssen."

Muntwyler hatte die Mädchen herbeigeholt und stellte sie vor. Sie waren Bündnerinnen, freundliche, aber zurückhaltende Mädchen, ein älteres, das kochte, und ein jüngeres, das die Hauswirtschaft besorgte. Sie grüßten mit Anstand und reichten Harlander und Ingelene unbefangen die Hand. Sie waren Schwestern. Ingelene sagte den Mädchen ein paar liebenswürdige Worte.

Die Köchin fragte: „Um welche Uhr wünschen die Herrschaften das Abendessen?"

Ingelene gab Bescheid. Die Mädchen entfernten sich.

Muntwyler fragte mit kaum verhehlter Genugtuung:

„Nun, Herr Harlander, wie haben Sie sich entschieden? Mieten Sie das Haus?"

„Jetzt zieht er mich auf!" rief Harlander fröhlich. „Dank, vielen Dank, lieber Muntwyler. Diesen Dienst werde ich Ihnen nicht vergessen."

Der Makler sah auf die Uhr. „Ich muß mich verabschieden."

„Sie werden doch nicht schon wieder wegfahren, Muntwyler?"

„Ich muß nach Zürich zurück. Die Geschäfte rufen."

„Ich rechne aber bestimmt darauf, daß Sie uns für einige Tage besuchen, wenn Sie Zeit haben. Es gibt ja ein Fremdenzimmer, hier neben dem Salon."

Der Makler verbeugte sich dankend und nahm Abschied von Ingelene. Harlander begleitete ihn zum Bahnhof und erledigte auf dem Weg in freigebigster Weise den geschäftlichen Teil der Unternehmung.

Nachdem der Zug abgefahren war, schlenderte Harlander behaglich durch den Ort, blieb vor kleinen Auslagefenstern stehen, kaufte in einem Laden Zigaretten und ging dann langsam den Wiesenpfad zu seinem Haus hinauf, das ihn wie ein altgewohntes Heim begrüßte.

Ingelene war mit Auspacken beschäftigt. Das jüngere Mädchen half ihr. „Wird dies mein Schlafzimmer sein?" fragte Harlander und trat auf den Balkon hinaus.

„Ja, Herr Harlander, wenn es Ihnen paßt. Es ist das größere Zimmer."

„Hier paßt mir alles, liebe Ingelene. Es ist herrlich. Ich bin wie berauscht. Die Luft trinkt sich wie edler Wein."

Ingelene blickte freudig in sein aufgehelltes Gesicht.

„Jetzt gehe ich noch ein wenig in unserem Park spazieren, bis Sie mit Ihrer Arbeit fertig sind."

Er stieg den Hügel Muntarütsch hinan, Schritt für Schritt, als wollte er die Seligkeit des Steigens bis aufs letzte auskosten. Glühendes Gold schüttete die Sonne über das Land, aber die Hitze lähmte nicht, sondern spornte an und goß Kraft in den Körper. Stille ringsum, nur aus den bunten Matten, deren Farben zum Himmel jauchzten, kamen die tiefen Brummtöne der Hummeln. Und oben auf dem Hügel sang ein einsamer Vogel.

Harlander legte sich in die Sonne unter eine Lärche, die wie eine hellgrüne Seidenfahne im leisen Wind wehte und von Augenblick zu Augenblick flüchtige Schatten über den Ruhenden breitete.

Niemals hatte Harlander eine seligere Stunde des Vergessens erlebt als diese, da alles Leid sich in Nichts auflöste und mit weißen Wölkchen davonschwamm. Zurückblieb das holde Glück des Daseins, das ruhevolle Schlagen eines gestillten Herzens, der Blick in letzte Himmel. Er lag und dachte nichts. Atmete nur, sog den Duft der Kräuter ein und lauschte der silbrigen Musik des Spätnachmittags.

Sanfte Hände hatten wohl seine Augen zugedrückt, denn als er wieder aufsah, verschwand die Sonne hinter einem rosig schimmernden Schneefeld, von dem Kühle in die Täler rann. Aus den Wäldern kroch Dämmerung und kletterte allgemach zu den Gipfeln hinauf, die in Flammen standen. Der Himmel brannte.

Harlander erhob sich in wunderlicher Ergriffenheit, als hätte Heiligstes an sein Herz gerührt, und ging zum Haus hinunter. Die Wiesen dufteten abendlich.

Im Speisezimmer stand blütenweiß der Tisch gedeckt. Ein Strauß von Feldblumen leuchtete. Im großen Kachelofen knisterte Holzfeuer. „Warum ist denn eingeheizt?" fragte Harlander erstaunt.

„Abends wird es immer kühl", antwortete das Mädchen.

Harlander trat kopfschüttelnd zur offenen Tür und blickte in den Abend. Auf den höchsten Bergspitzen lag noch zartes Lila-Licht.

Ingelene kam und bat zu Tisch. Das Essen war einfach, aber gut zubereitet.

„Ich bin vollkommen glücklich", sagte Harlander. „So glücklich, daß ich eigentlich mißtrauisch werden sollte. Ich wußte bis heute nicht, wie schön leben ist."

Er wird vergessen, dachte Ingelene. Hier wird er vergessen.

Das Mädchen räumte den Tisch ab. Die ältere Schwester erschien und erkundigte sich, ob die Art der Zubereitung den Herrschaften gepaßt hätte. Harlander lobte die Köchin, daß ihre Augen vor Freude glänzten. Die Mädchen wünschten gute Nacht und zogen sich zurück.

„Mir ist, als hätte ein neues Leben für mich begonnen. Wie ein Traum erscheint mir dies alles, das wohnliche Haus, die beiden Mädchen, der Ofen, die Wiesenblumen und — Sie. Wahrscheinlich sind Sie sogar das Wichtigste, denn allein möchte ich hier trotz allem nicht sitzen."

„Wir haben es hier gut getroffen, Herr Harlander."

„Wie still es ist! Hören Sie nur, Ingelene."

Man hörte nichts als den breit-behäbigen Pendelschlag der buntbemalten Bauernuhr, die auf ihrer Stirn, über dem Zifferblatt, ein Bild der Stadt Luzern trug.

„Ich spreche so viel. Finden Sie nicht, Ingelene?"

„Nein, durchaus nicht."

„Ich bin wie in einem maßvollen Rausch. Das macht die Luft?"

„Wir sind achtzehnhundert Meter hoch, Herr Harlander."

„Und schläfrig bin ich auch, obwohl es erst neun Uhr ist." Sein Gesicht, vom Sonnenbrand gerötet, war heiß. „Ich muß wohl so rot wie ein gesottener Krebs sein."

Sie lachte. „Ungefähr. Die Sonne hat Ihre Haut mächtig aufgezogen. Aber der Purpur kleidet Sie gut. Sie sehen viel frischer und jünger aus."

„Kann ich beides gebrauchen", rief er fröhlich und erhob sich.

Sie traten auf die Terrasse und blickten zum Himmel, der sich auf die grauschimmernden Eisgipfel zu stützen schien. Groß und golden zitterten die Sterne, als wären sie bereit, auf die Erde zu fallen. „Nietzsche-Land", dachte Ingelene laut.

„Wie meinen Sie?"

Sie fürchtete, mit ihrem unwillkürlichen Bildungsausbruch Harlander die Laune zu verderben, und antwortete schüchtern: „In dieser Landschaft hat Nietzsche seinen Zarathustra gedichtet."

„Kenn' ich nicht", erklärte Harlander nachsichtig, ohne sich über den Fall aufzuregen. Nietzsche wird ihm vielleicht zusagen und Mut machen, überlegte Ingelene und nahm sich vor, seine Bücher zu kaufen, um an kommenden Regentagen Harlander daraus vorzulesen. Sie hatte die florentinischen Kunsterfahrungen vollkommen vergessen.

„Ich habe niemals eine ähnliche Nacht erlebt", sagte Harlander mit andächtiger Hingegebenheit.

In diesem Augenblick hatte Ingelene das Gefühl fast neidvoller Bewunderung für den Mann ohne „Bildung", der der Natur näher stand als sie. Der das Wunder dieser Nacht menschlich empfand, während sie an Nietzsche dachte. Sie kam sich klein und arm vor. Mißtrauen gegen Bildung begann in ihrem Herzen zu keimen.

„Man begreift, wenn in solcher Nacht ein Mensch niederkniet und zu beten anfängt", meinte Harlander versonnen und erschauerte unter der schwingenden Wölbung des großen Himmels.

Dann riß er sich zusammen und spottete, voll Scham über seine Stimmung: „Scheußlich, wenn die Kapitalisten romantisch werden! Wir wollen schlafen gehen, Fräulein Ingelene."

Er wünschte ihr eine gute Nacht und begab sich in sein Zimmer.

Trotz seiner schläfrigen Müdigkeit begann er, die Bronzegöttin zu suchen, und ließ nicht ab, bevor er die Kwannon zwischen den Wäschestücken gefunden, wo Ingelene sie versteckt hatte. Er stellte die lächelnde Freundin der Menschen neben sein Bett auf das Nachtkästchen und schlief fast augenblicklich ein.

Ingelene stand am Fenster ihres Zimmers und blickte noch lange in die tiefe Nacht. Die grünen und roten Signallampen beim Bahnhof erloschen. Grabdunkel wurde die Erde. Aber oben, bei den Göttern, waren Licht und Glanz und Sternenchöre. Vielleicht muß man wirklich niederknien und beten, dachte Ingelene in unerklärbarer Verzweiflung.

13. Das Buch Jesus Sirach

Über Samaden lag noch Schatten, als das Haus auf dem Muntarütsch schon in der Morgensonne erglänzte. Als graues Band floß der Inn dahin.

Harlander saß auf der Terrasse und verfolgte mit atemloser Spannung den Lauf des Sonnenlichts, das von den Schneefeldern ins Tal stürzte. Die Kirchturmspitze flammte auf, dann das Dach, die Schienen begannen zu funkeln, zu flüssigem Silber wurde der Inn.

„Ich möchte noch neunundneunzig Jahre leben!" rief Harlander Ingelene zu, die in der Tür erschien.

„Das liegt nur an Ihnen", antwortete Ingelene zuversichtlich.

Er lächelte. „Na, ich lasse mit mir handeln."

„Haben Sie gut geschlafen, Herr Harlander?"

„Herrlich!"

Das Mädchen trug das Frühstück auf.

„Können Sie sich vorstellen, Fräulein Ingelene, daß ich mich schon auf Kaffee, Butter und Honig gefreut habe?"

„Gewiß."

„Hoffentlich gibt es Honig?"

„Honig ist genug da, Herr Harlander", lachte das Mädchen.

„Ich sage ja: es ist eine Lust, zu leben", rief Harlander übermütig und begann, Butter aufs Brot zu streichen.

Hutten, dachte Ingelene automatisch und erkannte voll Entsetzen, wie vieles sie aus zweiter Hand empfing. Dieser Mann, der gewiß keine Ahnung hatte, wer Ulrich von Hutten gewesen war, sagte: „Es ist eine Lust zu leben", und es klang neu, erstmalig, weil Erinnerung an Vorgänger ausgeschaltet war.

„Worüber denken Sie so angestrengt nach, Fräulein Ingelene? Sie kriegen ja Runzeln auf Ihrer schönen Stirn."

Sie fuhr zusammen, wie aus dem Schlaf geweckt. „Woran ich denke?" Sie zögerte. „Ich dachte: Auf Bildung kommt es nicht an, man muß vor allem Mensch sein."

„Allmächtiger Vater!" Er betrachtete sie mitleidig. „An solche Dinge denken Sie am frühen Morgen, mit nüchternem Magen? Unglückliches junges Mädchen!"

„Jung? Nein. Ich bin uralt, Herr Harlander. Ich komme mir vor wie meine eigene Großmutter."

„Ach, Sie wollen Komplimente hören, liebe Ingelene? Nicht zu machen. Ich werde mich hüten. Kommen Sie, Großmütterchen, trinken Sie Kaffee und träufeln Sie Honig aufs Butterbrot."

Sie lächelte, aber im Tiefsten war ihr weinerlich zumut, sie wußte selber nicht, warum.

„Ich verspotte Sie mit Unrecht, Ingelene, denn vorhin, als ich allein auf der Terrasse saß und dem abstürzenden Sonnenlicht zusah, philosophierte ich, sozusagen, ebenfalls. Ich dachte mir: Das, was wir Glück nennen, ist doch nur körperliches Behagen und Wohlbefinden. Ein primitiver Gedanke, ich weiß, aber ich bin bescheiden."

„Zu bescheiden, Herr Harlander. Sie sagen manchmal so hübsche und kluge Dinge, daß ich Sie fast beneide."

„Hören Sie auf, Ingelene. Ich werde schamrot. Jetzt haben Sie mich ganz aus der Fassung gebracht. Ich wollte noch was Bedeutenderes sagen. Ja, das mit dem seelischen Glück ist Mumpitz, dachte ich. Was hilft mir das schönste seelische Glück, wenn ich zum Beispiel Magenkrämpfe habe? Was wollen Sie mir darauf entgegnen, Fräulein Lehrerin?"

„Daß Sie recht haben, Herr Harlander. Daß Sie überhaupt immer recht haben."

„Oh, Sie geben mich auf, liebe Ingelene! Bei dem Mann ist Hopfen und Malz verloren, denken Sie. Aber Sie tun Unrecht, ich will noch viel, viel von Ihnen lernen."

Sie schüttelte den Kopf. „Sie können von mir nichts lernen, Herr Harlander. Ich vielleicht von Ihnen, aber niemals Sie von mir."

„Stimmt gewiß nicht", antwortete Harlander ernsthaft. „Ich lerne viel von Ihnen, vielleicht zuviel. Ich ertappe mich dabei, daß ich schon manches mit Ihren Augen betrachte. Jedes Wort, das Sie irgendeinmal gesagt haben, schlägt in mir Wurzeln." Er lachte jäh auf. „Geben Sie acht, daß Sie mich mit Ihrer Weltanschauung nicht ganz vergiften."

„Das will ich nicht, Herr Harlander", beteuerte sie erregt. „Das will ich gewiß nicht. Überhaupt, Sie überschätzen mich."

Er sah ihr ins Gesicht und schwieg.

Nach dem Frühstück stiegen sie den Hügel hinan und setzten sich in die Sonne. Gleich verzauberten Prinzessinnen standen die schlanken Lärchen um sie herum. „Das ist Celerina", deutete Ingelene mit der Hand. „Dort liegt Pontresina. Das ist der Piz Tschierva, dahinter der Piz Morteratsch, der Piz Rosegg und weiter rechts der Piz della Margna."

„Ach, heute haben wir Geographiestunde", spottete Harlander gutmütig. „Ich bin aber gar nicht vorbereitet, Fräulein Lehrerin. Bitte, wiederholen Sie die Geschichte mit den Pizen noch mal."

„Verzeihen Sie, Herr Harlander. Dies soll kein Unterricht sein. Ich dachte, die Namen dieser Berge interessierten Sie vielleicht."

„Fräulein Ingelene, ärgern Sie sich nicht. Sie müssen Spaß verstehen." Er nahm ihre Hand und hielt sie fest. „Bitte, machen Sie wieder ein freundliches Gesicht."

„Ich sage kein Wort mehr, wenn Sie mich immer verulken."

„Ich denke gar nicht daran, Ingelenchen. Nur Geographie, wissen Sie, liegt mir nicht. Ist doch auch ganz egal, wie diese Berge da heißen. Genug, daß sie dastehen und leuchten."

„Sie haben schon wieder recht", lächelte sie und drückte seine Hand. „Das Lehrerhafte steckt uns Deutschen im Blut."

„Die Lehrer stören mich nicht. Im Gegenteil, ich habe eine gewisse Zärtlichkeit für sie. Ekelhaft sind mir nur die Deutschen hinter Schaltern. Das ist eine gottverlassene Bande. Was sich so'n Kerl einbildet, wenn er Briefmarken verkauft!"

„Vielleicht wären wir gerade so, Herr Harlander, wenn wir, statt hier in der Sonne, in dumpfen Büros hinter Schaltern sitzen müßten."

„Kann schon sein", sagte Harlander nachdenklich. „Es sind arme Teufel."

Er streckte sich im Gras aus und blinzelte zwischen halbgeschlossenen Augenlidern der flammenden Sonne zu. „Ich höre das Herz der Erde schlagen, Ingelene."

„Es ist Ihr eigenes."

„Nein, das Herz der Erde."

Sie widersprach nicht. Ihre Augen liefen den buntgesprenkelten Wiesenhang hinab, der in allen Farben schillerte. Die Luft sang. An solchen Tagen müßten alle Menschen Fabriken und Büros verlassen, dachte Ingelene, und auf blumigen Sonnenhügeln lagern. Es war ein nie zu verwirklichender Traum, sie wußte es, aber ein Ziel, für das man kämpfen konnte, auch wenn es nicht zu erreichen war: der Sonnenfeiertag.

Das Mädchen trat aus dem Haus und winkte zum Mittagessen.

Nach Tisch wanderten Harlander und Ingelene zur Kirche Sankt Peter und besichtigten den Friedhof, wo die vielen jungen Engländer schliefen, deren Lungen zu schwach für das Leben gewesen waren.

„Hier begraben zu liegen, ist jedenfalls sympathischer als in Pisa", meinte Harlander. „Gesündere Luft. Auch wachsen hier die Türme gerade in die Höhe und fallen einem nicht auf die Nase. Trotzdem kommen Sie, Ingelene. Lassen wir die Toten. Wir, wir leben noch!"

Sie stiegen zur Alpetta hinauf und lagerten, beglückt von dem großen Bild.

„Sind Sie müde, Herr Harlander?"

„Nicht im geringsten. Ich glaube, die dünne Luft im Engadin bekommt mir sehr gut."

Er zündete eine Zigarette an und warf sie gleich wieder fort. „Das Rauchen schmeckt hier oben nicht."

Er lag, die Hände unter dem Kopf verschränkt, und blickte in den Himmel, der zu atmen schien. „Mir ist es, als hätte ich Berlin vor vielen Monaten oder Jahren verlassen. Geht es Ihnen ebenso, Ingelene?"

„Ganz genau so."

Wie sah eigentlich Conny aus? Den Klang seiner Stimme hatte sie noch im Ohr, aber an sein Gesicht vermochte sie sich in diesem Augenblick nicht zu erinnern. „Man verliert alle Begriffe von Zeit", fügte sie hinzu und bemühte sich, durch die Schleier zu dringen, die das Bild des Verlobten bedeckten.

Harlander schwieg, denn er wollte nicht sagen, daß er die Zeit wie eine grauenhafte Schreckensmaschine empfand, die taktmäßig auf ihn losfuhr, um in der festgesetzten Stunde Vernichtung zu bringen.

Die Stunden flossen dahin, mit rasender Eile durchlief die Sonne ihre Bahn, wilde Hetzjagd war alle Entwicklung in der Natur.

„Wir wollen gehen", mahnte Ingelene.

„Ist der Tag schon wieder zu Ende?" Bitterkeit sickerte durch den scherzhaften Ton.

„Noch lange nicht, Herr Harlander, aber es wird kühl."

Der abendliche Firnenwind ließ ihre blonden Schläfenhaare flattern. Langsam und sonnenmüde stiegen sie ins Tal hinab, das silbergrau verdämmerte.

„Dies ist ein glücklicher Tag gewesen", sagte Harlander, als sie nach dem Abendessen in behaglichen Sesseln beim singenden Ofen saßen. Der Wind war stärker geworden und rüttelte an dem Haus. Die Fensterläden ächzten unter dem Ansturm.

„Ich fürchte, wir bekommen anderes Wetter, Herr Harlander."

„Hier werden mich auch Regentage nicht stören. Wenn man eine Landschaft lieb hat, sind auch schlimme Tage leicht erträglich. Es kommt immer auf die Liebe an."

„Ja."

„Komisch, daß ich das sage."

„Warum, Herr Harlander?"

Er zögerte eine Weile, bevor er antwortete: „Denken Sie, Fräulein Ingelene, ich habe nie geliebt."

Ihre Augen blickten verwundert.

„Das heißt, verstehen wir uns recht, ich habe vielleicht eine Sache geliebt, mein Geschäft, das Geld vor allem, aber eine Frau habe ich nie geliebt. So richtig, wissen Sie. Dazu muß man wahrscheinlich viel Zeit übrig haben."

Ist das, was ich für Conny empfinde, die große Liebe? fragte sich Ingelene.

„Aber ich glaube, die wenigsten Menschen kennen die Liebe. Sie kennen ganz was anderes." Seine Gedanken sprangen. „Wissen Sie, was ich möchte?"

Sie schüttelte befangen den Kopf.

„Ich möchte untertauchen, versinken."

„Verstehe ich nicht, Herr Harlander", entgegnete sie und mußte an Isoldes Liebestod denken, weil dieser Ahnungslose Dichterworte gebrauchte.

„Ich möchte aus meiner Haut 'raus. Nicht mehr Harlander heißen. Nicht mehr Harlander sein, was wesentlicher wäre."

„Sie könnten wahrlich mit Ihrem Harlander-Leben zufrieden sein."

„Ich weiß nicht. Ich beginne zu zweifeln. Sie haben mich unsicher gemacht."

Ein Windstoß brauste heran, daß die Mauern zu beben schienen.

„Wenn der Sturm anhält, wird man heute nacht nicht besonders schlafen", sagte Harlander ablenkend. „Na, wir wollen unser Glück versuchen. Die Luft hat mich schläfrig gemacht. Gute Nacht, Fräulein Ingelene."

Als Harlander im Bett lag, war die Schläfrigkeit verflogen. Sein Gehirn wurde wach und wacher. Das Gesicht glühte, vom Sonnenbrand oder vom Fieber.

Er öffnete nach langer Zeit die zusammengepreßten Augen und merkte, daß kein Stäubchen Schlaf zwischen den Wimpern hing. Im Zimmer war Dunkelheit, aber nachdem er eine Weile in die Nacht gestarrt hatte, erblaßte die Finsternis zu schmutzigem Grau.

Schwere Stille ringsum. Windstöße kamen in immer längeren Zwischenräumen. Stille. Stille. Nur das Herz schlug laut, nicht hastig, aber so laut wie eine Turmuhr. Das Bett schwang unter den Schlägen mit.

Und dann kam gewaltiges Rauschen durch die Luft, als flögen ungezählte Vögel herbstlich an seinen Ohren vorüber. Er hörte deutlich, wie sie mit ihren Fittichen die Luft peitschten. Er versuchte, den Arm hochzuheben, um die Schwärme zu verjagen, aber der Arm war ausgeleert, ohne Gefühl, gelähmt. Die Vögel strichen ungestört weiter.

Harlander lag regungslos und lauschte. Sein Körper schien tot zu sein, nur das Herz lebte noch.

Nachdem der Vogelzug vorübergebraust war, kam aus hallender Tiefe ein Kirchenchoral, der sanft begann und mächtig anschwoll. Orgel fiel ein und dröhnte durch die Welt. Harlander hatte das Gefühl, daß ein Riesenhammer niederfuhr und seine Hirnschale zerschmetterte. Er wollte um Hilfe schreien, aber seinem Mund entzischten leere Luftströme.

Als die Orgel mit langnachbebendem Akkord geendet hatte, erblickte Harlander im grauen Licht beim Fenster stehend — ihn.

Schwermütig stand er da, machte eine einladende Gebärde und sagte höflich: „Nun, Freundchen?"

„Noch nicht", flehte Harlander mit stummen Lippen. „Noch nicht!"

„Es ist Zeit, Freundchen. Wir wollen wandern."

„Noch eine kleine Weile!" Letzte Angst würgte in seinen Eingeweiden.

„Mach's mir nicht schwer, Freundchen", klagte der Schatten beim Fenster.

„Nur noch eine Woche!" winselte Harlander. „Nur noch einen Tag! Laß mich die Wiesen im Sonnenlicht noch einmal sehen!"

„Kann nicht, Freundchen. Bin selber nur Diener und muß gehorchen. Komm!"

„Ich will nicht! Ich will nicht!"

Der Graue lächelte mitleidvoll und streckte den Arm aus.

Harlander bäumte sich auf und zerriß die Kette, die seinen Mund versperrt hielt. „Fräulein Goertz!"

Der stöhnende Schrei war so stark, daß der Graue beim Fenster erschreckt den Arm sinken ließ.

„Fräulein Goertz!"

Ingelene stürzte ins Zimmer.

„Licht!"

Sie machte mit zitternden Fingern Licht.

„Da! Da!" schrie er und wies auf das Fenster.

„Beruhigen Sie sich, Herr Harlander. Sie haben schlecht geträumt."

„Dort steht er!"

„Wer denn?"

„Er", flüsterte er, von Grauen und Ekel geschüttelt.

Sie ging zum Fenster und bewegte die Vorhänge. „Niemand ist hier, Herr Harlander. Nichts ist hier."

Seine Gedanken kehrten zurück. Er erkannte Ingelene. Sah die Kwannon, die ihm tröstlich zulächelte. „Der Tod war hier", sagte er schüchtern.

Ingelene setzte sich an sein Bett. „Es war ein Traum, Herr Harlander."

Er schüttelte eigensinnig den Kopf. „Der Tod war hier. Wenn Sie weggehen, kommt er wieder."

Sie wischte den Schweiß von seinem Gesicht. „Er kommt nicht wieder."

„Sie müssen hierbleiben."

„Jawohl, Herr Harlander."

„Sie müssen immer hierbleiben. Sie müssen hier schlafen."

Sie vermochte ihr Unbehagen nicht zu verbergen, ein Unbehagen, das wunderlicher Scham entsprang. „Das dürfte doch unbequem sein, Herr Harlander."

Der Widerspruch reizte ihn. „Unbequem? Wieso? Für wen?"

„Für Sie — und für mich."

Zorn rüttelte sein Blut auf und behob jählings die Lähmung. Er richtete sich auf und schrie: „Ich wünsche, daß Sie hier schlafen, Fräulein Goertz. Ich habe Sie als Krankenpflegerin engagiert. Stimmt das?"

„Jawohl", erwiderte sie und wurde sehr blaß. Warum sträubte sie sich gegen ein selbstverständliches Verlangen? Wie war es denn in den Lazaretten gewesen?

„Dann erfüllen Sie Ihre Pflicht."

Sie saß gesenkten Hauptes da und schämte sich ihres lächerlichen Widerstandes.

Harlander mißdeutete ihre Haltung und höhnte, Angst im Herzen: „Sie brauchen sich nicht zu fürchten, verehrtes Fräulein. Ich will Sie weder verführen, noch überfallen. Sie können ganz beruhigt sein."

Flammen schossen in ihr Gesicht. Sie stand auf und ging aus dem Zimmer.

Harlander blickte ihr nach, wollte sie zurückhalten und schwieg. Man stirbt allein, dachte er und empörte sich gegen die Hilflosigkeit der menschlichen Kreatur.

Ingelene kam zurück, trug Kissen und Decke im Arm und bereitete auf der Ottomane, die schräg im Winkel des Zimmers stand, ihr Nachtlager.

Harlander schielte zu ihr hinüber und fühlte Mitleid. Armes Mädel, dachte er. Es muß für so'n feines junges Mädel nicht angenehm sein, im gleichen Raum mit einem angehenden Paralytiker zu schlafen. Muß für die Tochter eines preußischen Oberstleutnants sogar ekelhaft sein. Aber man konnte ihr nicht helfen. Man war selber in schwerer Not.

Ingelene hatte ihre Arbeit vollendet und trat zum Bett. „Wünschen Sie noch etwas, Herr Harlander?"

„Nicht böse sein, Fräulein Goertz. Ich fürchtete mich."

„Sie müssen sich nicht fürchten", sagte sie herzlich. „Ich bleibe bei Ihnen."

„Dank, schönen Dank, Fräulein Goertz." Es fiel ihr auf, daß er sie Fräulein Goertz nannte und nicht wie sonst Ingelene.

„Ich kann sehr gut verstehen, Fräulein Goertz, wie peinlich und unbequem es Ihnen ist, hier zu schlafen, aber haben Sie Nachsicht mit mir. Wenn Sie mich allein lassen, kommt er wieder."

„Es ist mir weder peinlich noch unbequem, denn es ist meine Pflicht. Ich danke Ihnen, daß Sie mich daran erinnert haben."

Harlander starrte zur Decke hinauf. „Am Fenster stand der Tod und sprach mit mir. Wie im Märchen. Blödsinnig!"

„Es ist der veränderte Luftdruck, Herr Harlander. Wir sind zu schnell vom Meer in die Höhe gestiegen. Wir hätten in langsamen Etappen den Luftwechsel vollziehen sollen."

„Jawohl, der veränderte Luftdruck. Das wird es sein. Oder der nahende Herbst."

„Wir sind doch erst beim Sommeranfang, Herr Harlander."

„Die Vögel fliegen schon nach Süden."

Sprach er im Fieber? „Das ist nicht möglich, Herr Harlander."

„Doch, doch, verlassen Sie sich auf mich." Er lächelte schlau. „Ich höre mehr als andere Menschen."

„Wollen Sie jetzt schlafen, Herr Harlander?"

„Nein, bitte, noch nicht." Er griff nach ihrer Hand. „Wie spät ist es eigentlich?"

„Zwei Uhr durch."

„So spät schon! Die Zeit saust. Saust. Saust."

„Wollen Sie nicht ein Schlafpulver nehmen?"

„Nein!" Er wehrte hastig ab. „Die eiserne Ration wird nicht angegriffen. Die brauche ich. Sie wissen! Ich habe Ihr Versprechen, Fräulein Goertz. Sie vergessen nicht."

„Ich vergesse nicht", sagte sie mit zuckenden Lippen.

Die Kwannon von Okadera lächelte höhnisch, so schien es Ingelene, die diesen Gesichtsausdruck kaum ertrug. Denn sie, die uns das himmlische Feuer leihn, die Götter, schenken heiliges Leid uns auch.

Summte die Göttin den Vers? Flog eine Fliege durch das Zimmer? Bewegte sich nicht der Vorhang? Wer stand am

Fenſter? Ich ſelber werde verrückt, fühlte Ingelene und ſchloß eine Sekunde lang die Augen.

„Soll ich Ihnen etwas vorleſen?“ fragte ſie leiſe. „Vielleicht ſchläfert es Sie ein.“

„Ja, bitte, Fräulein Goertz, leſen Sie. Das iſt ein guter Gedanke. Aber ich beraube Sie des Schlafs.“

„Ich bin nicht ſchläfrig.“ Sie erhob ſich und wollte ins Nebenzimmer, ein Buch holen.

„Bitte, nicht weggehen, Fräulein Goertz.“

„Ich wollte —“

„Dort liegt ein Buch.“

Er wies auf einen mächtigen Lederband hin, der auf einem Tiſchchen lag. Sie nahm den ſchweren Folianten, auf deſſen Deckel das alte Bündnerwappen der Juvaltas gepreßt war, und ſagte: „Das iſt eine Bibel, Herr Harlander.“

„Ich weiß.“ Er verſuchte zu ſcherzen. „Wenn die Menſchen Angſt haben, kehren ſie zur Bibel zurück.“

Ingelene ſetzte ſich zum Bett, das ſchwere Buch auf dem Schoß.

„Leſen Sie mir was recht Kräftiges von Tod und Hölle vor“, bat er und lächelte kümmerlich.

Sie blätterte ratlos in dem Ungetüm und las auf gut Glück:

„Es iſt ein elend, jämmerlich Ding um aller Menſchen Leben vom Mutterleib an, bis ſie in die Erde begraben werden, die unſer aller Mutter iſt. Da iſt immer Sorge, Furcht, Hoffnung und zuletzt der Tod. Sowohl bei dem, der in hohen Ehren ſitzt, als bei dem Geringſten auf Erden. Da iſt immer Zorn, Eifer, Widerwärtigkeit, Unfriede und Todesgefahr, Neid und Zank.“

So las Ingelene mit aufrechter Stimme, die alle Geſpinſte der Nacht zerriß.

„Sehr ſchön“, lobte Harlander, als das Kapitel zu Ende war. „Es klingt wie Harmonium. War ein großer Schriftſteller, der Martin Luther, nicht wahr?“

„Der größte.“

Doktor Büntell würde ihn in koſtbares Maroquin einbinden, dachte Harlander. Und die teuren Maroquinbände würden von Kriegsgewinnern gekauft werden. Luther ſtörte nicht.

„Wollen Sie noch ein Stückchen leſen, Fräulein Goertz? Sie leſen wie ein armer alter Landpaſtor.“

Sie lächelte freundlich.

„Einundvierzigſtes Kapitel. O Tod, wie bitter biſt du, wenn an dich gedenkt ein Menſch, der gute Tage und genug hat und

ohne Sorge lebt, und dem es wohlgeht in allen Dingen und noch wohl essen mag!"

„Das geht gegen die Schieber aller Länder", sagte Harlander.

„O Tod, wie wohl tust du dem Dürftigen, der da schwach und alt ist, der in allen Sorgen steckt und nichts Besseres zu hoffen noch zu gewarten hat! Fürchte den Tod nicht. Gedenke, daß also vom Herrn geordnet ist über alles Fleisch ..."

„Schönen Dank, Fräulein Goertz. Das war gut. Wir müssen öfter in der Bibel lesen. Es ist ein prachtvolles Mittel gegen Todesangst. Wenn man diesen Leuten glauben darf, ist der Tod gar nicht so schlimm, besonders wenn man arm und elend ist. Elend bin ich schon, jetzt muß ich nur noch arm werden, um das Sterben als Fest zu empfinden. Aber nun wollen wir schlafen."

Ingelene erhob sich, legte das Buch zurück und verlöschte das Licht. „Gute Nacht, Herr Harlander."

„Gute Nacht, Fräulein Goertz."

Eine Weile später, Ingelene lag schon, fragte er halblaut: „Aus welchem Abschnitt haben Sie eigentlich vorgelesen, Fräulein Goertz?"

„Aus dem Buch Jesus Sirach, Herr Harlander."

14. Absturz

„Auf diesen Wegen ist Zarathustra gedichtet worden", erzählte Ingelene, während sie in stiller Mittagsstunde einsame Wege bei Sils-Maria begingen. Alpenrosen blühten bis an den See.

Harlander, straff und tief gebräunt, hörte aufmerksam zu, wenn seine Begleiterin von dem großen Dichter berichtete, dessen Werk er nur verschwommen und unklar begriff — Ingelene hatte ihren Vorsatz ausgeführt und aus verschiedenen Büchern Nietzsches vorgelesen —, für dessen Leben er aber Teilnahme zeigte. Wie ein brüderliches Schicksalsband empfand er es, daß diesem Mann die Götter den Geist verwirrt hatten. Aus Neid, wie Ingelene behauptete, weil er ihre Geheimnisse erkannt und den Menschen preisgegeben hatte.

Stahlblau hing der Himmel über Zarathustras Felsen. „Er ist der einsamste Mensch gewesen, der je gelebt hat", erzählte Ingelene.

„Vielleicht der glücklichste?"

„Ich weiß es nicht. Ich weiß nur: Wenn ich zu jener Zeit gelebt und seine Einsamkeit geahnt hätte, ich wäre zu ihm geeilt, um ihm zu dienen."

„Das sagt man so, — nachher. Weiß man, wann ein Mensch einsam ist?"

Sie hörte heimlichen Vorwurf aus den Worten. „Man muß fühlen, wenn einen ein Mensch herbeiwünscht."

„Kann man das fühlen, Fräulein Goertz?"

„Ja, der andere muß nur stark wünschen."

Er schüttelte den Kopf. „Ich habe schon oft und vieles stark gewünscht, man hat mich nicht gehört."

Der Weg ging bergan.

„Sind Sie fromm, Fräulein Goertz?"

Sie blieb stehen und überlegte. „Ich liebe die Menschen mehr als Gott."

Er hatte keine Antwort.

Auf der Larethöhe aßen sie zu Mittag, in Gesellschaft vieler fröhlicher Leute, die vom Glück dieses Tages wie berauscht erschienen.

Die Menschen störten Harlander nicht. Seine Nerven hatten sich in diesen Wochen sehr gekräftigt. Er schlief ruhig und traumlos, seitdem Ingelene sein Zimmer teilte. Er sprach nicht mehr von der Drohung des Todes, die als finstere Wolke über dem Ausgang dieses Sommers hing. Er war still geworden, hatte sich in sich selber zurückgezogen und verbarg seine Kämpfe vor Ingelene. Sein Durst nach Erkenntnis war in dieser Zeit kaum zu stillen. Alles, was ein Leben lang versäumt werden mußte, wollte er in Monaten oder Wochen einholen. Es gab kein Gebiet menschlichen Wissens, in das er nicht geriet, wenn er unermüdlich Fragen stellte, Fragen, die Ingelene sehr oft nicht beantworten konnte, zumal wenn es sich um Volkswirtschaft und Soziales handelte.

Nach dem Mittagessen stiegen sie nach Sils-Maria ab, standen vor dem Haus, in dem der große Einsame gewohnt hatte, und fuhren nach Samaden zurück.

Als in der veilchenfarbenen Dämmerung der Muntarütsch sichtbar wurde, sagte Harlander freudig: „So oft ich unser Haus wiedersehe, fühle ich Glück im Herzen. Seltsam, wie schnell man eine neue Heimat gewinnen kann! Vielleicht ist es nur möglich, wenn man keine Heimat gehabt hat."

Ingelene sah ihn fragend an. Er lachte: „Ist denn Berlin eine Heimat? Berlin ist ein Treffpunkt."

Sie verließen den Wagen und gingen zum Haus hinauf.

Die frohe Buntheit der Bergwiesen war dahin. Nackt und an manchen Stellen gelbgebrannt lagen die Matten. „Die ganze Landschaft sieht nach der Mahd gealtert aus", sagte Harlander.

„Es ist so, wie wenn man einen Menschen wiedersieht, den man in seiner Jugend gekannt hat."

„In einigen Wochen stehen die Wiesen wieder in Blüte."

„So schön, wie es gewesen, wird es nicht mehr. Aber wir dürfen nicht klagen. Wir haben die erste Blüte erlebt."

Im Haus warteten Berliner Briefe, die von Muntwyler aus Zürich geschickt worden waren. Harlander, mißtrauisch gegen mögliche Überrumpelungen, besonders von seiten seiner Frau, verheimlichte seinen Aufenthaltsort und ließ alle Briefe an Muntwyler richten.

Harlander besah die Umschläge und steckte die Briefe in den Ofen.

„Sie lesen die Briefe gar nicht?" fragte Ingelene.

„Wozu? Interessiert es mich, mit wem meine Frau in Heringsdorf Bekanntschaft geschlossen hat? Daß ein neuer Film fertig geworden ist oder auch nicht? Daß irgendein Komödiant Krach gemacht hat? Daß Verlaine ausverkauft oder der fünfte Band von Jean Paul in Leder gebunden worden ist? Es interessiert mich nicht im mindesten."

„Mir geht es eigentlich ebenso, Herr Harlander. Nichts berührt mich, was aus dem früheren Leben herüberruft." Sie war seit zwei Wochen Conny eine Antwort schuldig. Sie empfand dies als Treulosigkeit und konnte sich dennoch nicht aufraffen.

Nach dem Abendessen las Ingelene vor. Diese Lektüre dauerte bis spät in die Nacht und mußte stets von Ingelene unterbrochen werden, denn Harlander war unermüdlich. Wenn die Bauernuhr elf schlug, sprang Fräulein von Goertz auf, klappte das Buch zu und spielte manchmal zur Besänftigung der erregten Gehirne ein Stückchen von Schumann oder ein Nocturno von Chopin.

Harlander lauschte dankbar und ging dann zu Bett. Er schlief fast immer, wenn Ingelene leise in das Zimmer trat und ihr Lager aufsuchte. Erwachte er morgens, so war Ingelene schon weg. Das Bewußtsein, sie in den bedrohlichen Stunden der Nacht bei sich zu haben, gab Ruhe und Sicherheit.

Der Tod hatte sich nicht mehr gezeigt. Es war nicht Verzicht auf seine Beute, Harlander wußte es, aber immerhin höfliches und bescheidenes Warten außerhalb des Zimmers. Man mußte dankbar sein.

Harlander mißtraute seinem Wohlbefinden. Er litt nicht mehr an Schwindel, niemand ging mehr hallend in seinem Schädelgewölbe spazieren, aber war dies alles nicht freundlich gewährter Aufschub?

Ingelene gegenüber legte er so viel Selbstbeherrschung und Gefaßtheit an den Tag, daß sie sich bisweilen täuschen ließ. Innerlich kämpfte er allein gegen die Angst, die sein Herz zusammenpreßte. Aber diese Furcht vor dem unbekannten Morgen wirkte wie langsam stärker werdendes Gift, an das er sich gewöhnte, so daß es ihm möglich wurde, das Glück des geschenkten Tages zu genießen. Dazu kam das tröstliche Gefühl, seine Zeit, wie immer das Schicksal entschied, im friedevollen Beisammensein mit Ingelene aufs beste ausgegeben zu haben.

An einem Morgen im August geschah es, daß Harlander zu ungewohnt früher Stunde aus dem Schlaf fuhr und sofort völlig wach war. Im Zimmer war noch Dämmerung. Unbezwingliches Verlangen, die kühle Luft des Morgens zu atmen und die erste Stunde des Tages zu belauschen, trieb ihn aus dem Bett. Er erhob sich sehr leise, zog einen Mantel über den Schlafanzug und ging auf den Fußspitzen zum Balkon.

Auf halbem Wege machte er halt und warf einen scheuen Blick auf Ingelene. Sie lag auf dem Rücken und atmete tief und regelmäßig. Eine rätselvolle Gewalt zwang ihn, sich der Schlafenden zu nähern. Klopfenden Herzens schlich er zu dem Lager und betrachtete mit schwermütiger Nachdenklichkeit das unbesorgt schlummernde Gesicht.

Wie in einem Traum stand Harlander vor der Schlafenden, sah den halbgeöffneten roten Mund, das fahlblonde Haar, die holde Wölbung der mädchenhaften Brust, die durch das dünne Hemd leuchtete, und mußte alle Kräfte zusammennehmen, um nicht in die Knie zu sinken und diesen Körper mit Küssen zu erwecken. Wenn dieses Mädchen sich ihm schenkte, könnte er gesunden und alle Schrecknisse des kommenden Herbstes überwinden, so schien es seinem fiebernden Gehirn.

Das Verlangen nach Ingelene wurde so mächtig, daß Harlander fühlte, wie ungeahnte Verbrecherinstinkte in ihm erwachten und sein Blut vergifteten. In dieser besinnungslosen Sekunde wäre er fähig gewesen, Mord zu begehen, hätte die Schlafende seinem Trieb Widerstand entgegengesetzt.

Jählings, mit einem Ruck, der sein Herz zusammenfahren ließ und alles Blut staute, bezwang sich Harlander. Er taumelte zur Tür, öffnete sie und trat auf den Balkon.

Der Himmel war grün, von einem nie gesehenen Grün. Die Berge schauerten der Sonne zu. Stille, panische Stille. Harlander starrte mit schmerzenden Augen in das Schöpfungswunder des ersten Morgens.

Reue kroch an ihm empor, Reue über Versäumtes und Unwiederbringliches. Er hatte das Gefühl, daß sein Leben zu Ende war, nachdem er sich diesen Verzicht abgerungen. Er kam von dem noch weit quälenderen Gedanken nicht los, daß Ingelene ihre Arme um den Bettler geschlungen hätte, statt ihn zurückzustoßen. Sie hätte seine Liebe ertragen, aus Mitleid, aus Opferbereitschaft, vielleicht sogar aus Liebe.

Nun ist alles vorbei, dachte er, und sein Mund zitterte. Ich habe mich selber aufgegeben.

Ein letzter Schauer flog über die Landschaft. Dann erglühte der Himmel.

Harlander verließ hastig den Balkon, schlich, mit halbgeschlossenen Augen, ohne Blick auf die Schlafende, durch das Zimmer und kroch ins Bett zurück. An Schlaf war nicht mehr zu denken. Heiße Bilder schnellten vorüber und wühlten sein Blut auf.

Er stellte sich schlafend, als Ingelene vorsichtig vom Lager sich erhob und aus dem Zimmer ging. Dann richtete er sich auf, zündete eine Zigarette an und starrte wirr ins Leere. In diesem Augenblick erschien es ihm, als hätte er die kurze Spanne Zeit, die ihm vielleicht vergönnt war, sinnlos vergeudet.

Hier saß er, in einem friedlich-einsamen Landhaus, allein mit einem aufreizend hübschen Mädel, das zu gewinnen er keinen Mut hatte, und ließ sich aus stumpfsinnigen Büchern überflüssige Weisheiten vorlesen. Aber draußen, in der Welt, schritten schöne Frauen lockend durch das Leben, war Musik und Tanz und Rausch.

Welch ein Narr war er, daß er hier häusliches Glück spielte!

Er hatte auf die falsche Karte gesetzt. Es war klar. Er, der große Harlander, machte mit 'nem kleenen Mächen in Idylle. Pfui Deibel! Wenn das Mädel wenigstens seine Geliebte wäre, dann ließe sich allerhand verstehen, aber so... Er warf die Zigarette fort. Katzenjammer. Pleite.

Während er sich ankleidete, überlegte er ernstlich, ob es nicht vernünftig wäre, Fräulein von Goertz nach Berlin zurückzuschicken und dann allein, heidi, durch die Welt zu gondeln. Schließlich hatte er noch über zwei Monate in seinem Guthaben. Das lohnte sich schon. Wozu brauchte er diese allzu entzückende Krankenpflegerin? Glatter Schwindel, wenn man

sich so gesund fühlte wie er. Eine nette, freundliche Reisebegleiterin wäre viel sympathischer als die vornehme Offizierstochter mit Adel und Bildung. Ach, wie hustete man auf dieses Getue und Gehabe! Botticelli und Nietzsche, der den wilden Mann spielte, und die öligen Nocturnos von Chopin, die einem vor dem Schlafengehen kredenzt wurden, — elender Quatsch! Gut für feine Leute! Für distinguierte Ausländer! Nichts für Männer, die in der Frankfurter Allee angefangen haben.

Wenn man Margot Cramm hierher bestellte? In drei Tagen könnte sie da sein. Das Fräulein von Goertz würde Augen machen. Aber — wen lockte Margot Cramm? Aufgewärmte Genüsse. Man dankt.

Auf der Terrasse, beim Frühstückstisch, stand Ingelene, in Rock und weißer Bluse, jungmädchenhaft, unbefangen, und lächelte Harlander zu. Er grüßte ohne Freundlichkeit. Sein Blick vermied es, dem ihren zu begegnen. Die Sonne jubelte.

Harlander trank verdrossen Tee. Wegfahren! Fliehen! Wohin? Wohin?

„Haben Sie nicht gut geschlafen, Herr Harlander?"

„Doch. Ich habe ausgezeichnet geschlafen."

Nach dem Frühstück stand er hastig auf und empfahl sich. „Ich gehe nach Samaden hinunter. Muß ein Telegramm aufgeben."

Ingelene sah ihm nachdenklich nach. Unruhe und Besorgnis waren in ihrem Herzen.

Harlander ging planlos durch den Ort. Stand eine Weile beim Tennisplatz und sah dem Spiel zu, bis ihn Neid auf die Gelenkigkeit junger Engländer weitertrieb. Ging zum Bahnhof, starrte bunte Plakate an, betrachtete voll Interesse, als erwartete er jemanden, Ankunft und Abfahrt eines Zuges und kehrte erst zur Mittagszeit in sein Haus zurück. Nachmittags, sie waren nach Pontresina gefahren und saßen im Châlet Sanssouci, schien Harlander besserer Laune zu sein. Er machte klobige Scherze, trank etliche Kirschwasser zum Kaffee und sah allen hübschen Frauen herausfordernd in die Augen. Ingelene fühlte sich bedrückt und versank in Schweigen.

Harlander bemühte sich krampfhaft, seine Begleiterin nicht zu betrachten. Wenn sein Blick auf ihren aufgeblühten Mund oder auf die lockende Halslinie fiel, schoß Haß gegen diese Frau durch seine Adern. Qual, bitterste Qual war ihm das vertrauliche Beisammensein mit dem jungen Mädchen, nach dem sein Blut schrie.

Die gute Stimmung hielt auch noch abends vor, als er mit Ingelene allein im Speisezimmer saß.

„Sagen Sie, liebe, gute Ingelene, haben wir vielleicht 'ne Pulle Sekt in unserem Keller? Ich habe direkt Sehnsucht nach einem Gläschen."

Sie erhob sich sogleich, ohne Bedenken zu äußern. „Ich will mal fragen, Herr Harlander."

Er sah ihr nach, und es fiel ihm auf, wie unfrei sie ging. So schritt unberührte Jugend. Was liegt am Sterben, wenn man alt ist? dachte er und grinste dem Tod frech ins Gesicht.

„Es ist Sekt hier, Herr Harlander. Ich habe eine Flasche einkühlen lassen."

„Famos! Besseres Lokal, die Villa Harlander!"

Sie blickte ihn mit scheuen Augen an. Nach einer Weile brachte das Mädchen den Wein.

Harlander schenkte ein. „Trinken Sie 'n Glas mit mir, Fräulein Ingelene?"

„Danke, ich möchte lieber nicht."

Die dumme Gans glaubt, man wolle sie verführen, dachte Harlander zornig. „Haben Sie Angst?"

„Nein", antwortete sie und wunderte sich, daß ihre Stimme vibrierte.

„Auf Ihr Wohl, Fräulein Ingelene!" Er trank das Glas leer. „Es kann Ihnen leid tun, liebe Ingelene. Der Wein ist hervorragend."

Man müßte trinken, dachte sie, trinken, bis man die Besinnung verlor und diese elende Vernunft und die verfluchte Oberlehrerbildung, trinken, bis man wieder bei der Natur angelangt war.

„Limonade ist 'n sehr gesundes und bekömmliches Getränk, liebes Fräulein, aber manchmal braucht der Mensch 'nen tüchtigen Schluck Wein. Glauben Sie einem alten erfahrenen Schieber."

„Bitte, sprechen Sie nicht so von sich, Herr Harlander."

„Bin schon still. Die Wahrheit klingt immer 'n bißken ordinär. Verzeihung!" Er hielt beim dritten Glas.

„Ich habe Ihnen übrigens eine sehr angenehme Mitteilung zu machen, die Sie erfreuen wird, liebes Fräulein Ingelene."

Sie blickte erstaunt.

„Ich fühle mich so gesund, daß mir vor dem Alleinsein nicht mehr bange ist. Sie brauchen nicht mehr in meinem Zimmer zu schlafen, Fräulein Ingelene. Ist das eine angenehme Nachricht oder nicht?"

„Es war mir kein Opfer, Herr Harlander."

„Na, ich an Ihrer Stelle hätte mich für dieses Vergnügen bedankt."

Ihre Stirn rötete sich. „Ich habe mich in Lazaretten an viel Schlimmeres gewöhnen müssen, Herr Harlander."

„Lazarett und junge Offiziere, das ist was anderes. Bitte, mißverstehen Sie mich nicht. Ich meine Krieg, Vaterland und so. Ach, du liebe Güte, machen Sie kein so verzweifeltes Gesicht, Ingelenchen!"

Sie würgte ungeweinte Tränen hinab.

„Ich wollte Ihnen wirklich 'ne Freude bereiten."

„Gewiß, ich verstehe schon, Herr Harlander. Es war nur kein Anlaß zu besonderer Freude, denn es ist mir sehr gleichgültig, wo ich schlafe."

„Stimmt nicht, verehrtes Fräulein von Goertz", lachte Harlander. „Haben Sie nur die Güte, sich an Ihr Entsetzen zu erinnern, als ich in jener Nacht von Ihnen verlangte, in meinem Zimmer zu schlafen."

„Das war höchst einfältig von mir. Ich schäme mich dessen heute noch."

„Dann prost, Fräulein Ingelene! Es ist das letzte Glas."

Sie holte ein Buch und fragte: „Soll ich jetzt vorlesen?"

„Nee, schönen Dank, Fräulein Ingelene. Heute vertrage ich den ollen Seiltänzer nicht. Er ist nämlich 'n Seiltänzer, Ihr Freund Nietzsche, ein jüdischer Seiltänzer."

„Er war ein Pastorssohn", lächelte Ingelene.

„Beweist gar nichts. Man kann auch als Pastorssohn 'n jüdisches Köppchen haben. Geistvolle Bemerkung, was?"

„Außerordentlich. Wir können ja etwas anderes lesen, wenn Ihnen Nietzsche heute nicht gefällt."

„Heute lesen wir mal nichts, Ingelenchen. Heute stürzen wir die Schule. Aber wenn Sie 'n bißken Klavier spielen wollten, wär's nett."

„Gern, Herr Harlander."

„Aber nichts Trauriges, wenn ich bitten darf."

Sie setzte sich an das Klavier und spielte.

„Ist schön, aber können Sie nichts Flotteres?"

„Flotter kann ich nicht."

„Schade."

Sie klappte den Deckel zu.

„Dann wollen wir schlafen gehen. Angenehme Ruhe, Fräulein Ingelene."

„Gute Nacht, Herr Harlander."

Er ging in sein Zimmer und pfiff einen Gassenhauer vor sich hin. Ein famoses Frauenzimmer, dachte er während des Auskleidens, ein tadelloses Mädel, Donnerwetter. Wenn man bloß nicht so'n Waschlappen wäre!

Die Kwannon von Okadera lächelte. „Bist auch so'n Biest", sprach er zu der Asiatin und umspannte ihre kühle Brust.

Er stellte die Figur hin, stieg ins Bett und machte dunkel. Mattes Licht des zunehmenden Mondes fiel durch das Fenster.

Harlander sah zu dem Vorhang hinüber, wo in jener Nacht der Tod gestanden hatte. Wie krank mußte man damals gewesen sein, um sich von solch lächerlichem Popanz in Angst jagen zu lassen! Als ob dieses feige Luder es wagte, unter lebenden Menschen spazieren zu gehen. Glatt erschlagen würden sie das Ekel, das mit Hippe und Stundenglas Kokolores machte.

Harlander lächelte höhnisch.

„Warum kommst du denn heute nicht, Gevatter?"

Der armselige Tod erschien nicht.

Als Harlander zum Vorhang hinüberschielte, sah er statt des widerwärtigen Gerippes nackte junge Mädchen, die ihm schamlos zulächelten.

15. Die Lantadilla

„Schöner Tag, heute, in der Tat", sagte Mac Laughlin.

Die Lantadilla stocherte mit der Spitze ihres Schirms in der Erde und betrachtete gelangweilt Straße, Menschen, Himmel und Sonne. Sie saßen in Korbstühlen vor dem großen Hotel. „Wundervoller Tag", wiederholte Mac Laughlin.

Ich werde wegfahren, beschloß die Lantadilla. Der Mensch ist zu dämlich.

„Wollen wir Golf spielen?"

„Ich will nicht Golf spielen, mein lieber Mac Laughlin."

Sie erhob sich voll Unlust, da sie kein Ziel sah. „Ich werde ein wenig spazierengehen."

„Wünschen Sie, daß ich Sie begleite?"

„Ich wünsche nicht."

Sie machte zwei Schritte und kehrte wieder um. „Merken Sie nicht, mein Teurer, daß Sie gar keine Chance bei mir haben?"

„Ich liebe nur Frauen, bei denen ich keine Chance habe."

„Gott mit Ihnen, junger Freund", rief die Lantadilla und stürzte sich entschlossen aus dem Schatten in die Sonne.

Links? Rechts? Gleichgültig.

Sie marschierte augenblinzelnd die Straße entlang, blieb vor Läden stehen, gähnte, ging weiter. Ihr Gesicht war schamlos weiß, aber sie schritt wie eine Göttin.

Ein armseliges Nest, dieses biedere Sankt Moritz! Die ganze Welt war armselig geworden, entzaubert, glanzlos.

„Guten Tag, Madame Lantadilla."

Er blickte auf, erkannte das Gesicht und grub aus ihrem unfehlbaren Gedächtnis den Namen hervor. „Oh, Herr Harlander. Wie geht es Ihnen?" Sie reichte ihm die Hand.

„Gestatten Sie. Fräulein von Goertz, Madame Lantadilla."

Wie häßlich diese kalkige Dame ist, dachte Ingelene und fühlte sich irgendwie gedemütigt.

„Wir haben uns lange nicht gesehen, Madame."

„Frühling 1917. Waren bessere Zeiten." Sie lachte und zeigte herrliche Zähne.

Sie ist weniger häßlich, als sie im ersten Augenblick erscheint, fand Ingelene.

„Sie sehen übrigens fabelhaft aus, lieber Harlander. Es scheint Ihnen nicht schlecht zu gehen."

Er blickte ihr in die Augen und lächelte. „Es geht mir ausgezeichnet."

Sein Blick regte sie an und ließ sie hübscher werden.

„Müssen wir hier stehenbleiben, Madame?"

„Nein, ich begleite Sie ein Stückchen", sagte sie und wendete sich an Ingelene. „Ich bin so häßlich, wenn ich mich langweile!"

„Langweilen Sie sich denn, Madame?"

„Oh, grauenhaft! Dieses Sankt Moritz ist unmöglich. Ich habe beschlossen, morgen abzureisen. Wo wohnen Sie?"

„In Samaden", erwiderte Harlander.

„Nom de dieu! In Samaden. Wie kann man?" Sie musterte blitzschnell Ingelene. Nettes Mädel, aber Samaden?

„Wir haben eine Villa gemietet."

„So." Sie kühlte ab. Stilles Glück. Komische Tiere, diese Männer!

„Seien Sie nett, Madame Lantadilla, und kommen Sie jetzt mit uns nach Samaden. Einen Löffel Suppe gibt es unbedingt, nicht wahr, Fräulein von Goertz?"

„Aber gewiß, Herr Harlander", entgegnete Ingelene förmlich und schloß sich ab.

Die Lantadilla blieb unschlüssig vor ihrem Hotel stehen. Man kannte sich nicht aus. War das stille Glück schon zu Ende?

„Überlegen Sie nicht so lange!“

„Wie kommen wir jetzt nach Samaden?“

„Mein Wagen wartet vor der Post. Er bringt Sie abends wieder zurück. Nur Mut! Es wird schon schief gehen.“

„Ich komme gern, wenn ich nicht störe.“

„Sie stören furchtbar, schöne Frau, aber trotzdem kommen Sie.“

Wie fröhlich Harlander lachen konnte! Ingelene beneidete diese aufreizend häßliche Frau, die sie für eine Kokotte zu halten geneigt war. Aber mußten Kokotten nicht hübsch sein?

Sie stiegen in den Wagen.

„Vor einer halben Stunde hätte ich mir nicht träumen lassen, daß ich mit Ihnen nach Samaden fahren würde.“

„Ja, das Leben ist wunderbar“, sagte Harlander und blickte vergnügt die beiden Frauen an.

Lieber zu Fuß laufen, lieber betteln, lieber hungern, fühlte Ingelene und war dem Weinen nahe. Warum demütigte Harlander sie, indem er sie neben eine solche Frau setzte? Was hatte sie ihm getan? Woher rührte dieser Stimmungswechsel seit dem gestrigen Tag?

„Im Winter habe ich in Paris getanzt“, erzählte die Lantadilla.

Eine Tänzerin, keine Kokotte, stellte Ingelene fest und wurde grundlos noch erbitterter.

„Im Frühjahr in Nizza, aber es war nirgends viel los. Die ganze Welt hat Katzenjammer. Die Menschen haben zu viel Blut getrunken.“

„Wann kommen Sie wieder nach Berlin?“

„Im Herbst vielleicht.“

„Sie haben doch während des Krieges mit der Berliner Firma Huber und Co. in der Grolmanstraße in Geschäftsverbindung gestanden!“

„Wovon sprechen Sie, lieber Harlander? Ich habe nie mit einer ähnlichen Firma zu tun gehabt.“

Harlander lächelte und schwieg, um der Wiedergefundenen nicht die Laune zu verderben. Er wußte, soweit man dies überhaupt wissen konnte, daß Lantadilla für Deutschland und für die Entente Spionagedienste geleistet hatte. Es war ein gefährliches Geschäft gewesen, das jeden Tag durch einige Gewehrkugeln liquidiert werden konnte, aber diese Gefahr, in die sich eine Frau um des Geldes willen stürzte, hatte Harlander damals so gereizt, daß er sich um die Lantadilla mit einer Ausdauer beworben hatte, die er sonst nur bei sehr gewinnversprechenden Unternehmungen zu entwickeln pflegte.

„Wie drollig!“ rief die Lantadilla und besah das Haus auf dem Muntarütsch mit gönnerhafter Überlegenheit. „Hier wohnen Sie?“

„Hier wohne ich.“

Ingelene hatte sich entschuldigt und war in die Küche gegangen. „Ich verstehe“, sagte die Lantadilla und blickte Fräulein von Goertz nach.

„Was verstehen Sie?“

„Ihre Geliebte ist hübsch.“

Harlander wurde heiß. Er sah Ingelene im Morgenschlummer, sah jede Linie ihres Körpers wieder, erlebte den Kampf seines Verzichts aufs neue. „Fräulein von Goertz ist nicht meine Geliebte.“

Die Lantadilla lachte. „Wir sind doch unter uns, mon vieux.“

„Fräulein von Goertz ist nicht meine Geliebte.“

„Oh lala, lehren Sie mich die Weiber kennen!“

„Fräulein von Goertz ist meine Pflegerin.“

„Sie machen durchaus den Eindruck eines Patienten, lieber Harlander.“

„Ich war schwer krank.“

Das Mädchen trat ein und begann den Tisch zu decken. Harlander geleitete die Lantadilla auf die Terrasse.

„Können Sie das verstehen, Harlander? Ich habe Sehnsucht nach Gefahr.“

„Man müßte wieder einen netten, kleinen Krieg anzetteln. So meinen Sie doch?“

„Man muß um sein Leben zittern, Tag für Tag, Stunde für Stunde.“

Sie wünscht sich mein Leben, dachte Harlander und fühlte sich mit dieser Frau verknüpft. Aber als Ingelene wieder sichtbar wurde und zu Tisch bat, versank die Lantadilla. Alle Sehnsucht galt der jungen Unberührten.

Das Gespräch wurde von der Lantadilla geführt, die nicht ermüdete. Ingelene hörte höflich zu, ohne den Mund zu öffnen. Sie saß da und war weit weg. In ihrem Kopf summte eine tiefe, eintönige Stimme: Uralte Wasser steigen. Quälend und vollkommen sinnlos: Uralte Wasser steigen.

„In Nizza sah ich einen russischen Großfürsten, der als Croupier in einem Spielklub angestellt ist. Er wird Monsieur Michel gerufen und scheint sich ganz wohl zu fühlen.“

Uralte Wasser steigen ...

„Warum sollte er sich auch nicht wohlfühlen? Er ist in seinem Milieu geblieben und spielt nur eine andere Rolle.“

„Man muß vielleicht die Rollen wechseln, um nicht vor Langweile zu sterben."

„Man muß die Rollen wechseln."

Nach dem Essen verschwand Ingelene und zog sich in ihr Zimmer zurück. Die Luft um sie herum sang: Uralte Wasser steigen. Ich werde verrückt, dachte Ingelene und saß hilflos versunken in einem Winkel.

Harlander fühlte sich im Stich gelassen und aufgegeben, da Ingelene nicht wiederkam. Trotz und Auflehnung trieben ihn zur Lantadilla, die rauchend auf einer Ottomane lag. Er setzte sich neben sie und strich mit unentschlossenen Händen über ihre Hüften.

Die Lantadilla starrte lässig zur zirbelholzgetäfelten Decke.

„Ich habe mich nach Ihnen gesehnt", sagte er ruckweise.

Sie blinzelte spöttisch.

„Ich habe mich seit gestern nach dir gesehnt."

„Blagueur, va!"

„Ich habe mich nach einer Lantadilla gesehnt."

„Du bist nicht höflich, mein Freund."

Er beugte sich nieder und küßte sie durstig auf den Mund, der sich langsam öffnete.

„Genug. Die — Pflegerin kann kommen."

Er bedeckte ihre Brust mit verzweifelten Küssen.

„Vernünftig sein!"

Sie hob seinen Kopf und richtete sich auf.

„Wir müssen zusammensein", sagte er mit vertrockneter Stimme.

„Ich fahre morgen nach Zürich."

Es ist vielleicht besser, daß sie nach Zürich fährt, dachte er in wirrer Bedrängnis.

„Komm mit!"

Wer rief? Lockte Musik, die Stadt, das Leben?

„Ich reise mit dem Mittagszug."

Was hielt ihn hier zurück?

„Du steigst in Samaden in den Zug."

Er riß sie an sich und flüsterte in ihr Ohr, als fürchtete er den Klang seiner Stimme: „Ich fahre mit dir."

Ingelene begann einen Brief zu schreiben:

„Lieber Conny, wir sind arme Teufel. Du hast recht. Ich bin sehr unglücklich."

Sie überlegte: Warum bin ich unglücklich? Die Feder wurde trocken. Viel Zeit verrann.

„Ich möchte nach Haus fahren. Uralte Wasser steigen."

Sie strich es aus.

„Wir sind arme Teufel, Conny."

Es klopfte. Sie zerriß den Brief und öffnete.

Harlander stand in der Tür. Sein Gesicht war hart und dunkel. „Madame Lantadilla fährt weg. Wollen Sie ihr nicht Adieu sagen?"

„Muß das sein?" Ihre Lippen zitterten in Empörung.

„Es wäre ein Gebot der Höflichkeit, Fräulein von Goertz."

Sie stieg mit gelösten Knien die Treppe hinab und empfahl sich von der Lantadilla, die die große Dame spielte.

Der Wagen rollte zu Tal. Harlander stand vor dem Haus und winkte.

„Wenn die Dame wiederkommt, gestatten Sie wohl, Herr Harlander, daß ich mich zurückziehe." Sie hatte einen aufrührerischen Zug um den Mund.

Harlander sah sie überrascht an, wollte scharf entgegnen und überwand sich. „Keine Bange, Fräulein von Goertz. Die Dame kommt nicht mehr."

Ingelenes Gesicht entstraffte sich und wurde weich.

Er lächelte höhnisch. „Aber wo bleibt die allgemeine Menschenliebe, die Sie mir so warm ans Herz gelegt haben, verehrtes Fräulein?"

Ingelene suchte vergeblich nach Worten.

„Frauen untereinander sind wohl von der Gnade ausgeschlossen? Und eine preußische Oberstleutnantstochter kann unmöglich mit einer Tänzerin sprechen! Na, sagen Sie selber: Ist die allgemeine Menschenliebe eine schwere Pleite oder nicht?"

„Sie wollen nicht verstehen", sagte sie bedrückt und wehrlos.

„Nein, das will ich allerdings nicht verstehen", antwortete er und stieg durch die Wiesen den Hügel hinan, wo die Lärchen wehten.

Das Abendessen verlief in grauer Stimmung. Sparsame Worte schleppten sich mühselig von einem zum andern. Jeder Bissen würgte Ingelene im Hals.

Der Abend war so ungewöhnlich mild und lau, daß sie auf der Terrasse sitzen konnten. Sie saßen schweigend und fremd.

Harlanders Gedanken flogen nach Zürich, spielten um den winkenden Körper der Tänzerin, steigerten Erwartung zu Sehnsucht. Wie langsam kam die Nacht! Wie weit war der Weg bis morgen!

Wir müssen einander helfen, fühlte Ingelene und krampfte ratlos die Hände zusammen. Wie kann ich ihm helfen? Und

warum hilft er mir nicht? Ihre Augen trauerten in das eindunkelnde Tal. Unheil flog heran, und man konnte nicht abwehren. Ohne Glanz hingen die Sterne am ermatteten Spätsommerhimmel.

Harlander beschloß, von der Reise nach Zürich erst morgen früh Mitteilung zu machen, als fürchtete er Einwendungen, die die „Pflegerin" erheben könnte. Oder war es Scham, Befangenheit, Schuldbewußtsein?

Wenn man jetzt sprechen könnte, dachte Ingelene, unverhüllt sprechen, geborgen im Dunkel der Nacht, aber sie wußte gar nicht, was sie zu sagen hatte, so tief unter dem Wirkungskreis von Worten lagen ihre Gefühle.

Man saß schweigend und fremd. Die Grillen sangen in den Wiesen.

Wie ein taktvoller Ehemann, der einen Seitensprung vorbereitet, kam sich Harlander vor, als er am nächsten Morgen mit der harmlosesten Miene von der Welt erklärte: „Ich muß heute nach Zürich fahren, Fräulein Ingelene."

Sie hob ihre Augen, die verschleiert und mutlos blickten, und begriff nicht sogleich, um was es ging. „Nach Zürich?"

„Ich muß Geld holen", log er und hatte ein Gefühl des Unbehagens.

Sie stand auf. „Ich werde rechtzeitig fertig sein, Herr Harlander."

„Das ist vielleicht nicht notwendig", stotterte er und geriet in lächerliche Verlegenheit. „Sie brauchen sich wirklich nicht zu bemühen, liebes Fräulein Ingelene."

„Ich verstehe nicht."

„Ich kann doch allein nach Zürich reisen. Finden Sie nicht?"

„Es ist meine Pflicht, Sie zu begleiten, Herr Harlander."

„Sie können sich die Mühe der Reise ersparen, Fräulein Ingelene. Ich komme abends in Zürich an, gehe in ein Hotel, hole morgens früh Geld und fahre mittags wieder zurück. Ich fühle mich, dank Ihnen, so wohl, daß ich mir die Reise zutrauen darf."

Ingelene stand versteint. Sie wurde ausgeschaltet. Sie war überflüssig. Er wollte allein fahren. Er traf sich mit der Tänzerin.

„Das heißt mit andern Worten: Sie brauchen mich nicht mehr, Herr Harlander."

„Wie dürfen Sie das sagen, Fräulein Ingelene!"

Sie nahm alle Kraft zusammen. „Ich bitte um meine Entlassung, Herr Harlander."

Er stand erregt auf. „Fräulein Ingelene!"

„Ich verzichte auf mein Gehalt, lassen Sie mich nur nach Haus fahren!"

„Warum denn? Was ist geschehen? Wie kommen Sie auf solche Gedanken?"

Wie ein kleines Mädel faltete sie die Hände und bat: „Lassen Sie mich nach Haus fahren, Herr Harlander!"

„Sie dürfen solchen Launen nicht nachgeben. Sie enttäuschen mich, Fräulein von Goertz."

Er schritt auf und ab und sagte, im Lügen sanfter werdend: „Ich begreife die ganze Geschichte nicht. Warum diese Aufregung? Ich wollte Ihnen eine unnötige Eisenbahnfahrt ersparen. Bitte, wenn Sie sich dadurch zurückgesetzt fühlen, reisen Sie mit."

Sie hielt Tränen zurück. Ihre Stummheit, die er als Vorwurf empfand, reizte ihn.

„Aber wenn Sie auf Ihrer Entlassung bestehen, Fräulein von Goertz, dann wollen wir morgen nach Berlin zurückreisen. Allein kann ich hier nicht bleiben, das wissen Sie ebensogut wie ich."

Ihre Augen starrten auf die Wiesen und erblickten die erste Herbstzeitlose, die wie ein Lila-Abschiedssignal durch das Tal schrie.

„Sie müssen nur die Freundlichkeit haben, Fräulein von Goertz, mir baldigst Ihren Entschluß mitzuteilen, denn wenn wir morgen nach Berlin reisen, ist meine Fahrt nach Zürich überflüssig."

Vielleicht tat sie ihm Unrecht? Vielleicht bildete sie sich die Verabredung mit der Lantadilla nur ein? Vielleicht wollte er wirklich bloß Geld holen?

„Nun, wie entscheiden Sie sich, Fräulein von Goertz?"

„Ich bestehe nicht auf meiner Entlassung, Herr Harlander." Ihre Stimme klang hilflos.

„Na, Gott sei Dank!" rief er erleichtert. „Die Krise ist gelöst. Jetzt sind wir wieder gute Freunde?" Er streckte ihr seine Hand entgegen. Sie nahm sie zaghaft und vermochte den Druck nicht wiederzugeben.

Als Harlander einige Stunden später zum Bahnhof ging, hatte er alles vergessen und marschierte frohgemut seinem Abenteuer entgegen. Ingelene blickte ihrem Pflegebefohlenen nach, der sie zum erstenmal allein ließ, und kam sich entwurzelt vor.

Nach einer Weile schnob der Zug von Sankt Moritz heran, machte halt, fuhr weiter und stürzte sich ins Tal. Nur einige

Rauchwölkchen blieben zurück, hingen reglos in der silbrigen Luft und zerflossen endlich.

Ingelene stand auf der Terrasse und beobachtete das Vergehen der Wölkchen. Noch stärker wurde das Gefühl, mutterseelenallein auf der Welt zu sein, verlassen, zurückgeblieben, von Flüchtenden vergessen. Ein Vogelheer zog nach Süden. Ingelene breitete die Arme aus und ließ sie gleich wieder entmutigt sinken. Ihr Herz verströmte und wußte nicht, wohin.

Plötzlich, wie grellweißer Blitz, schlug Angst in sie ein, panische Angst, die ihr Bewußtsein erschütterte. Mit einem Schlag ward alles klar, was in diesen zwei Tagen sich ereignet hatte.

Ingelene griff nach einem Halt, so abgründig war der Blick, der sich ihr eröffnete. Daß Harlander sie aus dem Schlafzimmer gewiesen, daß er Sekt und flotte Musik verlangt, daß er die Lantadilla aufgegriffen hatte, dies waren Handlungen gewesen, deren Antrieb sie jetzt erkannte. Jedes Teilchen paßte zum Gesamtbild: Harlanders Zerstörung hatte begonnen.

Ungeheures Schuldgefühl fraß an Ingelene. Es war ihre Pflicht gewesen, zu erkennen, daß der letzte Akt angefangen hatte. Statt den Kranken zu behüten, hatte sie sich Empfindlichkeiten hingegeben und schließlich erlaubt, daß er allein nach Zürich fuhr. Wer konnte dafür bürgen, daß er wirklich nach Zürich reiste, wenn sein Geist umdunkelt war?

Ratlos, wie in einen Käfig gesperrt, lief Ingelene auf der Terrasse. Die ganze Welt erschien vergittert und umzäunt.

Was mußte sie tun? Nachreisen? Der nächste Zug ging erst abends.

Viele Stunden der Zerrissenheit strömten über Ingelene hinweg, ehe sie eine Brücke fand, die zum andern Ufer führte. Sie beschloß, an das Hotel zu telephonieren, in dem Harlander absteigen wollte.

Der Zug traf nach sechs Uhr in Zürich ein. Zehn Minuten später konnte Harlander im Hotel sein. Sie rief um halb sieben an.

Ein Herr namens Harlander war nicht da.

Vielleicht hatte der Zug Verspätung, tröstete sich Ingelene und verlangte eine halbe Stunde später das Züricher Hotel, aber die Verbindung kam nicht zustande, denn das Postamt schloß um sieben Uhr.

Ingelene kroch mühsam, wie eine alte Frau, zu dem abendlich erglühenden Haus hinauf. Ihr Gesicht war grau und von Angst verzerrt.

16. Als Schaumblase sieh diese Welt

Die scheidende Sonne schüttete Goldströme über die Bahnhofstraße, als Harlander in der Verklärung des schönen Abends mit der Lantadilla dahinfuhr. Fröhliche Menschen kamen des Weges, Fensterscheiben blinkten, Kinder lachten, junge Mädchen trugen abendrotleuchtende Gesichter, — wie leicht war das Leben! Wie fern war Sterben!

Harlander trat in eine kleine, seidewattierte Wohnung. Ein hübsches Stubenmädchen knickste. Teppiche umschmeichelten die Füße. Ein Hündchen bellte. Die Lantadilla lachte, warf den Hut in eine Ecke, fuhr wie Wirbelwind durch alle Räume. Es roch betäubend nach „Le jardin de mon curé".

„Nehmen Sie Platz, mein Herr."

Harlander stand da wie einer, der sich an einen Traum erinnern will.

„So setz' dich doch!" Sie drückte ihn auf einen Sessel, schoß davon, verfolgt vom Hündchen, und kam mit Zigaretten wieder. „Rauchen?"

Er ergriff sie, zog sie zu sich herab und küßte sie auf den Mund, heiß und lange, in tiefen Schlucken.

„Hungrig?" fragte die Lantadilla und ließ ihre Nasenflügel wehen. Er lächelte und riß sie wieder an sich.

Das junge Stubenmädchen ging sachlich durch das Zimmer.

Die Lantadilla glühte auf und biß Harlander in die Lippe, daß er zusammenzuckte. „Genug, junger Mann!"

Sie hielt seinen Kopf fest, gab ihm einen zärtlichen Schlag auf die Wange und wiederholte: „Genug, junger Mann! Ich muß mich umkleiden."

Er verzog den Mund.

„Wollen wir nicht ausgehen? Bitte, bitte, wir wollen ausgehen, Lieber. Ich führe dich in den Klub."

„Was sollen wir im Klub?"

Sie saß auf seinem Schoß und legte die Arme um seinen Hals. „Ich muß spielen. Nur eine Stunde, Lieber! Nicht länger. Ich werde nervös und ekelhaft sein, wenn du mich heute nicht spielen läßt."

Er rang nach ihrem Mund.

„Später! Später!"

Harlander war allein. Froher Lebenslärm der Straße kam durch die Fenster. Eine Geige verhauchte in den Abend. Im Nebenzimmer rauschte Wasser. Zeit zerfloß in nichts.

Die Dämmerung kroch heran, aber der Himmel blieb hell und festlich. Die Welt umfang Harlander und verlöschte Kummer, Herzleid, Schrecknis der Zukunft. Der Augenblick galt, diese einmalige Stunde des Züricher Sommerabends in einem seidenwattierten Zimmer, das nach „Le jardin de mon cœ é" roch.

„Du darfst hereinkommen."

Er fuhr in die Höhe, wie aus dem Schlaf gerissen, und folgte der Stimme.

Die Lantadilla saß vor dem Frisierspiegel, in rubinrotes Licht getaucht, das von den Seidenschirmen der Lampen kam und die Bläße des Gesichts erwärmte. Im losen Mantel saß sie da und ließ ihre Haare ordnen.

Wie schön ist diese häßliche Frau, dachte Harlander erstaunt und versank in den Anblick des Spiegelbildes.

„Heute werde ich gewinnen. Ich fühle es. Du bringst mir Glück."

Er brachte Glück? Haltloses Lächeln ging über sein Gesicht. „Du bist bescheiden."

„Heute werde ich eine Viertelmillion gewinnen."

„Ist das dein Glück?"

„Kennst du ein anderes?"

„Glück ist leben, dasein, atmen zu dürfen."

Sie lachte ausgelassen. „Du bist alt, Geliebter."

Sie sprang auf, preßte ihren Leib an seinen und fragte stachelnd: „Bist du alt, Geliebter?"

Er drückte sie an sich, daß sie aufschrie: „Du bist jung!"

Er gab sie frei.

Sie fuhren durch die Stadt, den Berg hinauf, hielten vor einer Villa, schritten durch ein bewachtes Tor, gerieten in einen dunkeln Park und tasteten zum Haus hin. Zögernd öffnete sich die Tür. Argwöhnische Blicke. Kontrolle.

‚Ist Madame Vivian nicht hier?" fragte die Lantadilla herrisch.

Eine schlanke, sehr blonde Dame kam würdevoll die Treppe herab.

„Man macht uns Schwierigkeiten, meine Liebe. Ah, quelle crapule!"

„Verzeihung, meine Teure", sagte die Hoheitsvolle mit heiserer Stimme. „Es sind neue Leute."

Die Lantadilla stellte ihren Berliner Freund vor.

„Sehr erfreut, mein Herr."

Sie traten in einen Saal, der von Speisenden halb gefüllt war. Aus einer Nische sprühte zärtliche Musik. Der Vorgeiger schmachtete in sordinierten Doppelgriffen.

Die Lantadilla wählte einen Tisch auf der offenen Veranda, die von den dunkeln Parkbäumen umweht war. Über die Wipfel hinweg glitt der Blick zu den Lichtern der Stadt, die steil hinabliefen und Kränze um den See legten. „Gaston soll kommen", befahl die Lantadilla.

Ein altes Pariser Gamingesicht erschien.

„Lieber Freund, stellen Sie ein vernünftiges Souper zusammen. Le bon vieux temps, n'est-ce pas? Comme jadis, chez Lapérouse. Wir wollen dem Maharadschah imponieren."

Der Pariser blickte Harlander an und lächelte. „Sie werden bedient sein, Madame."

Die Musik schwebte heran, wolkig und mit Süßigkeit des Lebens getränkt. Die Baumkronen wiegten sich im Rhythmus.

„Der Wein ist anständig?" fragte die Lantadilla.

Harlander trank sein Glas leer und lächelte ihr zu. „Du bist schön", sagte er träumerisch. „Du bist mehr als schön. Du bist wie die Sekunde vor der Erfüllung."

Ihr Gesicht entschälte sich im vorrückenden Abend und begann von innen heraus zu leuchten. „Ich sitze hier wie als Kind im Theater, bevor der Vorhang aufgeht", erzählte die Lantadilla und blickte nachdenklich in den Saal. „Jetzt ist noch alles unbestimmt und verborgen, aber in einer Sekunde werde ich wissen, ob ich gewinne oder verliere. Jetzt könnte ich noch weggehen und die Frage unbeantwortet lassen, aber wäre das Leben nicht armselig, wenn man Angst vor den Antworten hätte?"

„Du bist wie der Wille zum Leben", sagte Harlander und versank in ihren Augen.

„Ich war einmal —." Sie zögerte und trank. „Ich war einmal zehn Minuten vor dem Tod, acht, sieben, sechs Minuten vor dem Tod. Drüben, dans la douce France. Ein blödsinniges Mißverständnis. Kannst du begreifen? Sechs Minuten vor dem Tod!"

Er packte entsetzt ihre Hand. „Du bist nicht wahnsinnig geworden?"

„Oh lala, da war keine Zeit zum Wahnsinnigwerden, mein liebes Herz. Da mußte man sich mit aller Kraft ans Leben hängen, daß es nicht davonlaufen konnte."

„Und es lief nicht davon?"

Sie lachte. „Säße ich jetzt mit dir im Tripot der Madame Vivian? In der fünften Minute haben sich die Idioten wegen des Mißverständnisses bei mir entschuldigt."

„Ich möchte dich küssen", flüsterte er sehnsüchtig und berauschte sich an ihrer Furchtlosigkeit.

„Später, später", sang ihre Stimme verheißungsvoll und hob ihn über sich hinaus.

Die Veranda löste sich vom Haus ab und schwebte unter dem nächtlichen Himmel dahin, umwogt von Sternenchören, die brausend anschwollen.

„Waren Sie zufrieden?" fragte Madame Vivian.

„Ja, ja, aber warum spielt man noch nicht, meine Liebe?"

„Wir können erst um elf Uhr beginnen."

„Warum denn, zum Teufel? Ist das Kantonsbeschluß?"

„Es ist Vorsicht, meine Teure."

„Man wird zu Mouradyan Lalé gehen", drohte die Lantadilla.

„Ich habe zur Entschädigung ein kleines Cinéma eingerichtet", erklärte Madame Vivian unterwürfig. „Es ist drollig."

Sie gingen in den Raum, der für die Vorführung bestimmt war. Die Gesellschaft aus dem Speisesaal strömte nach. Harlander hielt die Hand der Lantadilla fest und bedeckte sie mit Küssen, als das Zimmer verdunkelt wurde.

Ein Pariser Film rollte ab, der die Leiden eines Ehemannes zeigte, dessen junge Frau in den entscheidenden Augenblicken Lachkrämpfe bekam. Harlander starrte ungläubig auf die Leinwand und geriet in peinvolle Verlegenheit. Die Frauen im Zuschauerraum schrien vor Lachen. Die Lantadilla sagte laut und erbittert: „Das ist gut für die Provinz, aber nicht für einen seriösen Klub." Sie stand auf und ging, von Harlander gefolgt, aus dem Zimmer. „Wir fahren zu Mouradyan Lalé."

„Mußt du heute spielen?" fragte Harlander schüchtern.

„Nur eine Stunde, mein Lieber. Ich bin ausgehungert, Lieber!"

Madame Vivian stürzte herbei und versöhnte die Zornige, indem sie das Spiel früher beginnen ließ. — —

In dieser Stunde irrte Ingelene in ohnmächtiger Bedrängnis durch das Haus am Muntarütsch. Schatten gingen mit ihr. Das Herz zuckte wie eine offene Wunde.

Mit einem Buch in der Hand, in dem sie zu lesen versucht hatte, lief Ingelene ruhelos durch die Räume, deren Entseeltheit Schauer in ihr Blut goß. Sie drang in Harlanders Schlafzimmer und blieb gelähmt an der Tür stehen, als sie der

freundlich lächelnden Kwannon in die Augen sah. Dann löste sich ihre Erstarrung und wich demütiger Hingabe an die Göttin.

Voll Ehrfurcht näherte sie sich der Kwannon, umspannte ihren kühlen Leib mit scheuen Fingern und stellte ihn auf den Tisch, zu dem sie sich setzte. Aug' in Aug' verblieb sie mit der Lächelnden, deren Antlitz keine Schrecken mehr barg.

„Hilf mir!" betete Ingelene mit stummen Lippen in wunderlicher Entrücktheit. „Hilf mir!" Sie sah so starr und inbrünstig der kleinen Göttin entgegen, bis eine hauchzarte Schleierwand sich vor ihre Augen schob.

Dann stieß durch die zartesten Schleier ein dünner Silberton:

„Als Schaumblase sieh diese Welt!
Als Luftgebild sieh diese Welt!
Dann sieht dich, der du also schaust,
Der Herr des Todes nimmermehr."

Ingelene seufzte tief auf, wie eine Schlafende, die aus einem Traum gleitet.

Die Kwannon sang:

„Oh, wie so glücklich leben wir,
Die wir gar nichts besitzen, nichts!
Von Heiterkeit durchsättiget,
Wie lichte Götter strahlen wir."

Wie lichte Götter strahlen wir, wiederholte Ingelene und lächelte selig.

Zum drittenmal tönte die Silberstimme:

„Wer nichts erhofft von dieser Welt,
Wer nichts erhofft von jener Welt,
Den Hoffnungsfreien, Weltlosen,
Den heiß ich einen Heiligen."

Wer nichts erhofft von dieser Welt, sang die Träumende mit so starker Stimme, daß die Schleier rissen.

Ingelene tauchte auf und fand zu sich zurück. Vor ihr lag das Buch aufgeschlagen, welches hieß Dhammapadam, Pfad der Wahrheit. — —

„Banco solo!" rief die Lantadilla, kampflustig und bebend wie ein Vollblut beim Start.

Harlander stand lächelnd hinter der Fiebergeschüttelten.

Die Lantadilla verlor. „Lieber, du darfst nicht hinter mir stehen."

Er ging um den Tisch herum und stellte sich der Spielenden gegenüber auf. Er hörte undeutlich verschwommen Stimmengeräusch, das Wiegen der Parkbäume im Nachtwind, ferne Musik, Klappern der Spielmarken, er sah ein weißes Gesicht, beglüht von heißen Augen, sah einen Hals, den er küssen würde in zwei Stunden oder drei, spürte, wie mühelos das Blut, vom Wein gelockert, durch die Adern floß, und hatte das betörende Gefühl, als ließe das Schicksal endlich, endlich die Schlinge ein wenig loser.

Kein Blick kam von der Lantadilla zu dem wartenden Liebhaber. Ihre Leidenschaft verströmte an Kartenblätter. Verströmte danklos, denn die Karten standen gegen sie auf. Harlander sah, daß die Lantadilla wie eine Schiffbrüchige gegen das Ertrinken sich wehrte. Sie starrte verloren in die Luft, zählte zitternd Spielmarken, sprach erregt mit unbekannten Menschen, zischte Flüche der Gosse durch die Zähne, minderte Sätze, um sie eine Sekunde später zu verdoppeln, machte den Eindruck einer hoffnungslos Geschlagenen.

Harlander spürte zärtliches Mitleid mit der Hinfälligkeit der Besiegten, die den Tod nicht fürchtete, aber von widrigen Karten zerschmettert wurde.

Die Lantadilla erhob sich und trat zu Harlander. „Pas de veine! Ich habe alles verloren", sagte sie mit verlegenem Lächeln und war dem Weinen nahe, so sehr fühlte sie sich von der Niederlage gedemütigt. „Gib mir etwas zu trinken."

Er reichte ihr ein Glas.

„Wir hätten zu Mouradyan Lalé gehen sollen."

Sie blickte sehnsüchtig zu dem Spieltisch hinüber. Dieser Blick erweckte in Harlander die Empfindung, daß er an der Niederlage teil habe und als Geschlagener das Zimmer verlasse.

„Komm! Wir wollen gehen", sagte die Lantadilla freudlos und müde.

„Nein!" rief Harlander und beschloß, um das Glück dieser Nacht zu kämpfen. „Einen Augenblick, bitte." Sie sah ihm unsicher nach.

Eine Weile später brachte er ihr für fünfzigtausend Franken Spielmarken. „Du mußt weiterspielen. Du wirst gewinnen!"

Das Gesicht der Lantadilla straffte sich, erwachte, wurde von Wellen heißester Zärtlichkeit überflutet. „Du! Du!" stammelte sie erregt und schenkte sich ihm mit allen Fasern.

„Nicht pointieren!" warnte Harlander, plötzlich kühl und besonnen werdend. „Du mußt selber eine Bank halten."

„Ich darf selber eine Bank halten?"

„Nur Schwachsinnige pointieren."

Bei der nächsten Versteigerung kaufte die Lantadilla die Bank.

„Du wirst gewinnen", flüsterte Harlander und goß Willen zum Sieg in das kleine gerötete Frauenohr. Ich werde gewinnen, wiederholte sich die Lantadilla und übersah mit Raubtieraugen die Sätze, die auf dem Tisch lagen.

„Die Bank hat neun." Wie eine blitzende Schneide zuckte der Ruf durch das Zimmer.

Die Lantadilla gewann unwiderstehlich. In wilden Kaskaden schlug das Glück über ihrem Kopf zusammen. Die feindlichen Reihen gerieten in Verwirrung. Entmutigt und unsicher tasteten die Spieler.

Harlander lächelte ziellos.

Vierzig Minuten waren vergangen. „Eine Suite geben!" befahl Harlander.

Die Lantadilla erhob sich, die von Spielmarken überquellende Schüssel an ihre Brust gepreßt. Setzte sich in eine Ecke und begann zu zählen. Niemals hatte Harlander ein schrankenloser glückliches Gesicht gesehen.

„Wir haben zweihunderttausend Franken gewonnen", hauchte die Lantadilla, von Seligkeit erstickt.

Sie trug die Marken zur Kasse und brachte Geld zurück. „Es war noch mehr. Du bekommst hundertfünftausend", strahlte sie und schob ihm die Scheine zu.

„Es ist dein Geld."

Sie begriff nicht.

„Komm!" bat er.

„Das kann ich nicht annehmen, Lieber."

Er hatte körperlichen Ekel vor den bedruckten Papierblättern.

„Dein Geld mußt du wenigstens zurückhaben", sagte sie fast zornig und stopfte die fünfzigtausend Franken in seine Tasche.

Sie schritten durch den dämmernden Park. Erste Vogelrufe zerschnitten die Luft. Die Lantadilla blieb unter einer Platane stehen und warf, vom Sieg berauscht, die Arme um Harlanders Hals. Auf der Straße war es schon ganz hell. Blaßblau wölbte sich ein hoher Himmel.

Sie fuhren an erwachenden Häusern vorbei in die Stadt hinunter. Bäckerläden öffneten sich. Kleine Bürger traten vor die Tür und schnupperten dem Morgen entgegen. Eilige Männer gingen zur Arbeit. Eine alte Frau erklomm mühsam die Kirchenstufe.

In der Wohnung roch es nach „Le jardin de mon curé". Das Hündchen bellte.

Die Lantadilla tanzte wie eine Besessene durch die Zimmer und verstreute ihre Kleider in alle Winkel. „Du!" flüsterte sie, tief schluckend, und verbrannte Harlander mit Küssen. — —

Ingelene stand vor dem Postamt in Samaden und wartete, bis die Tür geöffnet wurde.

Das Züricher Hotel antwortete, daß ein Herr Harlander dort nicht abgestiegen sei.

Ingelene verließ das Postamt und schritt gesenkten Hauptes durch die morgendlichen Wiesen. Eine Silberstimme sang in ihrem Ohr:

„Als Schaumblase sieh diese Welt!"

17. Die leeren Hände

Als Harlander die Augen aufschlug, hatte er das sonderbare, aber nicht unangenehme Gefühl einer vollkommenen Gelöstheit und Zersplitterung. Seine Blicke wanderten, durch ihren eigenen Willen bestimmt, über Seidenwände, machten vor einem Frauenakt halt und verfingen sich dann in den Spitzen der Fenstervorhänge. Unmöglich erschien es, Ort und Zeit festzustellen. Man lag und atmete.

Eine Uhr schlug. Harlander zählte automatisch und kam zu der Zahl elf, mit der er nichts anzufangen wußte. Elf, dachte er. Elf.

In Stille gehüllt war dieser Raum, in dem man lag und atmete. Nach einer Weile aber kam ein Mann und stapfte mit schweren Sohlen im oberen Zimmer. Harlander lauschte und entdeckte, daß dieser Mann in seinem Schädelgewölbe spazieren ging. Nun begriff er, daß er in seiner Wohnung am Kurfürstendamm lag. Begriff, daß er jetzt unbedingt zu Geheimrat Gotteswinter gehen müsse. Begriff, daß keine Zeit zu verlieren sei, und versuchte, sich aufzurichten.

„Guten Morgen", sagte die Lantadilla und hatte blanke Augen.

Harlander erschrak heftig und starrte sie an, bis er zur Besinnung kam, die sich als unverständliche Verlegenheit äußerte.

Die Lantadilla drückte auf die Klingel. „Du schläfst ja noch, Menschenskind."

Sie ist kaum eine Spanierin, dachte Harlander in diesem Augenblick. Sie ist aus Posen, im besten Fall aus Warschau.

Das junge Stubenmädchen trug sachlich das Frühstück herein. Harlanders Verlegenheit steigerte sich. Das Hündchen bellte freudig und hüpfte ins Bett.

„Wie spät mag es jetzt wohl sein?"

„Elf Uhr durch."

„Elf Uhr durch", wiederholte Harlander und trank Schokolade. Dann runzelte er die Stirn und wurde ärgerlich, weil er sich an den Namen der Stadt nicht erinnern konnte, wo er eben Schokolade trank.

„Was machst du denn für ein Gesicht?"

„Liebe —, wie heißt diese Stadt?"

„Valparaiso", antwortete die Lantadilla und lachte stürmisch.

„Valparaiso?"

„Du bist ja noch beschwipst. Du! Du! Aufwachen!"

Der Mann im Schädelgewölbe marschierte dröhnend. Wieder tauchte der Name Gotteswinter auf, man saß im Vorgarten eines Kaffeehauses, eine knallrote Seidenbluse stieg ins Zimmer, dann sagte jemand: ‚Sie können mich ja Emma oder Minna rufen. Auf den Namen kommt es mir nicht an.'

„Ich muß zur Bahn", sagte Harlander entschlossen.

„Warum denn?"

„Ich muß nach Haus fahren."

„Bleib doch hier", bat die Lantadilla drängend. „Heute abend gehen wir zu Mouradyan Lalé und knöpfen den Brüdern ebenfalls zweihundert Mille ab. Und morgen, wenn du willst, gondeln wir ein bißchen durch die Welt."

„Ich muß nach Haus."

„Die Pflegerin?"

Jetzt haßte er die Lantadilla. Aber sein Haß schmolz in unklarem Schuldgefühl, das ihm den Brustkorb zuschnürte. „Ich muß nach Haus", wiederholte er leise und bedrückt.

Die Lantadilla zündete eine Zigarette an und rauchte nachdenklich.

„Lebe wohl", sagte Harlander in jäher Schwermut und reichte ihr die Hand.

„Kommst du wieder?"

„Vielleicht."

Plötzlich saß er auf einem Sessel und starrte mit verlorenen Augen die Frau an, das Bett, den kleinen Hund, die Vogelzeichnung der Tassen.

„Du hast einen Katzenjammer, Lieber", stellte die Lantadilla teilnahmsvoll fest. „Bleib hier."

„Ich muß nach Haus.“ Er stand auf. „Dank, schönen Dank. Und lebe wohl.“ Er ging aus dem Zimmer und hatte das Gefühl, daß er von mehr Abschied genommen hatte als von der Lantadilla.

Über der Straße lag praller Sonnenschein, der Harlander die Augen schloß. Er schritt bedächtig und blinzelnd über den Fahrdamm, bis er die Schattenseite gewann. Plötzlich überfiel ihn jäher Schwindel und ließ ihn vor einem Auslagefenster halten. Schleier machten ihn blind.

Minutenlang stand er in hilfloser Verlassenheit, ehe er einige pausbäckige Puppen erkennen konnte, die ihm aus dem Fenster zulächelten. Er setzte sich mit Vorsicht wieder in Bewegung, Angst vor neuen Überfällen im Herzen, und fragte sich nach dem Bahnhof durch, wo er einige Bissen zu essen versuchte.

Dann saß er in einem Winkel des Abteils, das schwebend davonglitt und ihn in die Höhe trug. Reue kam und benagte seine Seele. Die verflossene Nacht stand auf und zeugte wider ihn. Wie ein dummer Junge hatte man sich benommen. Wie ein dummer Junge? Wie ein alter Esel hatte man sich aufgeführt und mit Alkohol, Weib, Nikotin eine Nacht verwüstet.

Auf dunkelgrünen Weiden standen buntgefleckte Kühe und glotzten gutmütig. Hütejungen winkten, friedliche Glocken läuteten, hinter ernsten Wäldern steilten rosigschimmernde Berge.

Heiße Sehnsucht nach dem Haus am Muntarütsch versengte Harlander, aber als die Kehren und Tunnels kamen, die Brücken sich über Abgründe schwangen, der Zug zur letzten Höhe keuchte, zerbröckelte seine Sehnsucht und wich quälender Scham.

Scham vor Ingelene.

Er hatte sie betrogen. Nicht mit jenem Weib. Darum ging es nicht. Er hatte sie betrogen, weil er gemein geworden und mit Behagen in die Tiefe gestiegen war. Er hatte sie schmählich betrogen, weil er sich von ihr mit allem, was in ihrer Seele lag, hatte beschenken lassen und diese Geschenke bedenkenlos dahingegeben hatte, um einer bitteren Lust nachzustürzen. Wie ein bestohlener Dieb kam sich Harlander vor.

Ingelene saß fröstelnd auf der Terrasse und blickte mit müdegesehenen Augen in den Abend. Der Hochspannung ihrer Nerven war stumpfe Gleichgültigkeit gefolgt. Eine Welle im Antrieb des Gehirns schien gebrochen zu sein.

Sie wartete, bereit, unter jedem Schlag den Nacken zu beugen. In Asche lag die Landschaft. Kümmerlich ging die Sonne unter. Entzaubert war der Himmel.

Der Pfiff eines Zuges schrillte durch den Abend. Ingelene fuhr zusammen und zog ihr Tuch enger um die Schultern. Vom Bahnhof kam das Knirschen der Bremsen. Nach einer kurzen Weile schlängelte sich der Zug, vorbei an grünen und roten Signallichtern, nach Celerina.

Durch die dämmernden Wiesen stieg ein Mann, langsamer und langsamer werdend, zum Haus hinauf. Ingelene, auf die Brüstung gestützt, starrte ihm entgegen wie einem Gespenst. Ihre Wangen zitterten. „Guten Abend, Fräulein Ingelene", sagte er unsicher.

Sie brachte keinen Laut über die Lippen.

„Ach, du lieber Gott, bin ich froh, wieder zu Haus zu sein!"

Es war ganz dunkel geworden.

Er ging in das Zimmer und machte Licht. „Wie sehen Sie aus!" rief er entsetzt. „Sind Sie krank?"

Sie schüttelte den Kopf und betrachtete Harlander mit brennenden Augen, die durch seine Stirn das Gehirn zu betasten schienen. Er ertrug den Blick nicht und sagte verlegen: „Ich will mir die Hände waschen."

Wie ist er verändert, dachte sie in herzbedrückender Bitterkeit und marterte sich mit Fragen, die sie nicht zu beantworten vermochte. Sie wankte auf die Terrasse zurück, ward vom Gefühl des Ertrinkens überwältigt und hatte wirre Sehnsucht, in die Nacht hineinzulaufen.

Als hätte sich ihr Bewußtsein gespalten, glaubte sie, noch immer im Dunkel zu stehen, während sie Harlander gegenüber am Tisch saß. Sie führte mechanisch Bissen in den Mund und bekam den Geschmack von Erde auf der Zunge.

Sprach Harlander? Erzählte er? Sie hörte nur das Summen einer Fliege.

Dann wurde die Fliege still. Harlander sprach nicht mehr. Erschüttert von der Stimmung dieses Beisammenseins, versank er in graues Brüten und gab sich hemmungsloser Reue hin.

Ingelene sah das Verfallen des Gesichts, das Schlaffwerden aller Muskeln, das Erlöschen der Farbe und stürzte mit einer Frage herbei, als wollte sie den sich im Stich Lassenden aufrütteln. „Sind Sie in Zürich gewesen, Herr Harlander?" Sie erkannte ihre Stimme nicht.

Er hob mühsam den Kopf, kehrte irgendwoher zurück und fragte: „Wie meinen Sie?"

„Sind Sie in Zürich gewesen?"

„Ja, natürlich."

Die Bauernuhr zertrümmerte mit harten Schlägen die Stille des Zimmers.

„Wo haben Sie gewohnt, Herr Harlander?"

Er antwortete sehr sicher, als hätte er sich vor Stunden auf diese Frage vorbereitet: „In dem Hotel am See, wo wir seinerzeit gewohnt haben."

Ingelene hielt einen verzweifelten Schrei zurück. Harlander log. Aber war er für Lüge noch verantwortlich?

Im nächsten Augenblick schoß gleich einer Stichflamme Aufruhr durch ihr Blut, riß alle Dämme nieder, zerschnitt Fesseln, stürmte ohne Besinnung los. Die langen Stunden ohnmächtigen Wartens und angstvoller Zerrissenheit empörten sich, das Herz, das über alle Maßen gequält worden war, verlangte Genugtuung, alle Nerven schrien, die Natur selber lehnte sich gegen die Vergewaltigung durch kranke Lüge auf.

Ingelene sprang auf und sagte mit der erbarmungslosen Grausamkeit der Jugend: „Ich glaube, Sie sind so weit, Herr Harlander."

Sie hatte das Gefühl von Befreiung, als hätte sie Gift überwunden, das in ihren Körper geraten war, aber beim nächsten Atemzug wich das Gefühl des Befreitseins eisiger Leere, die alles verschlang.

Harlander sah zu Ingelene auf und begriff nicht. Er hatte den Klang der Worte gehört, aber ihr Sinn war noch nicht in ihn gedrungen. Ingelene spürte seinen Blick, einen wehrlosen Tierblick, und floh wie eine Mörderin aus dem Zimmer.

Jetzt erst, von der Gebärde der Flüchtenden aufgerüttelt, verstand Harlander. Lähmung machte seinen Körper empfindungslos und ließ ihn die Schauer dieser Sekunden ertragen. Dann begann das Blut wieder zu strömen und schuf den ersten Gedanken: ‚Ich bin so weit.'

Sein zweiter Gedanke war Mißtrauen gegen die Tatsache, daß er den Gedanken: ‚Ich bin so weit' fassen konnte.

Der dritte Gedanke stellte fest, daß das Mißtrauen gegen das „So-weit-sein" für den ersten Gedanken sprach.

Harlander setzte sich zur Wehr. Er ließ seine Blicke durch das Zimmer laufen, sah die Zirbelholztäfelung, den Kachelofen, die Uhr, den Tisch, Gläser, Messer und Obstaufsatz. Er versuchte zu sprechen, das Wort „Ich" zu sagen. Er hörte: Ich. Ganz deutlich.

Er stand erregt auf und sprudelte einen ganzen Satz hervor: „Ich bin in Samaden, in einem Landhaus am Muntarütsch."

Er lief zu einem Spiegel und betrachtete sein Gesicht. Er erkannte einen Berliner Herrn namens Harlander.

Ich bin noch nicht so weit, stellte er ohne besondere Freude fest und ließ sich in einen Sessel fallen. Holte eine Zigarette hervor und vergaß sie anzuzünden. Hörte wunderlicherweise Klappern von Spielmarken, dünne Musik, das Bellen eines Hündchens, die Stimme der Lantadilla. Fiel in eine Art Halbschlaf und gab bereitwillig der Müdigkeit nach, die in seinem erschöpften Körper versammelt war.

Nach einer zeitlosen Spanne raffte er sich auf, beschloß erneut, seine Zigarette in Brand zu setzen, und verzichtete endgültig. Seine Widerstandskraft war gebrochen. Er kämpfte nicht länger und streckte die Waffen. Stumpfe Gleichgültigkeit gegen Leben und Tod überschattete ihn. Sie hat wahrscheinlich recht, vermochte er zu denken. Sie ist jung und hat klare Augen, die sich nicht bestechen lassen. Ich bin so weit.

Er überwand mit großer Willensanstrengung seine verdämmernde Trägheit, erhob sich, wankte auf die Terrasse und starrte blind in die sternlose Nacht, deren Dunkel ihm wie ein schwarzes Tuch entgegenwehte. Kein Laut stieg aus dem Grab der Welt. In solcher Nacht stirbt man, fühlte Harlander, trat in das Speisezimmer zurück, löschte das Licht und stieg vorsichtig die Treppe hinauf.

Seine körperliche Erschöpfung hatte alle Todesangst ausgeschaltet. Er stellte mit vollkommener Seelenruhe die Tabletten und ein Glas Wasser bereit, kleidete sich aus und legte sich zu Bett. Eine Minute lang überfiel ihn solcher Heißhunger nach Schlaf, daß er nicht mehr die Kraft zu haben schien, ihm zu widerstehen. Da machte er, um sich aufzurütteln, eine seitliche Bewegung und erblickte die Kwannon, die ihm gütig zulächelte.

Als ginge ein starker elektrischer Strom durch seinen Körper, wurde Harlander mit einem Ruck nüchtern und hellsichtig. Ich bin noch nicht so weit, erkannte er jählings und klammerte sich mit hoffenden Augen an das Gesicht der Göttin.

Er verharrte, Aug' in Aug' mit der Kwannon, in seliger Entrücktheit, aus der ihn ein Geräusch bei der Tür zurückrief. Er wendete sich um und sah Ingelene, die mit schwankenden Schritten, das Gesicht von Reue zerrissen, auf ihn zukam. Gleich einer Schlafwandelnden trat sie zum Bett, bewegte stumm die Lippen und fiel, verzweifelt aufschluchzend, an Harlanders Brust.

Er fühlte das Zucken des tränengeschüttelten Körpers und streichelte besänftigend die blonden Haare. Nun weiß ich, was Glück ist, dachte er und lauschte andächtig dem jungen Herzen, das gegen seine Brust schlug.

„Ich habe gelogen", stöhnte sie und hob den Kopf, um ihre Schuld offen zu bekennen. „Ich habe gelogen."

Sie richtete sich vollends auf und starrte Harlander an, als sähe sie ihn zum erstenmal. „Ich habe gelogen!"

Ihr Blick ging zum Nachttischchen und entdeckte die Tabletten, die von der Kwannon bewacht zu sein schienen. Die Tränen strömten aufs neue, so ungeheuer war das Glück, daß sie nicht zu spät gekommen war. „Können Sie verzeihen?" Wie ein kleiner, schüchterner Vogellaut klang ihre Stimme.

Harlander fand kein Wort und lächelte ihr Mut zu.

„Ich war besinnungslos. Haben Sie Erbarmen!"

Im unbezwingbaren Gefühl, Buße zu tun, sank sie auf sein Gesicht und bedeckte es mit verzweiflungsvollen Küssen. Sie war freudig bereit, sich selber als Opfer zu bringen, um ihre unerträgliche Schuld zu verringern. Aber während sie Küsse aus seinen müden Lippen trank, erkannte sie, daß sie kein Opfer brachte. Erkannte sie voll Verwirrung, daß sie diesen Mann liebte.

Bebenden Herzens umfing Harlander das junge Mädchen, nach dem seine Sehnsucht geschrien hatte, in heißer Seligkeit wollte er das Glück festhalten, das schenkend sich über ihn neigte, und griff mit leeren Händen in die Luft. Kraftlose Reue ließ sein Blut erstarren und vereiste sein Herz. Die quellende Jugend an seiner Brust fand keine Antwort.

Harlander streichelte die Wange der Geliebten und sagte mit welker Stimme, die in Trauer versank: „Nun müssen Sie gehen, liebes, liebes Ingelenchen."

Sie richtete sich auf und errötete in der tiefsten Demütigung ihres Lebens. Ihr Opfer war verschmäht worden. Ihr Opfer war zu gering gewesen. „Gute Nacht, Herr Harlander", stammelte sie schamgefoltert und wankte zur Tür.

18. Herbst

Nun waren die Wiesen mit unzähligen Herbstzeitlosen bestickt. Spät stieg die Sonne über die Berge und trieb schwerfällig die Morgennebel auseinander, die auf den lila Feldern lagen. Der Mittag leuchtete noch sommerlich, aber der Abend fiel früh ein und breitete Schwermut über das dunkelnde Land.

In den Orten des Engadins wurde es still und schläfrig. Die Fremden versickerten, Läden wurden geschlossen, Züge kamen sparsamer, Silberfäden hingen in der Luft.

In diesen Wochen war Harlander ein herbstlicher Mann geworden, der nach dem erzwungenen Verzicht jener Nacht wunschlos und gelassen die Schnur der Tage durch seine Finger gleiten ließ. Er sprach wenig und leise, hatte ein mildes Lächeln gewonnen und erwartete geduldig das Ausreifen der Früchte, deren Keime eine fremde Hand in ihn versenkt hatte.

Ingelene begleitete den Herbstlichen wie ein dunkler Mollakkord. Die zuversichtliche und tapfere Heiterkeit der Jugend war ihr zerstört worden. Sie fühlte sich ausgeschöpft, entwurzelt und ausgeglüht. Als willenlose Dienerin, von Schuld bedrückt, die zu bezahlen ihr nicht gestattet worden war, glitt sie durch das Leben. Es gab seltene Minuten der Auflehnung, da sie erkannte, daß sie bestohlen worden war, daß dieser Mann alle Kraft aus ihr gesogen hatte, aber ihr Empörertrotz wurde von dem Gefühl, daß ihre Liebe verschmäht worden war, immer wieder zerbrochen. Und wenn früh und grau der Abend niedersank, blieb nichts zurück als die wehe Reue: Allzuviel war versäumt worden, damals in den hellen, leuchtenden Sommertagen.

Stundenlang konnten Harlander und Ingelene in Schweigen versunken durch den Herbst wandern, gleich einem friedlich gealterten Ehepaar, das sich nichts mehr zu sagen hat. Ein freundlicher Blick ersetzte alle Worte, die ihren Sinn verloren hatten und hilflos vergreist waren. Endlos dämmerte der Abend hin beim sanftbeleuchteten Tisch. Im Ofen knisterten die Holzscheite, und die Bauernuhr ging ihren zögernden Gang.

Ingelene las nicht mehr. Es schien ihr, als wären die Bücher aus Glas. Wenn man fester zupackte, zerbrachen sie und verwundeten. Ingelene las nicht mehr, und Harlander merkte gar nicht, daß sich irgend etwas geändert hatte. Er saß, in sich zurückgezogen, und dachte nach, unbekümmert und ohne Maske, als wäre er allein. Was denkt er? fragte sich Ingelene bisweilen und konnte aus dem aufgeblätterten Gesicht nichts herauslesen. Wahrscheinlich denkt er gar nichts, sagte sie sich entmutigt. Er ist nur kalt. Die Menschen sind kalt. Niemand brauchte meine Wärme. Nun bin ich selber kalt geworden.

Herbst und Schwermut waren in dem zirbelholzgetäfelten Haus am Muntarütsch. Nur oben, in Harlanders Schlafzimmer, schimmerte unverändert, wie in den grillendurchsungenen Sommernächten, das freundliche Lächeln der Göttin.

Während einer dunkel verlorenen Regenwoche drang zu Harlander jählings ein Ruf, der lauter und stärker wurde, bis man ihm nicht mehr widerstehen konnte.

Harlander hatte zu Ende gedacht. Nun wurde er wach und riß auch Ingelene aus ihrer Versunkenheit empor. Er befand sich allein im Zimmer, als er aus dem Schacht seiner Gedanken ans Tageslicht gekrochen war, und rief mit wiedergewonnener, starker Stimme: „Ingelene! Fräulein Ingelene!"

Sie hörte den nie mehr erhofften Ruf und lief in das Zimmer.

Er ergriff ihre Hand. „Ingelenchen, setzen Sie sich und hören Sie mich an."

Sie klammerte sich mit ängstlichen Augen an sein erwachtes Gesicht.

„Ingelenchen, wir wollen weg von hier."

„Warum?" hauchte sie und preßte die Hand gegen ihr zitterndes Herz.

„Unsere Zeit ist gekommen, Ingelenchen. Wir wollen nach Berlin."

„Nach Berlin?" Nun war es ein Schrei.

„Ich weiß, was Sie denken, Ingelene. So ist es nicht."

„Nicht nach Berlin!"

„Ingelene, ich sage Ihnen meinen heimlichsten Gedanken: Ich glaube nicht mehr an Professor Gotteswinter. Ich glaube Ihnen, Ingelene. Ich glaube mir. Ich weiß heute, felsenfest und unerschütterlich: ich werde in vier Wochen nicht blödsinnig sein."

Tränen des Glücks rannen über ihr Gesicht.

„Daß ich es weiß, verdanke ich Ihnen, Ingelene. Alles, alles verdanke ich Ihnen. Jeder Gedanke, den ich jetzt zu denken fähig bin, kommt von Ihnen."

Sie hob demütig abwehrend die Hand.

„Still, Ingelenchen, es ist so! Ich werde jetzt nicht verrückt werden." Er begann, jungenhaft übermütig zu lachen. „Ich denke nicht daran. Es haben sich schon mehr Geheimräte geirrt. Ich werde eines Tages sterben wie andere Menschen, wenn ich keine Lust mehr zum Leben habe. Denn — man stirbt nur, wenn man will. Sie haben recht, Ingelene."

Sie lächelte ihm durch Tränen zu.

„Aber jetzt müssen wir nach Berlin zurück."

„Nicht nach Berlin! Wir wollen während der Regenzeit irgendwohin nach Süden, und vor Weihnachten kehren wir

hierher zurück. Wundervoll ist der Winter im Engadin, schöner noch als der Sommer."

„Wir kommen wieder, Ingelene", sagte er zuversichtlich. „Wir kommen wieder, um niemals mehr wegzugehen. Aber zuvor muß ich nach Berlin. Für vier Wochen, für drei Wochen."

„Nicht nach Berlin!"

„Ich muß Ordnung schaffen. Sehen Sie das nicht ein, Ingelene?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Ich kann nicht dulden, daß die Betriebe unter meinem Namen in dieser Weise weitergeführt werden. Es wäre feig und unwürdig. Raten Sie mir zur Feigheit?"

„Ja, Herr Harlander."

Er stockte nachdenklich. „Ich kann nicht feig sein", fuhr er zögernd fort. „Jetzt nicht mehr. Sie haben mich zur Wahrheit und Tapferkeit erzogen, Ingelene."

Sie wehrte sich gegen die Last, die er auf ihre Schultern wälzte. „Ich war jung, dumm, ahnungslos. Ich kannte das Leben nicht, Herr Harlander."

„Ich kannte es nicht, Ingelene. Sie haben mir die Augen geöffnet."

„Fahren Sie nicht nach Berlin", flehte sie inbrünstig mit gefalteten Händen. „Sie haben Geld genug, um zu leben, wie es Ihnen gefällt. Verkaufen Sie die Betriebe und bleiben Sie hier."

„Ich muß Ordnung machen, Ingelene. Ich könnte nicht leben, wenn ich wüßte, daß irgendein anderer Harlander den Irrsinn in gleicher Weise fortsetzt."

„Lassen Sie ihn doch! Was berührt es Sie?"

„Wollen Sie Ihre Grundsätze und Anschauungen verraten, Ingelene?"

„Ich verrate sie", erwiderte sie tapfer.

Er kämpfte mit sich und kam darüber nicht hinweg, daß diese Reise unentrinnbar war. Abergläubische Scheu verbot ihm, Ingelene zu sagen, daß er Abrechnung halten mußte, wenn er das neue Leben beginnen wollte, dessen Herrlichkeit seine Augen blendete. So unwahrscheinlich dünkte ihn das kommende Glück, daß er nicht wagte, von seinen Plänen zu sprechen: von der Scheidung, der die geborene Streichhahn nach einigen „O pfui!" wohl zustimmen würde, wenn Männe mit Geld nicht knauserte, und von jener andern Stunde, da er, freigeworden, Ingelene seine Hand entgegenstrecken durfte, die sie vielleicht ergreifen würde.

„Ich kann nicht, Ingelene. Ich würde an meiner Feigheit erſticken."

Sie fiel vor ihm nieder und umklammerte ſeine Knie. „Fahren Sie nicht nach Berlin!"

Sie ſelber wußte nicht, warum ihr Gefühl ſich ſo verzweifelt gegen dieſe Reiſe wehrte. Sie fürchtete ſich nicht vor der unausweichlichen Ausſprache mit Eppingen, dem ſie freimütig zu ſagen bereit war, daß ſie einen andern liebe. Sie fürchtete dunkel und unfaßbar die Saat, die aus den Monaten des Zuſammenſeins mit Harlander aufgehen würde. Sie zitterte vor jedem Wort, das ſie jemals geſprochen hatte und das ſie heute nicht mehr zu vertreten vermochte.

Harlander hob die Kniende auf und küßte ſie zart auf die Stirn. „Es geht um unſer Glück, Ingelene. Begreifen Sie nicht?"

Ein letztes Mal bat ſie mit kraftloſen Worten: „Fahren Sie nicht nach Berlin!"

„Ich weiß einen Ausweg, Ingelene. Bleiben Sie hier. Warten Sie hier auf mich. Ich werde mich beeilen. Ich werde vielleicht ſchon in zwei Wochen wieder zurück ſein."

Sie gab den Kampf auf. „Ich fahre mit Ihnen, Herr Harlander."

„Wir kommen wieder, Ingelene."

Sie blickte ſtarr in die Luft und ſchloß langſam die Augen. Dann riß ſie ſich zuſammen und ſagte: „Wenn wir fahren müſſen, dann fahren wir bald, Herr Harlander."

„Je früher, deſto beſſer."

„Wir können morgen reiſen."

„Dann morgen."

Als Ingelene in Harlanders Zimmer ſeinen Koffer packte, entdeckte ſie auf dem Nachttiſchchen die Glasröhre mit den Tabletten, unbeachtet und nur der Obhut der Kwannon überlaſſen. In erſter unklarer Regung wollte ſie das Schlafgift verbergen oder ſtehlen, aber der Gedanke, daß dieſe Handlung als Mißtrauen gegen Harlanders Geſundung gedeutet werden könnte, hielt ſie zurück.

Sie wendete ſich wieder ihrer Arbeit zu und fand keine Ruhe. Es ſchien ihrem überreizten Gehirn, als ſtieße die kleine Göttin ſilberzarte Warnungsrufe aus. Sie konnte die Stimme nicht überhören und verfiel auf den Ausweg, die Tabletten gegen ähnlich ausſehende harmloſe Huſtenpaſtillen zu vertauſchen.

Die Kwannon von Okadera lächelte zufrieden und ſchwieg.

Eine kleine Weile, nachdem der Umtausch gelungen war, trat Harlander in das Zimmer. „Wir nehmen nur das Allernotwendigste mit, Ingelene. Alles andere kann hier zurückbleiben."

Er blickte im Zimmer umher. „Die kleine Kwannon muß allerdings mit. Als Mascotte." Er lächelte und reichte Ingelene die Göttin. Dann erblickte er die Glasröhre mit den Tabletten und steckte sie gedankenlos in die Tasche.

Gute Kwannon, dachte Ingelene in aufwallender Zärtlichkeit und hüllte die kleine Figur sorgsam in Seidenpapier.

Am nächsten Tag hatte der Regen aufgehört. Die Berge standen wie in weiße Watte gepackt und tauchten nur mit den Köpfen aus dem Wolkenmeer. In einem kleinen blauen Himmelsquadrat erschien die Sonne und schickte gedämpftes Herbstlicht in das Speisezimmer, von dem Ingelene bittern Abschied nahm. Aus allen Winkeln stürzten Erinnerungen herbei, gute und schlimme, und bemühten sich, die Scheidende zurückzuhalten. Nicht weggehen, sang die Uhr. Hierbleiben, bat der Ofen väterlich. Ingelenes Augen schwammen in Tränen.

„Wir kommen wieder!" rief Harlander mit sicherer Stimme.

Niemals kommen wir wieder, fühlte Ingelene, während sie die Stufen der Terrasse hinabstieg.

Vor dem Haus standen die beiden Mädchen und verabschiedeten sich. Es war bestimmt worden, daß sie die Wohnung instandsetzen, dann verschließen und bis Ende November voll bezahlten Urlaub haben sollten. „Am ersten Dezember sind wir wieder hier", erklärte Harlander und reichte den Mädchen die Hand. Ingelene preßte ihr Taschentuch gegen den Mund, um nicht laut aufzuschreien.

Wie in einem undeutlichen Traum verschwamm die Fahrt durch Nacht und Tag und mündete in eine lärmerfüllte Abendstunde, da man vor dem Anhalter Bahnhof in ein Auto stieg, das bellend sich durch dicken Herbstnebel fraß.

Harlander, der seine Ankunft nicht angezeigt hatte, begleitete Ingelene zu ihrer Wohnung. „Es dauert nicht lang, Ingelenchen", tröstete er. „Drei Wochen, vielleicht nur vierzehn Tage. Kommen Sie morgen ins Büro?"

Sie brachte keine Antwort hervor, so sehr litt sie unter der nahenden Minute des endgültigen Auseinandergehens.

„Bitte, kommen Sie. Als Sekretärin, damit die Form gewahrt ist. Kommen Sie."

Sie nickte.

Der Wagen glitt in den Tiergarten. Welk und kahl standen die Bäume. Wie konnte man den Großstadtherbst ertragen?

„Dank, Dank, Ingelene.“ Nun überfloß auch Harlanders ſchwermütige Bangigkeit. Vielleicht hätte man in dem Haus am Muntarütſch bleiben ſollen, dachte er, während er Ingelenes Hand küßte.

„Auf Wiederſehen, Herr Harlander.“

Die Portierfrau trug Ingelenes Koffer die Treppe hinauf. Das Auto fuhr weiter.

In der Wohnung roch es dumpf, nach eingeſperrter Luft, nach Tod und Vergangenheit. Ingelene riß die Fenſter auf und ließ Nebel eindringen. Sie ſchritt durch die Zimmer und fühlte ſich fremd. Hatte ſie jemals in dieſen froſtigen, altpreußiſch-nüchternen Räumen gehauſt? Sie betrachtete die friderizianiſchen Stiche im dürftigen Rahmen, die verblaßten Buchrücken im Schrank, die ſteifen Möbel und ſchüttelte ungläubig den Kopf. Da lag ein armer, verſchabter Teppich. Hatte ſie den nicht einmal verkaufen wollen? Vor vielen, vielen Jahren? Für Conny?

Es gab einen Conny? In welchem Leben war dies alles geweſen?

Sie vermochte ſich an einen Frühlingsabend oben bei San Miniato zu erinnern, an eine florentiniſche Nacht, die mit Roſen, Mondlicht und rieſelnden Brunnen ihr Herz berauſcht hatte, an kühle Säle im Pitti, an eine heiße Stunde in Fieſole, da ſie, ohne es damals zu ahnen, bereit geweſen wäre, die Geliebte jenes Mannes zu werden, an blaue Meere vermochte ſie ſich zu erinnern, an einen lärchenbeſtandenen Hügel, der Muntarütſch hieß, an ſelige Wanderungen durch Zarathuſtras Landſchaft, an eine bittere und dennoch unvergeßliche Nacht, da ihr Opfer nicht angenommen worden war, — aber an ein Leben in dieſen Zimmern konnte ſie ſich nicht mehr erinnern.

Eine ungeheure Sturzwelle brach plötzlich über Ingelene zuſammen und begrub alle Ereigniſſe der letzten Monate in Tiefen, aus denen nichts mehr hervorgeholt werden konnte. Farben, Düfte, Bilder, beſtickte Wieſen, Aufſchreie jungen Blutes, hochgewölbte Sommerhimmel verſanken und ertranken. Zurück blieb ein herbſtlicher Nebelabend in einer kargen Berliner Wohnung.

19. Der Amokläufer

Aus den Sälen drang grelle Negermuſik: Grammophon mit Klavierbegleitung. Harlander ſtand vor der Tür und griff ſich an den Kopf. Traum und Wirklichkeit floſſen ineinander,

verwischten Zeitgrenzen, überbrückten Monate und verkehrten Längstgewesenes in Heutiges.

Harlander, von bitterem Ekel geschüttelt, wollte sich scheu zurückziehen und brachte den Fuß von der Schwelle nicht weg, hinter der sich Unertragbares begab. Selbsttätig drückte seine Hand die Klinke nieder und öffnete die Tür.

Die Frau des Hauses hüpfte dick und schwitzend mit einem düsterblickenden jungen Mann, dem gölte Haarsträhnen in die Stirn fielen, durch den Raum. Malwinchen, die Tochter, im kurzgeschnittenen Pagenhaar, tanzte mit jener bedrohlichen Frau, deren Harlander sich erinnerte. Noch zwei andere Paare verrenkten rhythmisch die Glieder. Ungefähr zehn Leute, fremde, niegesehene Gesichter, räkelten auf Sofas, tranken, rauchten, knabberten Süßigkeiten und lachten ziellos.

„Männe!" rief Frau Harlander überrascht, schälte sich von ihrem Tänzer los und leuchte freudig dem Heimgekehrten entgegen.

Harlander sah die schweratmende puterrote Frau auf sich zukommen und wurde von jäh aufschießendem Zorn überwältigt, der alle Vorsätze niederrannte und jegliche Regung kühler Vernunft zerstörte. Er wich der Umarmung aus und ging, die Stirnadern geschwellt, gegen das Grammophon los, hielt die Drehscheibe an, nahm die Platte und zerschmetterte sie auf dem Boden. Dem tief erschrockenen Klavierpauker erstarrten die munteren Finger.

„O pfui!" rief schmerzlich die geborene Streichhahn.

„Unerhört!" entrüstete sich die bedrohliche Dame und preßte schützend Malwinchen an sich. „Wer ist dieser Mensch?"

„Meine Herrschaften," sagte Harlander mit bebender Stimme, die er nicht in seine Gewalt bekommen konnte, „meine Herrschaften, jetzt ist nicht die Zeit, Musike zu machen und zu tanzen." Er sah erstaunt lächelnde Gesichter und begann sinnlos zu schreien: „Es ist nicht die Zeit, verstehen Sie?"

„Aber, Männe, ich bitte dich!"

„Es ist nicht die Zeit! Hunderttausende haben kein Dach über dem Kopf, Hunderttausende haben kein ganzes Hemd am Leib, Tausende krepieren vor Hunger, und Sie — tanzen!"

Ein junger, geschniegelter Herr, das Einglas vor dem stumpfsinnigen Auge, drängte sich vor und näselte herablassend: „Erlauben Sie mal, Verehrtester —"

„Ich erlaube nichts!" brüllte Harlander. „In meinem Haus wird nicht mehr getanzt."

„O pfui!“ sagte noch einmal die ratlose Frau des Hauses und entschloß sich zu leicht rieselnden Tränen.

Harlander wurde plötzlich ruhig, schritt zur Tür, öffnete sie und erklärte verbindlich: „Meine Herrschaften, es war mir ein großes Vergnügen. Beehren Sie mich nicht wieder.“

Der Klavierspieler schloß den Deckel, faßte Mut und trat vor Harlander. „Ich krieje hundertfimzig Märker.“

„Jawoll, mein Sohn“, lachte Harlander und gab dem Musikanten Geld. „Hat noch jemand der Anwesenden Forderungen anzumelden? Die Herren, die getanzt haben, zur Kasse!“

„Kinder, ihr kommt zu mir“, rief herausfordernd die Dame, die Malwinchen umschlungen hielt. „Ihr seid alle eingeladen.“

„Wir gehen zur Herrsching“, stimmte Malwinchen zu.

„Kommen Sie mit, Frau Harlander?“

Luise stand wie ein unschlüssiges krankes Huhn da. Die Gäste schritten in großer Haltung durch die Tür, vorbei an Harlander, der befriedigt lächelte.

Als Malwinchen an der Seite der Gräfin Herrsching passieren wollte, packte Harlander die Tochter beim Arm und stieß sie in den Salon zurück. „Dieses kleine Fräulein bleibt hier, liebe Frau. Es ist nämlich minderjährig und meine Tochter.“

Die Gräfin versuchte es mit einem Schreikrampf, den Harlander energisch vor die Tür beförderte. Als Sieger kehrte der Herr des Hauses in den Salon zurück. Als besiegter Sieger, wie er in erwachender Nüchternheit erkannte. Frau Luise heulte zum Steinerweichen. Malwine rauchte höhnisch.

Wozu dies alles? fragte sich Harlander und ließ seine Blicke über die beiden Weiber gehen. Welchen Zweck sollte dies haben? War er nach Berlin zurückgekommen, um das Gewissen reicher Schmarotzer zu erwecken?

Er verließ, ohne ein Wort mehr zu sprechen, den Salon, begab sich in sein Schlafzimmer, packte den Koffer aus und wurde besänftigt, als er die Kwannon sah, die freundlich lächelnd neben das Bett gestellt wurde und den ganzen Raum mild erleuchtete.

Was ging es ihn an, wie seine Frau ihre Zeit vertrieb? Warum maßte er sich Rechte an, auf die er verzichten wollte? War dies der Weg zur Scheidung?

Harlander schritt durch die Zimmer und kämpfte mit der Sehnsucht, zu Ingelene zu fahren, in Berlin alles stehen und liegen zu lassen und mit der Geliebten in das Haus am Muntarütsch zu flüchten. Er überwand seine aufkeimende Feigheit und ging zu Bett.

Am nächsten Morgen saß Frau Luise mit verschwollenen Augen am Frühstückstisch und schmollte. Harlander, wunderlich aufgelockert, wollte ihr ein nettes Wort sagen und brachte keinen Laut hervor.

Als Harlander die Treppe hinunterging, hatte er fahle Erinnerung an einen Schwindelanfall, der vor langer Zeit einmal gewesen war. Vor dem Haus stand Opitz mit dem Wagen und grüßte freundlich. Harlander war gerührt, daß seine Frau trotz ihrem Kummer daran gedacht hatte, den Chauffeur zu verständigen.

„Tag, Opitz. Wie geht's immer?"

„Herr Harlander sehen gut aus. Sind mächtig braun geworden." Der Chauffeur öffnete den Schlag und setzte sich auf den Führersitz.

„Ich will selber fahren, Opitz."

Der Diener machte mit kaum spürbarem Zögern Platz. Harlander steuerte den Wagen vorsichtig, die Straße war naß und glatt, und freute sich seiner Sicherheit. Kein Baum lockte. Das Auge hielt geraden Kurs. In den Straßenbahnwagen drängten sich atmende Menschen. Leblose Steinfiguren trugen die Balkone des Kurfürstendamms.

Da war das Haus, in dem der Unglücksrabe Gotteswinter nistete. Sollte man nicht hinaufspringen und die Billardkugel auslachen? Später. Jetzt war keine Zeit. Ordnung mußte gemacht werden. Und Ingelene wartete.

Hardenbergstraße. Weithin rief das Schild: Endymion-Verlag. Harlander sprang vom Wagen.

Jetzt sind Herr Harlander wieder auf dem Posten", bestätigte der Chauffeur und lachte.

Harlander lief die breite teppichbespannte Treppe hinauf. Der Boy stürzte grüßend ihm entgegen. Telephone klingelten. Schreibmaschinen hämmerten. Man arbeitete heftig. Man arbeitete für Herrn Harlander.

Für Herrn Harlander? Er trat, nachdenklich geworden, in sein Büro.

Fräulein von Goertz war noch nicht da. Er gab dem Diener Befehl, die Dame, welche die neue Sekretärin wäre, sofort hereinzuführen.

Harlander ging zu Doktor Büntell. Er wollte mit ihm sprechen und wußte nicht, was. Der Goldsticker freute sich und schleppte voll Stolz die fertiggewordenen Bände der Luxusausgabe von Jean Pauls Werken herbei: wundervolle, mit der Hand in grünes Leder gebundene Bücher.

Harlander hielt einen Band in der Hand und betrachtete ihn aufmerksam. „Nagoschiner hatte das Kalbspergament nicht liefern können", berichtete Doktor Büntell angeregt. „Ich habe daher grünes Maroquin genommen. Es macht sich auch sehr vornehm."

„Fabelhaft vornehm. Wie teuer wird so ein Buch?"

„Ich habe es, wenn wir fünfunddreißig Prozent Sortimenterrabatt bewilligen, mit achtzig Mark kalkuliert."

„Achtzig Mark", wiederholte Harlander ganz ruhig, um im nächsten Augenblick von einem Wutanfall ergriffen zu werden, der das Doktor Büntell verständliche Maß weit überschritt.

Harlander riß mit großer Kraftanwendung das Buch aus dem Einband und strampelte mit den Füßen das grüne Maroquinleder zusammen. Doktor Büntell stand wie vom Schlag gerührt. Die Tränen waren ihm nahe.

„Das mache ich nicht mehr mit!" schrie Harlander. „Das mache ich nicht mehr mit! Ich nicht! Haben Sie verstanden?"

„Was ist denn?" stammelte Büntell ahnungslos.

„Wer kann heute in Deutschland einen Band für achtzig Mark kaufen? Oder vielmehr, wer hat das Recht dazu? Wir sind ein armes Land, lieber Herr. Ein ganz armes Land."

„Die Ausgabe ist voll subskribiert worden, Herr Harlander."

„Von Schiebern! Von Revolutionsgewinnern! Von Steuerhinterziehern! Für Schieber arbeite ich nicht mehr." Er gab dem grünen Maroquinleder einen Fußtritt, daß es bis zur Tür schlitterte. Doktor Büntell pirschte sich an den Band heran und hob ihn zärtlich auf. „Sie müssen billige Bücher machen. Verstanden? Bücher für die kleinen Leute."

„Die kleinen Leute kaufen keine Bücher, Herr Harlander. Die kleinen Leute gehen in den Kintopp."

„Lüge! Die kleinen Leute wollen Bücher, aber sie kriegen keine."

Doktor Büntell bürstete mit seinem Ärmel das Maroquinleder.

„Sie müssen Bücher bringen, die der Mann ohne Bildung versteht, keine Bücher für die Ästheten, die Feinschmecker, die Literatur-Oberlehrer."

„Was für Bücher sollen das sein?" fragte Doktor Büntell sehr überlegen.

„Das müssen Sie wissen. Das ist Ihr Geschäft. Dafür werden Sie bezahlt. Ich verlange von Ihnen Bücher, die auch ich, der Herr Verleger, verstehe, billige Bücher, die alle Harlanders verstehen."

Der Diener führte Fräulein von Goertz herein, die zögernd an der Tür stehenblieb. Harlander wurde mit einem Schlag ruhig, lächelte glücklich und begrüßte Ingelene. Dann stellte er sie Doktor Büntell vor, der eine gemessene Verbeugung machte.

„Unter diesen Umständen ist wohl meine Tätigkeit für den Endymion-Verlag überflüssig geworden, Herr Harlander?"

„Ich darf mich vielleicht zurückziehen?" fragte Ingelene.

„Nein, bitte, bleiben Sie, Fräulein von Goertz. Sagen Sie offen: Haben wir heute das Recht, teure Lederbände auf den Markt zu bringen, während viele unserer Brüder sich nicht die Schuhe flicken lassen können? Haben wir das Recht?"

„Unter Umständen gewiß", erwiderte Ingelene vorsichtig.

Doktor Büntell nickte anerkennend.

„Ich will anständige und billige Bücher für die ungebildeten kleinen Leute machen, für die Harlanders."

Fräulein von Goertz wendete sich an den gekränkten Leiter des Endymion-Verlags mit einer flehentlichen Gebärde:

„So machen Sie doch Harlander-Bücher, Herr Doktor!"

Harlander schritt zur Tür. „Ich erwarte bis morgen mittag Ihre Vorschläge, Herr Doktor Büntell."

Ingelene empfahl sich mit freundlichem Gruß von dem Mann, der den Maroquinband wie ein verwundetes Kindlein im Arm trug, und ging aus dem Zimmer.

„Nicht böse sein", bat Harlander schüchtern, als sie allein in seinem Büro waren.

„Warum sollte ich böse sein?" Sie mußte an sich halten, um nicht in Weinen auszubrechen.

„Ich war so geladen, Ingelene. Ich wollte ganz ruhig sein, aber plötzlich erinnerte ich mich einer Unterredung mit Büntell, einer Unterredung, die mir jetzt noch die Röte ins Gesicht treibt. Er schlug mir den Jean Paul vor, den ich für einen Franzosen hielt. Da erklärte er mir, daß Jean Paul ein Deutscher war, und ich schrie nicht auf, Ingelene. Ich sagte: Schön, machen Sie Jean Paul. Als ich mich an jene Stunde erinnerte, überfiel mich die Wut. Ich mußte losgehen, ich mußte, wenn ich nicht ersticken wollte. Begreifen Sie es, Ingelene?"

„Ja", antwortete sie schuldbewußt und erkannte die Unmöglichkeit, das sausende Rad anzuhalten.

„Sind Sie traurig, Ingelene?"

Sie schluckte schwer. „Ich habe ein schlechtes Gewissen."

Er nahm ihre Hand und küßte sie. „Das müssen Sie nicht haben, weiß Gott. Ich bin durch Sie ein Mensch geworden. Früher war ich ein schlaues Tier gewesen."

„Wollten Sie den Verlag nicht verkaufen?"

„Erst Ordnung machen, dann verkaufen." Er hatte ein verbissenes Gesicht. „Und dann nach dem Haus am Muntarütsch zurück! Ist es nicht eine Ewigkeit, Ingelene, seit dem letzten Mal, da wir in dem Zirbelholzzimmer gesessen haben?"

Ihre Augen blickten durstig in den grauen Tag.

„Ich muß jetzt ins Atelier. Sehe ich Sie heute noch, Ingelene? Abends vielleicht? Könnten wir nicht zusammen speisen?"

„Ich habe heute eine wichtige Unterredung."

„Lassen Sie mich nicht im Stich."

„Ich lasse Sie niemals im Stich, Herr Harlander."

Das Auto schob sich durch die Proletarierstraßen des Ostens. Harlander sah die schmutzigen, geduckten Häuser wieder, die blassen Straßenkinder, die Destillen, die kessen Mädels, die galoppierenden Leichenwagen und mußte an die Züricher Bahnhofstraße denken und an das Stahloval des Juweliers Trettenbach und an Ingelenes Tränen. Man hatte Schulden. Man hatte Schulden. Man hatte herzzerfressende Schulden.

Das Astoria-Haus tauchte auf. Harlander schritt durch den lärmerfüllten Hof, fuhr zum Atelier hinauf und trat in sein Zimmer. Der Fußboden bebte unter dem Ansturm der Maschinen. Dampfsirenen heulten freudig. Schön ist das Leben, dachte Harlander und sah die Dreihundert-Tage-Uhr tapfer marschieren. Aber was wollte er hier?

Er setzte sich an den Schreibtisch, atmete tief, wie einer, der zu rasch gestiegen ist, und dachte nach.

Georg. Mit seinem Sohn Georg wollte er sprechen. Der war bestimmt hier, falls Gemma Raya filmte.

Harlander ging durch den schmalen Gang, der zum Atelier führte. Der Regisseur Wollanke kommandierte. Hugo Bassist stand achselzuckend hinter ihm. Der Operateur marschierte unruhig und nervös, jeden Augenblick bereit, in seinen Dackeltanz auszubrechen, um den Apparat herum. Gemma lag auf einer Ottomane und lächelte belanglos dem jungen Harlander zu, der, an das Piano gelehnt, die weißgepuderte Frau anstarrte.

Harlander stand hinter einer Kulisse und versank in Betäubung. Er hatte plötzlich den Boden unter den Füßen verloren. Wie im Ringelspiel begann die Zeit sich um ihn zu drehen. War man fortgeworfen? Gab es einen Ort, der Sils-Maria hieß? Wuchs in Pisa ein Turm schief in die Höhe?

Die Lampen knatterten.

Der dicke Klavierspieler spielte mit dem Geiger im Bund den verkommenen, sacharinsüßen Walzer, der Schicksal gurgelte. Kein

anderer Walzer schien auf der Welt zu sein. Aber der Geiger hatte sich verändert. Er sah wie ein ungarischer Kellner vom Bahnhof Nagy-Kikinda aus. Wird Harald Rupp an Gemma heranschleichen und ihr ein Küßlein rauben? fragte sich Harlander, aufs höchste gespannt, und rang mit Zwangsvorstellungen.

Siehe! Eine schwarzhaarige, sehr hübsche Frau trat in das Zimmer, gemessen und langsam, obwohl von Leidenschaften lodernd, und rückte Gemmachen näher, die ahnungslos zuckerige Augen machte.

Als die Schwarzhaarige sich niederbeugen wollte, um die süße Gemma liebend zu umfangen, stieß der Operateur ein Wutgeheul aus: „Der Streifen ist gerissen."

„Licht aus!" befahl Wollanke, unerschüttert und kaltblütig wie irgendein Admiral im Schullesebuch.

Harlander trat vor, das Gesicht noch vom Lachen verzerrt, und grüßte die versammelte Gesellschaft. „Tag, Direktorchen", rief Gemma holdselig und hüpfte von der Ottomane, die sich befreit ausdehnte. Der Dichter Bassist wedelte heftig. Georg Harlander bekam ein hartes Gesicht. Die schwarzhaarige Schauspielerin lächelte zuvorkommend.

„Was soll diese Szene vorstellen?" fragte Harlander mit zuckenden Mundwinkeln.

Bassist stellte das Wedeln ab und antwortete erfolgsicher: „Die Verführung einer jungen Komtesse durch ihre französische Gesellschafterin."

„Verführung?"

Fette Zufriedenheit glänzte auf des Dichters Antlitz. „Der Film heißt ‚Sappho', Herr Harlander."

„Was geht außer dieser Szene in dem Film vor?" Bassist begann, mit lüstern gespitzten Lippen die Handlung zu erzählen.

„Wir können, Herr Wollanke", rief der Operateur.

„Licht!"

„Nicht notwendig", erklärte Harlander sehr ruhig. „Wir machen diesen Film nicht."

Bassist riß den Mund auf und bemühte sich erfolglos, Worte zu formen. „Es ist der vierte Aufnahmetag, Herr Harlander", sagte der Regisseur Wollanke eiskalt wie ein Film-Billionär auf der Chikagoer Weizenbörse.

„Der Film wird bildschön, Direktorchen", flehte Gemma Raya.

Der Dichter hatte die Sprache wiedergewonnen. „Das ist doch nicht Ihr Ernst, Herr Harlander? Das ist doch unmöglich! Das ist doch — —“

„Der Film wird nicht gemacht. Verstehen Sie Deutsch, Herr Bassist?“ Harlander drehte sich um und verließ das Atelier.

Wollanke und Bassist folgten ihm unschlüssig und in aufgelöster Schlachtordnung.

„Wie können Sie dulden, daß solche ekelhafte Filme gemacht werden?“ fragte Harlander drohend den Direktor Kreebs, dem der Gruß im Halse stecken blieb. „Wie können Sie das dulden?“

„Ich werde nicht gefragt, Herr Harlander. Sonst hätte ich Zensurbedenken geäußert. Ich bin nur dazu da, um Geld anzuweisen. Die Herren machen, was sie wollen.“

„Haben wir Ihnen nicht erzählt, was wir jetzt aufnehmen?“ schrie Wollanke, der mit seinem Dichter in das Zimmer getreten war. „Sind Sie nicht einverstanden gewesen?“

„Übrigens halte ich ‚Sappho‘ für ein sicheres Geschäft“, bekannte Direktor Kreebs einlenkend.

„Ich verzichte auf sichere Geschäfte dieser Art. Würden Sie Ihre Töchter zu einem solchen Film ins Theater gehen lassen?“

„Meine Töchter dürfen überhaupt nicht in das Kino“, erklärte Kreebs puritanisch.

Harlander hieb mit der Hand auf den Tisch. „Ich mache solche Filme nicht mehr. Ich habe es satt. Schluß.“

„Liquidiert der Astoria-Film?“ fragte Direktor Kreebs mit Mißtrauen in der Stimme.

„Nein.“ Harlander ging auf Wollanke zu. „Aber Sie müssen andere Filme machen.“

„Was für Filme sollen das sein, Herr Harlander?“

„Wer geht in den Kintopp? Der kleine Mann, die Verkäuferin, der Angestellte mit seiner Braut, der Arbeiter, — das Volk geht in den Kintopp. Stimmt das?“

„Zum Teil.“

„Und was zeigen Sie dem Volk, das in Not ist? Die Laster der Nichtarbeitenden, die Ehebrüche müßiger und überfütterter Weiber, das herrliche Leben, das andere führen, jagend, reitend, autofahrend, in kostspieligen Restaurants schlemmend, von Zigeunern umfiedelt.“

„Das Volk will das sehen.“

„Lüge! Sie wollen das filmen! Dies ist Ihr Ideal eines Lebens, das es außerhalb des Films gar nicht gibt. Oder wie sich der kleine Kohn das Leben in der großen Welt vorstellt.“

„Ich muß doch sehr bitten, Herr Harlander", lispelte gekränkt Hugo Bassist.

„Oder Sie zeigen dem Volk bewundernswürdige und nachahmenswerte Verbrecher, die gewöhnlich schlauer sind als die lächerlich gemachte Polizei. Oder Sie betäuben die armen Proletarier mit verlogenem Abenteurerkitsch, den Sie in exotischen Gegenden spielen lassen, die Sie sich aus einem Geographielehrbuch zusammenstellen."

Der Dichter Bassist faßte Mut, da er seine Existenz bedroht sah, und versuchte, ironisch zu werden. „Ich begreife, was Herr Harlander will: den erziehenden Film. Den belehrenden Film. Den Film als moralische Anstalt betrachtet. Das Volk bei der Arbeit. Und so."

„Jawohl. Einen Film, den der kleine Mann ohne Neid und Rachsucht ansieht, einen Film, der ihm Mut und Trost gibt, Güte und Menschlichkeit, Hoffnung und Ausblick."

„Wie wär's mit einer Gustav-Nieritz-Serie?" fragte Bassist. „Als ersten Film schlage ich vor: ‚Der kleine Bergmann oder Ehrlich währt am längsten', als zweiten vielleicht: ‚Der Kantor von Seeberg oder Pelzmütze und Gesangbuch'."

Harlander ging auf den ängstlich zurückweichenden Dichter los. „Sie, Dicker, ich werde Ihnen mal was sagen: Wenn Sie mich verulken wollen, fliegen Sie die fünf Treppen runter!"

„Aber Herr Harlander, ich werde doch nicht wagen —"

„Nee, mein Liebling, mich machen Sie nicht dumm. Sie haben 'n helles Köppchen, aber ich bin auch nicht von gestern. Sie wissen genau, was ich will. Es paßt Ihnen nur nicht. Überlegen Sie sich die Chose gemeinsam mit Ihrem Herrn Kollegen Wollanke. Wenn Sie nicht wollen, was ich will, dann beglücken Sie die Konkurrenz. Ruhe, kein Wort mehr! Zeit lassen! Morgen können S i e reden. Guten Tag, meine Herren."

Harlander ging fast fröhlich aus dem Zimmer, aber als er in dem schmalen Gang seinen Sohn im werbenden Gespräch mit Gemma erblickte, verdüsterte sich seine Miene. Gemma zog sich in ihre Prunkgarderobe zurück.

„Darf ich dich für einen Augenblick zu mir bitten?"

„Muß das sein?"

„Es muß sein."

Georg kam lässig in das Büro seines Vaters, zündete eine Zigarette an und meinte: „Du siehst sehr erholt und tatkräftig aus. Ein bißchen zu erholt für meinen Geschmack, denn das

Stückchen, das du dir soeben mit ‚Sappho' geleistet hast, ist zu robust. Findest du nicht?"

Harlander beherrschte sich mit übermenschlicher Willenskraft. „Ich bin noch viel erholter, als dir lieb sein wird."

„Sieh da, sieh da, Timotheus!"

„Ich habe an deinen antikapitalistischen Ideen großen Gefallen gefunden. Du hast recht. Du hast sehr recht."

„Diese Geständnisse einer schönen Kapitalistenseele machen mir geringe Freude, teurer Vater."

„Ich möchte aber deine sehr gesunden Ideen, die du in Büchern niederlegst, auch praktisch verwerten."

„Wie interessant!"

„Jeder Mensch muß arbeiten. Ganz einverstanden. Nur meine ich, daß du Antikapitalist dich nicht ausschließen darfst. Wie denkst du darüber?"

„Bitte, sprich weiter. Du sprichst sehr distinguiert. Die Kinder, sie hören es gerne."

„Ich lasse dir freie Wahl. Du kannst im Buchverlag arbeiten oder in der Filmfabrikation oder beim Theater. Wofür entschließt du dich?"

Georg begann herzlich zu lachen. „Weder für das eine noch für das andere, lieber Vater. Ich habe nicht das Recht, irgendeinem armen Teufel das Brot wegzunehmen. Du denkst immer noch zu kapitalistisch."

Harlander schwieg und starrte ins Leere. Hatte nicht Ingelene einmal aus der alten, mit dem Wappen der Juvaltas geschmückten Bibel vorgelesen: Die Väter sollen nicht für die Kinder, noch die Kinder für die Väter sterben, sondern ein jeglicher soll für seine Sünde sterben?

„Hast du mir sonst noch etwas mitzuteilen, lieber Vater?"

Harlander stand auf. „Du willst also in keinem meiner Betriebe arbeiten?"

„Ich denke nicht daran."

Harlander machte eine Bewegung, als wollte er das blasse, schmächtige Kerlchen niederschlagen, und griff nur in die Tasche, aus der er Geld hervorholte. „Schön, wie du glaubst. Ich werde aber dein Nichtstun keineswegs länger dulden und unterstützen. Hier sind dreitausend Mark. Von meinem Vater bekam ich seinerzeit einen Taler. Geh deinen eigenen Weg. Ich zwinge dich zu nichts. Nur darfst du von morgen ab meine Betriebe und mein Haus nicht mehr betreten. Ich hoffe, daß du mir ersparen wirst, Gewaltmaßregeln zu ergreifen."

Georg Harlander betrachtete mit Intereſſe das Geſicht ſeines Vaters. Dann nahm er das Geld, knüllte es nachläſſig zuſammen, ſchob es in die Taſche und ſagte mitleidig: „Du biſt verrückt, lieber Vater.“

20. Ein ſchweres Herz

Eppingen trat ohne Hemmung in das dämmerige Vorzimmer und riß wortlos Ingelene an ſich. Sie lag erſtarrt in ſeinem Arm und ließ den Sturm ſeiner Küſſe über ſich hinbrauſen. Endlich erwachte ſie, löſte ſich los und ging mit ihrem Gaſt in das Wohnzimmer.

„Inge!“ flüſterte er und wollte ſie wieder umarmen.

„Tante Stina!“ warnte ſie und hatte ein wehes Lächeln um den Mund.

„Daß du nur wieder hier biſt, Inge! Das Leben war unerträglich, eine Hölle. Man kann ſo nicht leben, man kann einfach nicht. Lieber betteln gehen oder eine Kugel durch den Kopf oder —“

Er betrachtete Ingelene aufmerkſam. „Du ſiehſt nicht gut aus, Inge. Dein Geſicht iſt braun, aber abgehetzt und müde. Haſt du es ſchwer gehabt?“

„Nein, eigentlich nicht.“ Jedes Wort kam zögernd und widerſtrebend. Bitter, viel bitterer, als ſie gedacht hatte, war es, dieſem Mann zu ſagen, was geſagt werden mußte.

„Du biſt meine Hoffnung geweſen, Inge, ſonſt hätte ich längſt ein Ende gemacht.“

„Was iſt denn geſchehen, Conny?“

„Geſchehen? Nichts.“ Er ging bis zum Fenſter und kehrte wieder um. „Ich habe mich überſchätzt oder unterſchätzt, ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß ich unter dieſen Verhältniſſen nicht länger dienen kann. Ich bin zu feig oder zu anſtändig, um treulos zu werden. Aber Treue halten kann ich auch nicht.“

„Ließe es ſich nicht irgendwie vereinen?“ fragte ſie und ſchämte ſich ihrer Unwahrhaftigkeit.

„Das ſagſt du? Inge!“

„Ich dachte an meinen Vater.“

Er ſchüttelte den Kopf. „Das war anders. Die Plebejer ſind kleinlich.“

Ingelene ſetzte ſich langſam nieder. Schwäche floß durch ihre Glieder. Sie hörte eine ferne Stimme. Nicht nach Berlin!

Man hätte in Samaden bleiben müssen. Untertauchen, verschwinden hätte man müssen.

„Was soll nun werden, Conny?"

„Ich weiß es nicht."

Niemals kann ich seine Frau werden, fühlte Ingelene. Ich bin viel zu alt für ihn. Ich könnte seine Mutter sein. Jäher, ungerechter Zorn gegen diesen hilflosen jungen Menschen, der sein armseliges Schicksal an das ihre hängte, ließ sie verbittert fragen: „Soll ich es wissen?"

Er blickte sie an und schwieg.

„Wie hatte ich dich gebeten, nicht zur Reichswehr zu gehen! Du hast es getan! Jetzt willst du wieder weg. Schön. Aber bevor du gehst, mußt du doch wissen, was du beginnen wirst."

„Du sprichst hart und fremd, Inge."

„Ich spreche nüchtern und in Sorge." Plötzlich kam wieder Schuldgefühl über sie. „Du mußt dir doch irgendeinen Plan gemacht haben, Conny."

„Ich dachte, — ich dachte —, mit dir auszuwandern."

Ihr Herzschlag stockte. „Wohin?"

„Ich habe gute Nachrichten von Kameraden aus Paraguay."

„Paraguay?"

„Wie denkst du darüber, Inge?"

„Ich weiß nichts von Paraguay." Ein kläglicher Gedanke kroch durch ihren Kopf. „Man müßte sich die Geschichte vorher ansehen, Conny."

„Wie stellst du dir das vor?"

„Ich kann doch nicht mit dir aufs Geratewohl nach Paraguay gondeln. Das wirst du ernsthaft kaum von mir verlangen."

„Ich dachte —"

„Du fährst voraus und rekognoszierst. Wenn alles in Ordnung ist, komme ich nach." Dies war Aufschub, Ausweg, Feigheit und Mitleid. „Ich gebe dir die zehntausend Mark —"

„So viel brauche ich nicht", sagte er leise und wurde schamrot.

„Und wenn ich nachkomme, verkaufe ich die Wohnungseinrichtung."

Schmählich und unwürdig war Lüge, auch wenn man einem andern Leid ersparen wollte.

„Aber du mußt alles aufs genaueste überlegen, Conny, bevor du den endgültigen Schritt tust. Die Verantwortung fällt auf dich."

Er stand auf. „Ich suche jetzt sofort einen Herrn auf, der das Land kennt."

Er nahm Abschied und wollte Ingelene küssen, die ihn sanft abwehrte. Keine Küsse der Lüge mehr!

Sie kehrte in das Wohnzimmer zurück, knipste Licht an, wanderte schuldbedrückt durch den Raum und sah mit Grauen dem einsamen Herbstabend entgegen. Wie töricht, daß sie die Verabredung mit Harlander abgelehnt hatte! Unerträgliche Bangigkeit überfiel sie in der schweigenden Wohnung und trieb sie aus dem Haus.

Sie ging in eine Konditorei und rief das Filmatelier an. Niemand, außer dem Wächter, war mehr dort. Der Wächter wußte nicht, wo Herr Harlander war. Entmutigt kam Ingelene auf die Straße und überlegte, wie sie Harlander erreichen könnte. Bei ihm zu Hause anzuklingeln, widerstrebte ihr. Dann verfiel sie auf den Gedanken, in das Bürgertheater zu fahren und dort nach ihm zu fragen.

Als sie zum Theater kam, hatte die Vorstellung schon begonnen. Sie ging ratlos vor dem Haus auf und ab und wußte nicht recht, an wen sie sich wenden sollte. Endlich entdeckte sie mit heißer Freude Harlanders Auto und beschloß zu warten.

Harlander war einige Minuten vor Ingelene in das Theater gekommen. Da Direktor Zimmerhackl mit dem Kassierer abrechnete, ging Harlander, ohne aufgehalten zu werden, in den Zuschauerraum und sah eine Weile auf die Bühne.

Margot Cramm stand oben und mimte gegen Harald Rupp. Halbnackt bewegte sie sich, lächelte, schmollte, verführte und gab Sprüche von sich. Jedes Wort tat Harlander körperlich weh. Welch verlogene Affenkomödie wurde hier vorgeführt! Wo in aller Welt gab es solche Frauen und Männer? Nicht ein wahrhaftiger Menschenlaut kam aus den Mündern dieser geputzten Gliederpuppen, die in einer rosig behauchten, unwirklichen Welt lebten.

Behaglich plätscherndes Lachen des Publikums erweckte Harlander. Er sah die grinsend verzogenen Grimassen und empörte sich dagegen. Warum lachen diese Menschen? Worüber lachen sie? Erklären sie sich solidarisch mit den Betrügern auf der Bühne? Wollen sie vergessen, daß draußen Kinder nach Brot jammern, daß Greise sich aufhängen, um dem Hungertod zu entgehen, daß Säuglinge an versiegten Mutterbrüsten sterben? Harlander floh aus dem Zuschauerraum und ging in das Direktionszimmer.

„Grüß Gott, Herr von Harlander", rief übertrieben beglückt Amadäus Zimmerhackl, der seit dem Frühjahr noch feister geworden war. Harlander setzte sich und dachte angestrengt nach.

Zimmerhackl berichtete vom Geschäftsgang, von katastrophalen Kämpfen mit Schauspielern und Bühnenarbeitern, die er siegreich bestanden hatte, und endete bei neu geschminkten Schwänken und Schabernacken aus dem Leben des heiteren Künstlervölkchens.

Harlander unterbrach den anmutigen Redeschwall des Wieners mit der niederschmetternden Erklärung: „Das ‚Frauenherz' muß so bald wie möglich abgesetzt werden."

„Ja, was wär denn dös, Herr von Harlander?"

In diesem Augenblick haßte Harlander den freundlichen, nichts wichtig nehmenden Wiener Tonfall aufs bitterste.

„Und warum denn, Herr von Harlander? Dös ‚Frauenherz' geht ja no immer brülljant. Außerdem kriegn mr dös neue Stuck erst zu Weihnachten."

„Das ‚Frauenherz' muß abgesetzt werden."

„Aber erklärn S' mir nur, warum denn, Herr von Harlander?"

„Weil mir davon übel wird, lieber Herr", schrie Harlander in sinnlosem Zorn. „Wissen Sie jetzt, warum?"

„Sie müssen Ihner dös Stuck do net anschaun, Herr von Harlander."

Harlander würdigte ihn keiner Antwort. Sein Blick fiel auf einen Gagebogen, der auf dem Schreibtisch lag, und entdeckte den Namen: Dr. August Vielhaben. „Bitte, lassen Sie Doktor Vielhaben rufen."

Direktor Zimmerhackl machte ein rührend verständnisloses Gesicht. „Wen soll i rufen lassn?"

„Doktor Vielhaben."

„Und wann S' mi derschlagen, Herr von Harlander, i waß net, wen S' meinen."

Harlander hielt ihm den Gagebogen unter die Nase: „Hier steht: Dr. August Vielhaben, Dramaturg. Der Mann muß doch existieren, zum Donnerwetter!"

Amadäus betrachtete maßlos erstaunt den Namen. „Hier steht's wirkli. Aber meiner Seel und Gott, i hab den Menschen no nie gsehn. Der muß wahrscheinli no von der vorign Direktion zruckbliebn sein, anders kann i mirs net erklärn."

„Rufen Sie Doktor Vielhaben", verlangte Harlander hartnäckig.

Zimmerhackl ging auf die Suche. Der Kassierer wußte von nichts. Der Regisseur wußte von nichts. Keiner der Schauspieler hatte den Namen je gehört. Der Rendant, der einzige,

der von der Gagenauszahlung her zweifellos den Dramaturgen kennen mußte, hatte das Theater schon verlassen.

Direktor Zimmerhackl, der Liebling des Glücks, wurde auch diesmal von der Göttin begünstigt. Ein alter Logenschließer, der seit zwanzig Jahren in dem Theater Dienst tat, meldete sich und erzählte von einem kleinen Zimmer, das sich im Logengang des zweiten Ranges befinde. In dieses Zimmer begebe sich jeden Abend ein Mann, der möglicherweise der gesuchte Doktor Vielhaben sei.

In höchster Spannung klopfte Direktor Zimmerhackl an die ihm von dem Logenschließer bedeutete Tür und trat in einen kleinen Raum, der mit Manuskriptschränken und einem Schreibtisch ausgestattet war. An diesem Schreibtisch saß ein unendlich hinfällig aussehender älterer Mann mit ergrauendem Vollbart und las ruhevoll in einem Manuskript. „San Sö vielleicht der Doktor Vielhaben?"

Der Dramaturg schreckte entsetzt zusammen. Nun hatte ihn das Schicksal erreicht. „Der bin ich", stammelte er und schloß verzichtend das Manuskript.

„Gott sei Dank, daß i Ihner gfundn hab! Kommen S' glei runter zum Direktor Harlander." Doktor Vielhaben folgte schlotternd.

Harlander betrachtete ungläubig den Eintretenden, sah das graue, sorgenzerfressene Gesicht, den Gummikragen, der unaufhörlich rutschte, weil er offenbar statt an ein Hemd an die nackte Haut geknöpft war, sah den bis zum Hals geschlossenen fadenscheinigen Rock, die zerfallenden Schuhe und fragte mit gepreßter Stimme: „Herr Doktor Vielhaben?"

„Jawohl, Herr Direktor."

„Bitte, nehmen Sie Platz, Herr Doktor."

Der Dramaturg setzte sich ängstlich auf den Rand des Sessels.

„Darf ich Ihnen eine Zigarette anbieten?"

„Danke, ich rauche nicht, Herr Direktor."

Er raucht nicht, dachte Harlander beklommen, er ißt nicht, er trinkt nicht, er hat keinen Anzug, kein Hemd, keine Schuhe.

„Haben Sie das ‚Frauenherz' gesehen?"

„Jawohl, Herr Direktor."

„Was halten Sie von dem Stück?"

Doktor Vielhaben blickte von Harlander zu Zimmerhackl und antwortete dann schüchtern: „Es ist ein Stück für satte Menschen, Herr Direktor."

Harlander sprang auf und klopfte seinem Dramaturgen auf die Schulter. „Sie sind mein Mann, Doktor. Ein Stück für

satte Menschen, für Schieber, für Schweine. So ist es. Sie werden mich verstehen. Ich will Stücke für Hungernde aufführen."

Leises Zucken ging über das Gesicht des Doktors.

„Ich meine geistig Hungernde, wißbegierige kleine Leute —"

„Ich verstehe vollkommen. Soziale Stücke."

„Soziale Stücke. Was schlagen Sie vor?"

Doktor Vielhaben holte Atem und begann, immer neue Laden aufziehend, endlose Reihen von Theaterstücken aufzuzählen. Harlander, wirr im Kopf, hörte Namen wie Galsworthy, Andrejew, Gogol, François de Curel, Tolstoi, Shaw und wußte mit all dem Zeug nichts anzufangen.

Der Doktor hatte seine Befangenheit überwunden und verlor sich in einem immer weitergreifenden Vortrag über das soziale Drama der Gegenwart. Harlander sah den auf- und niederschaukelnden Gummikragen und hatte ein Gefühl von Wundheit im Herzen.

„Von deutschen Stücken kämen vor allem die ‚Weber', der ‚Biberpelz' und ‚Florian Geyer' in Betracht. Ich bezweifle aber, ob es uns gelingen wird, eines dieser Stücke freizubekommen. Ferner wäre ‚Kater Lampe' von Rosenow zu erwägen, ein relativ heiteres Stück mit bitterster Wahrheit im Hintergrund."

Harlander raffte sich auf und fragte: „Was geht in ‚Kater Lampe' vor?" Der Doktor erzählte den Inhalt.

„Wir führen zunächst ‚Kater Lampe' auf", rief Harlander kurz entschlossen. „Lieber Herr Zimmerhackl, ich mache Sie dafür verantwortlich, daß in spätestens vierzehn Tagen ‚Kater Lampe' auf dem Zettel des Deutschen Bürgertheaters steht."

„Jetzt waß i wirkli net, Herr von Harlander, ist dös Gspaß oder Ernst?"

Harlander blickte den Wiener an, der jetzt genau wußte, woran er war.

Das Telephon läutete. Zimmerhackl nahm den Hörer und antwortete: „Jawohl, der Herr von Harlander ist hier." Er reichte Harlander die Hörer.

„Hallo!"

Niemand meldete sich.

Harlander rief noch einmal, dann legte er den Hörer zurück. „Wer war es denn?"

„I glaub, es war die Stimme vom Herrn Sohn."

„Dann soll er noch mal anklingeln."

Vielleicht hat sich der Junge die Sache überlegt, dachte Harlander flüchtig und wendete sich wieder an den Dramaturgen. „Was halten Sie davon, lieber Doktor, soll man die Firma ‚Deutsches Bürgertheater' beibehalten? Wie wäre es mit ‚Proletariertheater'?"

Ein trauriges kleines Lächeln spielte in den Augenwinkeln des Doktors. „Ich glaube, Herr Direktor, wenn Sie Stücke für arme, hungernde und wißbegierige Menschen aufführen wollen, so deckt sich der Name ‚Bürgertheater' durchaus mit Ihren Absichten."

Amadäus Zimmerhackl lächelte. „Sie haben recht", erwiderte Harlander und reichte dem Dramaturgen die Hand.

Doktor Vielhaben stand auf und empfahl sich, tief beglückt, daß er nicht gekündigt worden war, wie er befürchtet hatte. Als er schon bei der Tür war, hielt ihn Harlander zurück. „Gestatten Sie, Herr Doktor, daß ich mich Ihnen für Ihren Rat erkenntlich zeige." Er holte seine Brieftasche hervor, entnahm ihr fünf Hundertmarkscheine und reichte sie dem „Bürger".

„Aber — Herr Direktor," stammelte der Fassungslose, „das ist doch nur meine Pflicht. Dafür werde ich ja bezahlt." Er sah auf die Scheine in seiner Hand und geriet über den ungeheuren Geldbetrag in tiefste Verwirrung. „Das ist doch zu viel, Herr Direktor."

„Sie machen mir eine Freude, lieber Doktor."

„Danke", konnte Doktor Vielhaben noch sagen, dann rannen ihm Tränen durch die Furchen seines Gesichts in den ergrauenden Vollbart.

Harlander verließ das Theater und überlegte, wohin er fahren sollte. Dünner Regen fiel vom Himmel. Herbsttraurig war die Welt.

Als er zum Auto schritt, erkannte er mit großem Schreck in der wartenden Gestalt Ingelene. „Was ist geschehen?"

„Nichts, Herr Harlander. Ich wollte Sie heute noch mal sehen. Mir war so bange."

„Dank! Dank! Ich freue mich, daß Sie gekommen sind. Ich hatte Sie so sehr herbeigewünscht, und nun sind Sie wirklich da."

„Sie sehen: man muß nur stark wünschen."

Er nahm ihre Hand und küßte sie. „Warten Sie schon lange, Ingelenchen?"

„Ich weiß es nicht."

„Wir wollen in die Stadt fahren und uns irgendwo gemütlich zusammensetzen."

„Ich möchte nicht gesehen werden."

„Ach so, ja." Er dachte nach. „Ich weiß gleich in der Nähe eine ausgezeichnete Wirtschaft, im Keller allerdings, wenn es Ihnen nicht peinlich ist. Ich habe oft dort gespeist."

„Durchaus nicht."

Sie fanden eine einsame Ecke in einem kleinen, niederen Zimmer. Der Kellner grüßte freundlich.

„Ist es hier nicht nett, Ingelenchen?"

„Wunderhübsch", erwiderte sie und küßte ihn mit den Augen. Weiß er, wie sehr ich ihn liebe? fragte sie sich und erhielt keine Antwort.

„Wie ist Ihre Unterredung ausgefallen?" erkundigte er sich vorsichtig.

„Er will nach Paraguay."

„Man — man — wird ihm Geld geben."

Das Gas sang. Im Nebenraum erzählte eine tiefe Stimme von einer sicheren Sache, die am nächsten Sonntag in Karlshorst zum Klappen kommen würde.

„Ich habe Angst im Herzen", sagte Ingelene leise.

„Wovor?"

Sie fuhr mit der Hand über die Augen und wiederholte: „Ich habe Angst im Herzen."

Harlander berichtete von der umstürzenden und aufbauenden Tätigkeit, die er während dieses Tages entwickelt hatte. Ingelene hörte in tiefem Bangen zu. „Sind Sie mit mir zufrieden?"

Sie blickte ihn an und erwiderte mutlos: „Man kann nichts besser machen. Man kann den Menschen nicht helfen. Ein jeder muß sich um sein eigenes Schicksal kümmern."

„Wie sprechen Sie, Ingelene? Warum verleugnen Sie Ihre eigenen Worte? Haben Sie nicht gesagt: Alles, was einen andern trifft, trifft dich selber?"

„Das sind arme, ohnmächtige Worte."

„Die Lehrerin läßt ihren Schüler im Stich?"

Sie griff über den Tisch nach seiner Hand und hielt sie krampfhaft fest. „Sie hätten auf mich nicht hören dürfen. Ich war ein dummes junges Mädel, das keine Ahnung hatte, wie es in der Welt zugeht. Ich habe mich furchtbar geirrt. Meine lächerlichen Forderungen können nie erfüllt werden. Kein Mensch will erlöst werden. Kein Mensch verlangt nach guten, ernsthaften Büchern. Kein Mensch geht ins Kino, wenn ein künstlerischer Film gezeigt wird. Kein Mensch setzt sich ins Theater, wenn er fürchtet, aufgerüttelt statt gekitzelt zu werden.

Es ist alles Lüge und Verblendung. Ich weiß es. Jetzt weiß ich es."

„Ich glaube Ihnen nicht, Ingelene."

Oh, glauben Sie mir! Ich sehe klar. Man muß den Menschen nicht helfen wollen. Man muß sie leben lassen, wie es ihnen gefällt."

Er geriet ins Wanken und fragte unsicher: „Ingelene, was tun Sie mit mir?"

„Ich will Sie vor Schaden bewahren", rief sie leidenschaftlich. „Ich will Ihnen Leid ersparen, das ich verschuldet habe. Ich kann die Verantwortung nicht tragen, die Sie auf mich wälzen."

„Sie haben keine Verantwortung, Ingelene."

„Doch. Ich allein. Ich habe geträumt, und Sie wollen diese törichten Träume verwirklichen."

Das Gas sang. Die tiefe Stimme erzählte: „Wenn Alpenveilchen nicht 100 für 10 bezahlt, will ich Matz heißen."

„Man kann den Menschen nicht helfen, Ingelene?"

„Man kann nicht."

„Was soll man tun?"

„Man muß sich in die fernste Hütte im tiefsten Wald zurückziehen und schweigen, schweigen, schweigen."

Harlander blickte in sein Glas. „Wenn Sie recht haben, Ingelene, dann hätten wir unsere Hütte gar nicht verlassen sollen."

„Noch können wir zurück."

„Als Besiegte?"

„Besser besiegt als gar nicht."

Harlander begann plötzlich zu lachen. „Ingelenchen, Schwarzseherin, was ist bloß mit Ihnen geschehen? Sie tun gerade so, als ob mir auf Schritt und Tritt Meuchelmörder auflauerten."

„Ich habe Angst im Herzen."

„Prost, Ingelenchen! Sie müssen sich ein bißchen Mut antrinken."

Sie nippte gehorsam an dem Glas. Harlander rief den Kellner und bezahlte.

Als sie die schmale, halbdunkle Treppe hinaufstiegen, klammerte sich Ingelene noch einmal an Harlander und bat inbrünstig: „Fahren wir nach Samaden!"

„Jetzt gleich?" scherzte er.

„Jetzt gleich. Mit dem Auto!"

Sie traten auf die regenfeuchte Straße. „Opitz, wieviel Benzol haben Sie noch?"

„Höchstens fünfzehn Liter, Herr Harlander."

Harlander half Ingelene in den Wagen. „Ingelenchen, lieber Hasenfuß, Sie sehen, es geht beim besten Willen nicht. Lassen Sie mich ruhig erst mal scheitern, dann fliehen wir in die ferne Hütte im tiefen Wald."

Ingelene schwieg. Wie ein schwerer Stein lag das Herz in ihrer Brust.

21. Kritik der Vernunft

Georg Harlander hatte einen großen Teil der Organisationsfähigkeit seines Vaters geerbt. Wie es ihm gelungen war, im Lauf weniger Stunden seine allerdings wenig widerstandskräftige Mutter aufzuputschen und von der bedrohlichen Geistesverfassung des Vaters zu überzeugen, wie er ferner mit instinktmäßiger Sicherheit den Weg zu Geheimrat Gotteswinter gefunden und trotz der vorgerückten Abendstunde die entscheidenden Zeugen zusammengetrommelt hatte, war unleugbar meisterhaft.

Professor Gotteswinter opferte ohne Einspruch seinen Abend und gab sich dem Fall mit wissenschaftlichem Interesse hin.

Nachdem Georg Harlander in allgemeinen Umrissen die Vorgänge geschildert hatte, durch die seine Befürchtungen wachgerufen worden waren, forderte er seine Mutter auf, von den Ereignissen im Salon am Abend der Heimkehr des Vaters zu berichten. Frau Luise Harlander, oft von Tränenausbrüchen gehemmt, schilderte einfach und wahrheitsgetreu, ohne grelle Ausschmückungen, den ihr unerklärlichen Wutanfall des Gatten

Als Frau Luise von der Zertrümmerung der Foxtrot-Tanzplatte erzählte, machte Geheimrat Gotteswinter eifrig Notizen. Auch konnte er es sich nicht versagen, seinem Assistenten Doktor Schlee einen Blick zuzuwerfen, in dem leise Genugtuung über die Richtigkeit der von ihm aufgestellten, von dem andern seltsamerweise bezweifelten Diagnose nicht zu verkennen war. Ein nur nebenbei fallengelassener lateinischer Fachausdruck ergänzte den Blick aufs glücklichste. Doktor Schlee spielte mit dem blauschimmernden Bart und rückte nicht voreilig von seinem Skeptizismus ab, der ihm in seiner medizinischen Laufbahn ersprießliche Dienste geleistet hatte.

Die Tochter Malwine und Gräfin Herrsching bekräftigten den Bericht Frau Harlanders, ohne wesentlich Neues vorbringen zu können.

Als nächsten Zeugen führte Georg Harlander den Verlagsleiter Doktor Büntell vor, der, im tiefsten erschüttert, die wüste Mißhandlung des grünen Maroquinlederbandes dramatisch veranschaulichte. Er spielte ehrlich empört die ganze Szene vor, so daß niemand dem Eindruck sich entziehen konnte, daß nur ein Unzurechnungsfähiger imstande war, sich wegen eines unschuldigen Buches derart rasend zu gebärden. In seiner vom Goldsticker-Standpunkt begreiflichen Erregung vergaß Doktor Büntell, von dem Plan der billigen Harlander-Bücher zu erzählen, der zweifellos geeignet gewesen wäre, die vorliegenden Verdachtsgründe zu verschärfen.

Von den Filmleuten wurde Gemma Raya, entsprechend ihrer Stellung in der „Branche", zuerst vernommen. Gemma, die lange geschwankt hatte, welche Art von Toilette dieser ungewöhnlichen Gesellschaftsszene am besten entspräche, hatte sich nach eingehenden Beratungen mit ihrer Friseurin für ein Halbtrauerkostüm entschieden und sah sowohl vorteilhaft als auch würdig aus. Die Diva, deren Ausdrucksmöglichkeiten mehr in den Augen als in der Sprache lagen, erzählte die Vorgänge im Atelier derart harmlos und unverfänglich, daß Georg Harlander unruhig wurde und Doktor Schlee einen bescheidenen Blick der Genugtuung an Gotteswinter absendete, dessen Annahme dieser verweigerte.

„Ist Ihnen sonst nichts Besonderes an Herrn Harlander aufgefallen, Fräulein Raya?" fragte der Geheimrat mit freundlicher Gelassenheit.

„Doch, Herr Professor. Das Lachen. Direktor Harlander lachte — wie soll man nur sagen? — er lachte ganz doof."

Georg Harlander beeilte sich, die Herren Kreebs, Wollanke und Bassist gemeinsam in das Zimmer zu lotsen und Fräulein Raya mit weltmännischer Zuvorkommenheit, die eisig überhaucht erschien, zur Tür zu begleiten. Gemma, gewöhnt, größere Rollen zu spielen, machte ein gekränktes Gesicht. Die Bekundungen des Film-Terzetts Kreebs, Wollanke und Bassist vervollständigten dem Geheimrat das Krankheitsbild. Von größter Bedeutung war die Aussage des Dichters Bassist, dem Harlander Wurf über fünf Treppen angedroht hatte.

Geheimrat Gotteswinter notierte die Äußerung wörtlich und ließ sie von dem Zeugen durch Unterschrift bestätigen.

Als Professor Gotteswinter mit der Familie Harlander allein war, erklärte er zusammenfassend: „Die Manifestationen, die uns von den verschiedenen Zeugen bekundet wurden, überraschen mich leider durchaus nicht, meine sehr verehrte gnädige

Frau. Ich hatte nämlich diesen Zusammenbruch bis auf Wochen genau vorhergesagt." Er erzählte in Kürze die Ereignisse jenes Frühlingstages und gab ein klinisches Bild der Erkrankung.

„Muß mein armer Mann sterben, Herr Professor?" fragte schluchzend Frau Luise.

„Von letalem Ausgang ist vorläufig keine Rede, meine verehrte gnädige Frau. Unser Patient kann bei relativ gutem körperlichen Befinden noch viele Jahre leben."

„Aber es geht doch nicht an, Herr Geheimrat," erklärte Georg Harlander mit großer Sicherheit, „daß mein unglücklicher Vater in dieser Verfassung unsere Betriebe weiter verwaltet und unheilbare Schädigungen herbeiführt. Von körperlichen Bedrohungen, denen wir und alle Mitarbeiter ausgesetzt sind, ganz zu schweigen. Zu allermindest müßten wir mit Hilfe Ihres Gutachtens bewirken, daß mein Vater entmündigt werde. Welchen Rat geben Sie uns, Herr Geheimrat?"

Professor Gotteswinter fuhr mit der Hand über die Billardkugel, sah zu seinem Assistenten hinüber, der tief in sich versunken war, und erwiderte bedächtig: „Die Spielbreite solcher Erregungszustände bei beginnender Paralyse läßt sich vorher nicht genau abschätzen. Möglich, ja wahrscheinlich, daß sich die Krankheit in friedlichen und maßvollen Formen abwickeln wird. In jedem Fall ist es dringend geboten, den Kranken vorläufig in einer Heilanstalt unterzubringen, bis wir ein konstantes Bild der Krankheitsform gewonnen haben."

„O Gott!" schrie Frau Harlander bekümmert auf.

„Sie müssen durchaus nicht erschrecken, meine verehrte gnädige Frau. Der Kranke wird sich in einer Anstalt viel wohler fühlen als in seinem gewohnten Umkreis. Außerdem ist dieser Aufenthalt nur als vorübergehender gedacht. Bei benigner Entwicklung der Krankheit wäre nichts dagegen einzuwenden, daß Sie Ihren Mann in häusliche Pflege übernehmen."

Die Unterhaltung, die sich in gleicher Bahn noch eine Stunde lang weiterbewegte, schloß mit dem Ergebnis, daß Geheimrat Gotteswinter sich bereit fand, am nächsten Morgen persönlich die Überführung des Kranken zu bewirken.

Georg Harlander war mit der Verschiebung auf den folgenden Tag nicht einverstanden gewesen und hatte vorgeschlagen, den Vater, dessen Anwesenheit im Theater er durch Anruf festgestellt hatte, noch am gleichen Abend in Sicherheit zu bringen. Dieser Vorschlag war von Geheimrat Gotteswinter abgelehnt worden, der zuvor mit der Anstalt und deren Leiter sich ins Vernehmen setzen zu müssen erklärt hatte. Georg Harlander

verbrachte infolgedessen eine sehr unruhige und fast schlaflose Nacht im Haus seines Vaters.

Geheimrat Gotteswinter erschien, wie er versprochen hatte, punkt acht Uhr morgens, begleitet von Doktor Schlee, dessen Skeptizismus in so frühen Morgenstunden besonders ausgeprägt war, und von zwei starken Wärtern, die sich in gutem Ernährungszustand befanden. Der Chauffeur Opitz, erstaunt und ahnungslos, hatte die Gesellschaft zum Haus gebracht.

Harlander war im Begriff aufzustehen, als Geheimrat Gotteswinter mit Doktor Schlee in das Schlafzimmer trat. „Guten Morgen, lieber Herr Harlander", rief der Professor mit großer Freundlichkeit, die vielleicht um einen Teilstrich zu hoch gestellt war, um durchaus echt zu wirken. „Verzeihen Sie, bitte, daß ich so früh bei Ihnen vorspreche, aber ich erfuhr gestern, daß Sie zurückgekehrt wären, und da trieben mich Interesse und Neugier zu Ihnen. Wie ist Ihnen die Reise bekommen, mein lieber Herr Harlander?"

Harlander blickte den Professor an. Doktor Schlee stellte für seinen Privatgebrauch fest, daß in diesem Blick die Ratlosigkeit eines umstellten Tieres lag.

Harlander dachte in dieser Sekunde an Ingelene. Frauen wissen mehr als wir Männer, fühlte er. Frauen stehen der Natur näher als wir. Wir müssen dem Instinkt der Frauen gehorchen.

„Wie fühlen Sie sich, mein lieber Herr Harlander?"

Harlander ließ seinen Kopf langsam in die Kissen zurücksinken. Er erkannte mit unerhörter Hellsichtigkeit den Zweck dieses Morgenbesuchs. Das Spiel ist verloren, dachte er und wurde todmüde. Man muß den Menschen nicht helfen wollen. Jeder soll sich um sein eigenes kleines Schicksal kümmern. Man muß schweigen, schweigen, schweigen. In einer fernsten Hütte im tiefsten Wald. Harlanders Augen wurden plötzlich naß.

„Wollen Sie mir keine Antwort geben?" fragte die gütige Greisenstimme.

Harlander richtete sich auf. „Ich muß mir jede Antwort sorgfältig überlegen, Herr Geheimrat, denn was immer ich sage, wird gegen mich sprechen. Vielleicht wäre es am besten, ganz still zu sein, aber dies geht über meine Kraft."

„Ich verstehe Sie wirklich nicht, mein lieber Herr Harlander."

„Ich glaube es Ihnen. Aber ich verstehe Sie. Gestatten Sie, daß ich mir eine Zigarette anzünde?"

„Aber bitte, mein lieber Herr Harlander. Es kommt mir durchaus nicht zu, Ihnen etwas zu gestatten oder zu verbieten."

Harlander brach derart unvermittelt in schrillstes Gelächter aus, daß sogar Doktor Schlees Skeptizismus einen leisen Stoß erhielt. „Dann bitte ich Sie, Herr Geheimrat Professor Doktor Gotteswinter, und Sie, Herr Doktor Schlee, mein Zimmer zu verlassen und mir zu erlauben, aus diesem Haus und aus dieser Stadt zu gehen."

Geheimrat Gotteswinter schwieg in leichter Verlegenheit.

„Ich verpflichte mich, niemals mehr nach Berlin oder Deutschland zurückzukehren. Ich verzichte auf meine sämtlichen Vermögensrechte." Er hielt inne, so tief war sein Erschrecken, als er den Zusammenhang dieses Besuchs mit Georgs Ausruf: „Du bist verrückt, lieber Vater!" erriet. „Ich übergebe alles, was ich besitze, meinem Sohn Georg. Ist dieses Geschäft nicht zu machen, Herr Geheimrat?"

„Ich verstehe Sie immer weniger, mein lieber Herr Harlander!"

Jetzt erst zündete Harlander seine Zigarette an. „Ich bin in einer sehr schlimmen Lage, Herr Geheimrat, denn ich muß Sie enttäuschen. Sechs Monate sind nicht das höchste der Gefühle. Ich bin sehr gesund geworden." Harlander stockte, denn er merkte, daß seine Worte durch ein Sieb fielen.

„Das freut mich ungemein", erwiderte der Professor, ohne sich zu wundern, daß der Kranke seinen Ausspruch von den sechs Monaten wiederholte.

Harlander sprang so jäh aus dem Bett, daß der Geheimrat trotz aller Beherrschung ein wenig zusammenfuhr. „Wir wollen ganz aufrichtig sein, Herr Professor. Sie halten mich für verrückt, das heißt für unzurechnungsfähig oder schwachsinnig. Und Sie wollen mich jetzt in ein Irrenhaus bringen? Ich bitte um Wahrheit. Ich verlange Wahrheit. Wahrheit!" Er schrie so durchdringend, daß die beiden Wärter im Vorzimmer sich sprungbereit machten.

Je heftiger Harlander wurde, desto mehr Sicherheit gewann Geheimrat Gotteswinter. „Vor allem beruhigen Sie sich, mein lieber Herr Harlander. Es ist nicht nötig, daß Sie mich alten Mann so brutal anschreien."

„Wahrheit!" flüsterte Harlander höhnisch und betrachtete den Greis mit weißglühendem Haß.

„Sie sollen die vollkommene Wahrheit hören, Herr Harlander. Ich halte Sie natürlich nicht für verrückt und will Sie in kein Irrenhaus bringen. Sie sind aber in einem derartigen Erregungszustand, daß ich Ihnen dringend empfehlen möchte, sich für einige Tage in ein Sanatorium zu begeben."

„Und wenn ich für Ihren Rat gehorsamst danke und Sie bitte, mich jetzt allein zu lassen?"

Der Geheimrat schwieg.

„Warum lügen Sie, alter Herr? Alte Menschen sollten nicht mehr lügen. Es lohnt sich nicht."

Er ging zum Waschtisch, ließ sich Wasser über seinen Kopf laufen, trocknete sich ab und zog hastig Kleider an. Dann trat er vor den Geheimrat und fragte höflich: „Wodurch kann ich Ihnen beweisen, daß ich weder unzurechnungsfähig noch in einem derartigen Erregungszustand bin, daß meine Internierung notwendig ist?"

„Den Beweis können Sie mit Leichtigkeit erbringen, mein lieber Herr Harlander, indem Sie meinem Rat folgen und sich in ein Sanatorium begeben."

Harlander biß die Zähne aufeinander, daß sie laut knirschten. „Herr Doktor Schlee, Sie sind jünger und freier als dieser alte Mann, dem seine Wissenschaftlichkeit den klaren Blick genommen hat. Was raten Sie mir? Was soll ich tun, um meine geistige Zurechnungsfähigkeit zu beweisen?"

Doktor Schlee blickte von Harlander zu dem Geheimrat und ließ den Blick zu Harlander zurückgehen. „Ich will Ihnen, von meinem ehrlichen, aber skeptischen Standpunkt aus so aufrichtig antworten, daß Sie daraus ersehen können, wie unabhängig und vorurteilslos ich mich zu Ihnen stelle. Herr Harlander, ich halte es für das Allerschwerste auf der Welt, seine Vernunft zu beweisen."

Harlander taumelte einen Schritt zurück.

„Man kann mehr oder weniger einleuchtend alles beweisen, aber wenn einer damit beginnt, seine gesunde Vernunft beweisen zu wollen, stößt er auf unüberwindliches Mißtrauen und gerät in Sackgassen. Begreifen Sie, wie ich es meine?"

„Ich begreife."

„Sie sind zweifellos in einem gewissen Erregungszustand, Herr Harlander. Sie haben sich in den letzten vierundzwanzig Stunden zu teils gewalttätigen, teils befremdenden Handlungen hinreißen lassen, die geeignet sind, die Befürchtungen Ihrer Familie zu rechtfertigen."

„Man soll den Menschen nicht helfen wollen", sagte Harlander kaum vernehmbar vor sich hin.

„Deshalb würde ich, nicht als Arzt, sondern als brüderlicher Mensch, Ihnen empfehlen, dem Rat des Herrn Professors zu folgen."

Harlander sank auf einen Sessel. Doktor Schlee trat zu ihm und erklärte mit erhobener Stimme: „Ich stehe Ihnen mit meinem Ehrenwort dafür ein, Herr Harlander, daß Sie nicht länger als eine Woche ohne Ihr Einverständnis in dem Sanatorium verbleiben werden."

Harlander sah zu Boden. Nach einer Weile erhob er sich, ging nachdenklich durch das Zimmer, blieb vor den beiden Ärzten stehen, betrachtete sie prüfend, als wollte er ihre Körperkräfte abschätzen, und fragte sachlich: „Sie haben Wärter mit?"

„Begleiter", antwortete der Geheimrat, der, durch das Auftreten seines Assistenten gereizt, sich für schärfere Tonart entschieden hatte. „Es wäre möglich gewesen, daß Sie exzediert hätten."

Harlander ging zum Telephonapparat, legte die Hand auf den Hörer und fragte: „Hat es Zweck, Herr Doktor Schlee, das Polizeirevier anzurufen und um Schutz gegen diese Freiheitsberaubung zu bitten?"

„Ich will ehrlich sein, Herr Harlander, und Ihnen antworten, daß dies keinen Zweck hat."

Harlander zertrümmerte den Hörer.

Nach dieser Entspannung wurde er wieder vollkommen ruhig. „Habe ich gar keine Möglichkeit, mich der Internierung zu widersetzen, Herr Doktor Schlee?"

„Augenblicklich kaum, falls Ihre Familie ihren Antrag nicht zurückzieht oder der Herr Geheimrat seine Diagnose nicht fallen läßt."

„Ohne Antrag meiner Familie wäre also die Internierung nicht möglich? Das ist immerhin interessant. Das dürfte ein hinreichender Scheidungsgrund sein."

Er trat lächelnd vor den Professor. „Herr Geheimrat, ich leiste Ihnen keinen Widerstand mehr, wenn Sie mir das Versprechen geben, daß mein Rechtsbeistand, Justizrat Doktor Kannenberg, freien Zutritt zu mir erhält."

Professor Gotteswinter streckte ihm erfreut die Hand entgegen. „Ich verspreche Ihnen sogar, mein lieber Herr Harlander, daß ich persönlich Ihnen morgen vormittag den Herrn Justizrat zuführen werde."

„Danke. Dann ist alles in Ordnung. Ich möchte nur schnell einen kleinen Koffer packen, wenn Sie erlauben, denn hierher werde ich keinesfalls mehr zurückkehren."

Harlander stopfte in die Handtasche, die noch halbunausgepackt nach seiner Reise in einer Ecke stand, wahllos und eilig Kleider, Wäsche und Schuhe. „Herr Doktor Schlee, haben Sie die

Güte, dafür zu sorgen, daß ich beim Verlassen der Wohnung keinem Mitglied meiner Familie begegne. Einem solchen Zusammentreffen wäre ich kaum gewachsen."

Doktor Schlee ging aus dem Zimmer, nachdem er die Zustimmung des Geheimrats erhalten hatte.

Harlander wollte den Koffer schließen, als er die Kwannon auf dem Nachttischchen erblickte und, fast erschrocken über seine Vergeßlichkeit, die Bronzefigur holte.

„Was stellt diese kleine häßliche Dame vor?" fragte Geheimrat Gotteswinter gleichgültig.

Harlander streichelte zärtlich die Wange der Kwannon. „Diese schönste Frau der Welt ist die Göttin der Menschenliebe, Herr Geheimrat."

Gotteswinter lächelte seinem eintretenden Assistenten zu.

Harlander preßte die kleine Kwannon in den vollgepackten Koffer und schloß ihn. „Ich bin bereit, Herr Geheimrat."

Die Wärter standen schon vor dem Hause. „Guten Morgen, Herr Harlander", grüßte der Chauffeur verwundert.

„Morgen, Opitz."

Georg Harlander, hinter einem Fenstervorhang verborgen, sah den Wagen abfahren und rief sogleich Regisseur Wollanke und Direktor Kreebs an, denen er seinen Wunsch mitteilte, daß die „Sappho"-Aufnahmen unbedingt noch heute fortgesetzt wurden. Dann erst setzte er sich zum Frühstück, las die Morgenblätter und wartete die Rückkehr des Chauffeurs ab, um nach dem Endymion-Verlag zu fahren. Doktor Büntell nahm die Nachricht des Regierungswechsels ohne Erschütterung zur Kenntnis.

„Sie werden den Verlag jetzt wohl von andern Gesichtspunkten aus leiten wollen, Herr Harlander", bemühte sich Doktor Büntell zu erkunden, nachdem er seinem Beileid über den harten Schlag, der den bisherigen Chef betroffen, maßvollen Ausdruck gegeben hatte.

„Wie meinen Sie das?"

„Nun, ich denke, Sie werden die allerneueste Richtung bevorzugen, Herr Harlander."

Der junge Georg lächelte überlegen. „Lieber Doktor, diesen Quatsch macht man doch nur mit, solange man in der Opposition ist. Wir setzen natürlich unsern Jean Paul fort, der zwar gräßlich langweilig ist, aber in Leder gebunden ganz passabel aussieht."

Der Goldsticker nickte erfreut und zustimmend.

„Nach Jean Paul müßten wir aber etwas Flotteres bringen, Doktor, Fein-Exotisches, möchte ich sagen. Die Schieber und ihre Damen lieben das. Na, wir unterhalten uns noch darüber."

Eine halbe Stunde später trat Ingelene bei Doktor Büntell ein. „Verzeihen Sie, daß ich störe."

„Durchaus nicht, Fräulein von Goertz", erwiderte der Verlagsleiter huldvoll. „Womit kann ich Ihnen dienen?"

„Ich habe mir erlaubt, Herr Doktor, eine kleine Liste von Werken zusammenzustellen, die sich vielleicht für die Serie der Harlander-Bücher eigneten."

„Schönen Dank, liebes Fräulein", sagte Doktor Büntell lächelnd und lehnte die Annahme der Liste ab. „Ihre Arbeit war überflüssig. Die Harlander-Bücher werden nicht gemacht."

Ingelene konnte ihr großes Erstaunen nicht verbergen. „Werden nicht gemacht?"

„Ach, Sie wissen noch nicht, Fräulein von Goertz?"

Ihr Gesicht verzerrte sich in jäher Angst. „Ich weiß nichts, Herr Doktor."

„Herr Harlander ist heute früh in eine Heilanstalt gebracht worden."

Sie schrie entsetzt auf. „Das ist doch nicht möglich!"

„Warum nicht? Haben Sie etwas anderes erwartet?"

Sie hatte nichts anderes erwartet und gefürchtet. „Es ist ein schrecklicher Irrtum", stammelte sie zitternd.

„Was denn?"

„Herr Harlander ist geistig vollkommen gesund."

„Mit dieser Ansicht dürften Sie ziemlich allein stehen, verehrtes Fräulein", meinte Doktor Büntell kühl und griff nach einem Brief, um anzudeuten, daß er die Unterredung für beendigt ansah.

„Können Sie mir sagen, Herr Doktor, in welche Anstalt Herr Harlander gebracht worden ist?"

„Ich bedaure, ich weiß es nicht, Fräulein von Goertz. Vielleicht wenden Sie sich an Herrn Georg Harlander, der die Leitung der Geschäfte mit heutigem Tag übernommen hat."

Ingelene wankte aus dem Zimmer, sank auf eine Bank in der Diele und weinte still in sich hinein. Nach einer Weile raffte sie sich auf und ging unangemeldet in Harlanders Büro hinein, in dem jetzt sein Sohn herrschte.

„Mein Name ist Ingelene von Goertz. Ich bin die Sekretärin Herrn Harlanders."

Georg blickte die junge Dame wohlgefällig an und entgegnete freundlich: „Freut mich. Bitte, nehmen Sie Platz."

Sie blieb stehen. „Ich wollte mich erkundigen, was mit Herrn Harlander geschehen ist."

„Mein armer Vater ist leider —" Er fuhr mit der Hand über die Stirn. „Wir mußten ihn in eine Heilanstalt bringen."

„In welche?"

„Das kann ich Ihnen wirklich nicht sagen, liebes Fräulein. Die Ärzte haben die Überführung geleitet."

Ingelene ertrug den Anblick dieses Gesichts nicht länger und wendete sich zum Gehen.

„Sie können vorläufig Ihren Dienst bei mir weiterversehen, liebes Fräulein", sagte Georg Harlander. „Wenn Sie sich bewähren, haben Sie die Möglichkeit, eine schöne Stellung zu erlangen."

Ingelene machte halt, betrachtete noch einmal dieses verhaßte Gesicht, wollte ihm eine Beschuldigung entgegenschleudern und bezwang sich aus Klugheit. „Danke. Ich verzichte auf die Stellung."

„Na, denn nich, liebes Fräulein."

Ingelene trat auf die Straße. Wagen fuhren, Menschen gingen, Häuser standen, ein Himmel hing über der Stadt. Ingelene hatte das Gefühl, als müßte sie so laut schreien, daß alle Menschen zusammenliefen, als müßte sie die ganze Welt zum Kampf gegen das Verbrechen aufrufen, das heute früh an Harlander begangen worden war.

Ingelene schrie nicht.

Sie erkannte, daß ihre Stimme hilflos verhallen oder auf Gelächter stoßen würde. Wer nahm Anteil an dem Unglück eines einzelnen? Hatte nicht jeder mit seinem eigenen Schicksal genug zu tun? Man darf von den Menschen nichts verlangen. Sie haben stumpfe und gleichgültige Herzen.

Ich allein werde Harlander retten, sagte sich Ingelene und krampfte die Hand zum Schwur.

22. Die Sprache der Götter

Harlander stand am Fenster und blickte in den Anstaltspark. Die Bäume waren fast kahl. Rotes, gelbes, braunes Laub lag auf der Erde. Es regnete. Nur diesen einen Tag mußte man überstehen, fühlte Harlander und verließ das Fenster, um wieder durch das schöne, geräumige Zimmer zu marschieren. Viele Kilometer hatte er in diesen Stunden zurückgelegt.

Morgen kam Justizrat Kannenberg, der klüger war als alle Ärzte der Welt. Wenn er zehn Minuten lang mit dem Justizrat gesprochen hatte, war die Sache erledigt. Das stand fest. Vielleicht konnte er schon morgen dieses Haus verlassen. Dann ging er sogleich zu Ingelene. Eine halbe Stunde später flüchtete er mit ihr nach dem Haus am Muntarütsch. Nein, noch weiter, viel weiter. Nach einem tiefen, unwegsamen Wald wollten sie flüchten und in einer Höhle sich verstecken.

Hoffentlich war Kannenberg nicht verreist oder erkrankt. Wenn er morgen nicht kam, war es zu spät. Von den Ärzten konnte man Rettung nicht erhoffen. Gute, freundliche Menschen, gewiß, aber es gab keine Verständigungsmöglichkeit mit ihnen. Was für ein netter, höflicher Mann war der Direktor der Anstalt! Wie zuvorkommend hatte er den neuen Gast begrüßt! „Ich protestiere gegen die Internierung", hatte Harlander beim Eintritt erklärt.

„Gewiß, das ist Ihr gutes Recht, Herr Harlander."

„Ich will meinen Protest schriftlich niederlegen."

„Aber selbstverständlich, Herr Harlander." Der Direktor hatte einen Bogen Papier geholt und Harlander zum Schreiben eingeladen.

Gute, freundliche Menschen, aber sie redeten eine andere Sprache. Sie gaben ihm in allen Punkten recht und sperrten ihn in dieses Zimmer. Sie willfahrten seiner Bitte, von einer Untersuchung abzusehen, und betasteten seine Kleider nach Waffen.

Die Schwester, eine gutmütige, ältere Frau mit dicken Backen, trat ein und brachte den Nachmittagstee. „Sagen Sie, Schwester," fragte Harlander, „wie stellen Sie es an, den andern Ihren gesunden Verstand zu beweisen?"

„Ach du lieber Gott, wer verlangt denn von mir diesen Beweis?"

„Aber wenn man ihn verlangte?"

„Man verlangt ihn nicht, Herr Harlander."

„Aber wenn?"

Die Schwester, gewöhnt an die Spitzfindigkeiten der Kranken, gab keine Antwort und wendete sich zur Tür.

„Wo ist mein Koffer, Schwester? Warum bekomme ich ihn nicht?"

„Sie werden ihn schon kriegen! Immer hübsch sachte, Herr Harlander!"

Er setzte sich zum Tisch, trank Tee und aß ein mit Marmelade bestrichenes Brot. Doktor Schlee hatte recht: es war vollkommen unmöglich, seine Vernunft zu beweisen. Man konnte

sie nicht einmal sich selber beweisen, geschweige fremden Menschen.

Sein Selbstbewußtsein begann in dieser Dämmerstunde sich seltsam zu lockern. Wo gab es Sicherheit, daß er sich in der Beurteilung seiner Geisteskräfte nicht irrte? War es durchaus unmöglich, daß die Ärzte Recht hatten? Sie besaßen Erfahrung aus tausend ähnlichen Fällen. Sie erkannten Merkmale des Zusammenbruchs, die ihm verhüllt blieben. Sie waren zuverlässige und korrekte Menschen, die kein Interesse daran hatten, einen Gesunden einzusperren. Aus welchen Gründen sollte ein so ehrenhafter alter Mann wie Geheimrat Gotteswinter gegen seine eigene Überzeugung handeln? Die Verschleppung geistig Gesunder in das Irrenhaus war Ammenmärchen, Kolportagegeschichte.

Ein junger blonder Mensch mit schönen blauen Augen kam in das Zimmer, um Harlander zu besuchen, und stellte sich als Doktor Schöllhorn vor. „Warum sitzen Sie im Dustern?" fragte er freundlich und knipste das Licht an. Seine Stimme klang beruhigend und gütig. „Gestatten Sie, daß ich Ihnen ein wenig Gesellschaft leiste?"

„Sie wollen mich beobachten?" entgegnete Harlander mißtrauisch.

„Einesteils gewiß", erwiderte der junge Arzt unbefangen. „Andernteils möchte ich Ihnen Gelegenheit geben, sich zu unterhalten, falls Sie dies Bedürfnis haben. Wenn ich Ihnen aber lästig fallen sollte, sagen Sie es ohne weiteres. Dann entferne ich mich."

Harlander faßte Vertrauen zu der Art dieses Mannes. „Bitte, nehmen Sie Platz, Herr Doktor."

„Danke."

„Können Sie mir vielleicht Feuer geben? Man hält es offenbar für zu gefährlich, mir eine Schachtel Zündhölzer anzuvertrauen. Ich werde die Bude nicht in Brand stecken."

„Verzeihen Sie, Herr Harlander." Er reichte ihm Zündhölzer. „Hier geht alles ein wenig nach der Schablone. Das läßt sich nicht vermeiden. Sie können die Schachtel selbstverständlich behalten."

„Schönen Dank für die Vertrauenskundgebung, Herr Doktor."

„Wie fühlen Sie sich? Haben Sie irgendwelche Wünsche oder Beschwerden?"

„Ich quäle mich."

„Womit quälen Sie sich, Herr Harlander?"

„Ich bin zu der furchtbaren Erkenntnis gelangt, daß man seine Vernunft nicht beweisen kann, und in dieser Erkenntnis werde ich an mir selber irre. Das ist natürlich ein Zustand, der rettungslos zum Wahnsinn treibt. Darum quäle ich mich."

„Sie quälen sich unnötig, Herr Harlander. Bitte, nehmen Sie ohne weiteres an, daß Sie außerstande sind, Ihre geistige Gesundheit nachzuweisen. Wenn Sie diese Unmöglichkeit als Voraussetzung nehmen, entfällt jeder Grund, sich zu beunruhigen. Die Feststellung Ihrer Gesundheitsverhältnisse überlassen Sie vertrauensvoll uns Ärzten.

„Schön, aber wer bürgt mir für die geistige Gesundheit der Ärzte, die meinen Verstand begutachten?"

Doktor Schöllhorn lachte kameradschaftlich. „Ihr Einwand ist sehr richtig. Uns ist es ebenfalls unmöglich, Ihnen unsere geistige Gesundheit einwandfrei nachzuweisen. Wir sind in der gleichen Lage wie Sie. Zum Glück wird der Nachweis unserer geistigen Gesundheit fast niemals von uns gefordert."

Harlander sagte schwermütig: „Ich kann auch mit Ihnen nicht sprechen, Herr Doktor Schöllhorn. Sie haben eine bessere und klügere Art, mit unsereinem zu reden, als die anderen Herren, aber ich fühle den Unterton von Nachgiebigkeit und Rücksichtnahme, der mich entwaffnet. Es ist Ihnen durchaus unmöglich, mich als Gesunden und Gleichberechtigten anzusehen."

Der junge Arzt wehrte sich lebhaft. „Sie tun mir unrecht, Herr Harlander. Ich nehme selbstverständlich auf Sie Rücksicht, weil ich laut Gutachten eines Mannes wie Geheimrat Gotteswinter anzunehmen verpflichtet bin, daß Sie an Erregungszuständen leiden, die ich, der ich jetzt zum erstenmal mit Ihnen spreche, in keiner Weise provozieren darf. Ich hoffe, daß Sie aus dieser freimütigen Erklärung ersehen, wie hoch ich Ihre geistigen Fähigkeiten einschätze."

Harlander durchschnitt mit der Hand die Luft. „Das sind Worte, lieber Doktor. Jammervolle, verkrüppelte Worte. Haben Sie noch nicht bemerkt, daß man mit Worten gar nichts ausdrücken kann? Man kann ein Glas Wasser verlangen oder einem Kutscher verständlich machen, daß er den Wagen anhält, sonst nichts."

„Sie haben in gewissem Sinne recht, aber vergessen Sie nicht, daß die Menschen erst am Beginn ihrer Entwicklung stehen. Wer weiß, was noch aus uns wird?"

Harlander lief schon anderen Gedanken nach. „Es war ein unverantwortliches Verbrechen, mich hierher zu bringen. Seitdem ich in diesem Haus bin, beginne ich an mir zu zweifeln."

Er stand auf und machte einige Schritte durch das Zimmer. „Wissen Sie, wie lange man geistig gesund ist, Doktor Schöllhorn? Ich werde es Ihnen sagen: Solange man nicht gezwungen wird, sich mit seinem Geisteszustand zu beschäftigen!"

„Stimmt nicht ganz, Herr Harlander."

Ein neuer Gedanke schoß durch Harlanders Kopf. „Darf ich einige unpassende Fragen an Sie richten, Herr Doktor?"

„Bitte."

„Wie alt sind Sie?"

„Dreiunddreißig Jahre."

„Welches Gehalt beziehen Sie?"

„Dreihundert Mark nebst Dienstwohnung und Verpflegung."

„Welche Aussichten haben Sie?"

„Das kann man nicht genau sagen, Herr Harlander. Wenn ich Glück habe, werde ich eines Tages Sanitätsrat und Leiter irgendeines Sanatoriums sein."

Harlander überlegte eine Weile. „Wenn es Ihnen möglich ist, Herr Doktor Schöllhorn, bemühen Sie sich vorzustellen, daß das, was ich Ihnen jetzt sagen werde, ein geistig gesunder Mensch sagt. Ich gebe Ihnen durch eine Anweisung, die Sie morgen früh bei der Bank erheben können, hunderttausend Mark, wenn Sie mich noch heute abend aus diesem Haus herauslassen. Ich verspreche Ihnen, daß ich in den nächsten vierundzwanzig Stunden Deutschland verlassen haben und für die Welt verschollen sein werde. Wie stellen Sie sich zu meinem Vorschlag?"

„Ich würde Sie um hunderttausend Mark betrügen, Herr Harlander, wenn ich Ihr Angebot annähme, denn ich bin fest überzeugt, daß Sie in den nächsten Tagen ohne einen solchen Vermögensverlust unser Haus werden verlassen dürfen."

„Es wird zu spät sein, Doktor! Ich müßte heute meine Freiheit wiederhaben.

„Wenn ich Sie heute entlasse, erweise ich Ihnen einen schlimmen Dienst, Herr Harlander. Sie würden in kürzester Zeit zurückgeholt werden, seien Sie dessen gewiß. Und der Fluchtversuch würde Ihre Lage unbedingt verschlimmern."

Harlander blickte ihn an und kehrte dann zu seinem Platz zurück. „Ich möchte Sie nicht länger aufhalten, Herr Doktor."

Der junge Arzt erhob sich. „Kann ich sonst noch etwas für Sie tun, Herr Harlander?"

„Bitte, nehmen Sie Ihre Zündhölzer wieder mit. Ich brauche sie nicht."

Doktor Schöllhorn verließ das Zimmer und traf Anordnungen, daß Harlander sorgfältiger als bisher bewacht werde, da Fluchtverdacht vorliege.

Als die Schwester das Abendbrot brachte, fand sie Harlander in sich versunken am Tisch sitzen. „Wo ist mein Koffer?“ fragte er müde.

Sie trat auf den Gang und rief einen Wärter an, der eine Weile später die Handtasche in das Zimmer trug.

„Bitte, räumen Sie das Zeug weg. Ich habe keinen Hunger.“

Die Schwester versuchte, dem Kranken zum Essen zuzureden, und entfernte sich schließlich mit der Platte. Harlander ging zum Fenster und preßte die glühende Stirn an das kühle Glas. Tiefes Dunkel lag über dem Park, aber der Himmel hatte gelben Widerschein von den Lichtern der Stadt.

Was machte jetzt Ingelene? Wo war sie? Wußte sie schon?

Welch unausdenkbares Glück wäre es, jetzt mit der Geliebten in der kleinen Kellerwirtschaft zu sitzen! Oder in dem fernen, fernen Zirbelholzzimmer neben dem singenden Kachelofen.

In dieser schlimmsten Stunde seines Lebens erkannte Harlander, daß es nichts Wertvolleres auf der Welt gab als Freiheit. Man mußte über sich selber verfügen können. Freiheit war wichtiger als Luft, Licht und Brot. Alle Menschen sollten drei Tage ihres Lebens in einem Gefängnis verbringen, dann würden sie begreifen, was Freiheit ist.

In ohnmächtiger Wut begann der große Harlander zu schluchzen wie ein verzweifeltes altes Bettelweib. Alle Energien verströmten in diesen qualvollen Tränen, die seinen Widerstand zerbrachen.

Ein hinfälliger, willenloser Mensch trat vom Fenster in das Zimmer zurück. Schlafen, dachte er, schlafen und versinken. Er schleppte sich zum Koffer und öffnete ihn mit Anstrengung. Obenauf lag die Kwannon von Okadera mit zersprungenem Kopf.

Harlander fühlte, wie ein leises Knistern durch seinen Körper lief, dann stand er im luftleeren Raum.

Eine Asiatenstimme erzählte: „Sie sann und sann, bis ihr Kopf den Gedanken des großen Weltleids nicht mehr zu fassen vermochte und in Stücke zersprang.“

Harlander starrte in den letzten Abgrund. Die Götter sprachen. Die Götter gaben Antwort.

Jetzt war er so weit.

Er ſuchte in ſeinen Taſchen und fand mit heißer Freude das Röhrchen mit den Tabletten. Haſtig entkleidete er ſich, ſtieg ins Bett, löſchte das Licht und nahm im Dunkel die Paſtillen. Er fühlte den Schlaf kommen und dehnte ſich in wollüſtiger Bereitſchaft. Erlöſung war der Tod, den er ſo bitter gehaßt hatte. Höchſter Augenblick des Lebens war das Sterben, das er ſo ſehr gefürchtet hatte. Nun kam der freundliche Gevatter, ſtrich mit kühler, trockener Hand über ſeine Augen und führte ihn ſanft davon.

Harlander ſchlief.

An einem grauen Herbſtmorgen öffnete der Schläfer die Augen, blickte ſtumpf zur Decke, verſuchte das Wunder ſeiner Auferſtehung zu begreifen und gab die vergebliche Mühe auf. Schwere Schleier hatten ſich über ihn geſenkt.

Er ſtand auf, ſah die leere Glasröhre, betrachtete faſſungslos den zerſprungenen Schädel der Göttin und vermochte keinen Zuſammenhang zu finden. Die Gedanken entglitten und ließen ſich nicht verknüpfen. Es war, als läge über ihm eine dünne Schicht Schlafs, die er nicht durchbrechen konnte.

Harlander ſtellte die zerbrochene Kwannon in den Schrank, packte ſeinen Koffer aus und wartete hungrig auf das Frühſtück.

Die dicke Schweſter fragte freundlich: „Haben Sie gut geſchlafen, Herr Harlander?“ Er ſtarrte ſie an und ſchwieg.

Doktor Schöllhorn kam und erkundigte ſich nach Harlanders Befinden. Er ſtarrte ihn an und ſchwieg. Gegen zehn Uhr vormittags erſchienen Juſtizrat Kannenberg und Profeſſor Gottswinter.

Der Juſtizrat, ein kleiner, lebhafter Herr, ſchüttelte Harlander die Hand und ſagte fröhlich: „Nanu, Harlander, von Ihnen hört man ja dolle Sachen! Wollen Sie auf Ihre alten Tage die Welt verbeſſern? Sind Sie der Meſſias? Ich habe mich ſchief gelacht. Aber jetzt ſind Sie hoffentlich von Ihren entzückenden Ideen geheilt. Sie ſehen, wohin das führt, lieber Freund. Wer was Vernünftiges machen will, kommt ins Narrenhaus. Kunſtſtück! Wenn die ganze Welt meſchugge iſt, darf man nicht den Geſunden ſpielen.“

Harlander ſtarrte den gutgelaunten kleinen Mann an und ſchwieg.

„So ſprechen Sie doch 'nen Ton, Harlander! Ich habe mir folgendes für Sie zurechtgelegt: Sie veranſtalten vor allem in Ihrem Haus einen großen Foxtrot-Abend und laden dazu die ganze Blaſe ein, die Sie hinausgeworfen haben. Dann erhöhen

Sie dem Doktor Büntell das Gehalt und lassen ihn Lederbände für achtzig Mark das Stück fabrizieren. Ihre Sorge, was die Schieber in die Bibliothek stellen! Ferner befehlen Sie, daß die Aufnahmen des Films ‚Sappho' unverzüglich fortgesetzt werden, und geben Ihrem Herrn Söhnchen doppeltes Taschengeld. Wenn Sie dies alles getan haben, wird uns kein Mensch mehr erzählen können — Verzeihung, Herr Geheimrat —, daß Sie nicht richtig im Kopf sind. Also kommen Sie, Harlander, wir wollen die Geschichte gleich in Ordnung bringen. Ich habe mich dem Herrn Geheimrat dafür verbürgt, daß alles in schönster Ruhe vor sich gehen wird."

Harlander starrte und schwieg.

„Auf! Auf! sprach der Fuchs zum Hasen", rief der Justizrat mit einer Munterkeit, die nicht mehr recht vom Herzen kam.

„Ich möchte gern hier bleiben!" sagte Harlander traumbefangen.

„Machen Sie doch keine Sachen, Harlander!"

„Ich möchte gern hier bleiben." Mehr war aus dem seelisch Erstarrten nicht herauszuholen.

Als der Justizrat eine halbe Stunde später mit Professor Gotteswinter das Zimmer verlassen hatte, sagte er aufrichtig betrübt: „Ich verstehe das nicht! Ich verstehe das nicht!"

„Es ist manisch-depressives Irresein, Herr Justizrat", entgegnete Gotteswinter mit wissenschaftlicher Gelassenheit.

Da mittags die Sonne hervorkam, wurde Harlander eingeladen, im Park ein wenig spazierenzugehen. Er sah zum erstenmal die anderen Bewohner des Hauses und fühlte undeutliches Grauen, das sehr bald verschwand. Nach einigen Minuten wurde er müde und setzte sich auf eine Bank, die von blasser Sonne beschienen war. Er saß still-zufrieden und betrachtete aufmerksam, wie verspätete Blätter sich von Zweigen lösten, unschlüssig in der Luft schwebten und mutlos zu Boden sanken.

Ein älterer, aber sehr geschmeidiger Mann schlich an ihm vorüber und miaute lockend. Als er gleich darauf umkehrte und verstärkt miaute, rief Harlander drohend: „Die Kwannon von Okadera!"

Der Katzenmensch lief entsetzt davon.

Welch sonderbarer Traum, dachte Harlander.

Eine Weile nachher trat ein sorgfältig gekleideter und ungewöhnlich großer Herr zu ihm, schlug die Hacken zusammen, zog Würfel aus der Tasche und fragte höflich: „Darf ich Sie einladen, mein Herr, mit mir eine Partie Fon Hong zu spielen?"

„Die Kwannon von Okadera!“ antwortete Harlander, um den Schatten zu verjagen.

„Verzeihung, das wußte ich nicht“, sagte verbindlich der Herr, der Fon Hong spielen wollte, und entfernte sich in guter Haltung.

23. Der Lachkrampf

Ingelene saß im Wartezimmer des Geheimrats Gotteswinter und blickte gehässig auf die Personen, die vor ihr an die Reihe kamen. Sie hatte sich des Namens des Arztes erinnert, der von Harlander oft erwähnt worden war, und hoffte, von dem Professor zu erfahren, in welcher Anstalt Harlander sich befand.

Die Wartenden brüteten stumpf und verschlossen vor sich hin. Ingelene entdeckte die Dame mit Maske von Rops und konnte keine Ähnlichkeit mit sich herausfinden. Kostbare Zeit verrann. Jede Minute Verspätung vergrößerte die Gefahr.

Ingelene sprang jählings auf, ging in das Vorzimmer, sagte dem Diener, daß sie später kommen würde, und lief die Treppe hinab.

Vor dem Haus blieb sie stehen und überlegte, was sie tun mußte. Lächerlich war der Gedanke gewesen, von dem Geheimrat etwas erfahren zu wollen. Mit welcher Berechtigung sollte sie Auskunft verlangen? Sie hätte sich zwecklos verdächtig gemacht und Harlander vielleicht gefährdet. Aber welcher Weg führte zu Harlander?

Ingelene marschierte die Straße entlang und spannte den letzten Nerv an, um auf eine Spur zu kommen, die ihr weiterhelfen könnte. Gedanken tauchten erfolgversprechend auf und mußten im nächsten Augenblick verworfen werden. Sollte man sich an die Presse wenden? An einen Anwalt? An die Polizei? Fiebernd und gehetzt lief Ingelene durch die gleichgültige Stadt. Die Stunden liefen vor ihr her und ließen sich nicht einholen.

Am Spätnachmittag traf sie sich mit Eppingen vor ihrer Wohnung. „Nun?“ fragte er.

„Nichts.“

Er hatte wenig Interesse an dem Fall und begriff nicht recht die Aufregung, von der Ingelene seit vierundzwanzig Stunden geschüttelt wurde.

Sie schritten langsam auf eindunkelnden Wegen des Tiergartens. Welkes Laub raschelte bedrohlich unter ihren Füßen.

„Was soll man tun, Conny? Was soll man tun?" Wie ein Hilferuf war es.

„Wenn ich ehrlich sein soll, Inge: ich fürchte, man kann gar nichts tun."

Sie preßte die Hände gegen ihre glühenden Schläfen.

„Außerdem, Inge, bedenke, bitte, daß es ganz ausgeschlossen ist, einen so bekannten Menschen wie Harlander ins Irrenhaus zu bringen, wenn er nicht deutliche Merkmale von Geistesgestörtheit zeigt."

Sie blieb stehen und erklärte leidenschaftlich: „Harlander ist so wenig verrückt wie ich und du. Vorgestern abend war er noch im Besitz seiner Geisteskräfte. Das kann ich mit tausend Eiden beschwören. Am nächsten Morgen wird er in eine Anstalt geschleppt. Ist er während der Nacht im Schlaf wahnsinnig geworden? Hälst du das für wahrscheinlich?"

„Nein, aber es wäre immerhin möglich."

„Es ist unmöglich. Glaube mir! Conny, kannst du begreifen, daß man solches Unrecht nicht dulden darf?"

„Inge, man kann nicht für jedes Unrecht, das in der Welt geschieht, in die Bresche springen."

„Man muß, Conny. Man muß. Man muß!"

„Wer hilft m i r?" fragte Eppingen bitter und starrte geradeaus.

„Du brauchst keine Hilfe, Conny. Du bist jung, stark, gesund und frei. Du hast alles. Wer soll dir helfen? Womit soll man dir helfen? Du kannst Kohlen schippen, wenn du Hunger hast, oder Kutscher werden oder Bäume fällen. Die ganze Welt steht dir offen. Harlander aber ist seiner Freiheit beraubt worden. Ihm muß man helfen. Begreifst du das nicht, Menschenskind?"

„Gut, ich begreife es, Inge, aber wie willst du ihm helfen?"

„Man muß ihn befreien."

„Bitte, ich stehe zu deiner Verfügung. Was soll ich tun?"

Sie ergriff seine Hand und antwortete leise: „Ich weiß es nicht, Conny."

Einen Augenblick später dachte Eppingen an seine eigenen Sorgen. „Ich habe heute mit einem Herrn gesprochen, der früher in diplomatischen Diensten gewesen ist. Er meint, Paraguay —"

„Still, Conny. Bitte, kein Wort mehr. Erst muß Harlander befreit werden, dann höre ich dir zu. Ich kann jetzt nichts anderes denken. Hilf mir, Conny!"

Eppingen fügte sich widerstrebend. „Schön. Also gehen wir mal systematisch vor. Ich setze voraus, daß wir Harlanders Aufenthaltsort erkunden. Das kann nicht übermäßig schwer sein. Gar so viele Narrenhäuser haben wir nicht in Berlin. Was geschieht dann, Inge?"

„Dann verschaffe ich mir Zutritt in die Anstalt."

„Wie?"

„Das überlasse meiner Sorge. Ich finde den Weg als Pflegerin."

„Und wenn du dich davon überzeugt hast, daß Harlander tatsächlich geistig erkrankt ist?"

„Ich werde mich davon überzeugen, daß er gesund ist!"

„Und dann?"

„Dann werde ich ihn befreien."

Er lächelte nachsichtig. „Wie willst du ihn befreien?"

„Ich werde die Wärter bestechen."

„Sehr romantisch, aber woher willst du das Geld nehmen?"

„Harlander ist reich."

„Du vergißt, daß er kaum mehr Verfügungsrecht über sein Geld haben wird."

„Ich besitze tausend Mark."

Er zuckte zusammen. „Und wenn das Geld nicht reicht, oder wenn sich die Wärter unwahrscheinlicherweise nicht bestechen lassen?"

Sie ballte die Hände. „Dann, Conny, dann werde ich diese Stadt an allen vier Ecken anzünden."

„Wie jung du bist, Inge!" sagte er zärtlich und fühlte sich sehr überlegen.

„Hilfst du mir, Conny?"

„Ich helfe dir."

Es war dunkel geworden.

„Wie finden wir die Anstalt, Conny?"

„Ich werde mir eine Liste zusammenstellen und alle Häuser abklappern, die in Betracht kommen. Vielleicht kann ich, für Geld und gute Worte, von Portiers und anderen Würdenträgern etwas in Erfahrung bringen."

„Conny, lieber Conny!"

„Ich habe noch eine Idee, Inge. Harlander besaß ein Auto, Vielleicht ist er mit seinem eigenen Wagen in die Anstalt gebracht worden. Du müßtest den Chauffeur aufspüren."

„Opitz! Natürlich!" Sie jauchzte vor Freude. „Conny, du bist ein taktisches Genie. Ich muß dir einen Kuß geben."

Während des ganzen nächsten Tages jagte Ingelene dem Auto nach, ohne Erfolg, weil ihre Unruhe sie nirgends ausharren ließ. Sie wartete vor Harlanders Haus, vor dem Verlag in der Hardenbergstraße und vor der Filmfabrik im Osten der Stadt. Sie konnte nur sehen, wie der junge Georg Harlander in Begleitung Gemma Rayas das Filmhaus verließ und in den Wagen stieg.

Am folgenden Tag lauerte sie vom Morgen ab in der Nähe des Ateliers auf das Auto, das in der Mittagsstunde ankam. Georg Harlander ging in das Haus.

Ingelene, die sich in einer Einfahrt verborgen gehalten hatte, stürzte vor und lief zu dem Chauffeur. „Guten Tag, Opitz. Wissen Sie vielleicht, in welche Anstalt Herr Harlander gebracht worden ist?"

Opitz konnte Auskunft geben. Ingelenes Herz tobte vor Freude. „Opitz, lieber Opitz, sagen Sie mir: Wie war Herr Harlander?"

„Ganz still und ruhig, Fräulein Goertz. Ich hätte ihn nicht für verrückt gehalten."

O Glück! Er hätte ihn nicht für verrückt gehalten!

„Tags zuvor hatte er noch selber den Wagen gelenkt. Tadellos, kann ich Ihnen sagen."

„Danke, Opitz! Vielen, vielen Dank!" Sie lief dem nächsten Straßenbahnwagen nach und fuhr neuen Hoffnungen entgegen.

Viele, allzu viele Tage gingen noch dahin, bevor Ingelene dank der Hilfe des befreundeten Stabsarztes, dem sie im Feld unterstellt gewesen war, als Wärterin Einlaß in die Anstalt gefunden hatte.

Sie zitterte am ganzen Körper, als sie zum erstenmal Dienst tun durfte. Welche übermenschliche Erregung vor jeder neuen Tür, die sie angsttrunken öffnete, weil sie im nächsten Moment Harlander gegenübertreten konnte! Welche bitterste Enttäuschung, als sie merkte, daß sie in einem Trakt beschäftigt wurde, wo es keinen Harlander gab!

Am letzten Tag dieser qualvollen Woche erspähte sie den Gesuchten im Anstaltspark. Harlander ging einsam und ein wenig gebückt des Weges. Ingelene stand hinter einem Gangfenster und fühlte, wie ihr Herz versagte. Harlander kehrte um. Jetzt sah sie sein Gesicht. Erstickter Schrei durchbrach ihre fest zusammengepreßten Lippen. Was war aus Harlander geworden! Wie hatten diese wenigen Wochen ihn so tief verändern können? Sein Gesicht war grau. Ein fremdes Gesicht. Ein unbelebtes, starres Bauerngesicht mit leeren Augen. Er ging dahin, als

träumte er, als schliefe er. Unaufhaltsam flossen Ingelenes Tränen.

Wie sie an jenem Abend nach Haus gekommen war, hätte sie nicht sagen können.

Der folgende Tag war ihr Urlaubstag. Als Eppingen sie besuchte, erschrak er über ihre Verstörtheit und fragte besorgt: „Was ist geschehen, Inge?"

Sie blickte ihn an wie einen Unbekannten und sagte tonlos: „Ich habe ihn gesehen."

„Hast du mit ihm gesprochen?"

„Ich habe ihn nur gesehen." Sie brach in wildes Schluchzen aus. „Man muß vor den Menschen fliehen, Conny!"

Eppingen nahm schweigend ihre Hand.

Um halb neun Uhr früh des nächsten Tages trat Ingelene mit dem Frühstück in Harlanders Zimmer. Er saß wartend und gesenkten Hauptes am Tisch. Das Teegeschirr klirrte in Ingelenes Hand. „Guten Morgen, Herr Harlander." Ihre Zähne schlugen gegeneinander.

Er hob den Kopf und sah sie an. Sie hielt diesen unsicher schwankenden Blick aus, ohne zusammenzubrechen. „Ingelene", sagte er unendlich fern.

Sie fiel vor ihm auf die Knie und bedeckte seine Hand mit Küssen. „Herr Harlander! Lieber Herr Harlander!"

„Ja."

„Ich bin da, Ingelene."

„Ingelene?"

„Ja, Herr Harlander."

Er betrachtete sie aufmerksam, aber sein Gesicht blieb starr. Dann sagte er leise, als vertraute er ihr ein tiefes Geheimnis an: „Ich bin schon lange tot, aber niemand weiß es."

Sie packte seine Hände mit stählernem Griff und rief verzweifelt: „Sie leben, Herr Harlander! Sie leben!"

Aufspringend, da sie ein Geräusch im Gang zu hören glaubte, lief sie zur Tür, blickte hinaus und kam gehetzt zurück. Nicht nachgeben, fühlte sie. Nicht müde werden! Nicht verzagen!

„Sie leben, Herr Harlander! Erinnern Sie sich! Das Haus am Muntarütsch! Wir wollten zurückkehren. Das müssen Sie doch wissen, Herr Harlander. Raffen Sie sich auf!"

Verstand er sie? Milchig trübe Bilder schwammen vor seinen Augen. „Ich bin tot."

Sie ergriff ihn bei den Schultern, schüttelte ihn und rief fast drohend: „Sie leben! Erinnern Sie sich! Wachen Sie auf!" Sie

küßte ſein Geſicht und flehte demütig: „Erinnern Sie ſich! Erinnern Sie ſich!“

Ihre Stimme drang nicht durch die Schicht, die ihn von der Außenwelt abſchloß.

Die Zeit verwehte. Kranke warteten. Ingelene mußte gehen. „Ich komme wieder.“ Sie riß ſich los und ſtürzte davon.

Harlander ſaß regungslos. Gleich herbſtlichen Vögeln umflatterten ihn Gedanken, die er noch nicht feſtzuhalten vermochte. Hatte Ingelene mit ihm geſprochen? Oder war auch dies Traum im Tod geweſen?

Eine Stunde ſpäter war Ingelene wieder da. „Herr Harlander!“

Ihre Stimme hatte keine Kraft mehr. Das Herz wurde ſchwach. Aber Ingelene kämpfte bis zum letzten Atemzug, weil ſie fühlte, daß dieſer Mann nur in Schlaf verſunken oder einer Selbſthypnoſe verfallen war. Es galt, das Mittel zu finden, das den Träumenden erweckte. Wer erriet den Weg, der zu dem Erſtarrten führte?

Sie ſtand in gequälteſtem Nachſinnen Harlander gegenüber und bohrte ihren Blick in ſeine Augen, die keine Antwort gaben.

In dieſer Höchſtſpannung ihrer Nerven vernahm Ingelene eine zarte Silberſtimme. Das Blut hämmerte in ihren Schläfen.

„Herr Harlander, erinnern Sie ſich an Florenz? An die Via Strozzi? An den Japaner?“

Sie machte einen Halt und fragte, jedes Wort gegen den Verſunkenen ſchleudernd: „Erinnern Sie ſich der Kwannon von Okadera?“

Ein ſchwacher Schein ging über ſein Geſicht. Die Augen brachen auf. Der Mund begann zu zittern.

Ingelene ſtürzte zu ihm, als wollte ſie das ſchwach aufleuchtende Flämmlein vor dem Erlöſchen bewahren. „Nicht wahr, Sie erinnern ſich? Unſere liebe kleine Kwannon! Wie ſie lächelte! Wie ſie die Menſchen liebte! Nicht wahr, Herr Harlander?“

Er ſtarrte mit unnatürlich aufgeriſſenen Augen Ingelene an und ſagte traurig: „Die Kwannon iſt tot. Die Kwannon konnte das Leid dieſer Welt nicht länger ertragen.“

Hoffnung und Angſt ließen Ingelene erbeben.

Harlander erhob ſich, ging zu dem Schrank, öffnete und holte die Göttin hervor, deren Kopf zerſprungen war. Ingelenes Herz krampfte ſich zuſammen. Gelähmt blickte ſie auf die zerſtörte Kwannon. Aber mit einemmal begriff ſie den Zuſammenhang und raffte ſich auf.

„Herr Harlander," stammelte sie und rang mit Worten, „Herr Harlander, das läßt sich auf natürliche Weise erklären. Sie haben die Figur wahrscheinlich schlecht verpackt. Vielleicht ist der Koffer geworfen oder fallen gelassen worden. Es ist gewiß nichts anderes. Glauben Sie mir, Herr Harlander."

Er schüttelte den Kopf und stellte die Göttin in den Schrank zurück. „Sie konnte das Leid dieser Welt nicht länger ertragen."

„Herr Harlander, das ist doch nur Legende, Märchen, Sage!"

„Still! Ich weiß es besser. Auch ich wollte dem Leid dieser Welt entrinnen, aber jetzt erst merke ich, daß die Kwannon mich nicht sterben ließ."

„Ich verstehe nicht", hauchte Ingelene und fühlte den Boden unter sich schwanken.

Harlander erklärte geheimnisvoll: „Ich habe das Gift genommen und lebe noch, Ingelene."

In der Freude der Erkenntnis flammten ihre Wangen auf. Sie wollte sprechen, aber Tränen schlossen ihren Mund. Auf einen Sessel sinkend, bedeckte sie ihr Gesicht mit den Händen und schluchzte hemmungslos.

Harlander blickte verstört auf die Weinende.

Ingelene riß sich zusammen, trat zu Harlander und sagte mit zuckenden Lippen: „Sie haben kein Gift genommen, Herr Harlander. Ich kann es beschwören."

Er streckte abwehrend die Hände gegen sie aus. „Ingelene!"

„Herr Harlander, ich habe in Samaden die Tabletten gegen harmlose Hustenpastillen vertauscht. Das ist die reine, heilige Wahrheit."

Harlander ließ die Hände sinken. Im nächsten Augenblick war die dünne Schicht Schlaf, die über ihm lag, durchbrochen. Sein Gesicht taute auf. Alle Muskeln gerieten in wilde Bewegung. Nicht zu stillender Lachkrampf schüttelte seinen Körper.

Ingelene, verwirrt und beklommen, wußte keinen Rat.

Harlander warf sich auf das Bett und barg sein Gesicht im Kissen, um das quälende Lachen zu ersticken.

Sie näherte sich zaghaft. „Gehen Sie!" stieß er hervor. „Später!"

Ingelene verließ, mit neuer Angst im Herzen, das Zimmer.

Eine Weile nachher passierte Doktor Schöllhorn den Gang, hörte die Lachschreie und trat ein. „Was ist denn los?"

Der Krampf löste sich und gab Harlander frei.

„Worüber lachen Sie?"

Harlander richtete sich auf und holte erschöpft Atem.

„Über — — über Hustenpastillen, wenn — wenn — Sie — nichts dagegen haben, Herr Doktor."

Der sanfte und freundliche Arzt erwiderte, unwiderstehlich gereizt durch Harlanders Ton: „Vielleicht wäre es Ihnen möglich, ein wenig geräuschloser zu lachen."

„Ein Verrückter kann lachen, wie er will, lieber Herr. Wenn es Sie nervös macht, suchen Sie sich einen angenehmeren Beruf."

Doktor Schöllhorn fühlte sich in wunderlicher Weise aufgestachelt, obwohl er längst gelernt hatte, Angriffe der Kranken mit lächelnder Nachsicht hinzunehmen. Er unterdrückte in nicht geringer Selbstüberwindung eine scharfe Antwort und ging zur Tür.

Harlander sah zum erstenmal das Zimmer wieder, erkannte Park und Himmel, war wieder so weit wie an jenem Abend, da er Befreiung ersehnt hatte. Die Zeit zwischen heute und dem Augenblick wollüstiger Hingabe an den freiwillig herbeigerufenen Tod war aus der Erinnerung weggewischt.

Aber je länger Harlander, in Erwartung Ingelenes, den zurückgelegten Weg zu überblicken versuchte, desto klarer wurde ihm, daß er nicht mehr auf dem Punkt stand, den er verlassen hatte. Es schien ihm, als hätte sein Geist während der Zeit der Erstarrung sich von selber weiterentwickelt und neue Ziele erreicht. Er fühlte mit Befremden, daß sein Herz kalt und nüchtern geworden war. Er spürte keine Lust mehr, irgend etwas verbessern zu wollen. Wer es wagte, kam mit Recht ins Narrenhaus. Er trug auch kein Verlangen mehr, an seiner Familie Rache zu nehmen. Zurückblieb nur brennende Sehnsucht nach Wanderschaft, Fremde und Einsamkeit.

Als Ingelene wiederkam und in wortlosem Glück auf den Erweckten zuging, sagte Harlander: „Nun kann ich Ihnen fast nicht mehr danken, Ingelene. Es ist zu viel. Meine Schuld ist riesengroß geworden."

Meine Schuld, fühlte sie erdrückt, meine Schuld allein.

„Welchen Monat haben wir, Ingelene?"

„November."

„Wie lange bin ich jetzt hier?"

„Beinahe drei Wochen, Herr Harlander."

„Ich habe tief geschlafen", sagte er und blickte durch das Fenster auf die kahlen Parkbäume.

Sie lächelte voll Erbarmen. „Sie müssen hier heraus, Herr Harlander."

Wehefte Sehnsucht war in seinen Augen. „Man kann hier nicht heraus. Glauben Sie mir, Ingelene. Man kann seine

Vernunft nicht beweisen. Die wenigsten Menschen wissen es. Ich weiß es."

„Dennoch müssen Sie hier heraus", flüsterte sie energisch.

Harlander sah eine einsame, leere Landstraße im Regen, auf der er in tiefer Beglücktheit wanderte. „Wie sollte das möglich sein, Ingelene?"

„Sie müssen fliehen."

Er schüttelte ungläubig den Kopf.

„Wir werden die Wärter bestechen."

„Ich habe Doktor Schöllhorn am ersten Abend hunderttausend Mark geboten, wenn er mich freiließe. Er hat sie abgelehnt."

„Die Wärter werden nicht ablehnen, Herr Harlander."

„Sie vergessen, Ingelene, daß ich heute über Geld nicht mehr verfüge. Die Familie hat mich zweifellos entmündigt. Verlassen Sie sich darauf: mein Sohn macht ganze Arbeit."

„Ich besitze tausend Mark, Herr Harlander."

„Wen wollen Sie mit tausend Mark bestechen?"

Ingelene fühlte Würgen im Hals. Wie eine Ertrinkende sah sie nach Rettung aus. Plötzlich erblickte sie den Stahlkeller in der Züricher Bahnhofstraße, die drei kartenspielenden Wächter, hörte die Stimme des Juweliers, der den Mechanismus des Fachs erklärte. „Ihr Geld in Zürich!" rief sie freudig. „Das kann doch nicht beschlagnahmt sein."

Harlanders Gesicht erhellte sich. „Von diesem Geld weiß niemand außer Ihnen und Muntwyler."

„Ich werde nach Zürich reisen", jauchzte sie mit erstickter Stimme. „Ich werde Geld holen. Welch Glück, daß Sie mir damals Vollmacht gegeben haben!"

Ein Schatten fiel auf ihre Freude. „Haben Sie den Safeschlüssel, Herr Harlander?"

Er lief erregt zum Schrank und begann den Schlüssel zu suchen. In einem Ledertäschchen, das auf dem Boden des Koffers lag, fand sich der Schlüssel. „Nun haben wir Geld", sagte Harlander in leise keimender Hoffnung und gab Ingelene den Schlüssel.

„Ich reise morgen abend nach Zürich."

„Wenden Sie sich an Muntwyler und lassen Sie durch ihn das Geld an eine Berliner Bank auf Ihren Namen überweisen."

„Wieviel Geld soll ich aus dem Safe nehmen?"

„Zweihunderttausend Franken dürften genügen."

Neue Zweifel überfielen Harlander. „Bevor Sie reisen, müßten Sie sich aber zuverlässig überzeugen, ob der Weg zur Freiheit überhaupt mit Geld erkauft werden kann. Ein solcher

Plan darf nicht mißglücken, Ingelene. Dieser Enttäuschung wäre ich nicht mehr gewachsen."

„Es wird gehen, Herr Harlander. Es muß gehen."

„Überschätzen Sie nicht das Geld, Ingelene! Lernen Sie aus meinem Irrtum!"

Sie überwand die Mutlosigkeit, die diese Stunde der Hoffnung zu verschleiern drohte, und sagte mit strahlender Zuversicht: „Weihnachten feiern wir in unserem Haus am Muntarütsch!"

Niemals mehr werde ich in dem zirbelholzgetäfelten Zimmer jenes Hauses sitzen, dachte Harlander und wich dem Blick Ingelenes aus.

24. Die große Loslösung

Ingelene reiste nicht nach Zürich.

Sie wehrte sich verzweifelt gegen die aufdämmernde Erkenntnis, daß sie mit keinem Schritt weiterkam, daß der Fluchtgedanke, an den sie sich mit allen Fasern ihres Herzens klammerte, zum Scheitern verurteilt war, aber die Vernunft sagte ihr, daß der Weg der Bestechung nicht glücken konnte, weil zu viele Leute bestochen werden mußten. Nicht am Geld lag es. Die Gefahr bestand darin, daß es keine Sicherheit gab, ob alle in den Plan Einzuweihenden schweigen würden.

Welche kaum erträgliche Qual schuf Ingelene jeder Morgen, da sie bei Harlander eintrat und seinem von Tag zu Tag hoffnungsloser werdenden Blick begegnete! Er war geduldig und fragte nicht, aber sie fühlte deutlich, wie Entmutigung ihn von ihr abrückte in immer weitere Ferne. Er wurde fremder und kälter. Sie vertröstete, sprach Mut zu, ließ ihren Plan günstig fortschreiten und gedeihen, aber die Kraft zu lügen versagte allmählich.

Nach einer Woche, an ihrem Urlaubstag, brach Ingelene zusammen. „Es geht nicht", sagte sie todmüde zu Eppingen. „Wir haben Geld, aber es geht nicht. Ich wage es nicht, weil es mißglücken kann. Was soll ich tun, Conny? Was soll ich tun?"

„Es muß einen andern Weg geben."

„Welchen, Conny?"

„Du sagst, daß Herr Harlander geistig vollkommen gesund sei."

„So gesund wie du und ich."

„Dann verstehe ich nicht, Inge, warum man nicht den einfachen, geraden Weg geht, einen Rechtsbeistand heranzieht, neue Untersuchung verlangt und die Entlassung fordert."

„Das dauert zu lange, Conny. Man kann Harlander nicht wochen- oder gar monatelang in der Anstalt auf Entscheidung warten lassen, sonst wird er wirklich verrückt. Außerdem behauptet er, daß man Vernunft nicht beweisen könne."

Eppingen schritt ungeduldig durch das Zimmer. „Ich kann mir nicht helfen, Inge, aber ich werde das Gefühl nicht los, daß ihr die ganze Geschichte unnötig kompliziert."

„Das würdest du wahrscheinlich nicht finden, wenn du in Harlanders Lage wärest."

„Und noch eins, Inge: Ich begreife nicht, was Harlander uns eigentlich angeht. Haben wir nicht unsere eigene bitterste Sorge um die Zukunft?"

„Conny!"

„Ich will ganz ehrlich sein, Inge. Deine Erregung über den Fall ist unverständlich und fast lächerlich. Wenn der gute Harlander zwanzig Jahre jünger wäre, würde ich eifersüchtig sein."

Sie errötete langsam.

„Altruismus ist eine schöne Sache, gewiß. Aber alles hat Grenzen, Inge. Es führt zu weit, daß du dich selber großen Gefahren aussetzt, um den gleichgültigen Herrn Harlander zu befreien."

„Dagegen will ich dir sagen, mein lieber Conny, daß Altruismus keine Grenzen hat und niemals zu weit führt. Ferner will ich dir sagen, daß ich mich für Harlanders Schicksal verantwortlich fühle. Verstehst du das?"

„Nein, weiß Gott."

Sie stand auf und trat vor Eppingen. „Ich habe ihm meine stumpfsinnigen Ideen von Menschheitsbeglückung eingeflößt. Er hat sie in seinem Wirkungskreis auszuführen versucht und ist dafür ins Narrenhaus gebracht worden. Ist es nicht meine Pflicht, diesem Mann die Freiheit wiederzugeben?"

Eppingen schwieg.

„Begreifst du, daß ich eher zugrunde gehen werde, bevor ich irgendein Mittel unversucht lasse, um ihn zu befreien?" Sie hob die rechte Hand. „Ich schwöre dir, Conny, daß ich mich töten werde, wenn ich Harlander nicht retten kann, denn ich wäre nicht imstande, ein Leben, das mit solcher Schuld beladen ist, weiterzuführen. So, mein Lieber, jetzt magst du nach Gefallen meine Erregung lächerlich finden, kannst feststellen, daß Harlander uns eigentlich nichts angehe und daß die ganze Geschichte unnötig kompliziert werde, dies alles steht dir frei. Aber niemals, hörst du, Conny, niemals darfst du dich vor dir selber mit

Unkenntnis der Sachlage entschuldigen. Mein Leben und Harlanders Befreiung sind eins."

Eppingen bekam ein hartes Gesicht. „Danke, Inge. Jetzt weiß ich, woran ich bin." Er ging zum Fenster, blickte lange über den Tiergarten hin bis zur Siegessäule, als wollte er Abschied nehmen, und kehrte zu Ingelene zurück. „Ich werde Harlander befreien."

„Du — wirst — Harlander befreien?"

„Muß es nicht sein?"

Schwerer Druck lag auf ihrem Herzen. „Es muß sein, Conny."

„Wie willst du ihn befreien?" fragte sie tonlos und ahnte die Antwort.

Er lachte auf. „Mit Gewalt. Ich nehme ein paar Kerls, mit Handgranaten bewaffnet, und hole mir den guten Harlander einfach aus der Bude 'raus."

„Das willst du machen, Conny?"

„Für dich, Inge. Für dich, nicht für ihn."

„Und nachher?"

„Nachher müssen wir über die Grenze. Klar. Für Reisegeld muß allerdings Herr Harlander sorgen, ich bin 'n armer Teufel."

„Wenn es glückt, schenkt er dir ein Vermögen."

„Um Geldes willen täte ich es nicht. Das weißt du."

Jetzt erst erkannte Ingelene die ungeheure Gefahr, die ihr selber aus diesem Plan erwuchs. Niemals mehr konnte sie Conny verlassen, wenn er für Harlander Ehre und Freiheit eingesetzt hatte. Niemals würde Harlander seinem Befreier die Verlobte wegnehmen.

Die Rechnung war klar: Wenn Harlander auf diese Weise gerettet wurde, war er für sie verloren. Letzte Möglichkeit war nur, daß Harlander auf Freiheit um diesen Preis verzichtete.

„Ich muß Harlander fragen, ob er deinen Vorschlag annimmt." Ihre Stimme klang hilflos. „Wann würdest du deinen Plan ausführen, Conny?"

„Wann ihr wollt. Ich muß mir nur zuvor einen Reisepaß nach der Schweiz besorgen. Hat Harlander seinen Paß bei sich?"

„Ich weiß es nicht. Was machen wir, wenn er keinen Paß hat?"

„Dann photographierst du ihn. Wenn ich sein Bild habe, beschaffe ich den Paß. Ist nur eine Geldfrage."

Nach einer Weile sagte er nachdenklich: „Eigentlich müßte ich Harlander noch dankbar sein, wenn er sich entführen ließe, denn dann kämen wir endlich 'raus von hier."

Trauer und Bitterkeit umdunkelten Ingelene.

Ihr Herz klopfte bis zum Hals, als sie am nächsten Morgen bei Harlander eintrat. Hoffnungslos und müde erwiderte er ihren Gruß.

„Herr Harlander, ich will Ihnen ehrlich berichten, wie unsere Sache steht. Sie müssen jetzt selber entscheiden. Ich könnte den Versuch machen, die Leute, auf die es ankommt, zu bestechen, aber ein absolut sicherer Erfolg läßt sich nicht verbürgen."

„Ich dachte es mir, Ingelene."

„Soll man den Versuch trotzdem wagen?"

Er überlegte lange. „Nein, Ingelene. Ich könnte das Scheitern dieser Hoffnung nicht ertragen."

Sie holte tief Atem und sagte, die Augen starr auf Harlander gerichtet: „Es gibt noch einen andern Weg. Herr von Eppingen ist bereit, mit einigen Soldaten Sie von hier abzuholen. Er behauptet, es könne nicht fehlschlagen. Wie denken Sie darüber, Herr Harlander?"

Er blickte in ihr Gesicht, aus dem ihm die süße, leidvolle Bitterkeit der Vergangenheit entgegenleuchtete, und rang seinem müde gewordenen Herzen Verzicht ab. Freiheit war mehr als Liebe. „Jede Tat der rohen Gewalt glückt, Ingelene. Ich nehme das Opfer Ihres — Verlobten an."

Sie griff schwankend nach einem Halt.

„Ich zahle einen hohen Preis für meine Freiheit, Ingelene, aber Freiheit ist auch mit dem Leben nicht zu hoch bezahlt."

Tränen flossen über ihr versteintes Gesicht.

„Tapfer sein, Ingelene! Nicht den Mut verlieren! Alles geht vorüber."

„Und ich? Und ich?" Aufruhr durchtobte sie. „Was geschieht mit mir? Über mich geht man hinweg? Immer, immer bezahlt die Frau mit ihrem Herzblut die Rechnung!"

„Er ist jung, Ingelene", sagte Harlander mit dem schwermütigen Lächeln des Wissenden. „Ich bin ein alter Mann geworden."

Auf dem Gang schrillte eine Glocke. Ingelene trocknete ihr Gesicht ab und ging hinaus.

Als sie wiederkam, fragte sie beherrscht: „Haben Sie Ihren Paß hier?"

Er nickte.

„Sie müssen mir ihn mitgeben. Eppingen wird den Sichtvermerk für die Schweiz beschaffen."

„Wozu?"

„Wir müssen doch so rasch wie möglich über die Grenze."

„Ich habe einen Dauersichtvermerk in meinem Paß", antwortete Harlander.

Drei Tage später, um die siebente Stunde eines nebelerfüllten Novemberabends, fuhr Eppingen mit drei scharfbewaffneten Soldaten im Auto bei der Anstalt vor. Der Pförtner ließ sie ein, ohne Widerspruch zu wagen.

„Wo ist der Direktor?" fragte Eppingen, der genau wußte, daß der Sanitätsrat zu dieser Stunde, die sie mit Vorbedacht gewählt hatten, nicht anwesend war.

Die Patrouille wurde zu dem Assistenzarzt Doktor Schöllhorn geleitet.

„Ich habe Haftbefehl gegen einen Herrn Harlander durchzuführen, der sich in dieser Anstalt verborgen hält und Wahnsinn simuliert."

„Wahnsinn simuliert?" fragte Schöllhorn überrascht und im nächsten Augenblick geneigt, daran zu glauben, denn er erinnerte sich unwillkürlich an Harlanders Antworten, die ihn so sehr gereizt hatten.

„Führen Sie mich zu dem Mann!" befahl Eppingen.

„Darf ich um Ihre Ausweise bitten, Herr Leutnant?"

„Hier ist der Haftbefehl", erklärte der Offizier großschnäuzig und fuchtelte mit einem bekritzelten, vielfach gestempelten Papierwisch dem Arzt vor der Nase herum. Wenn Doktor Schöllhorn Einwendungen irgendwelcher Art erhoben hätte, wäre er nach Eppingens Plan von zwei Soldaten in der Kanzlei festgehalten worden, während Eppingen zu Harlanders Zimmer gegangen wäre, das er mit Hilfe des von Ingelene gezeichneten Grundrisses ohne Schwierigkeit gefunden hätte.

Der Assistenzarzt erhob keine Einwendungen, weil er innerlich allzusehr mit dem Problem dieses erstaunlichen Simulanten beschäftigt war, den er selber hätte entlarven können, wenn er den Ursachen seiner eigenen Reizbarkeit Harlander gegenüber nachgeforscht hätte.

Ingelene stand scheinbar zufällig vor Harlanders Zimmer.

Eppingen, gefolgt von seinen Handgranatenwerfern und von dem jungen Arzt, trat in das Zimmer und verhaftete Harlander, der überrascht tat und mit großartigen Gebärden seine Unschuld beteuerte. „Vor mir brauchen Sie nicht den wilden Mann spielen, Freundchen", schnodderte Eppingen und ließ Harlander abführen. Ein Soldat trug den vorsorglich gepackten Handkoffer.

Sie kamen ohne weiteren Aufenthalt auf die Straße, nachdem sich Eppingen, der höflich geworden war, von dem freundlichen Assistenzarzt verabschiedet hatte. Vor dem Haus

wurden zwei Soldaten als überflüssig heimgeschickt. Der dritte, ein zuverlässiger Mann, den Eppingen ins Vertrauen gezogen hatte, setzte sich neben den Chauffeur.

Der Wagen fuhr los.

Harlander atmete gierig die Nebelluft der Freiheit ein und blickte in tiefer Ergriffenheit auf vorüberwehende Häuser, Lichter und Menschen. „Dank!" flüsterte er und drückte Eppingens Hand.

„Ist es nicht ein Skandal", fragte der junge Offizier verächtlich, „daß heutzutage in Deutschland so plumpe Sachen gelingen können?"

Er ließ nach zehn Minuten den Wagen halten und entlohnte den Chauffeur.

Sie verschwanden im Nebel, gingen eine Strecke zu Fuß und stiegen in einen andern Wagen, der sie zu Ingelenes Wohnung bringen sollte. Der begleitende Soldat wurde entlassen.

„Sie warten hier auf Ingelene", erklärte Eppingen und geleitete Harlander in das Wohnzimmer des verstorbenen Oberstleutnants von Goertz. „Sie dürfte in einer halben Stunde hier sein. Ihr Dienst war um sieben Uhr zu Ende. Ich selber fahre jetzt nach Haus, um mich umzukleiden, und erwarte Sie mit Ingelene von neun Uhr ab auf dem Anhalter Bahnhof an der Sperre. Auf Wiedersehen, Herr Harlander."

„Lassen Sie mich Ihnen nochmals danken, Herr von Eppingen. Sie haben mir den höchsten Dienst geleistet, den ein Mensch dem andern leisten kann: Sie haben mir die Freiheit wiedergegeben."

„Ich danke für die Freiheit von heute!" rief der junge Offizier ohne logischen Zusammenhang, nur durch das Wort Freiheit aufgestachelt.

„Sagen Sie das nicht, Herr von Eppingen. Auch Sie und mit Ihnen viele andere werden eines Tages erkennen, was Freiheit ist. Aber da wird es vielleicht keine Freiheit mehr geben."

Eppingen wendete sich zum Gehen.

„Soweit ich Ihnen zu danken vermag, tue ich es", fuhr Harlander fort. „Für Ihre Zukunft ist gesorgt. Fräulein von Goertz wird Ihnen alles Nähere mitteilen."

Eppingen machte eine verlegene Abwehrbewegung.

„Zum Schluß gestatten Sie mir noch, Ihnen meine aufrichtigsten Glückwünsche auszusprechen." Seine Stimme bebte. „Sie bekommen eine prachtvolle Frau. Seien Sie gut zu ihr!"

Der junge Offizier, ein wenig verwundert über den Glückwunsch zu dieser Stunde, verbeugte sich förmlich und verließ die Wohnung.

Harlander setzte sich in einen Winkel und hielt letzte Abrechnung mit sich.

Ingelene stürzte herein, umarmte in hemmungslosem Freudenausbruch Harlander und stammelte zwischen Lachen und Weinen: „Ich bin so glücklich! Ich bin so glücklich!"

„Dank, Ingelene! Dank!"

„Jetzt will ich mich rasch fertig machen. In fünf Minuten bin ich so weit. Dann können wir zum Bahnhof. Ach, ich wollte, wir wären schon über die Grenze!"

Sie lief in ihr Zimmer.

Nun kommt das Schwerste, fühlte Harlander und sah mit Bangen der nächsten Viertelstunde entgegen.

„Ich bin fertig, Herr Harlander."

„Es ist noch eine ganze Menge Zeit. Bitte, setzen Sie sich, Ingelene. Ich möchte Ihnen etwas sagen."

„Könnten wir nicht auf dem Weg sprechen, Herr Harlander?"

„Es muß jetzt sein. Bitte, Ingelene."

Sie setzte sich, von unklarer Sorge bedrückt.

„Nun passen Sie auf, Ingelenchen, und werden Sie nicht böse: ich fahre nicht mit Ihnen."

Sie starrte ihn an, ohne zu verstehen, was er meinte.

„Ich kann nicht mit Ihnen reisen."

„Warum nicht, um des Himmels willen?"

„Ich kann nicht, Ingelene. Begreifen Sie nicht? Ich kann nicht mit Ihnen und Herrn von Eppingen zusammen in dem Haus am Muntarütsch wohnen. Sie müssen allein mit ihm sein."

Sie schüttelte den Kopf. „Wenn Sie nicht mitfahren, Herr Harlander, bleibe auch ich hier."

„Vernünftig sein, Ingelenchen! Er braucht Sie jetzt." Er raffte alle Kraft zusammen. „Ich — ich — brauche Sie jetzt nicht mehr."

Sie erbleichte bis in die Lippen. „Sie brauchen mich nicht mehr?"

„Nein, Ingelene. Es klingt hart und undankbar, aber ich brauche Sie nicht mehr. Jetzt muß ich allein sein."

Sie ertrug auch diese Demütigung. „Ich will mich nicht aufdrängen, Herr Harlander, aber gestatten Sie mir, Ihnen einen andern Vorschlag zu machen. Fahren Sie mit uns bis Zürich. Dort erheben Sie Ihr Geld und trennen sich von uns."

„Sie dürfen nicht so bitter zu mir sprechen, Ingelene, auch wenn Sie mich heute nicht verstehen. Ich habe in Zürich nichts zu suchen. Ich will kein Geld erheben. Das Geld, das in der

Stahlkammer des Juweliers Trettenbach liegt, gehört Ihnen und Ihrem zukünftigen Gatten."

„Herr Harlander!" In diesem Augenblick konnte sie sich eines leisen Zweifels an seiner Zurechnungsfähigkeit kaum erwehren.

„Ich bin des Geldes müde geworden, Ingelene. Es hat mir kein Glück gebracht. Niemandem wäre es eingefallen, mich ins Irrenhaus zu schleppen, wenn ich ein armer Teufel gewesen wäre. Nun sage ich mich los vom Geld. Es macht klein und unfrei. Ich habe genug davon. Ich verspüre keine Lust mehr, über andere zu herrschen. Ich glaube nicht mehr an den Kapitalismus."

„Ich aber soll die Last auf mich nehmen, die Sie voll Ekel abschütteln?"

„Sie sind jünger und stärker und besser als ich. Sie haben Pflichten einem Mann gegenüber, der für mich alles geopfert hat."

„Und wenn ich Ihr furchtbares Geschenk ablehne?"

„Dann erinnere ich Sie an ein Wort Pascals, das mir ein tapferes junges Mädel einmal gesagt hat: ‚Ich liebe die irdischen Güter, weil sie uns die Mittel geben, den Armen beizustehen'."

Sie schlug die Hände vor ihr Gesicht.

„Denken Sie, wie vielen Menschen Sie werden helfen können, Ingelene."

„Man kann den Menschen nicht helfen", schluchzte sie.

„Aber Kindern kann man helfen. Kindern kann man Brot und Wissen schenken. Den Kindern müssen Sie helfen, Ingelene."

„Was — was — werden Sie beginnen, Herr Harlander?"

Er antwortete zögernd: „Ich will noch mal von vorn anfangen. Sie dürfen mich ruhig verlachen, Ingelene. Ich will wieder arbeiten wie in meiner Jugend, aber doch ganz anders. Damals arbeitete ich, um recht viel Geld zu machen, jetzt will ich arbeiten, um zu arbeiten und unter den andern zu verschwinden." Seine Augen blickten ruhig und gestillt.

Ein letztes Mal lehnte Ingelene sich auf. „Ich gehe mit Ihnen, Herr Harlander. O lassen Sie mich mit Ihnen gehen!"

Er nahm ihre Hand und streichelte sie. „Ihr Platz ist jetzt bei Eppingen, Ingelene. Sie wissen es. Machen Sie mir den Abschied nicht schwer."

Bitterkeit und Gram lagen um ihren Mund. „Wohin soll ich Ihnen Geld überweisen?"

„Für die nächste Zeit habe ich noch Geld genug. Später brauche ich keins mehr, Ingelene. Da verdiene ich mir schon meinen Lebensunterhalt."

„Das ist doch Wahnsinn!“ rief sie leidenschaftlich und unbedachtsam.

„Vielleicht, aber lassen Sie mich meinen Weg gehen, Ingelene. Wenn ich scheitere, komme ich zu Ihnen nach dem Haus am Muntarütsch und bitte um ein Plätzchen beim Ofen. Das verspreche ich Ihnen.“

„Ihr Wort?“

Er streckte ihr seine Hand entgegen.

„Mein Wort, Ingelene. Aber jetzt wird es Zeit. Eppingen wartet. Sie müssen gehen. Noch eins: Kann ich vielleicht hier übernachten? Ich verlasse beim Morgengrauen das Haus.“

Sie nickte mit verkrampftem Gesicht und führte ihn in das Schlafzimmer ihres verstorbenen Vaters. „Die Schlüssel werfen Sie fort. Die Möbel sind verkauft und werden morgen abgeholt.“

Sie standen einander gegenüber und blickten sich an aus verdunkelten Augen.

„Leben Sie wohl, Ingelene. Alles Glück auf Ihren Weg! Und Dank, herzinnigen Dank für — —“ Seine Stimme zerbröckelte.

Er küßte die Erstarrte auf die Stirn und begleitete sie zur Tür. Man hat mir das Herz zertreten, fühlte Ingelene, während sie die Treppe hinunterwankte.

Es war noch stockfinster, als Harlander aus unruhigem Schlaf auffuhr und das Bett verließ.

In einem halboffenstehenden Schrank entdeckte er alte Jagdanzüge und einen großen Rucksack des Oberstleutnants. Er versuchte eine Joppe, freute sich, daß sie ungefähr paßte, und wählte den unansehnlichsten Anzug für sich aus. Wäsche entnahm er seinem Koffer und verstaute sie im Rucksack. Nachdenklich hielt er lange Zeit die Bruchstücke der Kwannon von Okadera in der Hand.

„Willst du mitkommen, kleine Kwannon? In die Armut, zu den kleinen Leuten?“

Ein zartes Klingen schien der Figur zu entströmen.

Harlander legte die Göttin in den Rucksack und verließ leise das Haus. Fahl und grau zog der Morgen auf. Ländliche Fuhrwerke kreischten der Stadt zu. Frierende Arbeitsmenschen schlichen des Wegs.

Harlander wanderte zum Bahnhof und fuhr aufs Geratewohl in die Mark hinaus. Er hörte die Leute in seinem Abteil vierter Klasse miteinander reden, verstand ihre Sprache, ihr Leid, ihre Kümmernisse und fühlte sich geborgen.

Bei einer kleinen Station ſtieg er aus, aß Geringes in der Wirtſchaft und marſchierte dann auf der Landſtraße tiefer ins Land hinein. Es war ein kalter Tag. In der Luft hing Ahnung von Schnee. Über die nackten Felder ſchritten ernſthaft und würdevoll die Raben. In ſeliger Beglücktheit wanderte Harlander auf heimatlichem Boden, ward ergriffen von der Stille, die über der ungeheuren Ebene ausgebreitet lag, bewunderte jedes rote Fruchtbüſchel, das der Herbſtſturm an den Ebereſchenbäumen übriggelaſſen hatte, und grüßte jede neue Mühle, die am Horizont auftauchte.

Nun wandere ich wieder der Heimat zu, dachte Harlander lächelnd, wie damals, als ich dem Schloſſermeiſter Schmackeit in der Frankfurter Allee davongelaufen und zu Haus mit Prügeln empfangen worden war. Jetzt aber laſſe ich mich nicht mehr verjagen. Jetzt bleibe ich.

Ein Haſe, mit zurückgelegten Löffeln, lief entſetzt über die Straße.

In den Nachmittagsſtunden erreichte Harlander ein ſauberes, ſtattliches Dorf und machte neugierig vor einer offenen Schmiede halt. Ein alter, weißbärtiger Mann ſtand einſam beim hochſchlagenden Feuer und arbeitete.

„Guten Abend, Meiſter", rief Harlander.

Der Alte blickte auf, muſterte mißtrauiſch den Fremden und antwortete karg: „'n Abend och."

Harlander ſah eine Weile ſchweigend der Arbeit zu, dann fragte er: „Braucht Ihr keinen Gehilfen, Meiſter?"

„Was die Jungen ſind, die wollen nich mehr arbeiten."

„Wollt Ihr nicht mich nehmen, Meiſter? Ich bin gelernter Schloſſer."

Der alte Schmied prüfte ihn mit durchdringenden Augen auf Herz und Nieren. „Haſt du nichts ausgefreſſen? Sind deine Papiere in Ordnung?"

„Alles in Ordnung."

„Biſt keiner mehr von den Jüngſten! Wie kommt's, daß du jetzt auf der Landſtraße liegſt?"

„Ich habe im Leben kein Glück gehabt, Meiſter."

Der Schmied blickte ſtumm ins Feuer.

„Was iſt's? Nehmt Ihr mich oder nicht?"

Der Alte überlegte und brummte endlich: „Denn greif mal zu!"

Harlander warf Rucſack und Joppe ab und trat zum Feuer.